

Biblioteka Główna i OINT
Politechniki Wrocławskiej



100100219270

W 22 m

Schlesische Landeskunde

Zum 25 jährigen
Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II.
und zur
Jahrhundertfeier der Befreiungskriege

unter Förderung der Senate
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität und der
Königlichen Technischen Hochschule in Breslau

herausgegeben von

Dr. Fritz Frech und Dr. Franz Kampers,
Professoren an der Universität Breslau

In zwei Abteilungen:
Naturwissenschaftliches — Geschichtliches



Leipzig
Verlag von Veit & Comp.
1913



Friedrich der Große.

Schlesische Landeskunde

Geschichtliche Abteilung

Unter Mitwirkung von

Geh. Konsistorial-Rat Prof. Dr. Arnold, Dozent Dr. Brann,
Provinzial-Konservator Regierungs- und Baurat Dr. Burge-
meister, Senatspräsident Prof. Dr. Engelmann †, Dozent a. d.
Techn. Hochschule Dr. Fischer, Geh. Reg.-Rat Dr. Friedensburg,
Oberlandmeister Hellmich, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Kaufmann,
Prof. Dr. Kinkeldey, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Koch, Privatdoz.
Dr. Laubert, Archivar Dr. Löwe, Bibliothekar Dr. Molsdorf,
Prof. Dr. Rudkowski, Prof. Dr. Seger, Privatdoz. Dr. Seppelt,
Prof. Dr. Siebs, Landrat v. Zastrow, Prof. Dr. Ziektursch

herausgegeben von

Dr. Franz Kampers

Professor an der Universität Breslau

Mit einem Titelbild, 21 Abbildungen im Text, 73 Tafeln
und einem Facsimile.



Leipzig

Verlag von Veit & Comp.

1913



8ms.25513.

351256 L|1

1945 G 232

Druck von Meßger & Wittig in Leipzig

Seiner Majestät
dem Deutschen Kaiser und König von Preußen

Wilhelm II.

unserm Herzog von Schlesien zur
25. Wiederkehr der Thronbesteigung

ehrfurchtsvoll zugeeignet
von den Herausgebern

Vorwort und Einführung

Schlesien, das Land des mittleren Oderlaufes, ist trotz der Zufälligkeiten seiner politischen Begrenzung eine in geographischer und erdgeschichtlicher Hinsicht wohl abgegrenzte Einheit. Überall stellt die Oder das lebendige Rückgrat des Landes dar, mag sie die unter mächtigen jüngeren Ablagerungen verborgenen Ausläufer des sudetischen Hügellandes von der bis Breslau verfolgbaren Fortsetzung der oberschlesischen Platte trennen oder in eigenartigem Zickzacklauf ihren weiteren Weg nach Norden suchen.

Der Mannigfaltigkeit der geologischen und geographischen Gliederung entspricht die Vielgestaltigkeit der Bodenzusammensetzung, welche die Grundlage der Landwirtschaft darstellt, sowie der natürlichen mineralischen Reichtümer, welche die Unterlage für den Betrieb der Steinbruch-, Glas- und Tonindustrie, vor allem aber für Berg- und Hüttenwesen, Elektrotechnik und Maschinenbau bildet.

In meteorologischer Hinsicht bildet Schlesien den Übergang des ozeanischen zum kontinentalen Klima. Tier- und Pflanzenwelt sind ebenfalls vorwiegend mittel-europäisch, aber weisen Anklänge an Osteuropa und selbst an Asien auf.

Die Verwertung der natürlichen Bodenschäze durch Ackerbau, Bergwesen und Industrie hängt von dem Eingreifen des Menschen, d. h. von der Leistungsfähigkeit und Intelligenz der Bewohner ab, und wenn Schlesien in natürlicher Hinsicht ein Übergangsgebiet von Osten nach Westen darstellt, so ist es in volkswirtschaftlicher und historischer Beziehung ein deutsches Kolonialland auf slawischem Untergrund. Nur durch deutsche Tatkraft und Einsicht wurde das Land allmählich auf eine höhere Kulturstufe gehoben. Nieder- und Mittelschlesien war schon am Anfange des Mittelalters im Besitze hoher Kultur; Oberschlesien war dagegen noch zu Friedrich des Großen Zeit ein unbekanntes waldiges „Bergland“, das bei dem Friedensschluß von Klein-Schnellendorf niemand haben wollte und dem noch Goethe Anfang des 19. Jahrhunderts die bekannten Verse widmete. In Oberschlesien ist die Entwicklung des Bergbaus und Hüttenwesens, die eigentlich erst vor einem Jahrhundert begann, seit vier Jahrzehnten in einem an amerikanische Verhältnisse erinnernden Aufschwunge begriffen.

Die in den letzten Bogen des ersten Bandes geschilderte technisch-industrielle Entwicklung beruht, soweit die natürlichen Hilfsmittel in Betracht kommen, auf den gewaltigen Kohlemengen Oberschlesiens; ihre Umsetzung in volkswirtschaftliche Werte ist das Werk der jüngsten machtvoll nach Osten vorschreitenden deutschen Kolonisation.

Aber nicht nur in dem gewaltigen an Amerika gemahnenden Fortschritt technischer Errungenschaften hat das Kolonialland Schlesien dem großen deutschen Vaterlande seinen Dank abgestattet.

Der zweite Band dieser Landeskunde schildert eingehend, wie Schlesien ein Vorwerk deutscher Kultur und Sitte geworden ist, wie es auf allen Gebieten des Wissens und der Künste treulich mitgearbeitet hat, die nationalen Werte zu mehren.

Das ehemalige Herzogtum, von deutscher Ausdauer und Kraft umgewandelt, durfte vor einem Säkulum der Sitz der großen Bewegung gegen den französischen Erbfeind sein. Die Provinz, die durch siebenjähriges Leiden für alle Zeit mit dem Hohenzollernhause verwachsen ist, bot dem Preußenkönige 1813 nicht nur eine Zuflucht, sondern auch die Staffel zum höchsten Ruhme.

In der Zeit großer Erinnerungen erscheint diese Landeskunde als ehrfurchtvollste Huldigung zur Jubelfeier des geliebten Königlichen Schirmherrn Schlesiens.

F. Frech. F. Kampers.

Inhaltsangabe.

	Seite
Vorwort und Einführung (Frech und Kämpfers)	V—VI
Geschichte und Religion.	
I. Urgeschichte (Seger)	1—27
Die ältere und jüngere Steinzeit 1ff.; das Bronzealter 8 ff.; die Eisenzeit 15 ff.; die Germanen in Schlesien 18; die römische Zeit 21; die Völkerwanderungszeit 22; die slawische Zeit 23.	
II. Mittelalterliche Geschichte (Seppelt)	27—59
Die slawische Zeit 27; die Anfänge der deutschen Besiedelung 33; deutsche Dorfsiedlungen 39; deutsche Städtegründungen 41; die Bedeutung der deutschen Besiedelung für Schlesien 45; der Mongoleneinfall 48; die Herzöge des 13. Jahrhunderts 49; die Kämpfe zwischen Staat und Kirche 51; der Verfall der staatlichen Gewalt 53; Schlesien unter den Luxemburgern 54; die Anfänge staatlicher Einigung 57; Litteratur 59.	
III. Neuere Geschichte Schlesiens (Ziekursch)	59—85
Das Werden der österreichischen Großmacht 60; die Begründung der schlesischen Staatseinheit durch Matthias Corvinus 62; das große Privileg von 1498 und die ständische Verfassung Gesamtschlesiens 65; die Entwicklung der Krongewalt unter Ferdinand I. 66; erneuter Machtstreit zwischen Krone und Ständen 69; der Sieg des Absolutismus 71; Schlesiens staatsrechtliche Einheit unter den Habsburgern des 17. Jahrhunderts 73; die friederizianische Staatsverwaltung 76; die Schlesiier und der altpreußische Staat 77; die Überwindung des provinziellen Sondertums in der Reformzeit 80; die Entwicklung des politischen Lebens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 83; Litteratur 84.	
IV. Das Heerwesen (Laubert)	85—97
Der 1. und 2. schlesische Krieg 85; der Siebenjährige Krieg 88; von Hubertusburg bis Tilsit 90; die Freiheitskriege 91; die Friedenszeit 1815—1864 93; die Kriege von 1866 und 1870/71 94; Litteratur 96.	
V. Münzwesen (Friedensburg)	97—107
Die älteste Zeit 97; das spätere Mittelalter 100; die Zeit der Habsburger 101; der Ausgang 104; Tabelle der wichtigsten Gewichts-, Zähl- und Münzwerte 106; Erklärung der Tafeln 107.	

	Seite
VI. Die katholische Kirche in Schlesien (Seppelt)	108—119
Die Anfänge des Christentums 108; die slawische Zeit 110; die Bedeutung der deutschen Kolonisation in kirchlicher Hinsicht 112; die Glanzezeit des Bistums Breslau im 14. Jahrhundert 114; der Niedergang im 15. Jahrhundert 116; die Reformation 117; von der Gegenreformation bis zur Gegenwart 117; Litteratur 119.	
VII. Die evangelische Kirche Schlesiens (Arnold)	120—133
Die Eigenart des schlesischen Protestantismus 120; die Zeit der Vorbereitung und Anbahnung der Reformation 121; die Jahre der Ausbreitung der evangelischen Kirche 123; die Periode der beginnenden Gegenreformation und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges 126; die schwerste Drangalszeit 1654 bis 1706 127; die letzten Jahrzehnte der Habsburgischen Herrschaft 128; die kirchliche Entwicklung unter Friedrich d. Gr. und seinen Nachfolgern bis zum Ende der Befreiungskriege und der Einverleibung der Oberlausitz in Schlesien 129; die neuere Zeit des provinziellen kirchlichen Lebens 129; Litteratur 132.	
VIII. Die Juden in Schlesien (Brann)	133—139
Herkunft der Juden Schlesiens 133; Verfolgungen und Vertreibung der Juden aus ganz Schlesien, außer Glogau und Zülz 134; Entstehung neuer Ansiedlungen seit dem Dreißigjährigen Kriege 136; die neuere Zeit 137; Litteratur 139.	

Gerichtswesen, Verfassung und Volkswirtschaft.

IX. Das Gerichtswesen (Engelmann †)	143—153
Einführung des preußischen Landrechts 143; die Partikularrechte 144; Gliederung der ordentlichen Gerichte 145; die Räumlichkeiten der schlesischen Gerichte 150; Volk und Rechtsprechung in Schlesien 152; Litteratur 153.	
X. Verwaltung (v. Zastrow)	153—160
Provinzialinstanz 153; Regierunginstanz 155; Kreisinstanz 156; Städte, Ortsbehörden 159; Landwirtschafts-, Handels- und Handwerkskammern 159.	
XI. Die Polenfrage (Laubert)	160—168
Die Phasen des nationalen Kampfes 160; die ältere Entwicklung 161; die Polen in Mittelschlesien 163; die Entwicklung in Oberschlesien 163; Bogedains Schulpolitik 164; die polnische Presse 164; Napieralski 165; die wirtschaftliche Organisation 167; Reichstagswahlen und Volkszählung 167; Litteratur 168.	
XII. Schlesische Wirtschaftsgeschichte von der Germanisierung des Landes bis zum 19. Jahrhundert (Bielursch) . .	169—193
Das städtische Wirtschaftsleben im Mittelalter 169; der wirtschaftliche Niedergang der Städte zu Beginn der Neuzeit 172; die agrarische Entwicklung 173; der Gegensatz zwischen Stadt und Land 177; die Leinentheberei 177; Schlesiens Wirtschaftsleben im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 179; die Verschuldung der Rittergüter durch den Siebenjährigen Krieg 181; der Aufschwung der Landwirtschaft im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts 183; die Auflösung des patriarchalischen Verhältnisses auf dem Lande 184;	

die Bauernbefreiung 186; die Umlösung der städtischen Produktionsverhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts 188; die Bedeutung des Eisenbahnbaues für die Volkswirtschaft der Gegenwart 190; Litteratur 192.

XIII. Wirtschaftliche Kultur der Gegenwart (Fischer) 193—223

Begriff der wirtschaftlichen Kultur	193
1. Die wirtschaftlich-kulturellen Voraussetzungen	194
A. Schlesiens Bodenbeschaffenheit	194
B. Bevölkerung	196
C. Das Kulturbedürfnis	198
D. Die geographisch-politische Lage	200
2. Die Ergebnisse der wirtschaftlichen Tätigkeit	201
A. Forst- und Landwirtschaft	201
B. Industrie. — Montanindustrie	207
a) Der Kohlenbergbau	207
b) Die Eisen- und Stahlindustrie	209
Die Textilindustrie	212
Chemische Industrie	217
Keramische Industrie	218
Stein- und Zementindustrie	219
C. Handel	220
D. Soziale Fürsorge	220
E. Folgerungen	221
Litteratur	223

Bildungswesen.

XIV. Das Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen in Schlesien (Molsdorf) 227—246

Handschriften 228; Buchdruck 233; Bibliotheken 239; Litteratur 245.

XV. Das Schulwesen Schlesiens in der Gegenwart (Rudowksi) 246—253

Das Volksschulwesen 246; das höhere Mädchenschulwesen 248; Übersicht über die höheren Schulen am 1. Februar 1888 bzw. 1911 249; Litteratur 253.

XVI. Die Universität (Kaufmann) 254—258

Die Gründung 1811 254; Henrik Steffens 255; Überblick über die Geschichte der Fakultäten 255; die Frequenz der Universität 257; Litteratur 258.

XVII. Schlesische Gelehrte Gesellschaften und Vereine (Loewe) 259—262

Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur 259; Verein für Geschichte Schlesiens 260; Verein für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens 261; Schlesische Gesellschaft für Volkstunde 261; Verein für das Museum schlesischer Altertümer 261; Verein für Geschichte der bildenden Künste 262; Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften 262; Litteratur 262.

Litteratur und Kunst. Volkskunde.		Seite
XVIII. Litteraturgeschichte Schlesiens (Koch)		265—289
Die Mongolschlacht und die heil. Hedwig in der Dichtung 266;		
Herzog Heinrich IV. 267; Hans von Schweinichen 268; Adolf		
Puschmann 268; dramatische Aufführungen 269; biblische Komödien		
270; Renaissancedichtung 270; Martin Opiz und die erste schlesische		
Dichterschule 271; die zweite schlesische Dichterschule 280; das acht-		
zehnte Jahrhundert 281; Musenalmanache, Provinzialsblätter 283;		
die Sänger der Befreiungskriege und die Dichtung des 19. Jahr-		
hunderts 283.		
XIX. Schlesische Kunst (Burgemeister)		290—341
Baukunst. 1. Frühes Mittelalter 290; 2. Späteres Mittelalter		
295; 3. Renaissance 300; 4. Barock 309; 5. Neuklassizismus 318.		
Bildnerei. Gotik 322; Renaissance 326; Barock 328; Neu-		
klassizismus 332.		
Malerei. Gotik 332; Renaissance 335; Barock 337. Litteratur 341.		
XX. Die Musik in Schlesien (Kinkeldey)		342—350
Kirchliche Musik 342; Stadtpfeiferei 345; Musik an den Adels-		
höfen 345; das öffentliche Musikkleben 346.		
XXI. Schlesische Volkskunde (Siebs)		351—393
I. Übergläub. und Sage		352
II. Sitte und Brauch		360
III. Sprache und Dichtung		370
Anhang: Das schlesische Dorf und die schlesische Tracht (Hellmich)		394—410
Register		411—454

Verzeichnis der Tafelabbildungen und Textfiguren.

A. Tafelabbildungen.

- Tafel 1. Fig. 1—8 Gefäße von Ton, Glas und Holz der spätromischen Zeit. S. 22. Fig. 9 Slawischer Burgwall bei Köben a. O. S. 25.
- „ 2. Prospekt von Breslau nach Merian (um 1650). S. 43.
- „ 3. Prospekt von Neiße nach Hartmann Schedel, Liber chronicarum, Nürnberg 1493. S. 44.
- „ 4. Ring Breslau nach Werner (um 1750). S. 45.
- „ 5. Oben links: Heinrich II. S. 48;
rechts: Heinrich IV. S. 50.
Unten: Wasserburg Wohnwitz.
- „ 6. Oben: Holzkirche in Goldmannsdorf. S. 49.
Unten: Holzkirche in Pniow. S. 49.
- „ 7. Links: Markt in Schweidnitz. S. 55.
Rechts: Schloßtorbau in Brieg. S. 68.
- „ 8. Oben: Die Bolkoburg. (Aus: Ludwig Richter, Ansichten von Schlesien.) S. 55.
Unten: Schloßtor zu Liegnitz. S. 68.
- „ 9. Prospekt von Schweidnitz nach Merian (um 1650). S. 55.
- „ 10. Prospekt von Liegnitz nach Merian (um 1650). S. 68.
- „ 11. Familie Rehdiger. (s. a. Buchwesen.)
- „ 12. Links: Kaiser Ferdinand I. (Aus: G. Winter, Geschichte des 30jährigen Krieges. Berlin 1893.) S. 66.
Rechts: Kaiser Ferdinand II. (Aus: G. Winter, Geschichte des 30jährigen Krieges. Berlin 1893.) S. 71.
- „ 13. Schloß in Oels. S. 69.
- „ 14. Oben: Generalfeldmarschall von Blücher. (Aus: E. Werner, Geschichte des Preußischen Staates.) S. 82.
Unten: Ausmarsch der Landwehr. Fries vom Blücherdenkmal. (Aus: E. Werner, Geschichte des Preußischen Staates.) S. 82.
- „ 15. Oben: Boguslaw Friedrich von Tauentzien. (Münzen.) S. 90.
Unten: Friedrich Wilhelm Graf von Goethe. S. 91.
- „ 16. Oben: Hans David Ludwig von York. (Gemälde von Gebauer.) S. 92.
Unten: Feldmarschall Karl Friedrich von Steinmeier. S. 94.

- Tafel 17. Grabdenkmal des Grafen Gehler in der evangelischen Pfarrkirche zu Brieg. (Von Karl Gotthard Langhans.) S. 95.
- „ 18. Oben: Blücher-Denkmal zu Kriebelowitz bei Cottb. S. 96.
Unten: Schloß Kreisau. S. 96.
- „ 19. Verschiedene Münzen. S. 98—101.
1—7. Einseitige Pfennige nach polnischer Art. (Brakteaten).
8. Brakteat mit dem Namen des Herzog Heinrich I.
9—18. Stärkere Brakteaten (aus Böhmen entlehnte Münzsorte).
19. Denar in Glogau geprägt.
20. Denar unter Bolko I. von Schweidnitz geprägt.
21. Denar im Fürstentum Neiße geprägt.
22. Heller in Brakteatform.
23. Heller in Brieg geprägt.
24. Heller in Glogau geprägt.
25 u. 26. Heller in Neiße geprägt.
27. Zweiseitiger Heller in Sagan geprägt.
28. Böhmisches Pfennig aus Glatz.
29. Zweiseitiger Heller in Beuthen geprägt.
30. Heller in Freistadt geprägt.
31. Floren mit der Lilie und dem Täufer.
32. Groschen in Neiße geprägt.
33. Rheinischer Gulden.
- „ 20. Verschiedene Münzen. S. 101—102.
34. Dukaten der Budimanteler Herzöge.
35. Schaumünze.
36. Rheinischer Gulden.
37. Schlesischer Taler vom Markgrafen von Jägerndorf geprägt.
38. Golddukaten.
39. Pfennig von Isaak Meyer in Breslau geprägt.
40. Taler in Breslau geprägt.
41. Taler aus dem Jahre 1540.
42. Münze nach polnischer Art vom Markgraf Hans zu Krosen geprägt.
43 u. 44. Taler vom Herzog von Teschen geprägt.
45. Gulden Taler vom Markgraf von Jägerndorf geprägt.
- „ 21. Verschiedene Münzen. S. 103—105.
46. Vierundzwanziger.
47—53. Kupfermünzen aus der Zeit der Habsburger.
54. Silbergroschen.
55. Klippen von 1621.
56. Niederländischer Taler aus dem Jahre 1650.
57. Kaiserliche Münze in Brieg geprägt.
58. Fünfzehnkreuzerstück.
59. Münze der Herzöge von Liegnitz-Brieg und Wohlau aus dem Jahre 1651.
60. Münze der Luise von Liegnitz.
61. Schaumünze der Oelsener Reihe.
62. Sechs Kreuzerstück.
63. Schautaler.
64. Kupferner Halbkreuzer aus der Zeit Friedrich Wilhelm II.
- „ 22. Der Dom zu Breslau um das Jahr 1750 (nach F. B. Werner). S. 110.
- „ 23. Grabstätte für den Bischof Johannes Roth im Kleinchor des Domes zu Breslau. S. 117.

- Tafel 24. Kloster Leubus. (Photographie S. Göß, Fa. van Delden, Breslau). S. 118.
- „ 25. Oben: Johannes Hessus. S. 120.
Unten: Johannes Crato. S. 126.
- „ 26. Jacob Böhme; Caspar Schwendfeld und Caspar Neumann S. 123 u. 127.
- „ 27. Oben links: Älteste jüdische Grabschrift in Schlesien (d. d. Breslau, 25. Dezember 1246). S. 134;
rechts: Titelblatt des Oelsener Pentateuchs (beendigt am 29. Juli 1530). S. 134.
Unten: Vom jüdischen Friedhof in Böhl. S. 136.
- „ 28. Oben: Von dem jüdischen Friedhof auf der Claassenstraße in Breslau. S. 137.
Unten: Verwaltungsgebäude der Synagogen-Gemeinde in Breslau. S. 138.
- „ 29. Oben: Neue Synagoge am Schweidnitzer Stadtgraben in Breslau. S. 137.
Unten: Synagoge in Kattowitz. S. 138.
- „ 30. Oben links: R. Abraham Tiktin, Oberlandesrabbiner in Breslau (gest. 27. Dezember 1820). S. 138;
rechts: Oberrabbiner Dr. Zacharias Frankel, Direktor des jüdisch-theologischen Seminars in Breslau (30. September 1801 bis 13. Februar 1875). S. 138.
Unten links: Dr. Abraham Geiger, Rabbiner in Breslau, Frankfurt a. M. und Berlin (24. Mai 1810 bis 23. Oktober 1874). S. 138;
rechts: Geh. Reg.-R. Prof. Dr. Ferdinand Cohn (24. Januar 1828 bis 25. Juni 1898). S. 139.
- „ 31. Standbild Johann Gottlieb Svarez in Breslau. S. 151.
- „ 32. Einzug Christi in Jerusalem. Miniatur aus einem Psalterium nocturnum der Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau. (Anf. 13. Jahrh.) S. 228.
- „ 33. Initiale und Schriftprobe aus einem Graduale der Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau. (Anf. 13. Jahrh.) S. 228.
- „ 34. Bau des Klosters zu Trebnitz. Miniatur aus der Hedwigslegende von 1353. (Bibliothek des Ritters von Gutmann-Wien.) S. 230.
- „ 35. Bau des Klosters zu Trebnitz. Federzeichnung aus der Hedwigslegende von 1451. (Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau). S. 232.
- „ 36. Einzug der Königin Isabella von Sizilien in Paris. Miniatur der Froissart-Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek; (um 1468). S. 232.
- „ 37. Lederschnitt-Einband einer Handschrift von 1426 aus dem ehem. Kloster Rauden in Oberschlesien. (Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau.) S. 233.
- „ 38. Schlusschrift aus Caspar Elyans Druck der Statuta synodalia von 1475. (Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau.) S. 233.
- „ 39. Bruchstück einer mittelalterlichen Bibliothek zu Goldberg i. Schl. S. 239.
- „ 40. Oben links: Martin Opitz. S. 272.
rechts: Andreas Gryphius. S. 278.
Unten links: Christian Günther. S. 280.
rechts: Joseph von Eichendorff. S. 284.
- „ 41. Oben: Karl von Holtei. S. 285.
Unten: Gustav Freytag. S. 288.
- „ 42. Portal an der Maria-Magdalenenkirche in Breslau. S. 290.
- „ 43. Chor des Domes in Breslau. S. 293.
- „ 44. Kreuzkirche in Breslau. S. 295.
- „ 45. Peter- und Paulskirche in Görlitz. S. 298.
- „ 46. Rathaus in Breslau. S. 299.
- „ 47. Schönhof in Görlitz. S. 304.
- „ 48. Rathaus in Görlitz. S. 306.
- „ 49. Nordwestecke des Rings in Breslau. S. 308.

- Tafel 50. Kanzel der Maria-Magdalenenkirche in Breslau. S. 308.
 „ 51. Kämmereigebäude in Neiße. S. 309.
 „ 52. Elisabethkapelle am Dome in Breslau. S. 312.
 „ 53. Matthiaskirche in Breslau. S. 312.
 „ 54. Universität in Breslau. S. 314.
 „ 55. Aula Leopoldina der Universität in Breslau. S. 314.
 „ 56. Marienkirche zu Grüssau. S. 316.
 „ 57. Marienaltar in Görlitz. S. 325.
 „ 58. Barbaraaltar in Breslau. S. 334.
 „ 59. Deckengemälde der Marienkirche in Grüssau. S. 340.
 „ 60. Sprachkarte der Provinz Schlesien unter Benutzung der Angaben v. Unwerth's entworfen von Theodor Siebs. S. 370.
 „ 61. Übersichtskarte der Schlesischen Reihendorfer. S. 397.
 „ 62. Oben: Abb. 1 Giebel-Vorhallenhaus. Schertendorf, Kr. Grünberg. (Sammlung Max Hellmich.) S. 400.
 Unten: Abb. 2 Niederschlesisches Tieflandshaus. Schosnose, Kr. Grünberg. (Sammlung Max Hellmich.) S. 400.
 „ 63. Oben: Abb. 3. Mittelschlesisches Tieflandshaus. Jägerndorf, Kr. Brieg. (Bes. Just). (Sammlung Max Hellmich.) S. 401.
 Unten: Abb. 4. Oberschlesisches Tieflandshaus. Schönwald, Kr. Gleiwitz. (Aus Gusinde, Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien.) S. 401.
 „ 64. Mittelgebirgshaus der Ober-Lausitz. Neula, Kr. Rothenburg. S. 402.
 Rechts: Abb. 5. Wohnhaus; links: Abb. 6. Wirtschaftsgebäude. (Aus der Studienmappe des Museumsdirektors Feyerabend, Görlitz.)
 „ 65. Abb. 7. Städtische Laubenhäuser der Oberlausitzer Hausform vom Marktplatz in Schönberg, Kr. Lauban. S. 402.
 „ 66. Oben: Abb. 8. Mittelgebirgshaus des Bober-, Käsbach- und Weistritz-Gebietes. Peterwitz, Kr. Jauer. (Sammlung Max Hellmich.) S. 402.
 Unten: Abb. 9. Mittelgebirgshaus der Grafschaft Glatz. Lewin, Kr. Glatz. S. 403.
 „ 67. Links: Abb. 10. Stube eines Mittelgebirgshauses aus dem Jahre 1612. Ober-Langenau, Kr. Habelschwerdt. (Sammlung Max Hellmich.) S. 393.
 Rechts: Abb. 11. Leuchtkaamin eines mittelschlesischen Tieflandshauses. Stoberau, Kr. Brieg. (Sammlung Max Hellmich.) S. 393
 „ 68. Sonntagstrachten im Kreise Grünberg. (Sammlung Max Hellmich.)
 Links: Abb. 12. Tracht aus Schosnose. S. 405. Rechts: Abb. 13. Tracht aus Polnisch-Nettkow. S. 405.
 „ 69. Abb. 14 u. 15. Alte Bienenstöcke in Höfel, Kr. Löwenberg; Muster alter Bauerntrachten. (Sammlung Max Hellmich.) S. 406.
 „ 70. Trachten aus Herzogswaldau, Kr. Jauer. (Nach der Scholz'schen Sammlung im Museum zu Breslau.) S. 406.
 Abb. 16. Kirchentracht; Abb. 17. Hochzeitsbitter; Abb. 18. Werktagstracht; Abb. 19. Kirchentracht.
 „ 71. Oben: Abb. 20. Gesteifte Miederläge. Kr. Neiße (um 1800). (Aus dem Schlesischen Kunstgewerbe- und Altertums-Museum zu Breslau.) S. 407.
 Unten: Schlesische Hauben. (Aus dem Schlesischen Kunstgewerbe- und Altertums-Museum zu Breslau.) S. 408.
 Abb. 21. Spangenhaube. Kr. Frankenstein. Abb. 22. Barthhaube. Kr. Bunzlau.
 Abb. 23. Schnurgucke. Kr. Volkenhain.
 „ 72. Schlesische Hauben. (Aus dem Schlesischen Kunstgewerbe- und Altertumsmuseum zu Breslau.) S. 407 und 408.

Oben: Abb. 24. Tressenkappe. Kr. Schönau. Abb. 25. Barthaube. Kr. Schönau.
Abb. 26. Kräuterhaube. Kr. Breslau.

Unten: Abb. 27. Schmelzkappe. Kr. Hirschberg. Abb. 28. Pelzhaube. Kr. Neiße. Abb. 29. Kräuterhaube. Kr. Breslau.

Tafel 73. Oben: Abb. 30 und 31. Trachten aus Salzbrunn (um 1860). S. 408.

Unten: Abb. 32 und 33. Trachten aus Schönwald, Kr. Gleiwitz. (Aus Gusinde, Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien.) S. 409.

B. Abbildungen im Text.

Titelbild: Friedrich der Große.

- Abb. 1.** Funde aus der jüngeren Steinzeit. S. 3.
1. Beinpriemen. 2. Knochen-Schmuckstück. 3. Hirschhornaxt. 4. Flachbeil. 5. Querbeil. 6. Zerbrochene Steinaxt mit angefangener Bohrung. 6a. Bohrzapfen. 7. Arbeitsart mit Sägeschnitt. 8. Kernstück aus Feuerstein. 9—13. Messer, Schaber, Säge und Pfeilspitzen aus Feuerstein. 14. Spinnwirtel aus Ton. 15. Handmühle aus Granit. 16. Durchschnitt einer Wohngrube und Abfallgrube. 17. Teilansicht eines Skeletts mit Kupferschmuck.
- „ 2. Tonwaren aus der jüngeren Steinzeit. Donauländische Kultur. S. 5.
1. Verzierter Krug. 2. Fußschale. 3. Scherben mit Vogenornament. 4. Scherben mit Zickzackband. 5. Vase von Bischanz. 6. Torso einer weiblichen Figur.
- „ 3. Funde aus der jüngeren Steinzeit. Nordische Kultur. S. 7.
1. Grab mit Steinsezung und Bernsteinperlen. 2. und 3. Streitaxte. 4.—6. Didnadiiges Beil, Lanzen spitze und Dolch aus Feuerstein. 7. Kragenflasche. 8. Verzierter Becher. 9. Becher mit Schnurverzierung.
- „ 4. Funde aus der frühen Bronzezeit. S. 9.
1. Kupferbeil. 2. Bronzeaxt. 3. Bronzedolch. 4. Halsring. 5. Ringsförmiger Bronzearren. 6. Doppelknopf. 7. Lockring aus Doppeldraht. 8. Halskette mit Bernsteinperlen. 9.—11. Gewandnadeln. 12. Ohrring. 13. Armspirale aus Golddraht. 14. u. 15. Tongefäße.
- „ 5. Funde aus der älteren Bronzezeit. S. 11.
1. Durchschnitt und Grundriss eines Hügelgrabs. 2. Absatzaxt. 3. Lappenaxt. 4. und 5. Bronzeschwerter. 6. Pfeilspitze. 7. Streitaxt. 8.—10. Artringe. 11. bis 14. Schmucknadeln. 15. Speer spitze.
- „ 6. Tongefäße aus Urnenfriedhöfen. S. 12.
1.—3. Ältere Bronzezeit. 4.—6. Jüngere Bronzezeit. 7.—11. Älteste Eisenzeit. (8. Vase mit aufgesetzten Vögeln. 9. Schildkrötenvase. 10. Urne mit Hirschjagd. 11. Vase mit Sonne und Hakenkreuzen.)
- „ 7. Funde aus der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit. S. 14.
1. Rasiermesser. 2. Große Brustspange. 3. Tüllenmeißel. 4. Tüllenaxt. 5. Bronzefüse. 6. Dreirädriges Wägelchen mit aufgesetzten Vögeln. 7. Gerippter Bronzemer. 8. Gußform für eine Axt. 9. Sichel. 10. Pferdegebiß und Beschläge. 11. Bronzeschwert.
- „ 8. Funde aus der ältesten Eisenzeit. S. 15.
1. Eisenschwert mit Bronzeknauf. 2. Lanzen spitze. 3. Messer. 4. Sprossenaxt. 5. Tüllenaxt. 6. Pferdegebiß. 7. Eiserner Halsring. 8. Bronzener Artring. 9. Bronzener Halsring. 10. Bronzenes Armband.
- „ 9. Funde aus der vorrömischen Eisenzeit. S. 16.
1. Gesichtsurne aus einem früh-germanischen Steinlistengrabe. 2.—5. Bronzeschmuck und Tongefäße in Dreh Scheibenarbeit aus einem keltischen Skelettgrabe.

- Abb. 10. Funde vom Ende der vorrömischen Eisenzeit. S. 17.
 1. Schere. 2. Zusammengebogenes Schwert. 3. Zugehörige Scheide. 4. Verbogene Lanzenspitze. 5. Schildbügel. 6. Gürtelschnallen. 7. Messer. 8. Haarzange. 9. Gewandnadel (Fibel).
- „ 11. Funde der frührömischen Zeit (Grabfund von Wichulla). S. 19.
 1. Schöpfgefäß aus Bronze. 2. Silberne Trinkschale. 3. Bronzecimer.
- „ 12. Germanische Grabfunde aus der römischen Kaiserzeit. S. 20.
 1. und 2. Speerspitzen. 3. Schildbügel. 4. Bronzefibel. 5. Tongefäß mit Mäandermuster. 6. Bronzeschere. 7. Schlüssel. 8.—10. Perlen aus Gold, Glas und Bernstein.
- „ 13. Funde der spätromischen Zeit. (Gräber von Sacrau.) S. 21.
 1. Bronzener Vierfuß (Tischgestell). 2. Bacchuskopf vom Vierfuß. 3. Goldener Ohrlöffel. 4. Goldener Fingerring. 5. Silberne Dreitollenfibel. 6. Römische Goldmünze. 7. Silberne vergoldete Gürtelschnalle mit eingeseztem Karneol. 8. Goldene Haarzange.
- „ 14. Funde aus der Völkerwanderungszeit. S. 22.
 1. Eiserne Lanzenspitze. 2. Bronzegefäß. 3. Der Goldring von Ransern.
- „ 15. Funde aus der slawischen Zeit. S. 24.
 1. Fingerring. 2. und 3. Schläfenringe aus Bronze. 4. Kette aus Flußspat-Perlen. 5. und 6. Schmuckfachen aus Silber. 7. Wendenpfennig. 8. Messer. 9. Pflugschar. 10. Sichel. 11. Backschale aus Eisen. 12. Mühlstein. 13. und 14. Tongefäße. 15. und 16. Bodenstempel von Tongefäßen.
- „ 16. Plan zur Schlacht bei Mollwitz. (Aus: Graf Schlieffen, Friedrich der Große.) S. 86.
- „ 17. Plan zur Schlacht bei Leuthen. (Aus: Graf Schlieffen, Friedrich der Große.) S. 89.
- „ 18. Älteste schlesische Münze. „Ein Pfennig.“ S. 98.
- „ 19. Exlibris des Kaiserlichen Rats Franz Gottfried Troilo auf Lestot. S. 231.
- „ 20. Schlussschrift von Baumgartens Druck der Hedwigslegende von 1504 mit dessen Druckerzeichen. (Königl. und Univ.-Bibliothek Breslau.) S. 235.
- „ 21. Einfall der Mongolen. Holzschnitt aus Baumgartens Druck der Hedwigslegende von 1504. (Königl. und Univ.-Bibliothek Breslau.) S. 236.

Geschichte und Religion

I.

Urgeschichte.

Von Prof. Dr. Hans Seger-Breslau.

Die urkundlich beglaubigte Geschichte reicht in Schlesien nicht über das Jahr 1000 n. Chr. zurück. Der vorhergehende Zeitraum gehört der Urgeschichte an. Ihre Zeugnisse sind die Funde, hauptsächlich Gerätschaften und Waffen, die von ihren einstigen Besitzern entweder zufällig verloren oder in irgend einer Absicht der Erde anvertraut worden sind. Sie geben uns zwar keinen Aufschluß über bestimmte Ereignisse und Personen, wohl aber läßt sich aus ihnen ein Bild der allgemeinen Kulturverhältnisse gewinnen. Durch sorgfältige Vergleiche hat man ferner eine Reihe von Entwicklungsstufen unterscheiden gelernt und schließlich eine förmliche Chronologie der Vorgeschichte aufgestellt, in deren Grenzen eine ziemlich sichere Datierung der Funde möglich ist. Nach den vornehmlich verwendeten Rohstoffen teilt man die Urgeschichte ein in ein Stein-, Bronze- und Eisenalter. Das Steinalter wird wieder in ein älteres und ein jüngeres geschieden.

Der Mensch des älteren Steinalters häufte in Höhlen und unter überhängenden Felsdächern und nährte sich von der Jagd auf Wildrinder, Wildpferde, Rentiere, Mammute und andere heute zum Teil ausgestorbene oder in andere Gegenden ausgewanderte Tiere. Als Werkzeugmaterial dienten ihm außer organischen Stoffen besonders der Feuerstein, dem er durch bloßes Behauen, noch nicht durch Zuschleifen, die zweckdienliche Form gab. Die ältesten Werkzeuge sind grob zugeschlagene mandelförmige Faustteile, mit einer Schärfe versehen und zu allen möglichen Verrichtungen verwendbar. Allmählich verfeinert sich die Industrie. Die Steingeräte werden mannigfacher und regelmäßiger und neben sie treten sorgfältig gearbeitete Horn- und Beingeräte, wie Nähnadeln, Speerspitzen, Harpunen u. dgl. In diese Zeit fallen auch die merkwürdigen Schnitzarbeiten und Felsenzeichnungen, die namentlich aus südfranzösischen und spanischen Höhlen bekannt geworden sind. Sie stellen Jagdtiere, seltener Menschen dar und sind oft von überraschender Naturtreue.

Wennschon die altsteinzeitliche oder paläolithische Kultur in Westeuropa ihre höchste Blüte erreichte, so war sie doch auch im übrigen Europa weit verbreitet. So ist Mähren reich an Fundstellen aus der Mammut- und Rentierzeit, und gleichermaßen ist das Höhlengebiet des Jurakalkes in der Umgebung von Krakau äußerst ergiebig an Überresten der verschiedenen Perioden. Für uns besitzen diese Fundstationen wegen ihrer nachbarlichen Lage ein besonderes Interesse: es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß von dort der Mensch auf seinen Streifzügen auch nach Schlesien vorgedrungen ist. An direkten Beweisen dafür mangelt es

allerdings bisher. Der einzige gut beglaubigte Fund sind drei bearbeitete Hirschgeweihstangen aus einer diluvialen Kiessschicht bei Mondschütz, Kreis Wohlau, die ursprünglich wohl Spitzhaken vorgestellt haben und ihrer Form und Lagerstätte nach der jüngsten paläolithischen Stufe angehört haben. Derartige Funde mögen bei Erdbewegungen öfters gemacht werden, doch, solange sie vereinzelt bleiben, infolge ihres unscheinbaren Aussehens der Beachtung leicht entgehen. Die Aussicht aber, daß man, wie in den genannten Ländern, auf umfangreiche Ablagerungen stoßen könnte, ist in unserer Provinz gering, weil die Voraussetzung zur Bildung und Erhaltung größerer Kulturschichten, bewohnbare Höhlen, hier fast gänzlich fehlt.

Eine dauernde Besiedlung ist erst in der jüngeren Steinzeit nachzuweisen. Der neolithische Mensch war kein Wilder mehr. Er führte eine sesshafte Lebensweise, er besaß die wichtigsten Haustiere, baute verschiedene Getreidearten an und verstand die Kunst des Spinnens und Webens. Er war Meister in der Bearbeitung des Feuersteins und anderer Gesteine. Er fertigte zierliche Tongefäße und versah sie mit geschmackvollen Mustern. Er unterhielt weitreichende Handelsverbindungen, hatte gewisse religiöse Vorstellungen und begrub seine Toten mit großer Pietät. Mit vollem Rechte hat man daher gesagt, daß in dieser und in keiner anderen Periode die ersten Grundlagen der europäischen Zivilisation geschaffen, die Wurzeln der bäuerlichen Besiedlung unseres Kontinents gelegt worden seien.

Abb. 1. Bei der Beurteilung so weit zurückliegender Zustände muß man sich stets vor Augen halten, daß nur ein verschwindend kleiner Bruchteil des damaligen Kulturbesitzes auf uns gekommen ist. Selbst von den Gegenständen des täglichen Gebrauchs konnten sich nur diejenigen erhalten, die dem zerstörenden Einfluß der Atmosphärierilien genügenden Widerstand boten. Alle Gewebe und Gespinnste, alle Flechtarbeiten, alle Gerätschaften aus Holz sind, wenigstens in unseren Gegenden, bis auf geringfügige Reste zugrunde gegangen. Etwas besser steht es mit den Erzeugnissen aus harter tierischer Substanz: aus Horn und Knochen gefertigte Äxte, Haken, Pfriemen, Nadeln, Gläteinstrumente, Schmuckstücke u. dgl. sind in unseren Funden keine Seltenheit. Indessen bietet das Studium der steinzeitlichen Alttümmer einen Vorteil gegenüber allen späteren Perioden der Vorzeit: das hauptsächlich verwendete Werkzeugmaterial, der Stein, ist nicht bloß seiner natürlichen Beschaffenheit nach sozusagen unvergänglich, sondern die daraus hergestellten Geräte sind auch nicht, wie es bei Metallsachen zu geschehen pflegte, zwecks neuer Verwertung des Stoffes vom Menschen vernichtet worden. So kommt es, daß wir gerade über die handwerkliche Tätigkeit der ältesten Zeit verhältnismäßig gute Aufschlüsse besitzen.

Das wichtigste Werkzeug war das Beil. Es war stets geschliffen und in der Weise geschäftet, wie es einzelne im Seeschlamm der Pfahlbauten und dänischen Torfmooren gefundene Exemplare erkennen lassen. Neben der flachen Form, die in einem gespaltenen oder durchbohrten Schafte befestigt wurde, treten schon frühzeitig die dicken, mit einem runden Schaftloch versehenen Äxte auf. Beide Arten zerfallen wieder in Gradbeile, mit senkrecht stehender Schneide, und in Querbeile, bei denen die Schneide nach der Art unserer Haken wagerecht zum Schafte lag. Beile mit schmaler Schneide werden als Meißel betrachtet. Die meisten Beile und Äxte haben als Arbeitsgeräte, besonders zur Holzbearbeitung gedient.

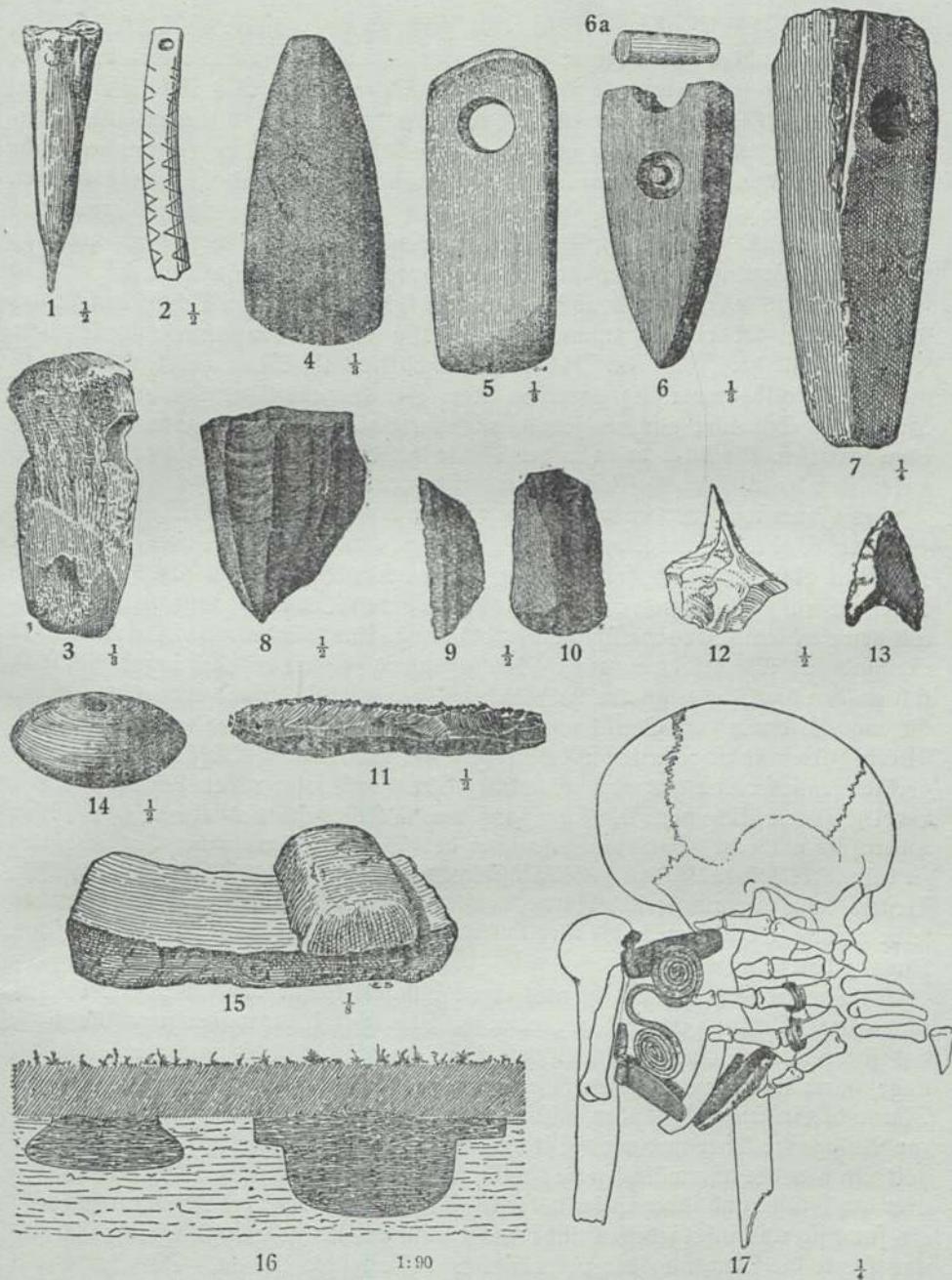


Abb. 1. Funde aus der jüngeren Steinzeit.

1. Beinpriemen. 2. Knochen-Schmuckstück. 3. Hirschhornart. 4. Flachbeil. 5. Querbeil. 6. Zerbrochene Steinart mit angefangener Bohrung. 6a. Bohrzapfen. 7. Arbeitsart mit Sägeschnitt. 8. Kernstück aus Feuerstein. 9—13. Messer, Schaber, Säge und Pfeilspitzen aus Feuerstein. 14. Spinnwirtel aus Ton. 15. Handmühle aus Granit. 16. Durchschnitt einer Wohngrube und Abfallgrube. 17. Teilaussicht eines Skeletts mit Kupferschmuck.

Daher sind sie häufig abgenutzt, schartig, zerbrochen oder neu geschärt. Die zu Waffen bestimmten sind dagegen gewöhnlich gut erhalten und überdies durch eine sorgfältige und selbst elegante Ausführung ausgezeichnet. Als Rohstoff wurden neben den anstehenden Felsarten, besonders dem Serpentin, die allenthalben verbreiteten und von der Natur oft schon passend vorgeformten Diluvialgeschiebe benutzt. Fand man keine unmittelbar verwendbaren Stücke, so zersägte man größere Steine mit Hilfe von scharfem Sande und eines Brettchens oder eines Feuersteinspans. Die hierdurch hervorgerufenen Sägeschnitte sind an manchen Exemplaren noch wohl erkennbar. Hierauf brachte man das Stück durch Behauen in die gewünschte Form und vollendete es schließlich durch den Schliff auf flachen Steinplatten, wobei wiederum Sand und Wasser die Hauptarbeit verrichteten. Dasselbe war der Fall beim Bohren des Schaftloches. Man meinte früher, daß hierzu Metallbohrer nötig gewesen seien. Im Gegenteil genügt ein einfacher Holzstock. Schneller ging es jedoch mit einem röhrenförmigen Stabe aus Holz oder Knochen. Es blieb dann in der Mitte der Vertiefung ein zylindrischer Kern stehen, der leicht herausgeschlagen werden konnte.

Aus Feuerstein wurden vor allem die Spanwerkzeuge, wie Messer, Sägen, Schaber, Bohrer, Stichel und Pfeilspitzen gewonnen, die man von einem dicken Kernstück abspaltete und, soweit nötig, an den Kanten zustützte. Der Bedarf an dieser sich rasch abnützenden und leicht verlierbaren Kleinware muß sehr beträchtlich gewesen sein. Ihre Herstellung erforderte geübte Hände und ein nicht überall vorhandenes Material von guter Beschaffenheit. Es ist deshalb begreiflich, daß sich an den hierfür geeigneten Plätzen eine förmliche Industrie entwickelte, deren Erzeugnisse durch den Tauschhandel über das Land verbreitet wurden. Solche Werkstätten mit ungeheuren Massen von Kernstücken und Abfällen und Flintgeräten jeglicher Art hat man inmitten zahlreicher Wohngruben bei der Kolonie Ottitz, südwestlich von Ratibor, auf den Talrändern des ehemaligen linken Oderufers entdeckt. Für die Bedeutung des Betriebes spricht die Tatsache, daß zu besonders feinen Instrumenten Obsidian verarbeitet wurde. Dieses vulkanische Gestein kann nur aus weiter Ferne bezogen worden sein, und zwar bietet sich als seine nächste Bezugsquelle die Trachykette des Tokay Hegyhala im nordöstlichen Ungarn dar.

Die Ottitzer Fundstelle gibt uns einen Fingerzeig, in welcher Weise die anfängliche Besiedlung vor sich gegangen ist. Jene Talränder waren durch die Nähe des fischreichen Stromes, durch ihre hohe, vor Überschwemmungen geschützte Lage, durch ihre mannigfachen Windungen und Abzweigungen und die plastische Natur des in steilen Wänden anstehenden Lössbodens zu einer Niederlassung und zur Anlage trockener und windgeschützter Wohnungen wie geschaffen. Es wiederholt sich hier die allerwärts gemachte Erfahrung: zuerst hat man die alten Hochufer der Flüsse und ihrer Seitentäler in Besitz genommen, die Niederungen aber als sumpfig und infolgedessen nicht kulturfähig gemieden. Die Wasserläufe zeigen uns somit die Richtung der ursprünglichen Verkehrswege an. Daneben spielte selbstverständlich auch die Rücksicht auf den Feldbau und die Viehhaltung eine Rolle. Wie in Oberschlesien der fruchtbare Löß, so wurde in Mittelschlesien die schwarze Erde bevorzugt, welche die weite waldfreie Ebene südwärts von Breslau bis zum Zobten bedeckt. Hier bedurfte es keiner Rodearbeit, hier war natürliches Weideland, und das lockere Erdreich war auch für primitive Ackergeräte zu

bewältigen. Hier sind denn auch die zahlreichsten und ergiebigsten Funde aus der Steinzeit zum Vorschein gekommen.

Die Ansiedlungen hatten dorffartigen Charakter. Die dichtgedrängten Hütten waren über runden oder ovalen Bodenvertiefungen errichtet und mit Wänden aus Spaltholz, Rutengeflecht und Lehm versehen. Zu jeder Wohnung gehörte eine Herdstelle und eine oder mehrere Abfallgruben. Auch Vorratsräume und Wasserlöcher waren vorhanden. In diesen Gruben und in der Umgebung der Hütten finden sich Reste des Hausrats und Abfälle aller Art, namentlich Scherben vom Kochgeschirr, Feuersteinspäne, zerbrochene Gerätschaften, Tierknochen, Ge-

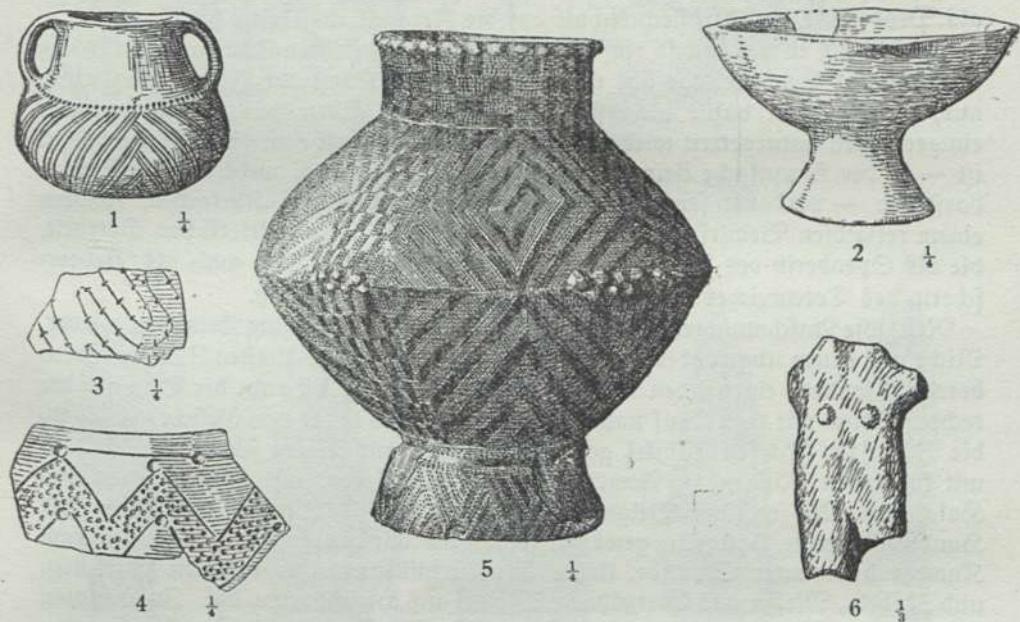


Abb. 2. Tonwaren aus der jüngeren Steinzeit.
Donauländische Kultur.

1. Verzierter Krug. 2. Fußschale. 3. Scherben mit Bogenornament. 4. Scherben mit Säbelform. 5. Vase von Bischanz. 6. Torso einer weiblichen Figur.

weihstücke, Muschelschalen usw. Wir erhalten dadurch manchen wertvollen Aufschluß über die Lebensweise jener Leute. Hirsch, Reh, Hase, Wildschwein und der wilde Uir wurden eifrig gejagt. An Haustieren besaß man zweierlei Rinder, das Schaf und das Schwein, hingegen noch nicht das Pferd. Zwei Hunderassen, eine kleine spitzartige und eine größere windhundähnliche, scheinen sich in die Aufgaben der Bewachung des Hauses und der Jagd geteilt zu haben. Von der Ausübung des Ackerbaues zeugen die Abdrücke von Getreidekörnern und Samen im Ton der Gefäße und Lehmverputz der Wände, sowie die nicht selten vorkommenden steinernen Handmühlsteine, von der Kenntnis der Textilkunst die tönernen Spinnwirtel und Webgewichte. Unter den Tongefäßen fallen besonders zwei Gattungen ins Auge. Die eine umfaßt ovalförmige Schalen auf einem hohen, röhrenförmigen Standfuß, die unterhalb des Randes meist mit Schnüren,

nasenartigen Vorsprüngen, flachrunden Buckeln oder Knöpfen versehen, sonst aber unverziert sind. Eben solche Schalen gibt es auch ohne Fuß. Den zweiten Haupttypus bilden Krüge mit kugeligem Bauch, eingezogenem Halse und zwei Henkeln. Bei ihnen ist der Unterteil fast immer reich dekoriert durch eingeschnittene schräge oder senkrechte Linien, eingestochene Grübchen und Punktreihen. Andere Gefäße sind mit bogenförmigen oder winkelig gebrochenen Bändern oder mit dicht aneinander gereihten Strichgruppen verziert, welche mittels eines Rollstempels oder gezähnten Rädchen eingeritzt und zu den mannigfachsten Mustern vereinigt sind. Ein vielbewundertes Beispiel dieser Gattung, vielleicht das schönste steinzeitliche Gefäß überhaupt, ist die Vase von Bschanz, Kreis Wohlau; sie dient zugleich als Probe, wie die Keramik eingewirkt hat.

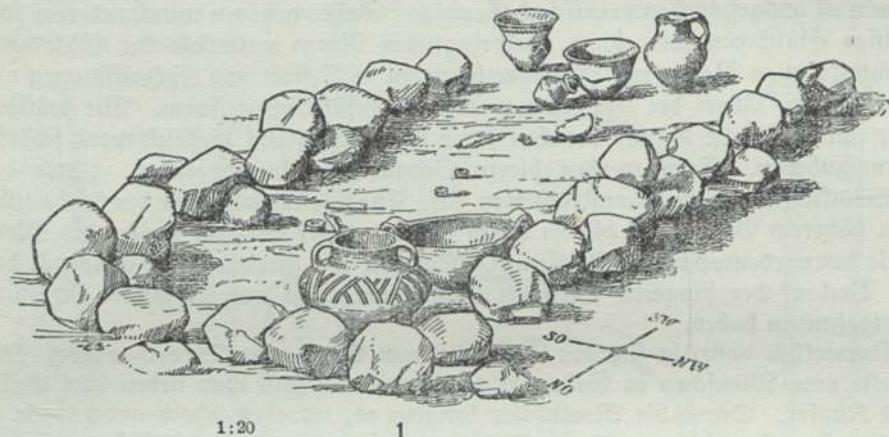
Spricht sich in den mit so einfachen Mitteln hergestellten Tonwaren umstreitig ein gesundes Schönheitsgefühl und eine wirkliche Kunst der Flächenverzierung aus, so war man dafür außerstande, Bilder von Menschen und Tieren nur einigermaßen naturgetreu wiederzugeben. Was an Versuchen dieser Art erhalten ist — in der Hauptsache kleine, überaus rohe Tonfigürchen, welche nackte Frauen darstellen — veranlaßt seine Entstehung sicher nicht einem ästhetischen, sondern einem religiösen Bedürfnis. Es sind das Abbilder einer mütterlichen Gottheit, die als Spenderin des Lebens und der Fruchtbarkeit, zugleich auch als Beherrscherin des Totenreiches eine weitverbreitete Verehrung genoß.

Religiöse Anschauungen spiegeln sich auch in den Bestattungsbräuchen wieder. Nicht auf einem abgesonderten Friedhöfe hat man in der ältesten Zeit die Toten beerdigt, sondern einen jeden bei seiner Behausung. Meist ruht der Tote auf der rechten Seite, mit dem Kopf nach Süden, die Hände unter das Gesicht geschoben, die Beine im scharfen Winkel gebeugt, angetan mit seinem schönsten Schmuck, mit kupfernen Ringen an Armen, Fingern und Zehen, mit Ohrgehängen und Halsketten. An sonstigen Beigaben begegnen außer Pfeilspitzen nur Acker- und Handwerksgeräte, halbseitig gewölbte Flachbeile mit quergestellter, also nicht zum Kampfe bestimmter Schneide, kleine Feuersteininstrumente, beinerne Pfriemen und Nadeln, Messer aus Eberzähnen, Meißel aus Hirschhorn u. dgl. Zu Häupten stehen in der Regel zwei oder drei Tongefäße für Speise und Trank. Einzelne zerstreut liegende Scherben und Tierknochen dürften als Reste des Totenmahles anzusehen sein. Auch ganze Tiere hat man den Toten geopfert. In Jordansmühl fanden sich einmal in einer mit Steinen umseckten Grube ein junges Wildrind, mehrere Hunde, Schafe und Schweine und obenauf die Gebeine eines achtjährigen Kindes. Offenbar glaubte man, daß der Verstorbene sein irdisches Dasein im wesentlichen unverändert fortfesse und daß er deshalb mit allem versehen werden müsse, was zur Leibes Notdurft und Nahrung im Leben gehörte. Dass dabei neben der natürlichen Pietät auch die abergläubische Furcht vor der drohenden Wiederkehr des Totengeistes mitwirkte, ersehen wir aus der eigentümlichen Stellung der Gliedmaßen in manchen Gräbern: um das Auftreten zu verhindern, hat man sie gewaltsam zusammengeschürt.

Im ganzen zeigt die Kultur dieser Dörfler enge Beziehungen zu denjenigen der Donauländer, und es kann als ausgemacht gelten, daß Schlesien seine ersten Kolonisten von dort empfangen hat. Nach Süden weist die Form der Siedlungen und der Wohnanlagen, weisen die Tongefäße und ihre Verzierungen, die Obsidiangeräte und kupfernen Schmucksachen, die weiblichen Idole und der Totenkult.

Dort wird man wohl auch die nächsten Verwandten der kleinwüchsigen Rasse zu suchen haben, die den Grundstock der Bevölkerung bildete.

Aber auch von der entgegengesetzten Seite her machen sich starke Einflüsse bemerkbar. Wir lernen sie vornehmlich aus etwas späteren Gräbern kennen, die in Abb. 3.



1:20

1

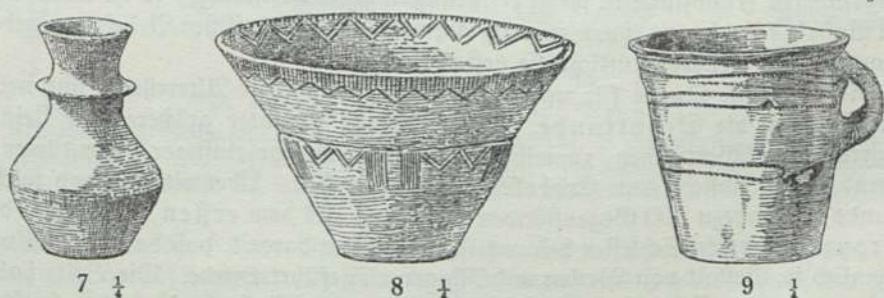
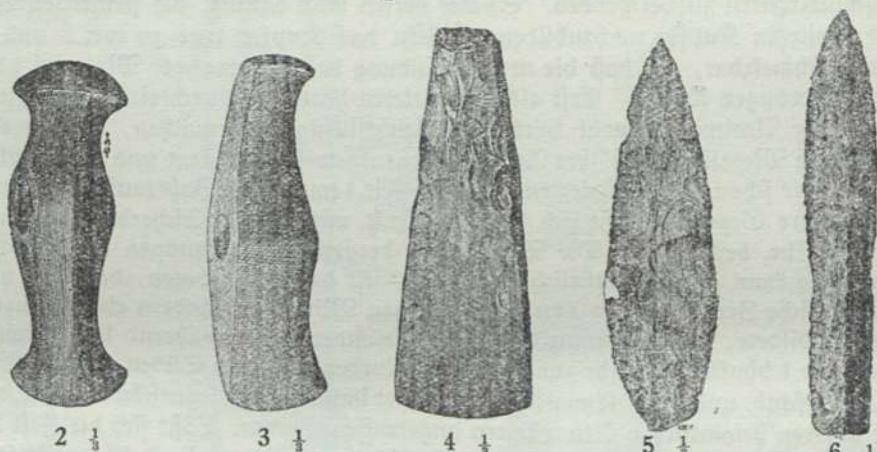


Abb. 3. Funde aus der jüngeren Steinzeit. Nordische Kultur.

1. Grab mit Steinsetzung und Bernsteinperlen.
2. u. 3. Streitärte.
- 4—6. Dicknackiges Beil, Lanzenspitze und Dolch aus Feuerstein.
7. Krugflasche.
8. Verzierter Becher.
9. Becher mit Schnurverzierung.

ihrer Ausstattung von den eben beschriebenen grundverschieden sind. Die Männergräber enthalten durchweg Waffen, schön gearbeitete Streitäxte und Feuerstein-Speerspitzen oder Dolche, niemals Geräte der bäuerlichen Bodenbearbeitung oder des feinfeinen Handwerks. Die Tongefäße, zumeist aus Frauengräbern, haben zum Teil ausgesprochen nordisches Gepräge. Dahin gehören unter anderem eng-halsige Fläschchen mit einem vorspringenden Ringe unterhalb der Mündung, trichterförmige Becher mit Randverzierungen in Gestalt von Zickzackräumen und eine jüngere Abart der letzteren von blumentopfähnlicher Form. Die spärliche Ornamentation ist darauf berechnet, die Gliederung des Gefäßkörpers schärfer hervorzuheben. Gern werden hierzu Schnureindrücke verwendet. Unter den Schmuckstücken treten Bernsteinperlen auf. Die Bestatteten sind durchschnittlich von höherem Wuchs als die der ersten Gruppe, ihre Schädel weisen die Merkmale der nordeuropäischen Rasse auf. Kurzum, wir gewinnen den Eindruck, daß im Verlauf der jüngeren Steinzeit Einwanderungen aus nördlicher Richtung stattgefunden haben.

Unmerklich vollzieht sich der Übergang vom Stein- zum Bronzealter. Das älteste vom Menschen in Gebrauch genommene Metall war neben dem Golde das Kupfer. Schon die Neolithiker kannten es, ohne es jedoch anders wie zu Schmuckzwecken zu verwenden. Später verfiel man darauf, die steinernen Äxte und Beile in Kupfer nachzubilden. Allein das Kupfer war zu weich und zu schwer schmelzbar, als daß die neue Erfindung das altgewohnte Material hätte ganz verdrängen können. Erst als man gelernt hatte, es durch einen Zusatz von Zinn oder Antimon sowohl härter als leichtflüssiger zu machen, begann eine eigentliche Metallkultur. Ihre Anfänge liegen gewiß im Orient und in Ägypten, wo Kupfer schon früh im vierten, Bronze seit dem dritten Jahrtausend auftritt. Für unsere Gegenden läßt sich der Zeitpunkt mit einiger Sicherheit auf rund 2000 v. Chr. bestimmen. Die Möglichkeit derartiger Schätzungen — denn nur um solche kann es sich natürlich handeln — ist dadurch geboten, daß das vorgeschichtliche Zentraleuropa von jeher mit den Mittelmeirländern eine kulturelle Einheit bildete, daß schon zur Steinzeit, besonders aber während des Bronzealters ein lebhafter Verkehr zwischen dem Norden und dem Süden unseres Erde-teils stattfand, und daß bisweilen von weither importierte Gegenstände zusammen mit unseren heimatlichen Altärrnern angetroffen werden. Läßt sich die Zeit der eingeführten Fundstücke in ihren Ursprungsländern bestimmen, so ist damit auch ein Anhalt für die mit ihnen zugleich gefundenen einheimischen Arbeiten gegeben, von dem aus weitere Rückschlüsse gestattet sind.

Die wichtigste Quelle für unsere Kenntnis der Bronze-Altärrnern sind neben den Gräbern die Depotfunde. Man versteht darunter größere oder kleinere Vorräte von Wertsachen, zumeist aus Bronze, die ihr einstiger Eigentümer in irgend einer Absicht dem Erdboden anvertraut hat. Über ein Dutzend solcher Funde mit nahezu 200 Gegenständen sind schon aus dem ersten Abschnitt des Bronzealters in Schlesien bekannt. Wir ersehen daraus, daß das Metall vornehmlich in Gestalt von Beilen und Ringen eingeführt wurde. Die Beile haben breite gerundete Schneiden und Schaftrinnen zum Einsetzen in das gespaltene Ende eines winzig gebogenen Holzschaftes. Von den Ringen ist die häufigste Art die mit ösenförmigen Enden. Sie wurden zu mehreren übereinander um den Hals getragen. Andere dienten zum Schmuck der Arme und Beine, und wieder

andere von 1—2 kg Gewicht sind wohl nichts anderes als eine handliche Form der Rohbronze gewesen. Neben der Bronze begegnet uns als Schmuckmaterial schon damals das Gold in Form kunstvoll verschlungener Drahtgewinde. Im Austausch gegen diese vermutlich von Ungarn bezogenen Handelswaren kam von der Ostseeküste her der Bernstein ins Land, um hier zu Perlen und Halsketten verarbeitet zu werden.

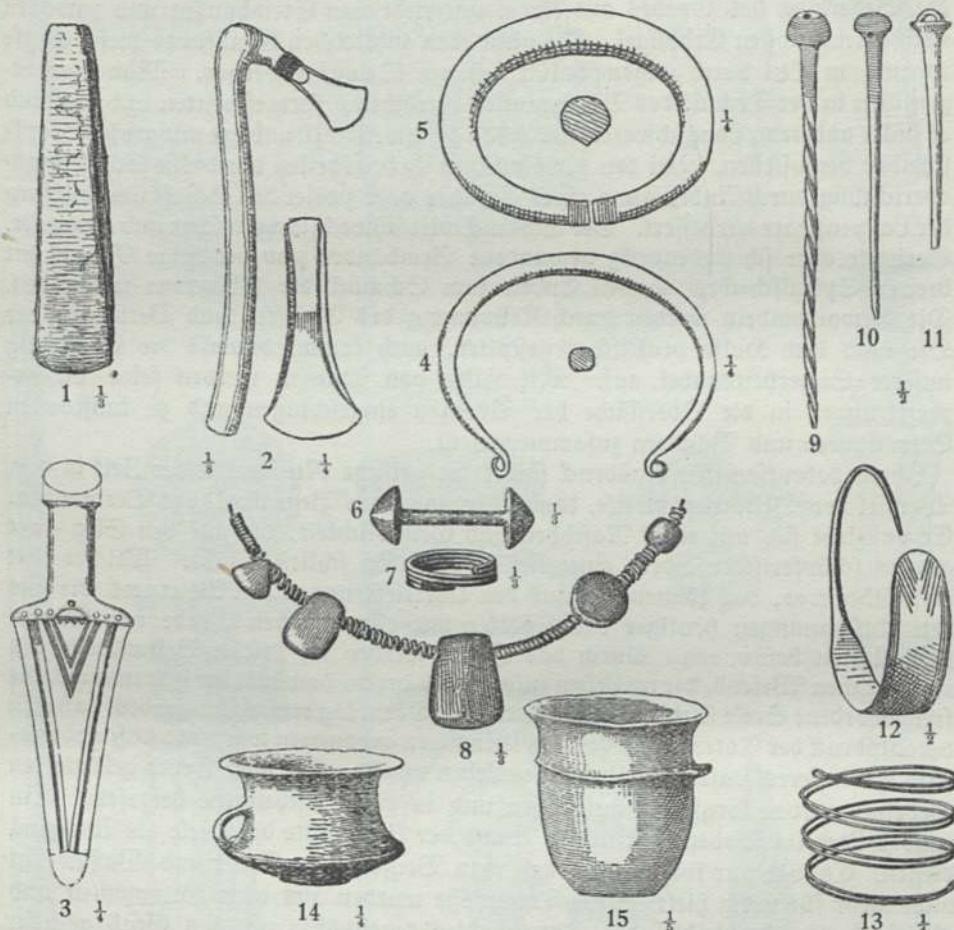


Abb. 4. Funde aus der frühen Bronzezeit.

1. Kupferbeil. 2. Bronzeaxt. 3. Bronzedolch. 4. Halsring. 5. Ringsförmiger Bronzebarren. 6. Doppelknopf. 7. Lockerring aus Doppeldraht. 8. Halskette mit Bernsteinperlen. 9.—11. Gewandnadeln. 12. Ohrring. 13. Armspirale aus Golddraht. 14. u. 15. Tongefäße.

Die Gräber der frühen Bronzezeit schließen sich in ihrer Einrichtung den spät-neolithischen aufs engste an. Nur langsam verändern sich die Typen der Tongefäße, indem zunächst die Ornamente verschwinden und dann an Stelle der rundbauchigen Töpfe scharf profilierte mit niedrigem Unterteil, hohem und steilem Halse und wagerecht ausladendem Rande treten. Zu den markantesten Beigaben zählen Bronzenadeln mit einer kleinen Öse über der Kopfscheibe oder einem senk-

recht durchbohrten Kugelkopf. Sie dienten zum Zufestknen des Gewandes und wurden mit einem durch das Ohr gezogenen Faden an der Kleidung befestigt. Von Waffen finden sich Dolche, aber noch keine Schwerter, hier und da wohl auch noch eine steinerne Streitaxt, deren Form sichtlich durch metallene Vorbilder beeinflußt ist.

In der älteren Bronzezeit (ca. 1500—1100 v. Chr.) dauert anfangs die ^{abb. 5.} Beerdigung unverbrannter Leichen fort. Als neue Sitte erscheint hier und da die Bedeckung des Grabes mit einem unterirdischen Steinhaufen und zuweilen noch einem großen Erdhügel. Die nicht eben zahlreichen Grabfunde dieser Stufe ragen zum Teil durch ungewöhnlich kostbare Beigaben hervor. Man war inzwischen in der Technik des Bronzegusses beträchtlich fortgeschritten und verstand es unter anderem, Langschwerter und schön geschweifte Prunkäxte mit großen Kopfscheiben herzustellen. Bei den gewöhnlichen Arbeitsbeilen wurde die Schäftungsvorrichtung durch Anbringung eines Absatzes oder zweier den Schaft umschließender Lappenpaare verbessert. Der Schmuck wird abwechslungsreicher und eleganter. Gerippte oder schraubenartig gewundene Armbänder und prächtige Ringe mit breiten Spiralscheiben an den Enden zum Schmuck der Oberarme treten auf. Die Gewandnadeln werden durch Krümmung des Schaftes und Verlegung der Öse nach dem Halse praktischer gestaltet, auch kommt damals die Erfindung unserer Sicherheitsnadel auf. Mit Hilfe von Punzen werden feine Linearverzierungen in die Oberfläche der Bronzen eingeschlagen und zu kunstvollen Sternfiguren und Bändern zusammengesetzt.

Ihren bedeutsamsten Ausdruck findet die geistige Regsamkeit der Zeit in dem Wechsel der Bestattungsweise, dem Übergang vom Begraben zum Verbrennen. Er vollzieht sich mit einer Raschheit und Gründlichkeit, die auf den Sieg einer großen schöpferischen Idee, einer neuen Religion schließen läßt. Welcher Art diese Idee war, das können wir aus den Überlieferungen die Altertums wie aus den Anschauungen heutiger Naturvölker mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit bestimmen. Durch das Feuer werden die beiden Bestandteile des menschlichen Wesens, die im Leben zusammenhängen, voneinander getrennt und die freigewordene Seele flieht ins Schattenreich. Darin lag etwas Erlösendes, daß nun der Alpdruck der Totenfurcht von den Gemütern genommen war, und daß andererseits ein besseres Dasein im jenseitigen Leben wirkte. Die vom Feuer geläuterten Gebeine wurden sorgfältig aufgelesen und in einer Aschenurne beigesetzt. Ein rundes Loch im Boden oder in der Wand der Urne sollte der Seele als Ausgang dienen. Es war nur folgerichtig, daß man Beigaben an Gerät und Waffen jetzt nicht mehr für nötig hielt. Nur Tongefäße wurden aus alter Gewohnheit und vielleicht als Überbleibsel des Totenmahles regelmäßig mit ins Grab gestellt. So entstanden die Urnenfriedhöfe, die, wie keine andere Gattung von vorgeschichtlichen Denkmälern, für Schlesien und die angrenzenden Teile Deutschlands und Österreichs charakteristisch sind. Man kennt ihrer schon jetzt einige Hundert, und jedes Jahr vermehrt ihre Zahl, so daß es außerhalb der gebirgigen Zone wohl nur wenige Ortschaften geben wird, die sich nicht durch die Nähe eines solchen Begräbnisplatzes als uralte Niederlassungen erweisen ließen. Auf manchen Friedhöfen hat man an tausend Gräber festgestellt, und wenn nicht diese Menge, so würde die Veränderung der Gefäßformen beweisen, daß sie sich über einen sehr langen Zeitraum, nämlich von der Mitte der älteren Bronzezeit bis in das frühe Eisenalter, erstrecken.

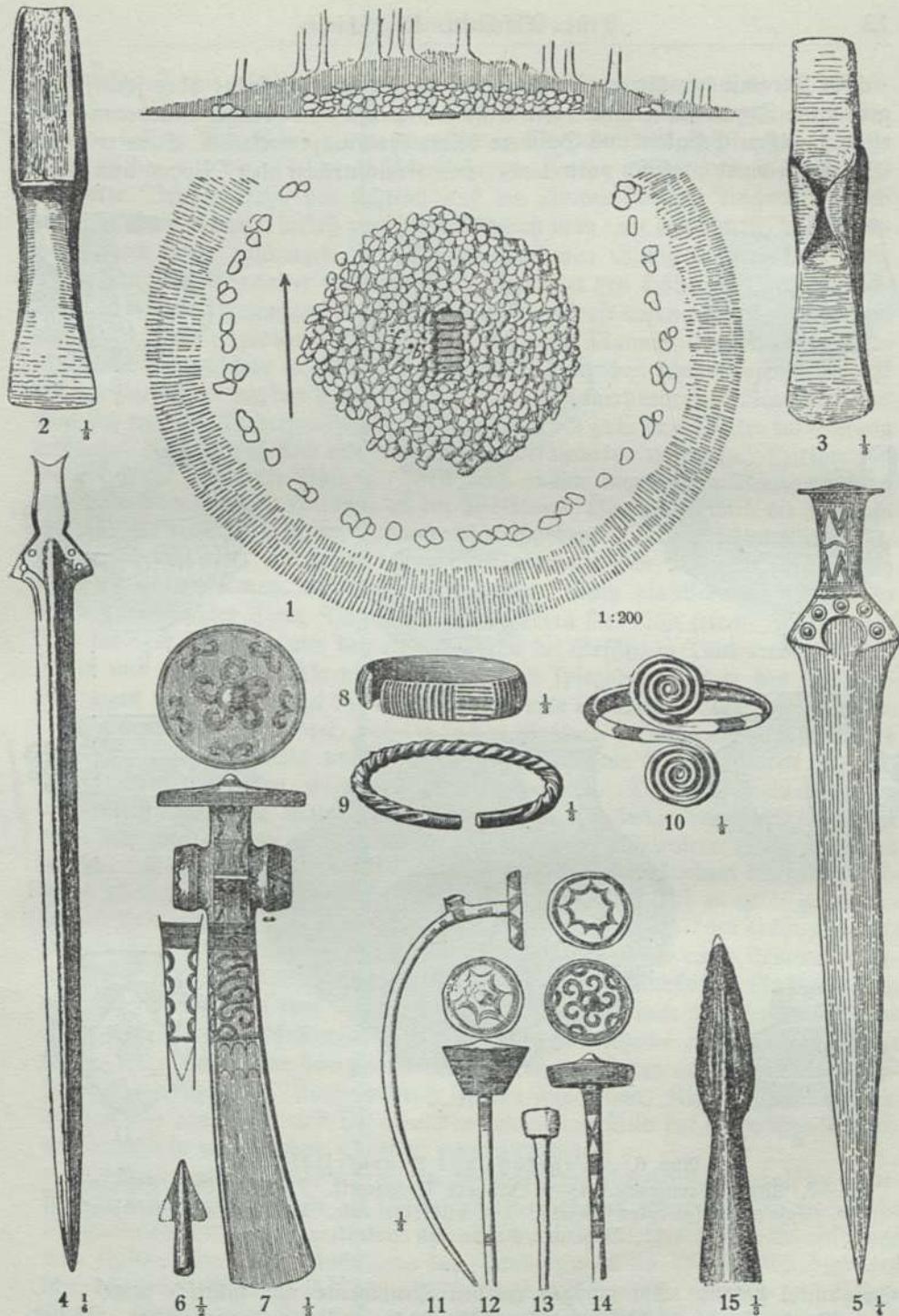


Abb. 5. Funde aus der älteren Bronzezeit.

1. Durchschnitt und Grundriss eines Hügelgrabs.
2. Absatzart.
3. Lappenart.
4. und 5. Bronzeschwerter.
6. Pfeilspitze.
7. Streitart.
- 8.—10. Armringe.
- 11.—14. Schmucknadeln.
15. Speerspitze.

abb. 6. Die Keramik der älteren Bronzezeit setzt sich aus wenigen, aber scharf ausgeprägten Typen zusammen. Ein kräftiges Profil von strenger Gliederung und einer gewissen Eleganz und Schwere bildet ihr Hauptmerkmal. Gern wird die Bauchung durch plastisch vortretende, von Kreisfurchen oder Rippen umrahmte

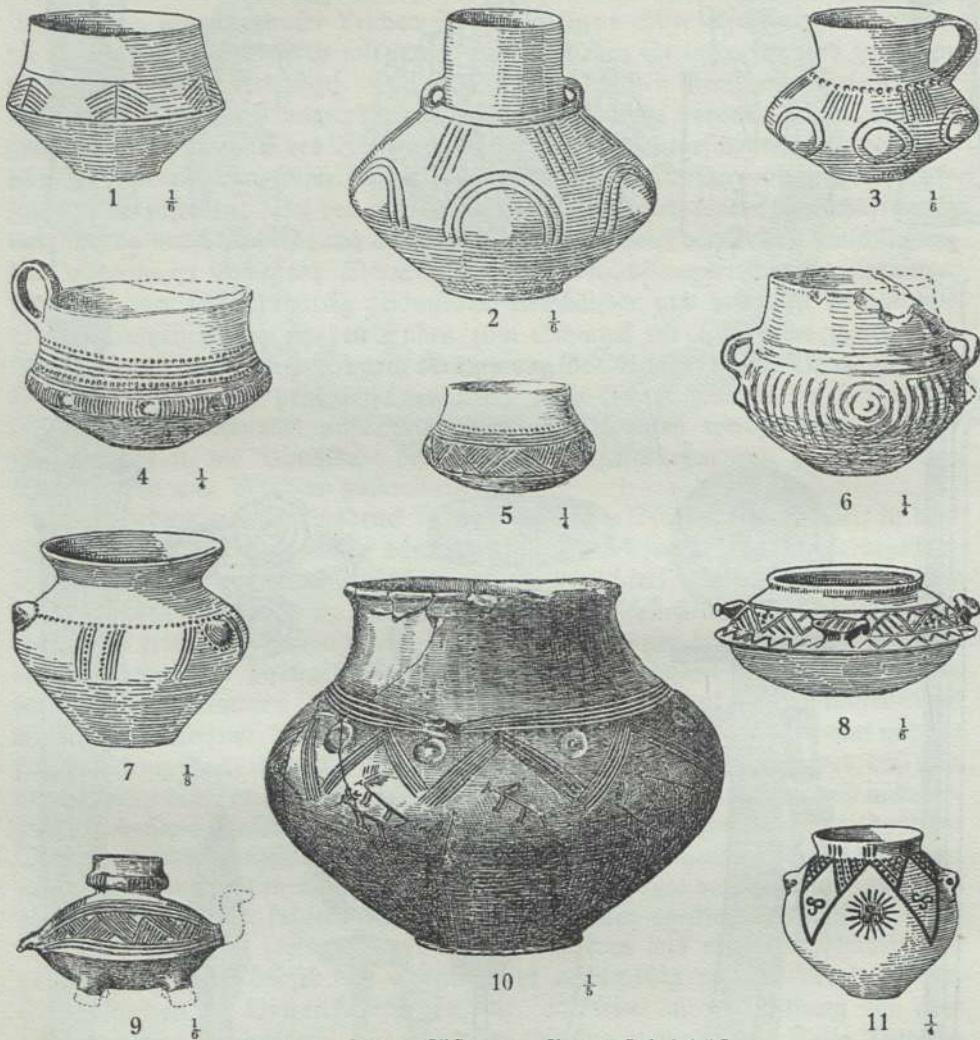


Abb. 6. Tongefäße aus Urnenfriedhöfen.

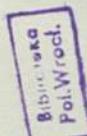
1.—3. Ältere Bronzezeit. 4.—6. Jüngere Bronzezeit. 7.—11. Älteste Eisenzeit.
(8. Vase mit aufgesetzten Vögeln. 9. Schildkrötenvase. 10. Urne mit Hirschjagd.
11. Vase mit Sonne und Halbmondkreuzen.)

Spitzbuckel betont. Im übrigen werden Ornamente nur spärlich angebracht, auch Färbemittel zur Belebung der Oberfläche noch nicht angewendet. In der jüngeren Bronzezeit (ca. 1100—700 v. Chr.) nimmt der Formenkreis beträchtlich zu. Die Konturen runden sich, werden gefälliger, wenn auch weniger

ausdrucksstark, die alten Hauptmotive der Verzierung treten zurück, die neben-sächlichen bilden sich aus, die Plastik wird durch Flächenzeichnung ersetzt. Besonders beliebt sind Bänder von schraffierten Dreiecken mit wechselnder Strichlage, wieder ein der Flechttechnik entlehntes Motiv. Auch das Vorbild eingeführter Bronzegefäße hat sichlich auf die Formgestaltung eingewirkt, und vielleicht ist es ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß man nun bemüht ist, der Urnenware durch einen schwarzen Firnis metallähnlichen Glanz zu verleihen. Die dritte, schon ins Eisenalter fallende Stufe bezeichnet den Höhepunkt der Entwicklung. Fremde Unregungen und eigne Erfindungskraft rufen vereint eine unvergleichliche Fülle reizvoller Bildungen hervor, deren Mannigfaltigkeit durch landschaftliche Unterschiede noch gesteigert wird. Vom rohen schmucklosen Kochtopf bis zur zierlichsten papierdünnen Trinkschale, vom fingerhutgroßen Näpfchen, das man sich nur als Kinderspielzeug vorstellen kann, bis zum zwei Meter im Umfang messenden Vorratsfaß sind alle erdenklichen Gefäßsorten vertreten. Leitform ist die bauchige, henkellose Vase mit breit nach außen umgelegtem Rande und zuweilen drei hornartigen Ansätzen an der Wölbung. Überhaupt wird die Dreizahl als Einteilungsprinzip in der Ornamentik maßgebend. Zu den schon früher verwendeten, jetzt aber viel freier behandelten geometrischen Mustern gesellen sich stilisierte Naturformen, besonders Tierfiguren. Auch plastische Kunstwerke in Gestalt vierfüßiger Tiere, Vögel und Schildkröten sind nicht selten. Man strebt nach farbiger Wirkung und bemalt einen Teil der Gefäße in Purpurrot, Braun, Weiß und Schwarz, während bei anderen die spiegelnde Glätte des Graphitüberzuges nur durch leicht darüber hingezogene Liniennehe unterbrochen wird.

Man hat wohl behauptet, daß die in den Gräbern gefundenen Gefäße wegen ihres schwachen Brandes und der hierdurch bedingten Durchlässigkeit für den Gebrauch der Lebenden nicht geeignet gewesen seien. Den Gegenbeweis liefern uns die gleichzeitigen Hüttenplätze. Sie haben sich lange der Aufmerksamkeit entzogen, und erst der verfeinerten Ausgrabungstechnik unserer Tage ist es zu danken, daß wir heute in der Lage sind, nicht allein den Standort der bronzezeitlichen Wohnungen zu bestimmen, sondern auch ihren Grundriss zuverlässig wiederherzustellen. Die Hütten waren viereckig, zwischen 15 und 70 qm groß, und enthielten meist einen größeren Wohnraum mit dem Herd und einem kleineren Vorraum. Die Wände waren aus hölzernen Pfosten und Querbalken blockhausartig aufgebaut und mit Lehm verputzt. Es gab ausgedehnte Dörfer und kleine Weiler. In den Abfallgruben nun, deren stets mehrere neben jedem Hause liegen, trifft man genau das gleiche Tongeschirr, wie in den entsprechenden Urnenfriedhöfen, dazu eine Menge anderer Geräte aus Stein, Knochen und Bronze, die das aus den Grab- und Depotfunden gewonnene Bild der damaligen Kulturverhältnisse in wesentlichen Punkten vervollständigen.

Zunehmender Formenreichtum, wachsendes Luxusbedürfnis, technische Fortschritte treten uns auch in der Metallindustrie überall entgegen. Welche Höhe die Schmiedekunst erreichte, davon gibt die prächtige Schweidnitzer Brustspange eine Anschaubildung. Die Ausübung des Bronzegusses im Lande selbst bezeugen die mehrfach erhaltenen Gußformen für Äxte und Sicheln, Lanzen- und Pfeilspitzen, Nadeln und Zierscheiben. Dabei nahm der Handel mit fernern Ländern einen immer mächtigeren Aufschwung. Aus Ungarn wurden z. B. Bronzeschwerter, aus Norditalien Bronzegefäße bezogen. Hand in Hand damit gingen



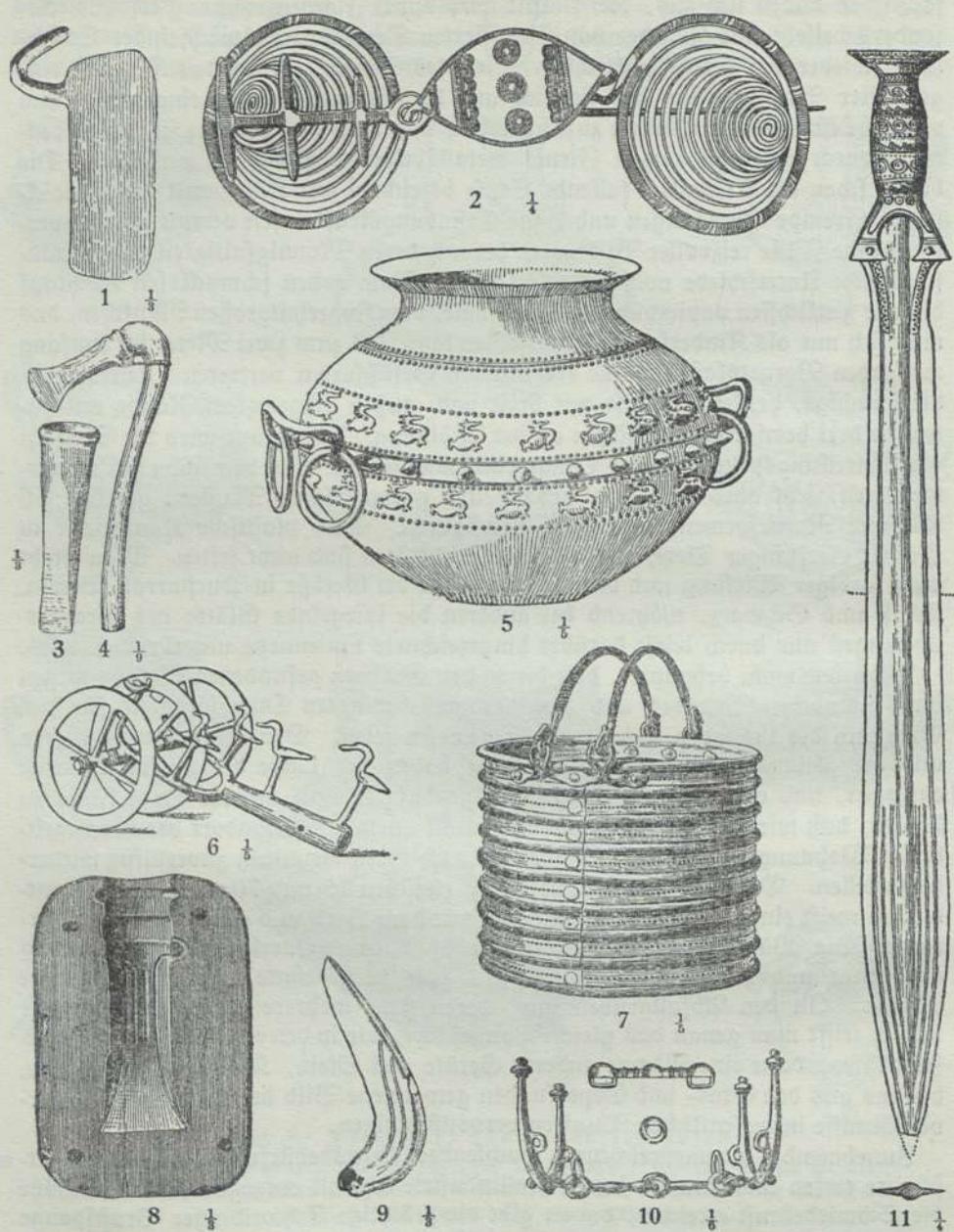


Abb. 7. Funde aus der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit.

1. Rasiermesser. 2. Große Brustspange. 3. Tüllenmeißel. 4. Tüllenart. 5. Bronzevase.
 6. Dreirädriges Wägelchen mit aufgesetzten Vögeln. 7. Gerippter Bronzeimker. 8. Guss-
 form für eine Axt. 9. Sichel. 10. Pferdegebiß und Beschläge. 11. Bronzeschwert.

ohne Zweifel auch Kulturmitteilungen höherer Art. Wir wissen, daß die Verehrung des Tagesgestirns damals in Europa herrschend war. Es ist deshalb kein Zufall, daß auf den bemalten Tongefäßen so häufig die von Strahlen umgebene rote Sonnenscheibe mit dem heiligen Zeichen des dreiarmigen Hakenkreuzes abgebildet ist. Auch die tönernen oder bronzenen Scheiben und Rädchen in den Gräbern und die an Vasen und anderen Geräten gern angebrachten Wasservögel dürften mit dem Glauben zusammenhängen, daß die Sonne bei Tage als rollendes Rad von einem Pferde dahingezogen, des Nachts aber von Schwänen in einem

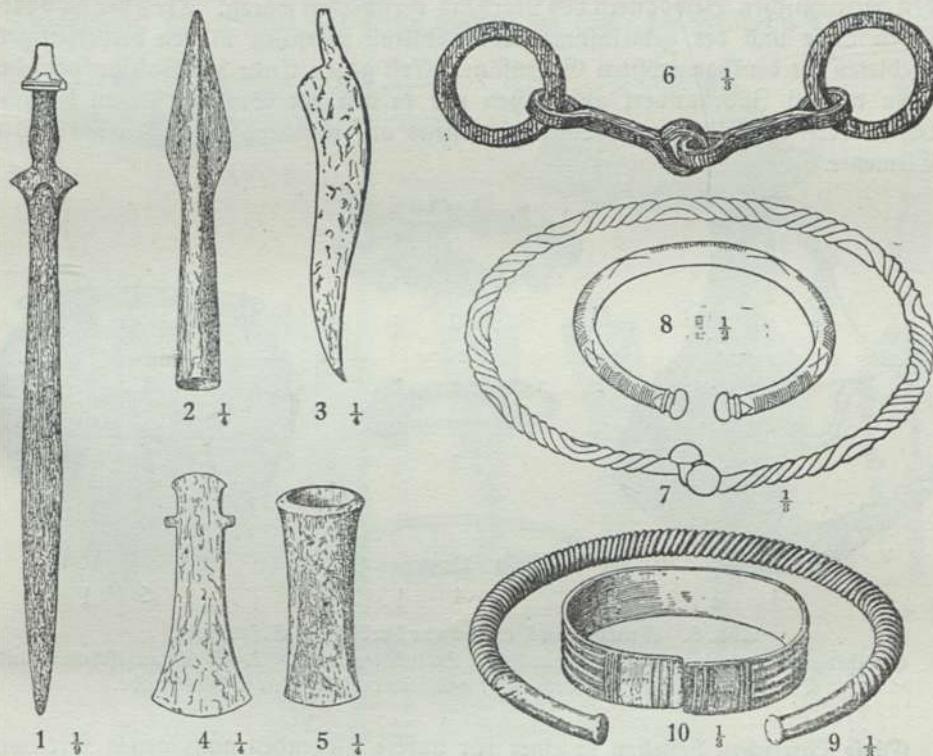


Abb. 8. Funde aus der ältesten Eisenzeit.

1. Eisen Schwert mit Bronzelknauf. 2. Lanzen spitze. 3. Messer. 4. Sprossenart. 5. Tüllenart. 6. Pferde gebiß. 7. Eiserner Hals ring. 8. Bronzener Ar mring. 9. Bronzener Hals ring. 10. Bronzeses Armband.

Boote zurückgebracht werde. Ein Weihgeschenk für den Sonnengott bedeutet vielleicht auch das goldene, mit Kreisfiguren geschmückte Diadem, das an einer versteckten Stelle des Mönchswaldes bei Jauer niedergelegt war.

Seit dem letzten Jahrtausend v. Chr. läßt sich, von Südeuropa ausgehend, das erste Auftreten des Eisens beobachten. Anfangs nur für untergeordnete Zwecke, für Zierat und Einlagen, benutzt, erlangt es nach und nach einen immer weiteren Geltungsbereich, um zuletzt die Bronze als Werkmaterial fast völlig aus dem Felde zu schlagen. Etwa vom 7. Jahrhundert ab treten auch bei uns eiserne Messer, Lanzen, Äxte und Schwerter an die Stelle der bronzenen, wogegen für

Schmucksachen und Toilettengeräte beide Stoffe verarbeitet werden, für Metallgefäße nach wie vor ausschließlich Bronze. Schlesien erscheint in jener Zeit durchaus abhängig von der sogenannten Hallstattkultur, die ihren Mittelpunkt im östlichen Alpengebiete hat und ihrerseits wieder von Italien beeinflußt ist. Wir haben guten Grund, diese kulturelle Einheit als den Ausdruck völkischer Verwandtschaft zu betrachten und demzufolge unsere Urnenfriedhof-Leute mit den die Donauländer erfüllenden Stammesgruppen thrakischer oder illyrischer Herkunft in Verbindung zu bringen. Umgekehrt sprechen alle Umstände dafür, daß sie von den germanischen Bewohnern des Nordens verschieden waren. Trotz der nachbarlichen Lage und der gemeinsamen Grundkultur herrschen in den beiderseitigen Gebieten die denkbar größten Gegensätze. Erst gegen Ende der Hallstattperiode, etwa vom 6. Jahrhundert ab, stoßen wir in den der Provinz Posen benachbarten Kreisen Mittel- und Niederschlesiens auf deutliche Anzeichen nordischer Elemente.

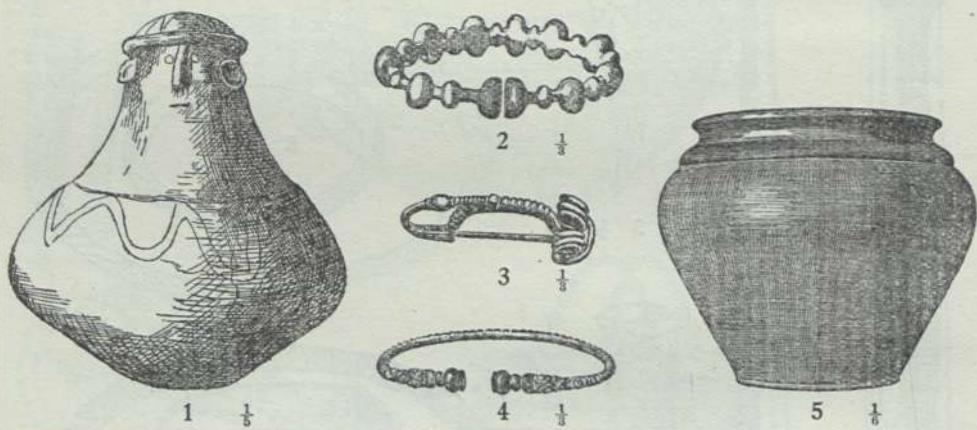


Abb. 9. Funde aus der vorrömischen Eisenzeit.

1. Gesichtsurne aus einem früh-germanischen Steinkistengrabe. 2.—5. Bronzeschmuck und Tongefäß in Drehscheibenarbeit aus einem keltischen Skeletgrabe.

Abb. 9. Diese Anzeichen bestehen in einer für unsere Gegenden ganz neuen Art von Gräbern. Die Aschenurne wird in einer geschlossenen Steinkiste geborgen oder durch einen unterirdischen Stein Hügel geschützt. Wo Steine fehlen, stülpt man wohl auch ein großes Tongefäß über die Urne. Die Grabgefäße sind schlicht und eintönig und entbehren der Verzierungen. Manche aber sind durch Anbringung von Nase, Augen und Ohren gesichtsähnlich geformt und mit einem Hut- oder Mützendeckel versehen. Die Heimat dieser in ihrer Art einzigen Gefäße ist Westpreußen, speziell die Pommerellen genannte Gegend westlich von Danzig. Seltener und im allgemeinen etwas jünger sind sie in Posen. Ihre südlichste Grenze wird durch die schlesischen Funde bestimmt. Desgleichen reichen die Steinkisten nicht weiter südlich hinab. Die Steinkiste ist eine nordische Grabform. Sie hat sich dort von der neolithischen bis in die Völkerwanderungszeit behauptet und bricht trotz vielfacher Wandlungen der Bestattungsriten immer wieder durch. Es ist also klar, daß sie von dorther zu uns gekommen sein muß. Ist dies aber der Fall, so haben wir in jenen Gräbern die ersten Etappen der germanischen Ausbreitung

nach dem Süden vor uns, die bald nachher zur Verdrängung der vorgermanischen Bewohner unseres Landes und zu seiner vollständigen Neubesiedelung führte.

Die Hallstattkultur wird in Mitteleuropa abgelöst durch die La Tène kultur, deren Aufkommen mit der Begründung der Keltenherrschaft im 5. Jahrhundert zusammenhängt. Es ist bekannt, daß ein Zweig des Keltenstammes sich nach Osten wandte und Böhmen und Mähren in Besitz nahm. Nun hat man in einigen Teilen Oberschlesiens und auf der linken Oderseite Mittelschlesiens kleine Begräbnisplätze mit unverbrannten Leichen aufgedeckt, die ausgestreckt, mit dem Kopfe nach Norden lagen und mit reichem Körperschmuck von Hals-, Arm- und Beinringen, Brustketten und Bügelnadeln im Stile der Früh-La Tènezeit an-

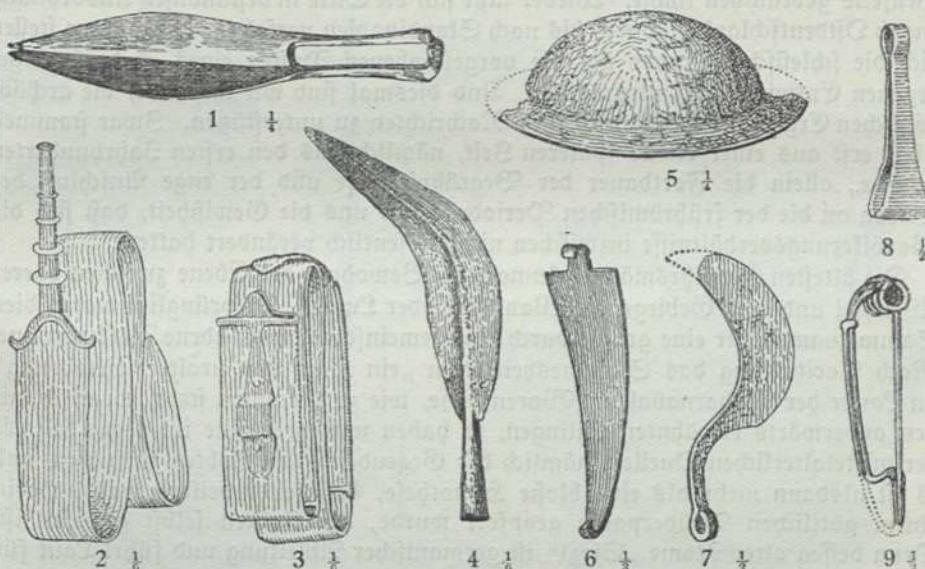


Abb. 10. Funde vom Ende der vorrömischen Eisenzeit.

1. Schere.
2. Zusammengebogenes Schwert.
3. Zugehörige Scheide.
4. Verbogene Lanzenspitze.
5. Schildbuckel.
6. Gürtelhaken.
7. Messer.
8. Haarzange.
9. Gewandnadel (Fibel).

getan waren. Die Gräber gleichen in jeder Hinsicht den Galliergräbern Böhmens, Süddeutschlands und der Champagne, und man ist berechtigt, sie für Merkmale keltischer Vorstöße über den Gebirgsrand anzusehen.

Dem doppelten Ansturm dieser kriegerischen Stämme war die alte Bewohnerchaft nicht gewachsen. Das beinahe plötzliche Aufhören der Urnenfriedhöfe zu Beginn der La Tèneperiode legt die Vermutung nahe, daß sie sich ihren Verdrängern durch Auswanderung in damals noch nicht bedrohte Gegenden entzogen habe. Auch von den Kelten ist weiterhin nichts mehr zu verspüren. Ihre nationale Kultur aber drückt in der Folgezeit auch den germanischen Ländern den Stempel auf.

In den letzten Jahrhunderten v. Chr. begegnet uns abermals ein neuer Be- Abb. 10. stattungsritus. Damals wurden nicht mehr die sorgsam ausgelesenen Reste des Leichnams in einer Urne gesammelt, sondern sämtliche Rückstände des Scheiter-

haufens, Asche, Kohle, verbrannte Gebeine, Waffen, Schmuck und Scherben regellos in eine kleine Grube geschüttet. Die Männergräber sind stets mit einer kriegerischen Ausstattung bedacht. Über meterlange Eisenschwerter mit gut geschmiedeten Scheiden, große, oft kunstvoll geätzte Lanzen spitzen, kräftige Schildbeschläge, Gürtelhaken und Schnallen, Fibeln zum Zusammenhalten der Kleidung, Rasiermesser, Haarzangen, Scheren, Messer und Schleifsteine werden darin gefunden. Die Beigaben zeigen durchweg die Einwirkung des Feuers, das Geschirr ist absichtlich zerbrochen, Schwert und Speereisen krumm gebogen oder zusammengerollt. Dem liegt offenbar der Gedanke zugrunde, daß der Zerstörung des Leibes die der beweglichen Habe folgen müsse, damit der Verstorbene sie im Jenseits gebrauchen könne. Wieder läßt sich die Sitte in beständiger Ausdehnung durch Ostdeutschland hindurch bis nach Skandinavien verfolgen und wieder stellen sich die schlesischen Funde als die vorgeschobenen Posten eines nordwärts gelegenen Entwicklungszentrums dar. Und diesmal sind wir imstande, die archäologischen Ergebnisse durch historische Nachrichten zu unterstützen. Zwar stammen diese erst aus einer etwas späteren Zeit, nämlich aus den ersten Jahrhunderten n. Chr., allein die Fortdauer der Begräbnisweise und der enge Anschluß der Typen an die der frührömischen Periode geben uns die Gewißheit, daß sich die Bevölkerungsverhältnisse inzwischen nicht wesentlich verändert hatten.

Die ältesten Gewährsmänner kennen als Bewohner der Ebene zwischen oberer Weichsel und dem Gebirge die Wandilier oder Lugier. Ursprünglich waren dies Sammelnamen für eine große, durch Kultgemeinschaft verbundene Völkergruppe. Nach Tacitus lag das Stammesheiligtum „ein Hain von uralter Verehrung“ im Lande der Naharnavalen. Waren diese, wie zu vermuten steht, identisch mit den anderwärts erwähnten Silingen, so haben wir ihre Sitz im pagus Silensis der mittelalterlichen Quellen, nämlich der Gegend um den Zobten zu suchen, und es ist alsdann mehr als eine bloße Hypothese, daß jener heilige Hain, worin einem göttlichen Brüderpaare geopfert wurde, der Zobten selbst gewesen ist. Denn dessen alter Name „Slezl“ ist germanischer Ableitung und führt Laut für Laut auf Silingi zurück, und wie der Name, so wird auch die Kultsstätte den Bevölkerungswechsel überdauert haben. Schreibt doch der Chronist Thietmar 1017, daß der Berg als Sitz des schändlichen Heidentums von allen Einwohnern aufs höchste verehrt werde. Noch heute umziehen den Gipfel sowohl des Zobtens wie seines Nachbarn, des Geiersberges, die Trümmer mächtiger Steinwälle, die einst vielleicht zur Umfriedung der heiligen Bezirke gedient und nach Ausweis von Scherbenfunden schon in der älteren Eisenzeit bestanden haben. Zugleich beweist die Erzählung des römischen Geschichtsschreibers, daß Schlesien damals seit langem in vandilischem Besitze war. Denn das Stammesheiligtum kann nur in altererbter Heimat, nicht auf neu gewonnenem Boden gelegen haben. Auch die Bezeichnung des Riesengebirges als des vandalischen konnte sich nur bei langandauernder Ansässigkeit des so genannten Volkes an seinem Fuße einbürgern.

Und doch hat die Überlieferung uns auch für seine ferne Herkunft Zeugnisse bewahrt. Alle Autoren stimmen darin überein, daß die Ostgermanen in Sprache und Sitte eine Einheit bildeten. Tacitus führt als gemeinsame Kennzeichen die runden Schilde, kurzen Schwerter und eine monarchische Verfassung an. Plinius rechnet Goten und Burgunder geradezu zu den Wandiliern. Noch im 6. Jahrhundert erschienen Goten, Wandalen und die übrigen ostgermanischen Stämme

den Byzantinern so gleichartig, daß Prokop sagt, sie unterschieden sich voneinander nur dem Namen nach. Nun lehrt die Sprachvergleichung, daß das Gotische auffallende Übereinstimmungen mit den nordischen Dialekten aufweist. Ferner kehren eine Anzahl ostgermanischer Völkernamen, wie Goten, Rugier, Burgunder, Wandalen (Wendlas) in Skandinavien wieder, und endlich wird uns von einzelnen dieser Völker ausdrücklich berichtet, daß sie von Skandinavien ausgegangen seien. Und wenn die Stammessagen sowohl der Langobarden wie der Goten übereinstimmend melden, daß sie bei ihrer Ankunft auf deutschem Boden zuerst harte Kämpfe mit den Wandalen zu bestehen hatten, bevor sie sich, jene an der unteren Elbe, diese rechts der Weichselmündung festsetzen konnten, so ist

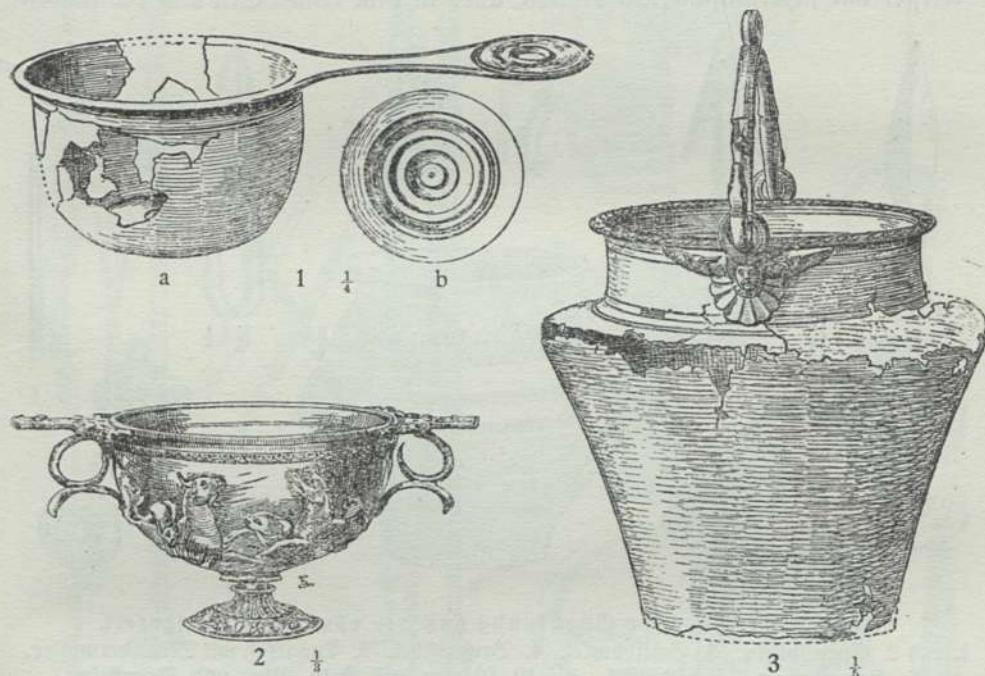


Abb. 11. Funde der frührömischen Zeit (Grabsfund von Wichulla).

1. Schöpfgefäß aus Bronze. 2. Silberne Trinkschale. 3. Bronzeimer.

dies doch nur so zu verstehen, daß damals die Wandalen noch an der Ostseeküste siedelten. Sie waren die ersten Ankömmlinge, sie wurden von den nachfolgenden Stammesgenossen nach Süden gedrängt und haben sich hier eine neue Heimat gegründet.

Durch die Siege Caesars und seiner Nachfolger war die römische Weltmacht bis an den Rhein und die Donau vorgerückt und damit in unmittelbare Fühlung mit den Germanen gekommen. Auf wechselseitige Kämpfe folgt eine Zeit der Ruhe und des friedlichen Verkehrs. Ein lebhafter Handel entfaltet sich und läßt auch die abseits liegenden Landstriche nicht unberührt. Die bekannte Erzählung des Plinius von der Expedition eines römischen Ritters nach der Bernsteinküste lehrt uns in Verbindung mit der von Ptolemäus überlieferten

Karte des Marinus, daß von den Donaustädten Carnuntum und Celamantia ein gerader Handelsweg nach der Weichselmündung führte. Und ein Blick auf die Karte zeigt, daß dies nur das Marchtal hinauf durch die mährische Pforte und den oberen Oderlauf entlang geschehen sein kann. Dazu stimmt es, daß die **abb. 11.** Gräber dieser Epoche vielfach italische Importstücke, namentlich Bronzegefäße enthalten. Als Beispiel sei das bei Oppeln, nahe dem rechten Oderufer, gefundene Grab von Wichulla genannt. Es enthielt eine herrlich getriebene silberne Trinkschale von alexandrinischer Arbeit in der Art des Hildesheimer Schatzes und von Bronzearbeiten zwei Eimer, ein großes Becken, eine Kasserolle, eine Schöpfkelle mit Einsatzsieb zum Durchsiehen des Weines, eine Schere und ein Messer mit silbertauschiertem Rücken, alles in dem reinen Stil und der soliden

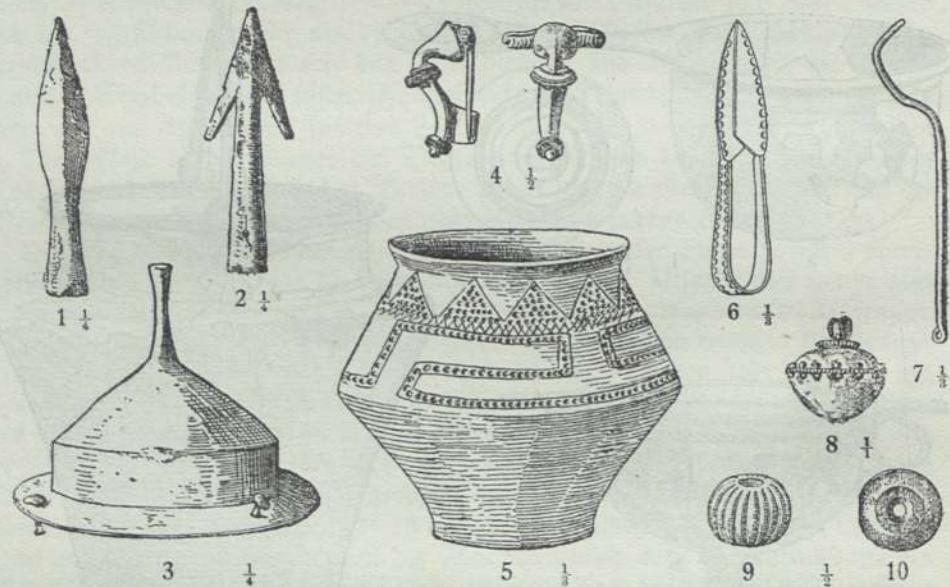


Abb. 12. Germanische Grabfunde aus der römischen Kaiserzeit.

1. und 2. Speerspitzen. 3. Schildbuckel. 4. Bronzesibel. 5. Tongefäß mit Mäandermuster. 6. Bronzeschere. 7. Schlüssel. 8.—10. Perlen aus Gold, Glas und Bernstein.

Machart der älteren Kaiserzeit und von genau denselben Formen, wie die pompejanischen Küchen- und Tafelgeräte, mit denen die im Norden gefundenen zum Teil auch die Fabrikstempel gemeinsam haben.

abb. 12. Eine solche Anhäufung fremdländischer Waren bildet indessen die Ausnahme. Das gewöhnliche Grabgut der älteren Kaiserzeit setzt sich größtenteils aus bodenständigen Erzeugnissen zusammen. Den Männern wurden ihre Waffen, vor allem Schild und Speer, das unentbehrliche Rüstzeug des freien Mannes, den Frauen Schmucksachen, Spinnwirtel, Schlüssel, Scheren u. dgl. mitgegeben. Dazu treten Tongefäße. Neben ganz schlichten bauchigen Töpfen erscheinen als Aschenbehälter große weitmündige Urnen von glänzend schwarzer Farbe, zuweilen mit mäanderartiger Musterung oder mit drei kleinen Kniekehlen versehen. Vom römischen Einfluß ist in dieser einheimischen Industrie der älteren Kaiserzeit noch wenig zu verspüren. Vielmehr erweist sie sich in der Hauptsache als Erbe

der vorangegangenen La Tèneperiode oder als dessen selbständige Weiterbildung. Das gilt von den Waffen, den Fibeln und nicht zuletzt von der Keramik, deren Anklänge an klassische Muster nicht sowohl auf direkter Nachahmung, als auf der in griechischen Traditionen wurzelnden keltischen Kunst beruhen.

Ein ganz anderes Bild enthüllen uns die späteren, dem 3. und 4. Jahrhundert angehörigen Funde. Eingeführte Metallgeräte sind auch jetzt noch

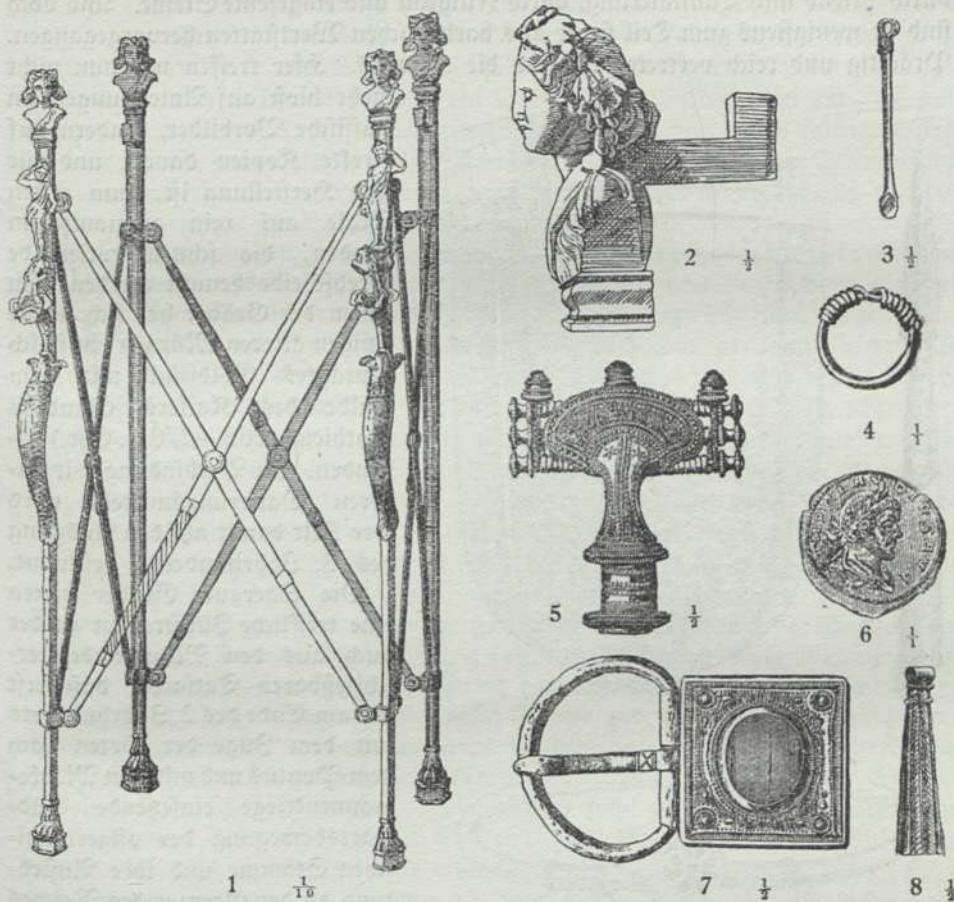


Abb. 13. Funde der spätromischen Zeit. (Gräber von Sacrau.)

1. Bronzener Vierfuß (Tischgestell).
2. Bacchuskopf vom Vierfuß.
3. Goldener Ohrössel.
4. Goldener Fingerring.
5. Silberne Dreirollenfibel.
6. Römische Goldmünze.
7. Silberne vergoldete Gürtelschnalle mit eingesetztem Karneol.
8. Goldene Haarzange.

häufig, doch kommen sie nicht mehr aus Italien, sondern aus den Provinzen. Mit ihnen zusammen erscheinen Münzen, Perlen aus Glas, Karneol, Bergkristall, Bernstein, gläserne Becher und Schalen, Brettspielsteine, Holzgefäße und Kästchen mit reichen Beschlägen und vor allem eine erstaunliche Menge goldener und silberner Schmucksachen. Das glänzendste Beispiel dieser Art von Funden hat Schlesien aufzuweisen in seinen drei Sacrauer Gräbern. Sie Abb. 13. bargen die Überreste einer Familie von jedenfalls fürstlichem Geschlecht. Denn

fürstlich kann man wohl ihre Ausstattung nennen, die mit ihren Schäzen von Silber- und Bronzegefäßen, von kostlichen Millefiorischalen, von goldenen und silbernen Ringen, Brustgehängen, Fibeln, Gürtelschließen, Haarzangen, Ohrlöffelchen und anderem Kleingerät einen großen Schrank des Breslauer Museums füllt. Diese Edelmetallarbeiten sind mit allem Raffinement der antiken Technik ausgeschmückt, durch Pressen und Treiben, durch Gravieren und Vergolden, durch Niello und Tauschierung, durch Filigran und eingesetzte Steine. Und doch sind sie wenigstens zum Teil sicher aus barbarischen Werkstätten hervorgegangen.

Abb. 1. Prächtig und reich vertreten ist auch die Keramik. Hier treffen wir nun nicht mehr bloß auf Anlehnungen an klassische Vorbilder, sondern auf direkte Kopien davon, und für ihre Herstellung ist, zum ersten Male auf rein germanischem Boden, die schnell rotierende Drehscheibe benutzt worden. In einem der Gräber hat sich außer einigen älteren Münzen ein frisch geprägtes Goldstück mit dem Bilde des Kaisers Claudio Goticus (268—270 n. Chr.) gefunden. In Verbindung mit anderen Datierungsmitteln wird ihre Zeit damit auf den Ausgang des 3. Jahrhunderts bestimmt.

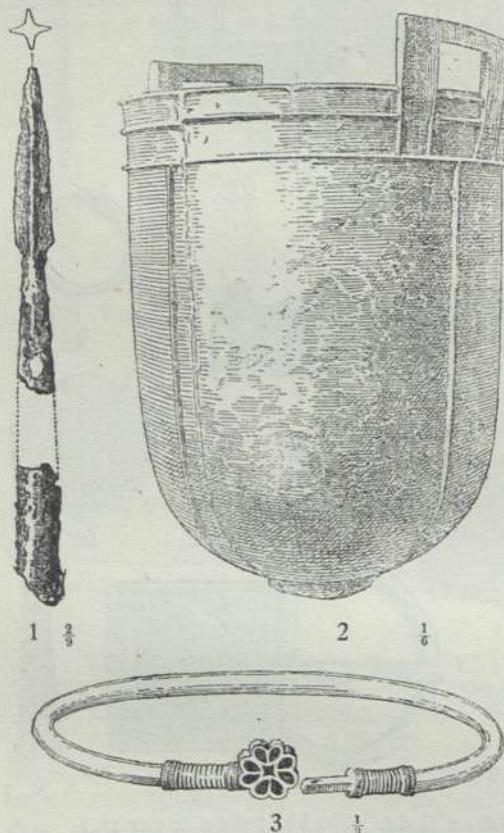


Abb. 14.
Funde aus der Völkerwanderungszeit.
1. Eiserne Lanzenspitze. 2. Bronzegefäß.
3. Der Goldring von Ransern.

Wandalen mit hineingerissen worden. Einer ihrer Hauptstämme, die Hasdingen, war um 170 n. Chr. unter seinen Königen Raos und Raptos über die Karpaten nach Oberungarn gedrungen und dort in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Rom getreten. Andere, darunter auch Teile der Silingen, waren um die Mitte des 3. Jahrhunderts im Gefolge der Burgunden nach Westen gezogen und in Kämpfe mit den

klassischen Vorbilder, sondern auf direkte Kopien davon, und für ihre Herstellung ist, zum ersten Male auf rein germanischem Boden, die schnell rotierende Drehscheibe benutzt worden. In einem der Gräber hat sich außer einigen älteren Münzen ein frisch geprägtes Goldstück mit dem Bilde des Kaisers Claudio Goticus (268—270 n. Chr.) gefunden. In Verbindung mit anderen Datierungsmitteln wird ihre Zeit damit auf den Ausgang des 3. Jahrhunderts bestimmt.

Die Sacrauer Gräber bieten eine treffliche Illustration zu der auch aus den Münzfunden erschließbaren Tatsache, daß erst die am Ende des 2. Jahrhunderts mit dem Zuge der Goten nach dem Pontus und mit dem Markomannenkriege einsetzende Südwärtsbewegung der ostgermanischen Stämme und ihre Ansiedlung an den Grenzen des Reiches eine wirkliche Durchdringung Inner-Germaniens mit der römischen Zivilisation und eine Befruchtung seiner eignen Industrie durch jene herbeigeführt hat. In jene Bewegung waren auch die

Römern verwickelt worden. Natürlich blieben auch in der Ferne die Verbindungen mit der alten Heimat solange wie möglich bestehen. Die eroberten Reichtümer gelangten durch Handel oder die Rückkehr einzelner zum großen Teil in den Besitz der zurückgebliebenen Volksgenossen und vermehrten bei diesen die Begier, die Quellen solcher Schäfe aufzusuchen. Die allmähliche Verödung des Landes spiegelt sich in der Abnahme der Gräber deutlich wieder. Aus dem 4. Jahr-^{Abb. 14} hundert besitzen wir nur wenige Funde und aus dem 5. liegen sie nur ganz ver einzelt vor. Der merkwürdigste ist der Goldring von Ransern bei Breslau, ein fingerdicker Halsreif mit einer Verschlussschraube von eingelegten Granaten, in seiner barbarischen Pracht so recht ein Sinnbild der wilden, von der Lust nach Golde beherrschten Zeit der Völkerwanderung. Denselben, durch farbige Steine oder Glasflüsse in Goldfassung charakterisierten Kunststil zeigen die Schmuckstücke aus dem Grabfunde von Höckricht bei Ohlau, zu dem unter anderen noch ein Becken und ein großer Kessel aus Bronze gehören.

Es lässt sich annehmen, dass schon damals oder wenig später die Slawen von ihren Ursprüngen zwischen Dnepr und Karpathen in die verlassenen oder dünn bevölkerten Wohnsäume ihrer germanischen Nachbarn eingerückt sind. Wenigstens beweist die schon erwähnte Fortdauer des Namens Schlesien, dass sie bei ihrer Ankunft noch Reste der Germanen angetroffen haben. Indessen lassen uns die Funde für die ältere slawische Periode ganz im Stich. Es gibt schlechterdings nichts, was man ihr mit Sicherheit zuschreiben könnte, oder richtiger: wir sind nach dem heutigen Stande der Forschung nicht in der Lage, zwischen älteren und jüngeren Funden zu unterscheiden. Das liegt gewiss in erster Reihe an der Armut und Einförmigkeit des Stoffes. Die Keramik, sonst der zuverlässigste ^{Abb. 15.} Gradmesser der Chronologie, scheint sich im Verlauf des langen Zeitraums kaum merklich verändert zu haben. Aus den römischen Grenzprovinzen, die den Südslawen schon früh zur Beute gefallen sind, wurde die Kenntnis der Drehscheiben technik und des Hartbrandes der Tongefäße der slawischen Welt übermittelt und mit ihr wurde auch die einfachste Form des römischen Gebrauchsgeschirrs, der henkellose eiförmige Topf mit wulstigem Rande und wagerechter Linienführung, übernommen und bis in die späteren Zeiten beibehalten. Sogar das von vielen für spezifisch slawisch gehaltene Wellenornament ist in Wahrheit ein Erbe der provinzial-römischen Töpferei. Nicht anders steht es mit den eingestempelten Bodenmarken, als welche auf den Töpfen Räder, Kreuze, Hakenkreuze usw. auftreten. Derselbe, fast orientalisch anmutende Konservativismus offenbart sich in der Tracht. Überall, wo Slawen gewohnt haben, finden sich die sogenannten Schlaferringe: aus Bronze oder Silber, massiv oder hohl gearbeitete halb offene Ringe mit einer S-förmigen Rückbiegung an dem einen Ende; zu mehreren oder einzeln an Lederriemen befestigt, gaben sie einen eigentümlichen Kopfschmuck ab, und da sie in außerslawischen Gegenden niemals vorkommen, bilden sie ein ethnographisches Erkennungsmittel ersten Ranges. In Österreich-Ungarn hat man sie schon auf Gräberfeldern des 4. und 5. Jahrhunderts angetroffen, aber ebenso dort und bei uns noch zusammen mit Münzen des 11. und 12. Jahrhunderts.

Am ehesten sollte man von den Begräbnisbräuchen Aufschlüsse über die Aufeinanderfolge der Funde erwarten. Dass die heidnischen Slawen ihre Toten verbrannten, geht aus den kirchlichen Verboten und den Berichten der Chronisten zur Genüge hervor. Wirklich haben sich einige Male Brandgräber mit Aschen-

töpfen von slawischer Machart gefunden, Grund genug, die viel häufigeren Bestattungen mit unverbrannten Leichen an den Ausgang der heidnischen und den Anfang der christlichen Zeit zu setzen. Auf diesen Friedhöfen liegen die Toten in regelmäßigen Abständen, reihenweise ausgestreckt und nach Morgen blickend,

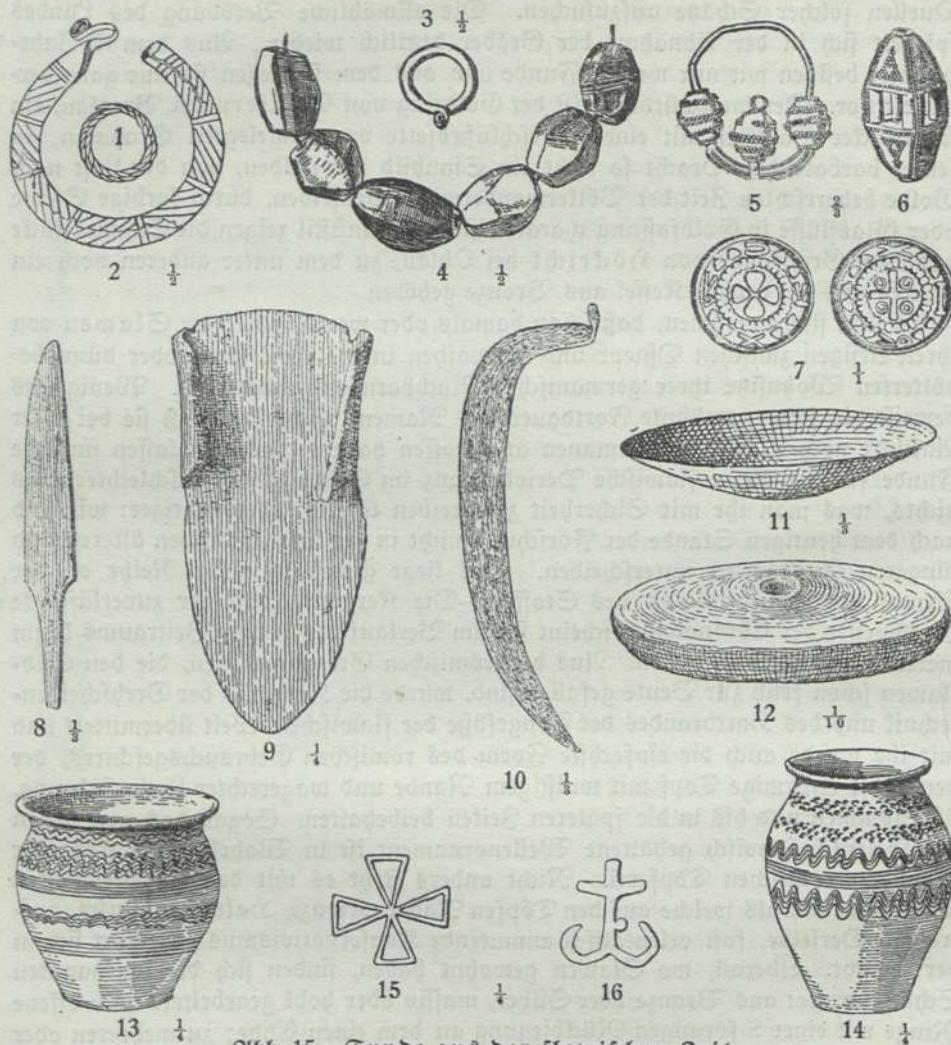


Abb. 15. Funde aus der slawischen Zeit.

1. Fingerring.
2. und 3. Schläferringe aus Bronze.
4. Kette aus Flußspat-Perlen.
5. und 6. Schmuckschalen aus Silber.
7. Wendepfennig.
8. Messer.
9. Pflugschar.
10. Sichel.
11. Backschale aus Eisen.
12. Mühlstein.
13. und 14. Tongefäße.
15. und 16. Bodenstempel von Tongefäßen.

auf dem Rücken. Bei einigen hat man hölzerne Unterlagen oder Sargreste festgestellt. An Schmuck tragen sie die erwähnten Schläferringe, Halsketten von Perlen aus buntem Glas und Ton, aus Silber, Bernstein oder farbigen Steinen, Fingerringe aus Bronze mit runden Steinen, kleine Gürtelschnallen und Knochen-

kämme. In der Hüftgegend liegt ein schmales eisernes Messer mit Holzgriff, am Kopf oder Fußende steht zuweilen ein hölzerner Eimer mit Eisenbeschlägen oder ein Tongefäß der gewöhnlichen Art. Auch kommt es vor, daß dem Verstorbenen eine Münze in die Hand oder in den Mund gelegt worden ist, als Fährgeld für die Überfahrt ins Totenreich. Es sind dies Silberpfennige (Denare) aus der Wende des 1. Jahrtausends und sie bestätigen die verhältnismäßig junge Datierung der Gräber.

Die Wohnplatzfunde sind zahlreicher, als man nach den Litteraturangaben erwarten sollte, aber sie enthalten in der Regel außer Scherben und Haustierknochen nichts, was die Aufmerksamkeit zu erregen geeignet wäre. An einzelnen Orten, z. B. in Gräbschen bei Breslau, wurden große Dorfanlagen beobachtet, wobei die Standplätze der Hütten, wie im Steinalter, durch muldenförmige Vertiefungen und Abfallgruben bezeichnet waren. Auch die reichliche Verwendung von Knochen und Horn und selbst von Feuersteinspänen zu Werkzeugen und Geräten erinnert an steinzeitliche Zustände. Daneben trifft man lange eiserne Sicheln, breitschneidige Zimmermannssärite, vierkantige Pfeilspitzen und Bolzen, Stachelsporen, Mühlsteine und andere Errungenschaften einer höheren Kultur, die uns beweisen, daß die Zeit doch auch an jenen Stieffindern der Weltgeschichte nicht spurlos vorübergegangen war.

Die Seltenheit von Waffen, besonders von Schwertern, darf nicht darüber täuschen, daß die Zeiten unruhig und Überfälle durch räuberische Nachbarn an der Tagesordnung waren. Hiergegen suchte man sich durch zweierlei Vorkehrungen zu sichern; einmal durch Verlegung der Wohnsitze an ringsum von Wasser umgebene Stellen, sodann durch Errichtung von Burgwällen. Das bekannteste Beispiel der ersten Art ist die Breslauer Dominsel. Sie lag ehedem beträchtlich tiefer als heute und mag vom Hochwasser oft genug völlig überflutet worden sein. Um sie trotzdem bewohnbar zu machen und ihre zugleich geschützte und für den Stromübergang wichtige Lage auszunutzen, wurden mächtige Eichenpfähle in den Grund getrieben und durch wagrechte Balken zu Packwerken verbunden. Auch eigentliche Pfahlbauten in Sümpfen und Seen gab es, doch sind sie in ihrer Konstruktion von den viel älteren Pfahlbauten der Alpenseen einigermaßen verschieden.

Die ansehnlichsten Denkmäler der slawischen Herrschaft, ja der schlesischen Vorzeit überhaupt, sind ohne Zweifel die Burgwälle (Burg- oder Schloßberge, ^{Def. 1.} Schweden-, Tataren-, Heidenschanzen usw.). Auch sie liegen zum Teil in sumpfiger Niederung oder auf inselartigen Erhebungen. Andere krönen beherrschende Berggipfel oder schließen vorspringende Höhenzüge ab. Gewöhnlich bilden sie einen geschlossenen Ring. Doch kommt es auch vor, daß ein sonst durch die Natur des Ortes geschützter Platz nur an einer Seite durch einen Abschnittswall befestigt worden ist. Erhalten ist von der einstigen Befestigung nichts weiter als ein mehr oder weniger eingefunkener Erdwall und ein fast ausgefüllter Umgangsgruben. Zur Zeit der Benutzung aber waren Wall und Graben steil gebösch't und durch Pallisadenwände verteidigungsfähig gemacht. Die Untersuchungen, die in den letzten Jahren an einigen höheren Erdwerken stattgefunden haben, lassen obendrein die Spuren von Toren und Brücken, von Türmen und Häusern erkennen, so daß jeder Zweifel über den Festungscharakter der Anlagen beseitigt wird. Einzelne, wie der Ritscheberg im Oderwalde bei Linden, haben ja noch in historischer Zeit

als Kastellaneien eine Rolle gespielt. Indessen werden nicht alle ständig bewohnt gewesen, sondern manche nur in Zeiten der Gefahr von den Umlohnern als „Fliehburgen“ aufgesucht worden sein. Noch andere mögen als Fürsten- und Häuptlingsstätte gedient haben. Für eine ungleichartige Benutzung sprechen schon die beträchtlichen Größenunterschiede. Der Burgberg von Gustau, Kreis Glogau, umfaßt nur 300 qm, das Wallfeld bei Lubosz, Kreis Ratibor, dagegen 20 ha. Eine so außerordentliche Ausdehnung läßt sich nur erklären, wenn im Notfall auch den Herden Unterkunft gewährt und ein sicherer Betrieb des Ackerbaues innerhalb der Umlaussung ermöglicht werden sollte. Man hat auch die Frage aufgeworfen, ob in der Verteilung der Burgwälle ein bestimmtes System der Landesverteidigung zu erkennen sei. Nach dem, was wir von der politischen Organisation der alten Slawen wissen, ist dies nicht gerade wahrscheinlich, und irgend welche festen Anhaltspunkte besitzen wir nicht dafür. Betrachtet man die in der Literatur erwähnten Schanzen — es sind ihrer weit über 300 — sämtlich als gleichzeitig, so kann man allerdings leicht zur Herstellung förmlicher Befestigungslinien längs der mutmaßlichen Gaugrenzen gelangen. Allein schon die äußerliche Nachprüfung, die der Schlesische Altertumsverein kürzlich bei Gelegenheit einer topographischen Aufnahme der Wälle veranstaltet hat, ergab, daß davon eine sehr beträchtliche Anzahl teils natürlichen, teils späteren Ursprungs ist. Eine zuverlässige Grundlage zur Beantwortung sowohl dieser wie aller anderen an die Burgwälle sich knüpfenden Fragen wird sich erst gewinnen lassen, wenn die geplante Untersuchung mit dem Spaten durchgeführt ist, ein Unternehmen, das bei dem Umfang der Aufgabe noch Jahrzehnte in Anspruch nehmen wird. Sicher eine Grenzwehr waren die Dreigräben in der niederschlesischen Heide. Sie durchziehen mit Unterbrechungen in einer Länge von 60 km von der Bunzlau-Glogauer Kreisgrenze an die Primkenauer, Sprottauer und Mallmizer Heide und verlaufen schließlich auf der alten Glogau-Saganer Fürstentumsgrenze bis Niebusch im Kreise Freystadt, wo sie in einen Wasserlauf enden. Leider ist die Entstehungszeit völlig ungewiß.

Vom Verkehr mit fremden Ländern erzählen die Silberfunde. Es sind größere oder kleinere Vorräte von Schmuckgegenständen, Barren und Münzen, die in Leinwand gewickelt und in ein Tongefäß gepackt der Erde anvertraut wurden, wie es früher mit den Bronzesachen und Goldringen geschehen war und mit Geldvorräten zu allen Zeiten geschah. Die Schmucksachen bestehen zumeist aus gesplochtenen Ringen, Ohrgehängen mit Kettchen und Anhängseln und großen hohlen Perlen und sind durch Filigranarbeit, aufgelötete Kugelchen und eingestanzte Kreise in orientalischem Geschmack verziert. Die gleiche Herkunft verraten zum Teil die Münzen: Dirhems arabischer Dynastien des 10. Jahrhunderts im Osten des Kaspischen Meeres. Es sind Denkmäler eines ausgebreiteten Handels, der sich von den blühenden Handelsstädten der Araber über Russland, Ungarn, das östliche Deutschland nach Dänemark und Skandinavien erstreckte. Wir besitzen Berichte gleichzeitiger arabischer Schriftsteller, die diesen Handel aus eigener Anschauung schildern, und erfahren daraus, daß es hauptsächlich Juden waren, die damals die slawischen Länder bereisen und ihre Waren gegen die Landesprodukte vertauschten. Denn noch immer war es ein Tauschhandel. Die Münzen wurden gleich den übrigen Silbersachen abgewogen, nicht abgezählt. Kleine Schalenwagen mit dreiteiligem Wagebalken und Gewichte sind öfters

gefunden worden. Da es lediglich auf das Gewicht, nicht auf die Form des Silbers ankam, wurden Münzen und Schmuckgegenstände in viele kleine Stücke zerbrochen und die Stangen zerhakt (Hacksilber). Seit dem 11. Jahrhundert wird die Einfuhr orientalischer Münzen spärlicher und statt dessen diejenige west-europäischen, deutschen, böhmischen, englischen und dänischen Geldes häufiger. Gleichzeitig versuchen sich vereinzelt auch einheimische Fürsten in der Münzprägung. So ist uns als ältestes Münzdenkmal Schlesiens ein Denar von Boleslaw I. (992—1025) erhalten. Er zeigt auf der Rückseite den Kopf des Täufers Johannes, des Schutzheiligen von Breslau, und verkündet damit den Anbruch einer neuen, der geschichtlichen Zeit.

II.

Mittelalterliche Geschichte.

Von Dr. theol. Franz Xaver Seppelt-Breslau.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung haben Silingen, zur großen Germanengruppe der Wandalen gehörig, unsere schlesische Heimat bewohnt. Um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts wanderten auch sie wie so viele ihrer Volksgenossen westwärts — dem Untergang entgegen auf dem heißen Boden Nordafrikas. Doch nicht das ganze Volk hatte das Stammland verlassen, ein Teil war zurückgeblieben; diesem kleinen Rest bot nun die Heimat hinreichendes Ackerland und genügende Nahrung. Freilich, das Land zu verteidigen gegen nachdrängende Feinde vermochten sie nicht; denn gerade die wehrhafte Mannschaft war es der Hauptsache nach gewesen, die der Landnot wegen und getrieben von ungefährer Lust zu Krieg und Abenteuern, sich auf die Wanderung begeben. So konnten unschwer Slawen von Osten her in das menschenarme Land vorrücken und sich hier sesshaft machen. Schlesien wurde ein slawisches Land; die Germanenreste, soweit sie nicht bei der Besetzung des Landes durch die Slawen vernichtet wurden, konnten ihre völkische Sonderart nicht wahren, sie wurden von fremdem Volkstum aufgesogen. Doch nicht spurlos. Denn in dem Namen des Berges, der dem Gebirgszug an der Südgrenze vorgelagert wie ein Wahrzeichen ins Land hineinragt, des Mons Slenz, und in dem Namen des Gaues, der rings um ihn sich erstreckend den Kern des Landes darstellt, des Gaues Silenzi, lebte der alte germanische Volksname der Silingen fort.

Für uns liegen die nun folgenden Jahrhunderte der slawischen Zeit in undurchdringlichem Dunkel. Durch keine literarischen Quellen fällt ein Lichtstrahl auf sie, und das, was die Wissenschaft des Spatens dem Boden abzugewinnen weiß, vermittelt uns wohl ein Bild von der Kultur der Bewohner, kündet uns aber nichts von ihren Schicksalen. Was spätere Geschichtsschreiber von jener frühen Vergangenheit berichten, was bei den Slawenstämmen fortlebende Sage von ihr zu erzählen weiß, gleicht allzusehr üppigem Rankwerk, das die ursprünglichen Formen eines alten Baues verhüllt. Den Mangel einheimischer Nachrichten ersetzen nicht Beobachtungen der Nachbarn. Denn nur selten richtete sich ein flüchtiger Blick deutscher Chronisten nach dem slawischen Osten; jene fernen Gebiete

boten ihnen kein Interesse. Schlesiens Geschick hat es gefügt, daß dem auch später so war: längst war Schlesien durch unverdrossene Kolonialarbeit wieder ein deutsches Land geworden, und Jahrhunderte schon hielten seine Bewohner in Auffopferung und Treue die Wacht an des Reiches Ostgrenze, und doch sah man sie im Reich nicht als Volksgenossen an: mehr als ein Humanist bezeichnet Land und Bewohner als Polen.

Alles künstlichen Notizen, die etwa der Zeit ums Jahr 1000 entstammen, ergibt sich, daß damals das von den Slawen besiedelte Schlesien in sechs Gau zerfiel. Der wichtigste, am dichtesten besiedelte war der Gau Silenzane, im Herzen des Landes, um das Zobtengebirge gelegen, die Namen der anderen sind Boborane, Diadesisane, Trebowane, Opolini, Golenfici. Die einzelnen Gaue waren von einander geschieden durch breite, schier undurchdringliche Grenzwälder, deren wichtigster, die Preseka, bis ins 13. Jahrhundert unberührt von der Axt des Holzfällers, den Gau der Silenzane rings umschloß; im Westen und Nordwesten des Landes bot die Grenzwehr der Dreigräben am Boberlauf, von der größere Teile noch heute in der niederschlesischen Heide erhalten sind, die nötige Sicherung. So unwegsam waren diese Wälder, daß die älteste Polenchronik einmal das Vordringen eines polnischen Heeres in diesen mit Hannibals Alpenübergang vergleicht. Innerhalb dieser Gaue lagen die Siedlungen der slawischen Bewohner in kleinen Dörfern an den Flussläufen. Wenig ergiebiger Feldbau, hauptsächlich aber Jagd, Fischerei und Bienenzucht boten den nötigen Lebensunterhalt. Raum ein Drittel des gesamten Bodens mag in jener Zeit dem Anbau erschlossen gewesen sein. „Alles übrige Land wird man sich nicht als bedeckt mit zusammenhängendem Hochwald vorzustellen haben, sondern — abgesehen von den Lücken, welche in weiten Waldungen Windbruch, Brandschaden, der Betrieb der Köhlerei und Teerschwelerei, der Holzschlag und die der Siedlung vorangehende Rodung gerissen hatten — waren sicher weite Flächen schon abgeholt; sie bedeckten, grobenteils sich selbst überlassen, durch natürlichen Anflug sich mit Buschwerk und bildeten ohne Pflege und Schonung ertraglose Landstrecken, auf denen ein wirklicher Wald nicht wieder aufzukommen vermochte“ (Patzsch).

Die einzelnen schlesischen Gaue, durch die breiten Waldgürtel gescheiden, waren nicht in einer größeren politischen Einheit zusammengefaßt, wohl aber bestand, wie überhaupt bei den Westslawen, innerhalb der Gaue eine Gliederung in Zupen, die ihrerseits wieder in Opole, mehrere der kleinen Dörfer umfassend, zerfielen. Erst unter dem Zwang der Not, als es drohende feindliche Angriffe, namentlich von Westen her, von deutscher Seite abzuwehren galt, schlossen sich mehrere bislang unabhängige Stämme zu einem festeren staatlichen Verband zusammen, so wie einst bei den Germanen in Kriegsnöt der Herzog an die Spitze des Stammes trat. Zu wiederholten Malen sind bei den Westslawen derartige Staatenbildungen erfolgt, zusammengefügt durch die Not des Augenblicks und die starke Hand eines Heerführers; so hören wir von dem weitausgedehnten Reiche des Samo, angeblich eines fränkischen Kaufmanns, in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts und von dem großen mährischen Reich des Swatopluk im 9. Jahrhundert. Beiden Reichen mögen auch die Bewohner der schlesischen Gaue Tribut und Heeresfolge geleistet haben. Aber diesen mit unnatürlicher Raschheit zu gewaltigem Umfang gewachsenen Reichen fehlten die sicheren Grundlagen festen staatlichen Bestandes: rasch wie ein Meteor gingen sie vorüber, keine Spur hinterlassend.

Fester gefügt und von längerem Bestand war erst der Einheitsstaat, den im Beginn des 10. Jahrhunderts das Herzogsgeschlecht der Przemysliden, deren Wiege auf dem Wyschehrad stand, unter Verhältnissen, die wir im einzelnen nicht mehr zu erkennen vermögen, in der Mitte Böhmens aufrichtete. Herzog Spitzniew, den Deutschen in Freundschaft verbunden, erkannte, welcher Wert dem Christentum für die Festigung der staatlichen Verhältnisse innenwohne; er, nicht Boriwoi, wie die Legende will, die national-tschechischen Strebungen ihr Entstehen dankt, ist der erste Böhmenherzog, der sich taufen ließ. Langsam fasste das Christentum feste Wurzel im Lande. So konnte gleichzeitig mit der Ordnung der Verwaltung auch die Regelung der kirchlichen Verhältnisse in dem jungen Staatswesen erfolgen, das bislang zur Diözese Regensburg gehört hatte, von wo aus auch die Christianisierung erfolgt war: etwa 975 wurde das Bistum Prag gegründet. Die innere Organisation Böhmens war die Voraussetzung für die weitere Ausdehnung der Grenzen der Herrschaft. Auch die schlesischen Gaue kamen in Abhängigkeit von dem mächtigen Nachbarreich im Süden. Und damals mögen auch von Böhmen her christliche Glaubensboten erstmals die Frohbotschaft des Evangeliums in unserer Heimat verkündet haben.

Nicht lange blieb indessen die böhmische Herrschaft in Schlesien unangefochten. — Um die Mitte des 10. Jahrhunderts taucht plötzlich aus dem Dunkel ein Reich empor, in dem die weiten Gebiete von der Weichsel bis an die Oder heran unter Herzog Misekos Führung zu staatlichem Verband geeint sind. Im Westen grenzte das neu erstandene Reich an die Lande der Wendenfürsten, die Markgraf Gero eben in glücklichen Feldzügen der deutschen Herrschaft unterworfen hatte. Rasch wurde auch das neue Polenreich überwunden, Herzog Miseko wurde dem Kaiser tributpflichtig. Es war die gleiche Abhängigkeit vom Reich, wie sie auch für Böhmen bestand, seit Otto der Große mit Heeresmacht den Böhmenherzog gezwungen, die alte Zugehörigkeit zu Deutschland anzuerkennen (950); auf dem Lechfeld (955) kämpften die Böhmen wacker an der Seite der Deutschen gegen die Horden der Ungarn. — Bei der Stammesverwandtschaft der Böhmen und Polen und dem gleichen Abhängigkeitsverhältnis dem Reich gegenüber waren enge Beziehungen zwischen beiden naheliegend. Sie wurden noch enger geknüpft, als Miseko des Böhmenherzogs Tochter Doubrawa als Gattin heimführte (965). Nun nahm auch Miseko selbst das Christentum an und langsam folgte das Land seinem Beispiel. — Doch stärker als die gemeinsamen Bände war das Bedürfnis der beiden Slavenstaaten nach Ausdehnung der Macht und Erweiterung der Grenzen. So kam es zu kriegerischen Konflikten beider, zumal es, während der jugendliche Kaiser Otto III. phantastischen Weltherrschaftsträumen nachhing, an einer kraftvollen Reichsleitung fehlte, welche die Vasallenfürsten im Osten des Reiches in Ordnung hielt. — Schuplatz und Kampfpreis in diesen Kämpfen der Böhmen und Polen waren Schlesiens Gaue. Der endgültige Sieg fiel Polen zu, das damals treu zum Reich hielt, während der Böhmenkönig erfolgreich sein Vasallenverhältnis zu lockern sich bemühte: die schlesischen Gaue mussten dem Polenherzog huldigen.¹

¹ Die vielberufene Einnahme der Burg Nemci durch Boleslaw im Jahre 990 hat aber nichts mit dieser Eroberung Schlesiens durch Polen zu tun, da Nemci nicht mit dem heutigen Nimpesch gleichgesetzt werden darf, sondern außerhalb Schlesiens in der Gubener Gegend zu suchen ist.

Denn, was Miseko begonnen und errungen, das behauptete und auf dem baute weiter sein Sohn Boleslaw Chabri: neben Miseko ist er der eigentliche Begründer der polnischen Macht. In glänzenden Farben schildern die polnischen Chronisten voll Begeisterung seinen Charakter und die Zeit seiner Regierung, sie feiern ihn als Kriegshelden, der des Reiches Grenzen nach allen Seiten weit ausdehnte, sie rühmen seine weise Regierung im Innern und preisen seinen Eifer für Erhaltung und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Es ist hier nicht der Ort, diesem Idealbild gegenüber die dunklen Flecken aufzuzeigen, die in dem Charakterbild des gewaltigen Barbarenfürsten keineswegs fehlen. Wichtig für uns ist es, daß durch ihn in der Tat die Organisation der polnischen Kirche erfolgt ist. Im Frühling des Jahres 1000 wallfahrtete Otto III., von Boleslaw an der Landesgrenze bei Eulau am Bober mit vielem Prunk empfangen, nach Gnesen, wo Boleslaw die Gebeine des bei der Missionspredigt im Preußenlande ermordeten Bischofs Aldalbert von Prag beigesetzt, nachdem er sie um teuren Preis von den heidnischen Preußen ausgelöst hatte. Die Wahl Gnesens, des nationalen Mittelpunktes des Polenreiches, als Grabstätte des Heiligen verrät schon die Absicht des Polenfürsten, diese Stadt auch zum kirchlichen Mittelpunkt seines Reiches zu machen. Und so erfolgte denn auch, nachdem der Kaiser am Grabe seines Freundes unter heißen Tränen gebetet, auf Grund von Verhandlungen, die im Vorjahr in Rom zu glücklichem Ende geführt worden waren, die Errichtung des Erzbistums Gnesen und gleichzeitig die Überlassung der dem Kaiser als Patrizius zustehenden Ehrenrechte auf kirchlichem Gebiet an den Vasallenfürsten. Neben Kolberg und Krakau wurde auch das eben damals oder doch kurz zuvor gegründete Bistum Breslau der neuen Metropole unterstellt. Nur das schon zu Otto des Großen Zeiten (968) bestehende Bistum Posen blieb noch weiter im Metropolitanverband von Magdeburg. Gründe verschiedener Art, seine schwärmerische Verehrung für Aldalbert, seine Freundschaft mit Boleslaw mögen den Kaiser zur Errichtung des Erzbistums bewogen haben; von entscheidendem Einfluß aber war es, daß noch Miseko sein polnisches Reich dem Schutz des hl. Petrus unterstellt hatte, denn nach dieser Kommendation Polens an den apostolischen Stuhl, welche die Errichtung des Peterspfennigs als Tribut bedingte, konnte der Kaiser die selbständige kirchliche Organisation Polens nicht wohl verweigern, wenn sie päpstlicherseits gewünscht wurde. Freilich, diese Selbständigmachung der polnischen Kirche bedeutete das Aufgeben der ottonischen Kirchenpolitik, sie setzte der bislang so erfolgreichen und segensvollen Missionstätigkeit der deutschen Kirche im Osten endgültig Ziel und Grenzen; das bedeutete aber zugleich, daß damit auch dem Weitervordringen deutschen Volkstums und deutscher Kultur vorläufig ein Ende bereitet war. So versteht man es wohl, daß man in den Kreisen der deutschen Kirche nicht mit dem Unwillen und Tadel gegenüber diesem Abweichen von der traditionellen Kirchenpolitik in den Missionsländern des Ostens zurückhielt. In diesem Unmut hat Thietmar von Merseburg sogar die rechtliche Zulässigkeit der Gründung angezweifelt. Gar bald gaben die Tatsachen den Gegnern der Kirchenpolitik Ottos III. recht.

Hatte sich Boleslaw zu Lebzeiten Ottos III. zurückgehalten, so begannen bald nach des Kaisers frühem Tode des Polenfürsten Bemühungen, sich der deutschen Oberhoheit zu entledigen. In langwierigen, mit wechselndem Glück geführten Kämpfen hat Boleslaw Chabry dieses sein Ziel erreicht, obwohl Böhmen, in

seiner Selbständigkeit bedroht, den Heerhann Kaiser Heinrichs II. verstärkte und Polen gleichzeitig auch russische Angriffe abzuwehren hatte. Am Abend seines Lebens krönte Boleslaw sein Werk, indem er den seiner Machtsstellung entsprechenden Königstitel annahm (1025). Bald nach 1025 starb er.

Nun folgte ein jäher Rückschlag, es zeigte sich, daß die rasch errungene Größe Polens nur auf des Boleslaw herrschergewaltiger Persönlichkeit beruht hatte. „Als König Boleslaw starb,” so klagt die älteste Polenchronik, „da schienen Friede und Freude und aller Dinge Fülle zu gleicher Zeit von Polen gewichen zu sein.“ Auf allen Seiten regten sich die Nachbarn, die an Polen verlorenen Gebiete zurückzugewinnen, und im Innern des Landes selbst wlich die von Boleslaw aufgerichtete Ordnung allgemeiner Zerrüttung. Als des Boleslaw Sohn und Nachfolger Miseko II. nach kurzer Regierung, vom Unglück verfolgt, ins Grab gesunken war, wurde seine Witwe, eine Nichte Ottos III., samt ihrem unmündigen Sohn, für den sie die Regentschaft führte, vertrieben. Mit der nun über das Land hereinbrechenden Anarchie verband sich eine heidnische Reaktion; durch diese wurde die junge kirchliche Organisation Polens vernichtet. Auch das Bistum Breslau ging bei diesem Umsturz zugrunde. Und so gründlich war die Zerstörung alles christlichen Wesens, daß sich nicht einmal sichere Kunde von des Bistums erster Gründung erhielt.

In dieser Zeit der Anarchie in Polen suchte nun Bretislav von Böhmen (1034—1055) seinem Land die Vormachtsstellung in der slawischen Welt zu erringen, die Polen nicht mehr behaupten konnte. Krakau und Schlesien wurden erobert, auch Gnesen konnte den heranflutenden böhmischen Scharen nicht widerstehen, und als kostlichste Beute ward des hl. Adalbert Leichnam nach seiner Bischofsstadt Prag entführt, dessen Erhebung zum Erzstuhl des gesamten Böhmenlandes nun erstrebt wurde. — Auch als Kaiser Heinrich III., die dem Reich drohende Gefahr wohl erkennend, rasch den Großmachtsplänen des Bretislav ein Ende setzte, indem er den Böhmenherzog mit Waffengewalt zur Anerkennung der deutschen Oberherrlichkeit zwang (1041) und Misekos II. Sohn Casimir durch seine Hilfe die Rückkehr nach Polen ermöglichte, blieb Schlesien zunächst der böhmischen Herrschaft unterworfen. Sobald allerdings unter Casimirs Regierung, den die polnische Geschichtsschreibung als Restaurator des Landes feiert, in Polen Ruhe und Ordnung wiederzukehren begannen und die Kräfte des Landes wieder wuchsen, setzten die Versuche ein, Schlesien aufs neue für Polen zu gewinnen. Der Vertrag von Quedlinburg (1054), unter des Kaisers Vermittlung geschlossen, brachte diesen Wünschen Erfüllung. Doch mußte sich Casimir zu einer jährlichen Tributzahlung an den Böhmenherzog für Breslau und die anderen ihm nunmehr überlassenen Landesteile verstehen, ein Beweis, daß die schlimmen Folgen der inneren Anarchie in Polen noch lange nicht überwunden waren. Bis zum Jahre 1100 etwa ist dieser Tribut entrichtet worden, freilich hatte die Zahlung mehr als einmal mit Waffengewalt erzwungen werden müssen, und die Chronisten berichten, wie arg bei diesen wiederholten Kriegszügen Schlesien verwüstet wurde.

Auch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts fehlte es nicht an Kämpfen zwischen Polen und Böhmen um Schlesien. Doch wußte Boleslaw III. seinen schlesischen Besitz zu behaupten. Er ist überhaupt der bedeutendste Herrscher Polens seit Boleslaw Chabry, in seiner Regierung lebten die Traditionen dieses

Begründers der polnischen Macht wieder auf: nicht nur gelang ihm die Wahrung seines Herrschaftsgebiets gegen Angriffe mannigfacher Art, auch gegen Kaiser Heinrich V., der 1109 bis Glogau und Breslau vorgedrungen war, sondern er erweiterte auch seine Lande durch das in blutigen Kämpfen eroberte Pommern, zu dessen Christianisierung er Bischof Otto von Bamberg berief.

Altislawischer Sitte gemäß teilte Boleslaw III. vor seinem Tode (1139) sein Reich unter seine vier ältesten Söhne. Etwas Neues aber war die Bestimmung, daß Vladislaus, der älteste der Brüder, dem Krakau und Schlesien zufallen sollte, und dann auch weiterhin jeweils der älteste der Familie, nicht nur eine Ehrenstellung über den anderen als Repräsentant der Einheit des Reiches besitzen, sondern auch als Großherzog (monarcha, maximus dux) eine wirkliche Obergewalt über die Teilstaaten ausüben und so die Reichseinheit wirksam wahren sollte. — Es ist unschwer abzusehen, daß in dieser Einrichtung des Seniorats der Heimstädter Zerwürfnisse lag. Tatsächlich beginnt nun auch für Jahrhunderte eine unüberschaubare Reihe von unerquicklichen Wirrnissen und Kämpfen, in denen Polens Macht und Ansehen in gleicher Weise schweren Schaden erlitten. — Raum hatte Vladislaw, der erste Großfürst, unter dem Einfluß seiner ehrgeizigen und energischen Gemahlin Agnes, einer Halbschwester Konrads III., den ersten Versuch gemacht, durch Steuerforderungen an die Untertanen seiner Brüder seine Obrigkeit zu zeigen, so begannen die Kämpfe. Sie endeten damit, daß Vladislaw mit Frau und Kindern nach Deutschland flüchten mußte, an den Hof Konrads III. Mit deutscher Hilfe hoffte Vladislaw sein Land wiederzugewinnen; und das Interesse des Reiches, als dessen Lehensfürsten sich Vladislaw bekannte, und verwandtschaftliche Gefühle ließen die Gewährung des Hilfegesuchs ratsam erscheinen. So rückte denn Konrad III. (1146) mit Heeresmacht in Polen ein, doch ohne sonderliche Erfolge zu erzielen. Glücklicher war die Heerfahrt, die Kaiser Rotbart (1157) gegen die widerspenstigen Polenfürsten unternahm; mit Gewalt erzwang das deutsche Heer den Oderübergang bei Glogau, offen lag nunmehr das Land da, das ausgeplündert und verheert wurde. Nur unter harten Bedingungen ward Boleslaw IV., der nach Vertreibung seines Bruders das Seniorat übernommen, der Friede gewährt: er selbst mußte mit bloßen Füßen, ein Schwert am Halse, vor Friedrich Barbarossa erscheinen. So glänzend und ruhmvoll dieser Polenzug verlaufen war, praktische, dauernde Erfolge hatte er nicht aufzuweisen. Als der Kaiser nun wieder den italienischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zuwenden mußte, dachte der Polenherzog nicht mehr all der gegebenen Versprechungen, und Barbarossa fehlte die Gelegenheit, den Wortbrüchigen zu züchtigen.

So mußte Vladislaw in der Fremde sterben (1163). Ohne größere Schwierigkeit wurde seinen Söhnen, vielleicht unter Mitwirkung des Kaisers, die Heimkehr aus der Verbannung bewilligt, als Erbteil ward ihnen nach des Vincentius Radulubus Zeugnis die „sacra Silencii provincia“ zugewiesen, also Schlesien, dessen Umfang sich mit dem des Bistums Breslau etwa deckte. — Die Rückkehr der Vladisliden und ihre Einweisung in den Besitz Schlesiens (1163) ist ein wichtiges Datum in der Heimatgeschichte. Zwar blieb Schlesien mit Polen durch die Senioratsverfassung verbunden, aber auch schon vor der formellen Aufhebung derselben im Beginn des 13. Jahrhunderts war sie völlig bedeutungslos, so daß zwar nicht formell, aber doch faktisch Schlesien seit 1163 so gut wie unabhängig

von Polen war. Bedeutungsvoller noch war es, daß die Wladislaiden, die selbst in Deutschland aufgewachsen waren, die Herrschaft schließlich auch deutschem Einfluß dankten. Dadurch war ihnen die Richtung ihrer Politik vorgezeichnet, und es fehlte auch nicht an anderen Gründen, die eine nach Deutschland gerichtete Politik ihnen als Gebot der Klugheit und Notwendigkeit erscheinen ließen.

Die drei Söhne des Wladislaw teilten Schlesien unter sich in der Weise, daß der älteste, Boleslaw, mit dem Beinamen der Lange, den Hauptteil des Landes erhielt, während Miseko Ratibor und Teschen zufiel; nachdem Konrad, der jüngste der Brüder, mündig geworden war, wurde ihm von Boleslaw Glogau überlassen, doch nahm nach seinem frühen Tode Boleslaw der Lange dieses Gebiet wiederum in seinen Besitz. Damit war der Grund gelegt zu einer Zweiteilung des Landes: dem ducatus Zlesie, etwa Mittel- und Niederschlesien und von Oberschlesien das Gebiet des Neiszetales umfassend, stand gegenüber der ducatus Opoliensis, von dem eigentlichen Schlesien durch den alten Grenztag der Preseka geschieden; zu ihm gehörten die Gebiete von Oppeln, Ratibor, Teschen, seit 1179/80 auch Beuthen, Auschwitz und Zator. Staatsrechtliche Beziehungen zwischen diesen beiden Gebieten fehlten, die zahlreichen Erbteilungen fanden nur innerhalb der beiden ursprünglichen Herzogtümer statt und griffen nie in das andere hinein. Erst vom Ende des 14. Jahrhunderts ab hört die Scheidung von Oppeln und Schlesien, die noch in Urkunden Karls IV. begegnet, auf, und im 15. Jahrhundert verschmelzen Oppeln und Schlesien zu einem Lande.

Mit der Regierungszeit Boleslaws des Langen (1163) endet für Schlesien die Zeit, da es ein rein slawisches Land war. Diese ganze slawische Periode war eine Zeit einfacher Naturalwirtschaft. In großen Umrissen hat ein Jägerzienfer aus Leubus in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts uns in den „versus Lubenses“, deren Herausgabe wir Wattenbach danken, ein anschauliches Bild von Land und Leuten in slawischer Zeit gezeichnet; das Bild findet seine Ergänzung in den Einzelerzählungen voll plastischer anschaulichkeit, wie sie uns das Heinrichauer Gründungsbuch bietet, die letzte Gabe Gustav Adolf Stenzels, des Altmasters schlesischer Geschichtsforschung. Mit scharfem Blick hat der Mönch von Leubus, dem die deutsche Kultur wohl vertraut war, das Wesentliche der kulturellen Rückständigkeit des slawischen Schlesiens erkannt: Mit dem mit Ochsen bespannten hölzernen Hakenpflug konnte nur leichter Sandboden aufgerissen werden; schwere fette Böden mußte man umgehen, der Mangel eiserner Ackergeräte hinderte deren Bearbeitung. Städte wie im Westen gab es nicht, neben der Burg lag ungeschützt der offene Markt, die Schenke, das Holzkirchlein. Die Hauptbeschäftigung der slawischen Bewohner war nicht der kärgliche, wenig ergiebige Ackerbau, und bei ihnen stand nicht der Körnerbau, sondern der Anbau der genügsamen und rasch keimenden Hirse im Vordergrund. Sondern wichtiger und ertragreicher war für sie die Vieh- und Weidewirtschaft, Stutenherden waren die begehrteste Beute bei den häufigen Raubbefällen der Böhmen. Auch Jagd, Fischerei und Bienenzucht spielten als Erwerbszweige der Slawen eine erhebliche Rolle. Einzelne Gewerbe, von Hörigen je in geschlossenen Dorfsiedlungen betrieben, waren vertreten. Nicht ganz unbeträchtlich mag auch der Handelsverkehr gewesen sein. Die reichen natürlichen Schäze des Landes wurden als Rohprodukte in Tausch gegeben gegen die Erzeugnisse des Gewerbeslebens der höher kultivierten Nachbarländer. Deutsche, Juden und auch Muselmänner

waren es, in deren Hand der Außenhandel wie der Durchgangsverkehr ruhte. Denn unter den Einheimischen konnte sich kein eigener Kaufmannsstand bilden. Das verbot sich durch die eigenartige soziale Gliederung der Bevölkerung.

Dem Landesfürsten, dessen Herrschergewalt keinerlei Beschränkung unterlag, stand gering an Zahl der hohe Adel am nächsten, die Schlachta (nobiles); sie waren die Nachfahren der alten Zupanengeschlechter. Ihnen zur Seite trat der niedere Adel, die Ritter (milites medii), eine Kriegerkaste, die des Fürsten Gefolgschaft in den zahlreichen Fehden und Kriegszügen bildeten. Diesem Geburts- und Kriegsadel gegenüber, aus dessen Mitte auch der Klerus hervorging, stand die breite Masse der gesamten übrigen Landesbewohner. Die Hauptmasse dieser niederen Bevölkerung bildeten die Opolebauern oder Kmeten. Sie waren Hörige ohne eigenen Besitz; der Fürst verlieh ihnen nach seinem Gutdünken für eine gleichfalls in seinem Belieben stehende Zeit die Nutzung einer Ackerfläche; dafür mußten sie dem Herzog eine lange Reihe drückender Abgaben und Dienste leisten, die unter dem Namen des ius Polonicum zusammengefaßt werden. Noch übler war die Lage der Leibeigenen, der Sklaven, die, persönlich unfrei, völlig der Willkür ihrer Herren, des Herzogs oder der Adligen preisgegeben waren, sogar von ihnen verkauft oder verschenkt werden konnten.

Es liegt klar zutage, daß diese wirtschaftliche und soziale Rückständigkeit sich gegenseitig bedingten und daß sie wechselseitig einem Aufschwung hinderlich sein mußten. — Daß das Volk nach dem Zeugnis der versus Lubenses arm und faul war, kann nicht wundernehmen; denn es mußte den Trieb zu angestrengter wirtschaftlicher Tätigkeit hemmen und alle Schaffensfreude ertöten, wenn jede Möglichkeit, die eigene Lage zu verbessern, fehlte, wenn das, was mühsam erarbeitet wurde, nach Laune und Willkür weggenommen werden konnte. — Dem Mönch von Leubus erschienen die Marktstrecken nicht als Städte im deutschen Sinne. Und mit Recht. Denn abgesehen von der geringeren räumlichen Größe und der fehlenden Wehrhaftigkeit mangelte diesen slawischen Märkten vor allem eines: die freie Verfassung und lokale Selbstverwaltung, der sesshafte freie Bürgerstand. — Wie schon erwähnt, lagen die Marktplätze neben den Landesburgen, in einzelnen Fällen auch bei Klöstern, deren Nähe ebenfalls den nötigen Marktfrieden verbürgte. Diese Landesburgen waren zugleich auch die Mittelpunkte der Landesverwaltung. Es scheint, daß die Neuorganisation derselben durch Boleslaw Chabry nach deutschem Vorbild erfolgt ist. Wie an der Spitze des deutschen Gaues der Graf stand, so lag in Polen die Leitung der einzelnen Verwaltungsbezirke in der Hand des Kastellans.¹ Der Amtssitz des Kastellans, der aus den Reihen des Adels genommen wurde, war die Landesburg, die durch Wall und Graben und Holsverhau gegen feindliche Angriffe gesichert war. Entsprechend den einfachen Verhältnissen war die gesamte Verwaltung in der Hand des Kastellans vereinigt: er hatte in seinem Bezirk für Frieden und Ordnung zu sorgen, an ihn waren die zahlreichen Abgaben und Gefälle zu entrichten, er wachte über die Leistung der Dienste und übte die gesamte Gerichtsbarkeit aus, und wenn Kriegsgefahr drohte, war er auch der Heerführer. — Die Schuzurkunde, die Papst Hadrian IV. am 23. April 1155 auf Bitten des Bischofs Walter von

¹ Ob und wie sich diese Kastellaneiverfassung an die älteren Zupen- und Opole-Verfassung angelehnt hat, läßt sich aus den Quellen nicht mit wünschenswerter Klarheit erkennen.

Breslau für die Breslauer Kirche ausstellte, läßt uns die Kastellaneieinteilung Schlesiens mit hinreichender Deutlichkeit erkennen. Denn in dieser päpstlichen Bulle wird, wie das auch sonst bei päpstlichen Protektionsbulle üblich war, der Umfang des bischöflichen Sprengels durch Aufzählung der zum Bistum gehörigen Verwaltungsbezirke umschrieben. Danach gehörten damals zum Bistum Breslau, dessen Gebiet sich ungefähr mit Schlesien deckte, folgende Kastellaneien: Recen (nicht Ritschen bei Brieg, sondern die Burg des auf der linken Oderseite gelegenen alten slawischen Breslau), Teschin (Teschen), Golensicek (wohl Ratibor), Otemochov (Ottmachau), Barda (Wartha), Nemechi (Nimptsch), Gramolin (Grädisch?), Strigom (Striegau), Zuni (Schweinhaus), Balan (Lähn), Szobolezke (Beuthen an der Oder), Glogov (Glogau), Sezezko (Eschissei bei Sandewalde?), Milice (Militsch).

Die Vertrautheit mit der deutschen Kultur, die Boleslaw der Lange bei seinem langjährigen Aufenthalt in Deutschland zuteil geworden, ließ der Herzog in der Regierung seiner Lande nicht ungenützt. Seine Regierungszeit ist ausgefüllt durch das Bestreben, sein Land zu höherer Kultur emporzuheben. Der Versuch ward mit den Mitteln und Kräften des eigenen Landes unternommen, und parallel der inneren Kolonisation, durch welche die Fläche des bebauten Bodens im Anschluß an die bestehenden Siedlungen eine Erweiterung erfuhr, ging eine weitere Ausgestaltung der Landesverwaltung durch Organisierung neuer Kastellaneibezirke; denn mit Recht wird wohl auf ihn die Bildung neuer Kastellaneien namentlich im Nordwesten des Landes, wie Liegnitz (Legnica), Gröditzburg (Grodec) und Bunzlau (Bolezlaues) zurückgeführt. Zutreffend hat Partsch ausgeführt, daß diese Neubildung von Kastellaneien in den nach dem höher kultivierten Westen zuliegenden Landesteilen die allmählich überwiegende Wichtigkeit der gerade ins Herz Schlesiens gerichteten Straße hart am Saume der Vorberge bezeuge, und damit auch den wachsenden politischen und wirtschaftlichen Einfluß der deutschen Nachbarlande auf Schlesien. Fremde aber, also etwa deutsche Ansiedler, zur Durchführung seiner kolonialistischen Pläne zu berufen, verbot sich ihm durch die politische Lage; er, der deutschem Einfluß die Herrschaft verdankte, mußte sich hüten, die nationale Empfindlichkeit der slawischen Bevölkerung und der polnischen Teilfürsten zu reizen, um nicht seine ohnehin nicht allzu gesicherte Stellung zu gefährden. — Daß des Boleslaw wohlgemeinte Bemühungen um die Hebung der Landeswohlfahrt scheiterten, verschuldete aber nicht so sehr die Ungunst der Zeitlage, indem wiederholte Kriegszüge und Streitigkeiten, auch mit Miseko von Ratibor, die Werke des Friedens störten, als vielmehr die Rückständigkeit der sozialen Schichtung der Landesbewohner, die sich mit den Kräften des Landes unmöglich beseitigen ließ; es fehlte zwischen den bevorrechteten Schlachtzügen und Rittern auf der einen Seite und der stumpfen Masse der Opolebauern, die in Rechtlosigkeit und drückendster wirtschaftlicher Abhängigkeit interesselos und aller Initiative bar dahanvegetierten, und den noch mehr bedrückten Höriegen mannigfacher Art eine Zwischenschicht, ein Mittelstand, „der seßhafte freie Bürgerstand, dessen Beruf es war, als Kaufmann oder Handwerker Handel und Gewerbe zu pflegen, der in der Freiheit der Person und des Eigentums an seiner Arbeit und ihren Früchten Freude hatte, der neben seinem Hausplatze werbende Kapitalien zur Ausdehnung seines Betriebes besaß, der endlich in der Selbstverwaltung des städtischen Gemeinwesens, welchem er als Bürger angehörte, wiederum ein

Mittel auch zur Förderung seiner eigenen Interessen erblickte" (W. Schulte), es fehlte der Bauer, der unabhängig und frei und stolz auf eigener Scholle sitzend mit besseren eisernen Ackergeräten und nach rationelleren Wirtschaftsmethoden sein Feld bebaute, dem der besser bearbeitete Boden einen vielfach höheren Ertrag brachte, der unverdroffen und mutig an der vollen Ausnützung und Hebung seines Besitzes arbeitete im frohen Bewußtsein, daß ihm und den Seinen die Früchte der Arbeit als Lohn winkten. Diese Träger des Fortschritts, von denen dem Land allein Besserung und Heil werden sollte, konnten aber nicht inmitten des Landes selbst erstehen. So mußte die Gesundung und ersprießliche Weiterentwicklung von außen kommen — von Deutschland her.

Den folgenschweren Schritt, Deutsche als Ansiedler ins Land zu rufen, den Boleslaw der Lange nicht wagen konnte, tat sein Sohn und Nachfolger Heinrich I., der Bärtige. — Eine wissenschaftlich befriedigende Geschichte der Kolonisation Schlesiens, jenes Prozesses, den Grünhagen mit Recht als das wichtigste Ereignis der mittelalterlichen Geschichte Schlesiens einschätzt, ist heute und wohl noch für geraume Zeit ein frommer Wunsch. Die Bemühung um Aufhellung des schwierigen Problems, wie Schlesien wieder ein deutsches Land geworden ist, wie überhaupt die Erforschung der älteren Geschichte krankt ja immer noch vielfach an dem Übel, unter dem mehr oder minder allenthalben ortss- und provinzialgeschichtliche Forschung zu leiden hat: ein wohlgemeinten Dilettantismus geht mit einem Wagemut und einer Selbstsicherheit, die in schroffstem Gegensatz steht zum Umfang der Kenntnisse und zu dem Mangel methodischer Zucht, an die Lösung verworrenster Fragen, und auch ernster zu nehmende Arbeiten bewahren sich nicht vor Irrwegen, weil der Blick, gebannt auf Einzelheiten einer recht trümmerhaften Überlieferung, sich nicht zu den großen Zusammenhängen zu erheben vermag, welche das geschichtliche Leben auch des kleinsten Sondergebietes mit dem Weltgeschehen verknüpfen. — Soll man die tragfähigen Grundlagen bezeichnen, auf denen weiterzubauen Aufgabe künftiger Forschung sein muß, so sind fast nur Wilhelm Schultes tief eindringende methodische Einzeluntersuchungen zu nennen.

Weit verbreitet ist noch heute die Ansicht, daß die Ansiedlung deutscher Bauern in Schlesien zu deutschem Sonderrecht noch im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts unter Boleslaw dem Langen begonnen habe. Dieser Meinung ist die einzige Stütze entzogen, seit die Unechtheit des Stiftungsbriefes des Klosters Leubus ernster Forschung als erwiesen zu gelten hat. Mit dieser frühen Datierung des Beginns deutscher Besiedlung pflegte man ein Loblied auf die Verdienste der deutschen Mönche um die deutsche Kolonisation zu verbinden; besonders wurden die Verdienste der Bisterzienser von Leubus in der Hinsicht in überschwenglicher Weise gefeiert und nach Grünhagens Vorbild die Gründung von Leubus, für die man das Jahr 1175 annahm, als „ein Ereignis ersten Ranges für die Germanisation Schlesiens“ gewertet. Von all dem kann keine Rede sein. Sicher wäre es töricht und undankbar zugleich, wollte ein Schlesier der unvergänglichen und unvergleichlichen Dienste vergessen, die Prämonstratenser, Augustiner-Chorherren und vor allem die Bisterzienser sich in Jahrhunderte währende treuer Arbeit um die Kultivierung seiner Heimat erworben; aber was die deutsche Kolonisation betrifft, spielen die Bisterzienserstifte, die ja vornehmlich in Betracht kommen, eine durchaus untergeordnete und unbedeutende Rolle. Zum Erweis dieser Tatsache braucht nur auf die Konstitutionen des Bisterzienserordens

verwiesen werden: die Reform des Mönchtums, welche der Bistuerzienserorden, dem des hl. Bernhard von Clairvaux Beitritt zu rascher Verbreitung und hohem Ansehen verhalf, erstrebte, wollte er durch die Rückkehr zur strengen Beobachtung der Benediktusregel erreichen; diese aber forderte von dem Mönch die Handarbeit. Wenn nun die Handarbeit wieder zu ihrem Recht kommen sollte, dann musste gegenüber der bis dahin herrschenden Wirtschaftsweise, die auf dem Rentensystem beruhte, in dem der Grundbesitz des Klosters an Zinsbauern ausgetan worden war, der Grundsatz der Eigenwirtschaft durchgeführt werden. Dementsprechend verboten auch die Ordenskonstitutionen des Ordens von Citeaux jeglichen Besitz von Zinsdörfern, und erst im Beginn des 13. Jahrhunderts gestattete das Generalkapitel ein Abweichen von dieser strengen Norm.¹ Die straffe Durchführung des Wirtschaftsprinzips der Eigenwirtschaft bot auch den Anstoß zu der Ausbildung des den Bistuerziensern charakteristischen Instituts der Konversen; diese Konversen sind Laienbrüder, die, unter eigener Regel lebend, die Feldarbeit auf den im Umkreis um das Kloster liegenden Wirtschaftshöfen (grangiae) besorgten, während die eigentlichen Mönche die Oberleitung hatten und nur die Zeit der Handarbeit widmeten, die ihnen das feierliche Chorgebet freiließ. — Wenn daher Boleslaw der Lange bei seiner Rückkehr nach Schlesien Bistuerzienser aus dem Kloster Pforta mit sich nahm und ihnen das schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gegründete, aber inzwischen von seinen Bewohnern verlassene Benediktinerkloster Leubus überwies (1163), so wollte er dadurch nicht die deutsche Besiedlung seines Landes inauguriert — sondern diese Berufung der Bistuerzienser nach Leubus ist — von dem wohlthätigen Einfluß abgesehen, den sie für die kirchlichen Verhältnisse versprach — als eine Maßnahme der von ihm geplanten inneren Kolonisation zu bewerten: die deutschen Bistuerzienser, als Ackerbauer berühmt, sollten auf dem ihnen überwiesenen reichen Landbesitz rings um Leubus (ambitus Lubensis) vorbildliche Musterwirtschaft treiben, und das sollte die Landesbewohner anspornen, auch ihrerseits diese rationellere Bewirtschaftung durchzuführen. Freilich, auch dieses Vorbild konnte nicht die erwartete rasche und durchgreifende Besserung bringen, solange nicht die Wurzel der wirtschaftlichen Rückständigkeit beseitigt wurde; ja die Fruchtlosigkeit der Verhältnisse ließ anfänglich auch das Kloster nicht zu rechter Entwicklung kommen: mit deutlicher Ironie sprechen die versus Lubenses von den „angenehmen Verhältnissen“ (deliciae), unter denen die ersten Mönche ihre Tage verbringen mussten.

Nun, da sich die Fruchtlosigkeit der Bemühungen erwiesen, vorwärts zu kommen und mit den Kräften des eigenen Landes den unzulänglichen Verhältnissen aufzuholen, galt es nach andern Mitteln Umschau zu halten, um das Ziel zu erreichen. Erwägungen mancherlei Art mussten da zum Entschluß führen, deutsche Kolonisten ins Land zu rufen. Die schlesischen Landesfürsten, von denen die Initiative zur Berufung deutscher Ansiedler ausging, vornehmlich also Heinrich I., waren durch mannigfache Beziehungen mit deutscher Kultur und deutschem Wesen verknüpft: in Deutschland waren sie erzogen, und durch die häufigen Heiraten mit Töchtern deutscher Fürstengeschlechter rollte mehr als ein Tropfen

¹ Wenn daher die Leubuser Stiftungsurkunde von Zinsdörfern redet, genügt dies allein zum Beweise ihrer Unechtheit.

deutschen Blutes in ihren Aldern, wie auch sie selbst wiederum ihre Gemahlinnen aus Deutschland heimzuführen pflegten. Die mannigfache Verübung mit Deutschland hatte ihnen mit eindringlicher Deutlichkeit die gewaltige Überlegenheit deutscher Kultur gegenüber den jämmerlichen Zuständen in den eigenen Landen gelehrt, sie hatten gesehen, was Tatkraft und Schaffensfreudigkeit der deutschen Bauern und des deutschen Kaufmanns und Handwerkers, unterstützt durch die Hilfsmittel, die eine fortgeschrittene Kultur darbot, zu leisten vermochte. Mußte sich da den Fürsten nicht der Gedanke aufdrängen, welchen Nutzen ihren Landen der Deutsche bringen würde, wie durch diesen dem Land aufgeholfen werden könnte? Und sie wußten es wohl, wie ganz unvergleichlich höhere Einnahmen ihnen winkten, wenn die Wälder und Einöden zu fruchtbarem Ackerland umgewandelt würden, wenn für Handel und Gewerbeleib sichere Stätten geschaffen würden. Und wenn dann Städte entstanden, für deren Sicherheit und Wehrhaftigkeit der Mut freier waffengeübter Bürger noch eine bessere Bürgschaft war als die Umwehrung mit Mauerwerk und Graben, mußte das nicht dem ganzen Land einen viel wirksameren Schutz gewähren und dessen Verteidigung erleichtern, als die Burgwälle, die bislang des Landes einzige unzureichende Wehr gewesen! Zwar, das war von vornherein sicher, daß deutscher Freiheitsinn sich nicht all die drückenden Lasten und die unwürdige Rechtlosigkeit würde auflegen lassen, die der geknechtete Opolebauer und Hörige stumpf und ohne Murren ertrug. Aber auch dann, wenn den deutschen Kolonisten eine Sonderstellung bewilligt wurde nach Recht und Besteuerung — dessenungeachtet mußte dann durch das mit der Besiedlung verbundene Fortschreiten von reiner Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft die Finanzkraft des Landes zu ungeahnter Höhe empor schnellen.

Entsprach denn nun aber dem Begehrn der Piastenfürsten, deutsche Ansiedler ins Land zu ziehen, die Bereitwilligkeit der deutschen Bauern und Gewerbetreibenden, dem Ruf in den unwirtlichen Osten zu folgen?

Die Küsten des Ozeans hatten dem Westwärtsfluten der Germanenstämme ein Ziel gesetzt. Und dadurch war auch dem Nachrücken der Slawenstämme von Osten her Halt geboten. Langwierigen und blutigen Einzelmäppen auf der ganzen Linie, wo Germanen und Slawen sich berührten, folgte nun bald wieder ein kraftvolles Vorstoßen der deutschen Stämme nach Osten zu; das in heissem Ringen im 12. und 13. Jahrhundert erkämpfte Ergebnis war die Eroberung der Slawenländer östlich der Elbe in der Mark Brandenburg, in Holstein und Mecklenburg, in Pommern und Preußen. Stiller und langsamer als die kriegerische Eroberung dieser Slawenländer erfolgte ihre Germanisierung; sie geschah ohne in die Augen fallende Heldenataten durch rastlos treue Arbeit des deutschen Bauern und Handwerkers. Darum ward dieser Vorgang von zeitgenössischen Schriftstellern fast gar nicht beachtet, geschweige in seiner Bedeutung erkannt, und auch späterhin hat man dieser gewaltigen Kulturarbeit nicht immer die gebührende Wertung zuteil werden lassen. Und doch hat Lamprecht recht, diese friedlichen Eroberungen weiter Slawengebiete für deutsches Volkstum und christliche Sitte höher einzuschätzen als jene kriegerischen Eroberungen, denen dadurch erst der feste Bestand gesichert ward, und sie als die Großtat des deutschen Volkes während des Mittelalters zu preisen. —

Mehr als einmal ist schon dem Erstaunen darüber Ausdruck geliehen worden, welch gewaltige Massen deutscher Kolonisten in ununterbrochenem Strome durch

zwei Jahrhunderte nach dem Osten fluteten. Diese Tatsache zeigt den einen Grund auf, aus dem die Bereitwilligkeit zur Kolonisierung des Ostens entsprang: die Vollkraft des deutschen kinderreichen Volkstums hatte einen gewaltigen Bevölkerungszuwachs herbeigeführt. Zwar war das anbaufähige Gebiet in Altdeutschland durch eine großzügige innere Kolonisation, durch Rodung von Waldboden und Kultivierung weiter Moorgebiete bedeutend erweitert worden; aber auch dadurch ward auf die Dauer keine ausreichende Besserung erzielt, und diese Kolonisierung hatte ihre Grenzen. — Wald- und Sumpfland zu kultivieren war eine harte und mühsame Arbeit, die unbeugsame Energie und unerschütterliche Pflichttreue forderte. Wer sie auf sich nahm, von dem konnten nicht die Abgaben und Lasten gefordert werden, die unschwer der seßhafte Bauer zu leisten vermochte. Den Kolonisatoren mußte eine Sonderstellung, was Abgaben, Verwaltung und Gerichtsverfassung betrifft, gewährt werden. Nur dann konnte ihr Werk gelingen. Als nun der verfügbare Boden dem Anbau und der Kultur erschlossen war, da kam die Runde von Osten, daß dort weite Strecken des Anbaus harrten, daß dort unter günstigeren Bedingungen und in völliger Freiheit ihre Arbeitskraft begehrte würde. Das mußte die Ansiedler locken, nun, da ihr Werk gegliickt, auch im fremden Land ihre Kraft zu erproben, um den Lohn zu erringen, der ihrem Fleiß winkte. Und dazu regte sich die tief im deutschen Blut schlummernde Lust zum Wandern und nach Abenteuern — es ist ja das Zeitalter der Kreuzzüge —, sie lockte nach dem unbekannten Osten, dessen Schwierigkeiten und Gefahren den Wagemut herausforderten, sie machte es leicht, die heimische Scholle zu verlassen. So zogen sie denn ostwärts, die Pioniere der höheren Kultur, die Träger deutschen Fleisches und deutscher Sitte, Scharen von Edelleuten und von bürgerlichen und bäuerlichen Elementen, allen voran die Niederländer von den Küsten des Deutschen Meeres. —

Den schlesischen Gauen begann sich der Strom deutscher Ansiedler zuzuwenden, seit Heinrich I. die ersten Kolonisten berufen hatte. Die Verhandlungen zwischen den Siedlern und dem Landesherrn, der zunächst allein als Anreger und Förderer der Kolonisation — den Grundherrschaften kommt, vom Breslauer Bischof abgesehen, hierbei nur eine nachgeordnete Bedeutung zu — anzusehen ist, führte ein Unternehmer (locator), gewöhnlich ein Mann ritterlichen oder bürgerlichen Standes. Ihm wurde der Platz für die neue Siedlung angewiesen, und mit ihm wurden auch die Bedingungen für dieselbe vereinbart und in einem Vertrag festgelegt. Der Lokator hatte nun die Ansiedler anzuwerben, er leitete ihren Umzug aus der Heimat und wies den einzelnen ihr Ackerland zu — man sieht, daß diese schwierigen Aufgaben eine Persönlichkeit forderten, der Geschick und mannigfache Kenntnisse zu eigen sein mußten, daß für ihn aber auch der Besitz eines nicht unerheblichen Betriebskapitals unerlässlich war. Freilich, wenn das Unternehmen, bei dem das Wagnis nicht gering war, gelang — und das ist in der überwiegenden Zahl der Fälle geschehen — dann winkte ihm ein reicher Gewinn. So hat denn auch der eine oder andere Lokator die Ortsgründung als einträglichen Beruf erkoren. Denn ihm fiel von der gesamten für die Neubesiedlung bestimmten Flur ein bedeutender Teil, im allgemeinen etwa ein Sechstel als erblicher abgabenfreier Besitz zu; er wurde der Vorsteher, Schulze (scultetus), des neubegründeten Dorfes, und als solcher hatte er den Genuß verschiedener Gerechtigkeiten: ihm stand als landesherrlichen Beamten die niedere Gerichtsbarkeit mit einem Anteil an den Gerichtsgefällen zu, er erhielt die Schank- und andere Verkaufsgerechtig-

keiten (Schmiede, Brot- und Fleischbank), auch das Jagd- und Fischrecht wurde ihm öfters, wenn auch mit gewissen Einschränkungen eingeräumt.

Der Lokator überwies nun den einzelnen Ansiedlern den ihnen zukommenden Anteil an der neuen Feldmark in Größe einer Hufe (mansus), das heißt eines Landstückes, das mit einem Pflug bearbeitet werden kann und zum Unterhalt einer Familie hinreicht. Die Häuser der neuangelegten Dörfer standen meist weitläufig in langer Reihe zu beiden Seiten der Dorfstraße oder an dem Lauf eines Baches, und von den einzelnen Gehöften aus erstreckte sich senkrecht zur Dorfstraße die Hufe wie ein breites Band ins Land hinein bis an die Gemarkungsgrenze, Garten, Wiese, Feld und Wald umfassend. Während die große fränkische Hufe vorwiegend im waldigen und gebirgigen Terrain begegnet, ist der Boden in ebenem leichter zu bebauendem Terrain zumeist in den kleineren flämischen Hufen aufgeteilt worden. Doch nicht nur Unterschiede der Bodenbeschaffenheit lassen sich aus der verschiedenen Hufengröße erkennen, die verschiedene Hufenbenennung läßt auch einen Rückschluß zu auf die Heimat der Einwanderer; denn es liegt ja nahe, daß die Ansiedler auch in der neuen Heimat sich ihre Stätte da erwählten, wo ähnliche Verhältnisse in Bodenbeschaffenheit und Klima ihnen die Fortsetzung der ihnen vertrauten Wirtschaftsführung gestatteten und die sichersten Gewinnaussichten boten. Mit eiserner Axt rodeten der deutsche Ansiedler auf dem ihm zugewiesenen Boden den Wald, mit eisernem Pflug wurde das Land tief umgebrochen und gegenüber dem wilden Raubbau des polnischen Bauern, der regellos ein Stück Land bis zur Erschöpfung ausgebeutet und dann brach liegen gelassen hatte, die geordnete Dreifelderwirtschaft durchgeführt, bei der je ein Drittel des Ackerlandes ein Jahr brach liegen blieb, während die beiden andern mit Getreide bestellt wurden. — Die Bedingungen, unter denen die Ansiedlung der deutschen Kolonisten geschah, waren für sie sehr günstig, nur dadurch konnten sie ja zum Verlassen der Heimat bewogen werden. So war es selbstverständlich, daß sie von den drückenden menschenunwürdigen Lasten des polnischen Rechtes frei blieben, und daß ihnen diese Freiheit auch feierlich verbrieft wurde. Sie erfreuten sich voller persönlicher Freiheit; von all den Diensten an den Landesherrn bestand für sie fast nur die Verpflichtung im Fall der Bedrohung des Landes durch feindlichen Angriff dem Aufgebot des Herzogs zur Verteidigung des Landes zu folgen. Die Hufe, die ihnen überwiesen worden, war ihr erblicher Besitz, der ohne weiteres vom Vater auf den Sohn überging. Die völlige Verfügungsfreiheit über das Erbzinsgut, zu der auch das Recht der Freizügigkeit gehörte, erhielt nur dadurch gewisse Einschränkungen, daß bei Abzug das dem Ansiedler übertragene Gut an den Herrn zurückfiel, oder doch nur an einen leistungsfähigen Nachfolger veräußert werden durfte, damit die an den Grundherrn zu leistende Abgabe keine Einbuße erlitte. Als Abgabe wurde die Entrichtung eines Jahreszinses gefordert, der gering bemessen war; er bestand nicht etwa in der Entrichtung des zehnten Teiles des Ernteertrages (Garbenzehnt) wie in der slawischen Zeit, sondern in Abgabe eines bestimmten Maßes von Getreide von der Hufe (Malterzehnt), häufiger noch in einer Geldabgabe in Höhe einer Viertelmark Silber (Bierdung); die ersten Jahre nach der Ansiedlung — ihre Zahl wurde verschieden bemessen — genossen die Ansiedler gewöhnlich Abgabefreiheit.

Die Bauern eines Dorfes bildeten eine Gemeinde, deren Gemeinschaftsleben sich nach den Rechtsgrundzügen der deutschen Heimat gestaltete. Dem Schulzen,

der an der Spitze der Gemeinde stand, und dessen Amt in der Familie erblich war, standen zur Seite die Dorfsschöffen (scabini) durch das Vertrauen der Dorfgenossen zu ihrem Amt berufen. So wirkten diese durch ihre Vertreter bei der Ausübung der Gerichtsbarkeit, vornehmlich der niederen, mit.

Gleichzeitig mit der Aussetzung zahlreicher deutscher Dörfer entstanden deutsche Städte im Lande. Dörfergründung und Stadtgründung bedingen sich gegenseitig und bilden zueinander die notwendige Ergänzung: der Bauer braucht die Stadt, um hier die Produkte seiner Wirtschaftstätigkeit in Geld umzusetzen, mit dem er den Zins an den Grundherrn entrichtet, der Kaufmann und Handwerker aber will seine Waren absezzen und bedarf dazu eines Kranzes deutscher Dörfer rings um die Stadt, deren Bewohner allein in dem fremden Lande vermöge ihrer höheren Kultur und vielfältigen Bedürfnisse als Abnehmer in Betracht kamen. So bildeten Stadt und Dörfer eine geschlossene wirtschaftliche Einheit, letztere sind das Weichbild der Stadt.

Ähnlich wie die Dorfgründungen erfolgte auch die Anlage einer Stadt auf Grund eines Vertrages des Landesherrn mit einem Lokator. Da seine Aufgabe bei einer Städtegründung eine viel größere und schwierigere war und namentlich gesteigerte Anforderungen an seine Kapitalkraft stellte, war es nicht selten, daß mehrere sich zusammenaten und genossenschaftlich die Stadtanlage übernahmen. Den Schwierigkeiten und dem Risiko entsprechend waren natürlich auch Gewinn und Rechte, die ihm beim Gelingen des Unternehmens zukamen, reichlicher bemessen. Die Geschichte der deutschen Besiedlung kennt mehrere Fälle, in denen der Versuch einer Städtegründung mißglückt ist; so konnten die beiden dem Gläser Gebirgskessel beziehungsweise dem Eulengebirge vorgelagerten Städte Frankenberg und Löwenstein nicht zu gedeihlicher Fortentwicklung kommen, so daß schließlich die Vögte derselben ihre hoffnungslosen Siedlungen aufgaben, die nun wieder zu Dörfern hinabsanken, und sich mit mehr Glück und Erfolg zur Begründung einer neuen Stadt, Frankenstein, vereinigten. Der Lokator war der geborene Vogt der neugegründeten Stadt; wie er bei Einrichtung derselben frei und unbehindert schalten und walten konnte, und die Einzelheiten der Verteilung der Stadtflur anordnete, so blieben ihm auch nach glücklicher Durchführung der Gründung und Ordnung der Verhältnisse mannigfache Vorrechte. Ihm gebührte ein erheblicher Grundbesitz in der Stadt und auf der städtischen Flur, ihm standen verschiedene Gefälle oder doch ein Anteil an diesen zu, er erfreute sich gewisser Vorrechte und Gerechtigkeiten. Am wichtigsten aber war es, daß ihm auch die Ausübung der Gerichtsbarkeit vom Landesherrn übertragen wurde. Dieses Vogteirecht beschränkte sich aber im allgemeinen nicht auf den Umlkreis der Stadt, sondern umfaßte bezüglich der Obergerichtsbarkeit den Umlkreis der Dörfer, das städtische Weichbild; so verstärkte die Gerichtsverfassung die wirtschaftliche Zugehörigkeit beider.

Auf grünem Rasen wurde zumeist vom Lokator der Platz der neuen Stadtgründung vermessen und die Stadt nach einem im ganzen sich stets gleichenden Grundplan erbaut, so wie noch heut mit verwunderlicher Schnelle in den Wildnissen Amerikas Städte emporwachsen. Zuerst wurde der Marktplatz, der Ring, abgesteckt, teils in quadratischer Form, teils in der eines langgestreckten Rechtecks. Der Markt war der Mittelpunkt städtischen Lebens, die Stätte der Verwaltung und des Gerichtes, und das Zentrum des wirtschaftlichen Treibens, des Handels-

und Gewerbeverkehrs. Darum liegt der Markt in der Mitte der Stadt. Von den Ecken des Marktes, der in vielen Fällen genau nach den Himmelsrichtungen orientiert ist, gingen geradlinig die Straßen in der Richtung der Marktseiten weiter bis an die Stadttore; diese Hauptstraßenzüge wurden wieder durch gerade, aber schmälere rechtwinklig auf jenen stehende Querstraßen verbunden, so daß die ganze Stadt in kleine rechteckige oder quadratische Häuserblocks geteilt wurde und der Stadtplan ein schachbrettartiges Aussehen gewann. Seitwärts vom Ring, von diesem durch einen Häuserblock getrennt, aber durch eine Gasse mit ihm verbunden, lag, die Regelmäßigkeit durchbrechend, im allgemeinen der Platz, der für die Stadtpfarrkirche bestimmt war; so konnte der geräuschvolle Marktverkehr den Gottesdienst nicht stören, und es war doch zur Bequemlichkeit der Bürger die zentrale Lage des Gotteshauses gewahrt; zudem gewann man durch diese Absonderung des Kirchplatzes den Raum für die Ruhestätte der Toten, die rings die Pfarrkirche umgab.

Die Wahl des Platzes für die neu zu gründende Stadt erfolgte zunächst nach wirtschaftsgeographischen Gesichtspunkten: die Stadt sollte der Wirtschaftsmittelpunkt für eine rings im Kreis wohnende bäuerliche Bevölkerung sein, sie sollte der Markort für diese sein, und deshalb wird charakteristischerweise in älteren Aussezungsurkunden für die neue Stadt vorwiegend der Ausdruck „Markt“ (forum, villa forensis) gebraucht, während die Bezeichnung Stadt (civitas) erst später zur alleinigen Verwendung kommt. Doch spielten auch andere Gesichtspunkte bei der Bestimmung des Platzes für eine Stadtgründung eine erhebliche Rolle. Die mittelalterliche Stadt sollte auch dem Schutz des Landes und seiner Verteidigung dienen, sie war Festung, ja für einzelne Gründungen, wie die von Patschkau, läßt sich erweisen, daß sie lediglich aus Gründen der Landesverteidigung erfolgte. Darum war die Stadt rings geschützt durch Erdwälle und Gräben; Pallisadenzäune, die noch im 13. Jahrhundert durch feste Mauern ersetzt wurden, verstärkten die Wehrhaftigkeit, und starke Tore verwahrten die Eingänge in die Stadt. Es ist leicht begreiflich, daß, wo immer sich Gelegenheit bot, man die Wehrhaftigkeit der Stadt durch die natürliche Lage zu verstärken suchte. Darum wurde mit Vorliebe zur Stadtanlage ein Platz gewählt, hoch über dem Flußufer gelegen, oder besser noch auf einem Landdreieck, das durch die Mündung eines Nebenflusses in den größeren Fluß gebildet, das Ausheben künstlicher Gräben ersparte, schließlich auch zwischen den Armen eines sich verzweigenden Flusses.

Innerhalb der Stadtbefestigung wurden den einzelnen Bürgern vom Lokator die Hausstätten angewiesen, und auch die städtische Feldmark wurde unter einen Teil derselben, die Ackerbürgerschaft, aufgeteilt. Gleich dem deutschen Bauer zahlte auch der Bürger nach Ablauf der Freijahre von seinem Grundstück dem Landesherrn nur eine mäßige Abgabe, den sogenannten Schoß (exactio), an dessen Stelle dann häufig eine Pauschalsumme für die ganze Stadt trat. Davon abgesehen, saß der Bürger frei und unabhängig auf seinem erblichen Besitz. Nach den heimischen Rechtsfassungen und Verwaltungsgrundsatzen, wie sie unter dem Namen des Magdeburger Rechtes und des auf diesem beruhenden und nur hier und da den veränderten Verhältnissen des Ostens angepaßten Neumarkter Rechtes zusammengefaßt sind, erfreuten sich die Bürger der Stadt eigener Verfassung und der Selbstverwaltung, sowie auch mit gewissen Einschränkungen der eigenen

Gerichtsbarkeit. In der Stadtverwaltung stand dem Vogt ein aus dem Schöß der Gemeinde gewählter Rat zur Seite, wie auch gewählte Schöffen mit dem Vogt zusammen das Schöffengericht bildeten. Die der Stadt nötigen Einnahmen flossen ihr zum Teil aus Steuern der Bürger zu; wichtiger aber noch war es, daß der Landesherr, in einsichtiger Würdigung der Bedeutung der städtischen Siedlung für sein Gebiet, sich nicht mit der Verleihung des deutschen Rechtes an die Stadt begnügte, sondern ihr darüber hinaus wichtige Begünstigungen und Vorrechte zuwandte, so etwa den teilweisen Verzicht auf die ihm zukommenden Abgaben, Zollbegünstigungen, das Bannmeilenrecht, durch das im Umkreis von einer Meile rings um die Stadt die Ausübung eines Handwerks oder sonstigen gewinnbringenden Erwerbes verboten wurde, um dadurch den Kundenkreis der städtischen Gewerbetreibenden zu erhöhen, und schließlich das Stapel- oder Niederlagsrecht, wie es vor allem der Stadt Breslau verliehen wurde.

Es war naturgemäß, daß die Besiedlung Schlesiens mit deutschen Kolonisten in den nordwestlichen Grenzgegenden des Landes begann. Einmal lagen diese Gebiete der Heimat der Ansiedler am nächsten, so daß es diesen erleichtert wurde, die Verbindung mit derselben aufrecht zu erhalten. Dann empfahl sich dieser Strich deshalb besonders für die Kolonisation, weil hier nur spärliche menschenarme Siedlungen den weiten Urwald durchbrachen; es ist ja charakteristisch, daß von altersher der Zehnt in diesem Gebiet, dem Gau der Boborane, in Eichhörnchenfellen entrichtet wurde. So bot sich hier ein weites Siedlungsgebiet dar; hier konnte auch den Ansiedlern die Sonderstellung nach Recht und Verwaltung gewahrt werden, welche die Vorbedingung ihrer Bereitwilligkeit, sich anzusiedeln, war, ohne daß zunächst Zusammenstöße mit der angesessenen Bevölkerung und Schwierigkeiten aus der Verührung mit den einheimischen Rechtsverhältnissen und deren Durchbrechung zu befürchten waren. Durch die Besiedlung dieser Grenzzone konnte schließlich auch eine feste Basis gewonnen werden, von der aus dann die deutsche Kolonisation sicher und entschieden weiter ins Innere des Landes fortzuschreiten vermochte.

In rascher Folge erstanden mitten im Umkreis deutscher Dörfer die deutschen Städte Löwenberg und Goldberg, ferner Neumarkt, weiter nach dem Mittelpunkt des Landes zu gelegen, dem Sitz der staatlichen und kirchlichen Verwaltung. Diese drei Städte „bildeten die Einfallslinie der deutschen Kolonisation in das Herz Schlesiens“. Breslau selbst, seit alters wegen seiner günstigen Lage an dem Taf. II. Oderübergang, nach dem die „Straßen der Ebene aus den Tälern des Gebirgsvorlandes zusammenstrahlen“ (Partsch), ein Platz regen Handels und Verkehrs, und Ohlau gehören ebenfalls in die Reihe der ersten deutschen Städte Schlesiens. Der Name der Stadt Goldberg und verschiedene Ortsnamen der Umgegend, die mit „... seifen“ zusammengesetzt sind, zeigen, daß das neu sich erschließende Kolonialland nicht nur den Bauer, Handwerker und Kaufmann anlockte, sondern daß auch der Bergbau, besonders auf Gold, mit der deutschen Besiedlung einsetzte und unternehmungslustige Kolonisten durch die reichen Gewinnaussichten ins Land zog.

Schon in dieser ersten Periode der deutschen Kolonisation begann neben dem Herzog auch der Bischof von Breslau mit der Kolonisation. Die Kastellanei Ottmachau, die in der Schutzurkunde des Papstes Hadrian IV. vom Jahre 1155 als Besitztum der Breslauer Kirche genannt wird, ist allem Anschein nach schon

von der Gründung des Bistums an das Patrimonium derselben gewesen; nicht als ob der Bischof Landesherr dieses Kastellaneigebietes gewesen wäre, vielmehr war der Bischof Kastellan des Herzogs, freilich als solcher in vieler Hinsicht anders gestellt als die übrigen Kastellane und vor diesen bevorrechtet: so war er unabsehbar und ihm kamen — von andern Gerechtsamen abgesehen — die Einkünfte der Kastellanei zu, welche die anderen Kastellane an den Herzog abzuführen hatten. — Gleich Heinrich I. erkannte auch Bischof Lorenz (1207—32) die Bedeutung der deutschen Kolonisation, die ja auch auf die rein kirchlichen Verhältnisse ihre bedeutsamen und zwar günstigen Rückwirkungen äußern mußte, und mit frischer Initiative begann er, deutsche Ansiedler in seine Kastellanei Ottmachau zu berufen, deren weites Gebiet nur spärliche slawische Siedlungen um die Landesburg Ottmachau und flußabwärts am Neißelauf aufwies. Inmitten einer großen Zahl stattlicher deutscher Dörfer wurde noch vor dem Jahre 1223 neben einer

Taf. III. kleinen slawischen Niederlassung die deutsche Stadt Neiße begründet, und an der Grenze des Bistumslandes wurde Ziegenhals mit seinem Weichbild zu deutschem Recht ausgesetzt; die Lokationsurkunde ergibt, daß die neue Stadt, von den kolonifatorischen Zwecken abgesehen, der Sicherung des Grenzgebietes gegen Mähren zu dienen bestimmt war. Mit Bewilligung des dortigen Herzogs begann Bischof Lorenz auch mit der deutschen Besiedlung der oberschlesischen Besitzungen des Bistums: im Jahre 1223 wurde Ujest inmitten mehrerer Dörfer zu Neumarkter Recht ausgesetzt.

Durch den Einfall der Mongolenhorden (1240/41) wurde der ersten Periode der deutschen Besiedlung jäh ein Ende bereitet. Aber kaum daß die wilden Scharen das Land verlassen hatten, wurde mit verdoppelter Energie die deutsche Besiedlung und Kolonisation fortgesetzt. Diese zweite Periode, die wichtigste, umfaßt etwa die drei Jahrzehnte bis zum Jahre 1270. Nun beschränkte sich die Ansiedlung nicht mehr auf wenige menschenarme Waldgegenden, sondern systematisch wurde der Boden des Landes erschlossen, und der deutsche Ansiedler mied nun nicht mehr das altbesiedelte slawische Gebiet. Neben den alten ärmlichen slawischen Dorfanlagen erhob sich nun das neue schmucke deutsche Dorf, oder die alten Bewohner wurden in einem Abstand von den deutschen Ansiedlungen nach polnischem Recht neu ausgesetzt. Diese polnischen Anlagen erhielten nun Namen, die mit Klein-, Wenig-, Polnisch- und Windisch zusammengesetzt sind, während die deutschen Dörfer durch die Beinamen Groß- oder Deutsch- gekennzeichnet wurden. Ähnlich wurden auch die Dorffschaften, die neben den neuerbauten Städten unter polnischem Recht verblieben, durch die Beifügung von Alt- oder -dorf von der deutschen Stadt unterschieden. — Auch die alten Landesburgen, bisher der Sitz der Kastellane und die Stätten des wenig beträchtlichen Handels und Verkehrs, wurden jetzt in deutsche Stadtanlagen umgewandelt, wobei das alte Burgterrain meist gesondert blieb. Wo aber eine Landesburg nicht zur Anlage einer deutschen Stadt benutzt wurde, da sank sie bald zu völliger Bedeutungslosigkeit hinab — als „Zeuge des Sieges des Deutschtums auf dem wirtschaftlichen Gebiete“. Nach dem Abzug der Mongolen erhob sich wieder aus den Trümmern die neue deutsche Stadt Breslau, aber in weit größeren Ausmaßungen denn zuvor, und ohne daß auf das schon Bestehende beim Entwurf des großzügigen Anlageplanes mehr als unbedingt erforderlich Rücksicht genommen worden wäre. Aus den gewaltigen Abmessungen, in denen der Marktplatz

abgesteckt wurde, spricht zu uns das stolze Selbstbewußtsein der Gründer und ihr ~~zaf.~~ IV. wohlberechtigtes Vertrauen in die Zukunft der Stadt. Gleichzeitig erhob sich im Westen der Dominsel der neue steinerne Burgbau der Landesherzöge, im Osten der Insel der stattliche Neubau der Kathedrale. Nicht weniger als 28 deutsche Städte sind in Mittel- und Niederschlesien in den kurzen dreißig Jahren erstanden, welche den Höhepunkt deutscher Besiedlung bilden. Was ihre wohlüberlegte räumliche Verteilung betrifft, so hat Wilhem Schulte die interessante Feststellung gemacht, daß ihre Anlage dieselben Wege eingeschlagen hat, welche in unserer Zeit wieder für die Linienführung der Haupteisenbahnstrecken gewählt wurden: die neuen Städte mit ihren Weichbildern sollten das Land in seinen einzelnen Teilen wirtschaftlich erschließen und „den Handel und Verkehr in die Mittel- und Niederschlesien umfassenden und begrenzenden fremden Gebiete weiter führen“. „So wurde die Eingangspforte aus Deutschland durch die Anlage neuer Städte neben den am Bober gelegenen Landesburgen Lähn und Bunzlau erweitert. So wurde von Breslau aus die Oderlinie nordwärts mit Städten besetzt. So wurde an dem alten Übergang über die Bartschniederung bei Smigrod die Stadt Trachenberg erbaut und quer durch den alten Grenzwald (preseca) in den Flußgebieten der Weide und Stober eine Reihe von Städten angelegt, um Verkehrswege nach Groß- und Klein-Polen zu eröffnen. So wurden endlich an den wichtigsten Durchgangsstellen des Sudetengebirges, in der Landeshuter Senke, in der Nähe des Warthapasses und am Romsauer Sattel Städte errichtet, um eine lebhaftere Verbindung mit Böhmen und Mähren herzustellen.“

Mit einer dritten Siedlungsperiode, deren Ausläufer ins 14. Jahrhundert hineinreichen, findet die deutsche Besiedlung der Hauptsache nach ihren Abschluß. 29 Städte mit dem zugehörigen Kranz von Dörfern sind noch in diesem Zeitraum erbaut worden. Ihre Gründung verfolgte den Zweck, die Lücken der bisherigen Besiedlung auszufüllen; sie ward aber auch veranlaßt durch die Zerstückelung des Landes in eine lange Reihe von Teilstaaten, die inzwischen eingetreten war; denn begreiflicherweise lag jedem dieser Teilstaaten viel daran, in seinem kleinen Gebiet wenigstens eine deutsche Stadt zu besitzen, die durch den Gewerbesleiß ihrer Bürger und den Handel seine Einkünfte erheblich steigerte und zugleich die Wehrhaftigkeit des Landes um ein Bedeutendes vermehrte.

63 deutsche Städte allein in Mittel- und Niederschlesien, dazu viele Hunderte deutscher Dörfer, im Bistumsland Ottmachau-Meiße allein 122 — im ganzen nach Meihens Berechnungen etwa 1500, — das ist das Werk der deutschen Ansiedler in kaum mehr als hundert Jahren. Es ist eine Leistung, die ungeteilte Bewunderung fordert. In zäher unverdrossener Arbeit ist hier im Frieden der deutschen Kultur ein an natürlichen Schätzen reiches Land gewonnen worden, das dann allen Kämpfen und Anfeindungen zum Trotz seinen deutschen Charakter gewahrt hat, ein Hort und Vorposten deutscher Bildung und Sitte. Das ist die Bedeutung der deutschen Kolonisation Schlesiens, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet. Der Schlesier, der ihren Wert für seine Heimat bemessen will, wird nicht rasch ein Ende finden können, ihre Segnungen zu preisen. Denn von Grund aus hat die deutsche Kolonisation Schlesiens in jeglicher Hinsicht geändert; was Schlesien ist, was es aufzuweisen hat an wirtschaftlicher und geistiger Kultur, es geht im Grunde zurück auf die Pionierarbeit der deutschen Ansiedler. Auch von

polnischer Seite hat man ihren Verdiensten die Anerkennung nicht versagt, als nationaler Chauvinismus noch nicht die ruhige Würdigung unmöglich machte: in der Mitte des 13. Jahrhunderts preist die Chronik des Posener Bischofs Bogufals II. die Deutschen als wackere und mutige Leute und urteilt, daß kein Volk der Erde mit einem anderen soviel gemein habe und so befreundet sei wie Deutsche und Slaven, während zwei Jahrhunderte später Johannes Olugosch, dessen Werk den Höhepunkt der polnischen Historiographie des Mittelalters bedeutet, durch sein Schweigen über die Tatsache der deutschen Kolonisation, diese am liebsten ungeschehen machen möchte.

Die Umläufigungen und Fortschritte, welche die deutsche Besiedlung auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet mit sich brachte, brauchen nur eben in kurzer Zusammenfassung angedeutet werden: es ist die Rodung und Urbarmachung und Besiedlung der weitausgedehnten Wälder und des Ödlandes, die intensivere Bewirtschaftung des Bodens, die Einführung des Körnerbaues, der Aufschwung von Handel und Gewerbe in den blühenden Stadtgemeinden, die Ausbeutung der Bodenschätze des Landes, vornehmlich an Edelmetall — kurz der Schritt von reiner, primitiver Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft. — Die Segnungen der deutschen Besiedlung kamen auch der einheimischen Bevölkerung zugute. Die Erkenntnis, daß all diese Fortschritte nur durch freie Arbeit unter der Herrschaft des deutschen Rechtes möglich geworden waren, nötigte die Landesherrn, die drückenden Lasten des ius polonicum für ihre Untertanen, die mit Neid und Unwillen die Bevorrechtung der Fremden sahen und ähnliches zu erreichen strebten, zu erleichtern, zumal sie wußten, daß sie damit sich vermehrte Einkünfte schufen. Wo eine deutsche Besiedlung aus irgend einem Grund nicht möglich war, wurde das zur Kultivierung bestimmte Waldgebiet ähnlich wie bei jener einem slawischen Unternehmer zur Ansiedlung übergeben, dem dafür neben einigen Freihufen für einige Jahre Befreiung von einer Anzahl Lasten und Abgaben gewährt wurde; denn nur um den Preis solcher Erleichterungen konnten die slawischen Bewohner seit Beginn der deutschen Besiedlung für Kolonisierungsarbeiten gewonnen werden. So entstanden in Schlesien nach dem Vorbild Böhmens und Mährens die Freigüter (Igota = levatio Erleichterung), deren Lage und Zahl noch heut die häufigen mit Elbguth zusammengesetzten slawischen Dorfnamen anzeigen. Von den angedeuteten Vergünstigungen abgesehen, galt für diese aber auch weiterhin das ius polonicum, sie blieben also auch im Verbande der slawischen Kastellaneiverfassung. Es liegt auf der Hand, daß diese „Erleichterungen“ nur eine Etappe bedeuteten. Es mußte schließlich dahin kommen, daß die Germanisierung des Rechtes noch weiter griff und zuletzt das polnische Recht und die Kastellaneiverfassung völlig verdrängt wurden. — So sind dann auch die slawischen Siedlungen zu deutschem Recht neu ausgefeilt worden. Das deutsche Recht triumphiert auf der ganzen Linie, womit freilich keineswegs gesagt ist, daß alle, die ihm unterstehen, nun wirklich auch schon deutsch geworden sind.

Nicht minder tiefgreifend und segensvoll sind die Wirkungen der deutschen Besiedlung für die geistige Kultur des Landes gewesen. Konnte in slawischer Zeit von Bildung kaum die Rede sein, und stand dementsprechend die Bildung des Klerus auf einer niedrigen Stufe, so änderte sich das sofort mit der deutschen Kolonisation. Die höhere Stufe des wirtschaftlichen Lebens, das in seiner Vielgestaltigkeit und Kompliziertheit ein größeres Maß von Kenntnissen

forderte, bedingte auch eine gewaltige Steigerung der Bildungsbedürfnisse. Und nicht mehr sind von nun ab nur der Klerus und die Klöster die einzigen Träger höherer Kultur, sondern auch in der Bürgerschaft der deutschen Städte regte sich kraftvoll der Drang nach höherer Bildung: die städtische Verwaltung wie die des Landes, der selbständige Handwerksbetrieb und die Anforderungen von Handel und Gewerbe heischten eine große Anzahl von Kräften, denen eine gründliche Schulbildung eigen sein mußte. So begann ein rühmlicher reger Wetteifer in den schlesischen Städten, auch in den kleinsten, in der Begründung von höheren Schulen. Meist wurde bald nach Anlage der Stadt eine Stadtschule begründet, und wo die älteren Rechte von Schulen, die kirchlicherseits ins Leben gerufen waren, die Neubegründung von Stadtschulen erschwerten, wie in Breslau und Glogau, scheute die Stadtverwaltung keine Mühe und Opfer, die Hindernisse zu überwinden. Stolz konnte der Breslauer Rat im 15. Jahrhundert dem Papst schreiben, daß die acht Schulen ihrer Stadt kaum für die einheimische und fremde Jugend hinreichten. Mit Recht kann man daher von einem hohen Stand der Kultur in dem jungen Kolonialland reden. Dann versteht man es aber auch, wie Karl IV. im Jahre 1348 die Gründung eines studium generale in Prag, des ersten auf deutschem Boden, wagen konnte, noch ehe auf dem alten Kulturboden des deutschen Westens eine Universitätsgründung erfolgt war.

Mit einem Wort ist schließlich noch hinzuweisen auf die Wichtigkeit, welche die deutsche Besiedlung für die Entwicklung des Urkundenwesens gehabt hat. An verschiedenen Stellen bezeugt das Heinrichauer Gründungsbuch, daß in slawischer Zeit vom Herzog keine Urkunde über irgend einen Rechtsakt ausgestellt wurde: bei den einfachen Verhältnissen war die Beurkundung einer Tatsache eher entbehrlich, sie war auch unmöglich, weil die Kanzlei fehlte, welche die Aussertigung hätte besorgen können. Darum ist die slawische Zeit eine urkundenlose Zeit. Nur päpstliche Urkunden, Besitzbestätigungen und Protektionsbulle, auf Wunsch der Adressaten ausgestellt, stehen uns für diese Zeit zu Gebote. So sind auch bei Begründung der ältesten Klöster keine Gründungsurkunden ausgestellt worden; es genügte für dieselben, daß sie ihren Besitz mit den rasch angeschwellenden Schenkungen und Erwerbungen in einem Gründungsbuch aufzeichneten, so wie die großen Grundherrschaften vornehmlich im Süden und Südosten Deutschlands sich zu gleichem Zwecke ihre Traditionsbücher anlegten. Diese Gründungsbücher boten mit ihren Aufzeichnungen hinreichenden Anhalt für Erwerb und Rechte und zugleich die nötige Übersicht über Besitz und Einkünfte für die Zwecke der Verwaltung. Nur langsam hat in Schlesien im Gefolge der deutschen Kolonisation die Urkunde die Bedeutung als allein beweiskräftiges Beglaubigungsmittel erlangt, so daß erst seit dem Mongoleneinfall zweifellos echte Herzogs- und sonstige Privaturkunden begegnen. Dieser langsame Fortschritt hat für den nichts Verwunderliches, der weiß, wie auch in Deutschland nach den der „Urkunde feindlichen“ und daher urkundenarmen Zeiten des 10. bis 12. Jahrhunderts erst allmählich in verschiedenen Zwischenstadien und lange dauernder Übergangszeit die Urkunde, und zwar die Siegelurkunde wieder in Auffnahme kam. Dann freilich setzte sofort die massenhafte Urkundenfabrikation und -fälschung ein, nicht nur aus unlauteren Motiven, um sich neue Besitztitel zu verschaffen, sondern vor allem, um längst bestehende Rechts- und Besitzverhältnisse durch das neue und ausschließliche Beglaubigungsmittel der Urkunde zu legitimieren. Für die

Erforschung der älteren schlesischen Geschichte ist die Erkenntnis dieses Tatbestandes und dieser Zusammenhänge von grundlegender Wichtigkeit.

Sonder Zweifel ist der Entschluß, deutsche Kolonisten ins Land zu ziehen, Heinrichs I. größte und wichtigste Tat, die seiner Regierungszeit ihre epochemachende Bedeutung sichert. Wirtschaftliche und politische Erwägungen mögen immerhin diesen Entschluß herbeigeführt haben, mitgewirkt hat zu ihm sicher das durchaus deutsche Empfinden des Fürsten, den vielfältige Bande des Blutes, der Erziehung, der Verwandtschaft untrennbar mit deutschem Wesen verknüpften. Aber auch in anderer Hinsicht ist seine Regierung reich an Glanz und Ruhm. In glücklichen Kämpfen konnte er die Grenzen seines Herrschaftsgebietes nach verschiedenen Richtungen bedeutend erweitern, in der Oderniederung bis nach Lebus, nach Nordosten in das großpolnische Gebiet hinein, und im Südosten erstreckte sich seine Herrschaft bis Krakau. Etwa drei Viertel des alten polnischen Reiches waren schließlich in seiner Hand vereint, und mit Recht konnte er sich als den Herrn von Schlesien, Krakau und Polen bezeichnen. Auch an der Gründung des Deutschordensstaates im Lande der heidnischen Preußen kommt ihm ein rühmlicher Anteil zu: er nahm teil an dem Kreuzzug, durch den das Kulmer Gebiet erobert wurde, von wo dann die weitere Besetzung des Landes den Ausgang nahm. Wer Schlesiens mittelalterliche Geschichte darzustellen hat, kann nicht von Heinrichs I. Regierung sprechen, ohne der edlen Frau zu gedenken, die ihm als Gattin zur Seite stand, der heiligen Hedwig. Es ist eigenartig, daß auch bei den Schlesiern der hell strahlende Ruhm einer anderen hehren Frau, der Nichte Hedwigs, der heiligen Elisabeth von Thüringen, ihr Andenken verdunkelt zu haben scheint. Und doch verdient ihr Name mit Ehrfurcht und Dankbarkeit genannt zu werden; denn wenn auch ihre alte Lebensbeschreibung mit einer gewissen Einseitigkeit fast nur von ihren Tugenden, Bußwerken und Wundertaten erzählt, so ist es doch sicher, daß sie als rechte Landesmutter ihren Gemahl bei seinem Wirken zum Besten des Landes, bei seinen Bemühungen, Deutschtum und christliche Sitte zu pflegen, treulich zur Seite stand; und wie St. Elisabeth ist auch sie unermüdlich gewesen in Werken christlicher Liebestätigkeit, persönlich suchte sie die Hütten auf, um Not zu lindern und Kranke zu pflegen, und Waisenkinder betreute sie mit mütterlicher Sorgfalt. Ihre Kanonisation durch Urban IV. sanktionierte nur das, was längst das Volk von seiner Wohltäterin vermeinte.

Heinrich I. starb 1238 und wurde in dem Zisterzienserinnenkloster zu Trebnitz, seiner Lieblingsstiftung, beigesetzt. Unbestrittener Erbe des weiten Herrschaftsgebietes wurde sein einziger überlebender Sohn Heinrich II., gleich dem Vater bewährt im Kampfe und ein kluger Regent im Innern; auch darin glich er dem Vater, daß auch ihm in der böhmischen Prinzessin Anna, der Tochter Ottokars I., eine edle tugendreiche Gemahlin zur Seite stand. Eine glückliche Zeit des Friedens und ruhiger Fortentwicklung schien jetzt — so konnte man erwarten — für das Land anzubrechen. Da zerstörte der Mongoleneinfall jäh die frohen Hoffnungen. Seit Tschingischchan die wilden Mongolenhorden in einem gewaltigen Reich vereint hatte, begannen die heutegierigen Scharen nach dem Westen vorzudringen. Nachdem Russland mehrere Jahre hindurch aufs grausamste verwüstet worden war, drang ein großer Heerhaufe in Polen ein. Krakau wurde verbrannt, vergebens war der Versuch der oberschlesischen Herzöge, ihnen den Oderübergang bei Oppeln zu wehren. Über Breslau drangen die blutdürstigen Scharen weiter

vor. Südlich von Liegnitz bei Wahlstatt stellte sich ihnen Herzog Heinrich II. mit seinem Heer in offener Feldschlacht gegenüber. Die Reihen seiner Ritter und der wehrhaften deutschen Ansiedler verstärkten Abteilungen der Ritterorden, vor allem Deutschordensritter. Trotz aller Tapferkeit siegte die Übermacht der Feinde, der Herzog selbst blieb im Kampfe; seine Mutter Sankt Hedwig und seine Gattin suchten seinen Leichnam auf dem blutigen Schlachtfelde und setzten ihn bei in der von ihm gestifteten Minoritenkirche zu St. Jakob in Breslau (jetzt Vinzenzkirche). Den Mongolen gehörte der Sieg, aber doch war so viel edles Blut nicht vergeblich geflossen. Da die Feinde selbst schwere Verluste erlitten hatten, und ein weiteres Vordringen die Verbindung mit ihrem Hauptheer gefährdet hätte, zogen sie sich längs dem Gebirge zurück, ihren Weg mit Mord und Brand zeichnend. Der Tag von Wahlstatt, der 9. April 1241, bleibt für Schlesien ein Ruhmesstag, wenn es auch zuviel gesagt sein mag, daß Herzog Heinrich und seine tapfere Schar die Kultur Mitteleuropas vor roher Vernichtung bewahrt haben, und wenn der Vergleich mit den wackeren Streitern der Thermopylen, den Grünhagen gebraucht, nicht recht zutrifft. —

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß, wie der schnelle Fortgang der deutschen Besiedlung nach dem Jahre 1241 bezeugt, die schlimmen Folgen des Mongoleneinfalls so rasch überwunden worden sind. Die Erklärung wird, abgesehen von der mutigen Energie der deutschen Kolonisten, die auch das Unglück nicht niederguzdrücken vermochte, darin zu sehen sein, daß die Verwüstungen zwar weite Landstriche, aber doch nicht das ganze Land betroffen hatten. Es ist schließlich auch zu beachten, daß in damaliger Zeit im ganzen Lande noch Holzbauten durchaus vorherrschten, Holzbauten, die rasch niedergebrannt waren, die aber auch rasch und ohne sonderliche Kosten sich wieder aus der Asche erhoben. Denn auch nach dem Beginn der deutschen Besiedlung behauptete der Holzbau infolge des Holzreichtums des Landes seine bisherige Ausdehnung und Bedeutung. Auf dem Lande blieb man noch lange bei dem praktischen billigen Holzschrotbau; nur in den Städten schritt man allmählich fort zum Fachwerkbau, der auch das Aufsehen weiterer Stockwerke ermöglichte. So begnügte man sich auch anfänglich, die Städte mit Pallisaden und Plankenwerken zu umwehren. Bauten aus Stein, die ihre Entstehung westlichen Kultureinflüssen dankten, sind in slawischer Zeit ganz vereinzelt gewesen, nur ein paar Kirchen kommen da in Frage. Und noch im 13. Jahrhundert hat sich ihre Zahl nur langsam vermehrt. Es ist beachtenswert, daß die 1228 eingeweihte Klosterkirche in Heinrichau ein Holzbau war, und noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts war eine steinerne Dorfkirche etwas so Seltenes und auffälliges, daß von ihr das Dorf den Namen (Steinkirche) empfing.

Verhängnisvoller als der Schaden des Mongoleneinfalls war für Schlesien der Tod des Herzogs. Nach kurzer Regentschaft der Herzoginwitwe übernahm Heinrichs II. ältester Sohn, Boleslaus II., nach seiner Mündigerklärung die Regierung. Da dem jungen Herzog alle Herrschereigenschaften abgingen, die notwendig gewesen wären, ein so weites Länderegebiet, wie er geerbt, zu regieren, sank das Reich, das sein Großvater und Vater geschaffen, rasch von seiner Höhe hinab. Die eroberten Länderebiete, von Krakau angefangen, fielen wieder ab, so daß schließlich nur Mittel- und Niederschlesien, das Stammgebiet, von dem Reich übrigblieben. Schlimmer noch war es, daß Boleslaus, der üblichen slawischen

Sitte gemäß, das ohnehin so arg zusammengeschrumpfte Herrschaftsgebiet mit seinen Brüdern teilen mußte, und daß es im Gefolge dieser Teilungen zu unerquicklichen Streitigkeiten und Fehden kam, unter denen das unglückliche Land schwer zu leiden hatte. Es wäre uninteressant und unerfreulich zugleich, im einzelnen diese immer weiter gehende Zerstückelung des Landes und all die Tämmertümlichkeiten der Kleinstaaterei zu betrachten.

Nur einmal noch erstand aus dem Hause der Piasten in Herzog Heinrich IV. ein glänzender Herrscher. Es schien, als ob durch ihn, dessen selbständige Regierung 1273 begann, die ruhmvollen Tage Heinrichs I. wieder heraufgeführt werden würden. Als Herr eines kleinen Teilgebietes hatte er die Regierung angetreten; aber rasch wußte er mit der rücksichtslosen Energie, die vor Schwierigkeiten, ja auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckte, ein großes Gebiet in seiner kraftvollen Hand zu vereinen. Auch über die Teilstücke, die nicht direkt seiner Herrschaft unterstanden, wie die von Liegnitz und Glogau, gewann er eine Art Oberherrlichkeit. Nach all den Wirnissen der letzten Jahrzehnte kehrte nun wieder Ruhe und Ordnung im Lande ein, denn auch der inneren Verwaltung wandte er seine volle Fürsorge zu, mit durchgreifender Strenge ging er dem Raubritter- und Fehdewesen zu Leibe, während die Bürgerschaft der Städte, namentlich Breslaus, dem er das Stapelrecht verlieh (1270) und das unter ihm eine erste Zeit der Blüte erlebte, sich seiner besonderen Gunst und Fürsorge erfreute; darum pries ein Dichter jener Tage seine Regierung: „Friede und Recht ist ausgesandt von ihm auf seiner Straße.“ Und Heinrich IV. war durchaus deutsch gesinnt. Ihm erfüllten die Ideale des deutschen Rittertums, von glänzenden Festen und Turnieren an seinem Hofe wissen die Quellen zu erzählen, Minnesänger weilten in seiner Umgebung; und die Minnelieder, die von ihm uns erhalten sind, sichern ihm selbst eine unverächtliche Stelle in ihren Reihen. Das deutsche Fühlen und Empfinden, das in ihm lebte, bestimmte auch seine politische Haltung; nicht genug, daß er deutsches Wesen in Schlesien unablässig förderte: nachdem Ottokars von Böhmen Macht und Glück auf dem Marchfeld jäh zerschlagen waren (1278), stellte er wieder eine politische Verbindung Schlesiens mit dem Reich her, indem er seine Lande von König Rudolf zu Lehen nahm. Damit war zugleich auch formell jegliche Verbindung Schlesiens mit Polen aufgelöst. Ja, einen Augenblick schien es, als ob der ritterliche Fürst neue weite Gebiete des polnischen Ostens der deutschen Kultur eröffnen und politisch an Deutschland anschließen würde. Von den Deutschen Krakau nach des Herzogs Leskos des Schwarzen Tode (1288) herbeigerufen, setzte sich Heinrich IV. in den Besitz der Stadt. „Ein deutscher Reichsfürst gebot jetzt in Krakau.“ Aber all die kühnen Hoffnungen, die Krakau Eroberung für die Zukunft des Deutschtums hier im fernen Osten aufkleimen ließ, wurden jäh vernichtet. Kinderlos starb Heinrich IV. in der Johannesnacht des Jahres 1290. Sein verwunderliches Testament — wir sind über die näheren Umstände der Entstehung desselben auf dem Sterbelager des Fürsten nicht näher unterrichtet — bestimmte die Trennung seines schlesischen Herrschaftsgebietes und der polnischen Lande.

zaf. v. „Mit Heinrich IV. geht die große Zeit der schlesischen Geschichte ... zu Ende, die Zeit, wo die deutschen Fürsten Schlesiens einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke des gesamten Polenlandes ausübten, und die Hoffnung, die Grenzen des von deutschem Leben erfüllten, von deutschem Einfluß beherrschten Gebietes von

der Oder bis an die obere Weichsel und über dieselbe vorzuschieben und die alte polnische Hauptstadt zu einer Vorburg des Deutschtums zu machen, ihrer Erfüllung nahe gerückt schien (Grünhagen)."

Noch ist des „großen Kirchenstreites“ Erwähnung zu tun, der fast durch die ganze Regierungszeit Heinrichs IV. sich hinzog. Gewalttätigkeiten des Herzogs und Unbeugsamkeit und gegenseitige Erbitterung der beiden großen Gegner — denn in Bischof Thomas II. fand der Herzog einen leidenschaftlichen aber ebenbürtigen Gegner — mögen zur Verschärfung des Konflikts beigetragen und die Ablösung des Friedens erschwert haben, im Grunde handelte es sich doch um tiefe prinzipielle Gegensätze, und der große Kirchenstreit ist nur der Abschluß einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, die mit Notwendigkeit durch die Entwicklung, die Schlesien im 13. Jahrhundert genommen, heraufgeführt worden war.

Die Anfänge des Konflikts fallen noch in die Zeiten Heinrichs I. Sie finden ihren Ausdruck zunächst in Zehntstreitigkeiten, deren Ausbruch man mit Recht als Kennzeichen des Beginns der deutschen Besiedlung in Anspruch genommen hat. In slawischer Zeit bestanden die Einkünfte des Bistums wie der einzelnen Pfarreien fast ausschließlich im Zehnten, der voll und ganz in Naturalien abgeliefert wurde. Die deutschen Ansiedler, denen diese Zehntentrichtung (decima more Polonica) fremd war, und die ja auch sonst von den Lasten des ius Polonicum frei waren, konnten nicht zu der bisher im Land üblichen Zehntleistung bewegen werden, sondern drohten sogar, ihre Siedlungen wieder aufzugeben. Bei dieser drohenden Gefahr für das Land wandte sich Heinrich an Papst Honorius III. um Abhilfe. Infolge des verständigen Entgegenkommens des Bischofs Lorenz, der sehr wohl die Vorteile der deutschen Kolonisation auch für die Kirche erkannte, und, wie wir sahen, selbst die deutsche Besiedlung des Kirchenlandes kräftig in Angriff nahm, konnten die päpstlichen Legaten in dem Zehntvertrag von 1227 eine gütliche Einigung herbeiführen, welche die beiderseitigen Interessen wahrte: während die slawische Bevölkerung auch ferner den gewohnten Naturalzehnt entrichten sollte, wurde für die neugegründeten Dörfer die Errichtung einer Viertelmark, des Bierdungs (ferto), von der Hufe — unter Freilassung der Scholzenhufen — festgesetzt. Für hinreichende Einkünfte des Pfarrers in den deutschen Pfarrgemeinden war übrigens dadurch gesorgt, daß für ihn bei Verteilung der Feldflur der Neuanlage eine zwei Hufen umfassende Widmuth ausgesondert wurde. Mit diesem Zehntvertrag hörten freilich die Zehntstreitigkeiten nicht auf, sie sind noch wiederholt im Laufe des 13. Jahrhunderts aufgeflammt, so, als neben dem Herzog auch die Grundherrschaften die deutsche Besiedlung förderten und für ihre Siedler die gleichen Begünstigungen in Anspruch nahmen, welche der genannte Vertrag dem Herzog zugebilligt hatte. So haben sich noch verschiedentlich Synoden (1240, 1262, 1267) mit Zehntfragen beschäftigen müssen; durch die Bestimmungen dieser Synoden, bei denen päpstliche Legaten und die polnischen Bischöfe der Gnesener Kirchenprovinz mitwirkten, sind die kirchlicherseits gewährten Vergünstigungen des Vertrags von 1227 allmählich eingeschränkt und außer Kraft gesetzt worden, so daß die Kirche die freie Verfügung über die Zehntentrichtung in die Hand bekam. Nachdem das erreicht war, sind allerdings die Bischöfe, angefangen von Thomas II., auch weiterhin im eigenen Interesse zu Entgegenkommen in der Zehntfrage bereit gewesen.

Dieser der Kirche günstige Ausgang der Zehntstreitigkeiten wurde dadurch ermöglicht, daß inzwischen auch in anderer und noch wichtigerer Hinsicht die Kirche bedeutsame Erfolge erzielt hatte. In slawischer Zeit war die Kirche Schlesiens in vollster Abhängigkeit von der herzoglichen Gewalt gewesen, der Bischofsstuhl wie die einzelnen Pfründen wurden durch den Landesherrn vergeben; auch auf rein kirchliche Angelegenheiten erstreckte sich sein Einfluß, kurz die schlesische Kirche war Eigenkirche. Die durch die deutsche Besiedlung herbeigeführte Neugestaltung aller Verhältnisse mußte auch auf das kirchliche Gebiet und die Beziehungen von Staat und Kirche ihre Rückwirkung haben. Die lebensvollere Verbindung der schlesischen Kirche mit der des Albrandes, die seit dem 13. Jahrhundert begann, mußte zu dem Versuch führen, das, was dort längst in schweren Kämpfen erreicht war, auch für die schlesische Kirche zu erringen: die Freiheit der Kirche. Das war das große Ziel, das zu erreichen die großen Bischöfe auf dem Breslauer Bischofsstuhl Lorenz, Thomas I. und Thomas II. unablässig bemüht waren. Und sie standen nicht allein in dem Kampfe; die engen Beziehungen namentlich des Bischofs Thomas I. zur Kurie und die häufige Entsendung päpstlicher Legaten nach Schlesien zeigen, daß das Papsttum bereit war, mit der ganzen Machtfülle, die ihm im 13. Jahrhundert eigen war, den Kampf der Bischöfe zu unterstützen. Dem Streben, den Einfluß der herzoglichen Gewalt auf rein geistlichem Gebiet auszuschalten, folgte das Bemühen, auch in weltlichen Angelegenheiten die herzogliche Gewalt zu eliminieren, indem zunächst die Durchführung der kanonischen Säzungen über den besonderen Gerichtsstand des Klerus errungen wurde. Dann galt es, für die Kirchenuntertanen in den weiten Besitzungen der Kirche das Recht der Immunität zu erwerben. Nicht auf einmal wurde dieses Ziel erreicht. Nachdem als Vorstufe der Verzicht auf verschiedene im ius Polonicum begründete Lasten und Dienste den Kirchenuntertanen gewährt war, ist, wie Burandt¹ gezeigt hat, die Emanzipation derselben in drei Etappen erfolgt, indem Privilegien für bestimmte einzelne Kirchenbesitzungen, dann für einen größeren Komplex derselben und schließlich für den gesamten Kirchenbesitz errungen wurden.

Die Forderungen, die in der Hinsicht kirchlicherseits erhoben und schließlich durchgeführt wurden, sind in der Instruktion zusammengestellt, die Gregor IX. seinem Legaten Wilhelm von Modena (1236) mitgab: die Untertanen der Kirche sollen nicht mehr durch die Lasten des ius ducale bedrückt werden, sie sollen frei sein von allen Abgaben und Zöllen, von der Teilnahme an Kriegszügen und Burgbauten, von der Unterhaltpflicht für das fürstliche Gefolge auf Reisen und Jagden, die polnischen Fürsten sollen schließlich nicht die Gerichtsbarkeit über die Kirchenuntertanen und die Gerichtsgefälle an sich reißen.

Eine besondere Betrachtung erfordert die Entwicklung der Dinge im eigentlichen Kirchenland. Von jeher besaß der Bischof in der Kastellanei, der ursprünglichen Ausstattung der Breslauer Kirche, zwar eine bevorrechtete Stellung, aber der Herzog war doch der Landesherr, der Bischof sein Kastellan, sein Beamter. Nachdem seit der deutschen Besiedlung des Kirchenlandes dessen Wert und Erträge eine gewaltige Mehrung erfahren hatten, stieg damit auch die Macht und das Ansehen des Bischofs, und eine Erhöhung der bischöflichen Rechtsstellung

¹ Oberschlesische Heimat V. (1909).

war die notwendige Folge; schon durch den Vertrag über den Blutbann in dem nach deutschem Recht ausgesetzten Neisser Weichbild vom Jahre 1230 erhielt der Bischof einen Gutteil herzoglicher Rechte, indem er durch seinen Vogt fürder die Blutsgerichtsbarkeit übte, so daß dem Herzog nur mehr ein nominelles Hoheitsrecht verblieb. Daraus brauchten keine Schwierigkeiten sich zu ergeben, solange die herzogliche Gewalt ungeteilt war. Aber seitdem das Land unter eine stetig sich mehrende Zahl von Teilstaaten aufgeteilt war, wessen Kastellan sollte da der Bischof sein, wer war nun der Schutzherr der Breslauer Kirche? Diese Fragen forderten, wie auch von Seiten der Herzöge bald anerkannt wurde, daß das patrimonium beati Johannis, also die Kastellanei Ottmachau, nie bei ihren Teilungen in Betracht gekommen sei und in Betracht kommen solle, dringend eine Lösung, und man versteht es, daß die Bischöfe mit allem Eifer ihre Lösung im Sinne einer vollständigen Ausschaltung der herzoglichen Gewalt suchten.

Die Kämpfe, die schon unter Bischof Lorenz (1207—32) begonnen hatten, und in denen auch auf den der Kirche so wohlgesinten Herzog Heinrich I. der Bann gelegt wurde, in dem er auch starb, sind der Hauptzweck nach in dem langen bedeutenden Pontifikat Bischofs Thomas I. (1232—68) geführt worden; sie endeten unter Thomas II. (1270—92) mit dem vollen Siege der Kirche: auf seinem Sterbelager überließ Heinrich IV. dem Bischof und allen seinen Nachfolgern die vollen Hoheitsrechte (plenum dominium perfectumque in omnibus ius ducale) im Kirchenland. Damit erlangte der Bischof die volle Landeshoheit, trat den schlesischen Herzögen als selbständiger Fürst zur Seite.

Die Erstarkung und Festigung der kirchlichen Macht bedeutete zugleich eine Schwächung des staatlichen Gefüges der schlesischen Fürstentümer, deren Macht und Ansehen infolge der Zersplitterung und Teilung ohnehin im Schwinden war. Die Gesamtlage war danach angetan, auch die großen Grundherrschaften zu locken, gleiche Ziele zu verfolgen, wie sie der Bischof endlich erreicht hatte. Es ist ihnen nicht völlig gegückt, aber die großen Stifte und der Adel haben etwa vom Ende des 13. Jahrhunderts an von der Staatsgewalt und auf deren Kosten für ihre reichen Besitzungen den Genuss einer Reihe herzoglicher Rechte erlangt. Die Hintersassen auf dem Güterbesitz der Klöster und des Adels wurden der Gerichtsbarkeit ihrer Güterherren unterstellt, und eine lange Reihe obrigkeitlicher Rechte wurde letzteren allmählich geschenkt, aus Geldnot verkauft oder versezt — und nie wieder eingelöst; so war schließlich am Ende des Mittelalters die Domanialeigenschaft der adeligen Güter völlig ausgebildet. Parallel dieser Entwicklung auf dem flachen Land ging die Privilegierung der Städte, bei ihrer gewaltigen Bedeutung auf wirtschaftlichem Gebiet fiel es ihnen nicht schwer, den Umkreis ihrer Rechte auszudehnen, die Selbstverwaltung ständig zu erweitern und die wichtigsten Vorrechte fürstlicher Gewalt zu erringen; so hat namentlich die wichtigste Stadt des Landes, Breslau, ein Ansehen und eine Stellung erlangt, welche die der schlesischen Fürsten fast überragte.

Es kann nicht wundernehmen, daß bei dieser Ohnmacht der staatlichen Gewalt in den kleinen Teilstaaten Schlesiens die politische Selbständigkeit sich auf die Dauer nicht wahren ließ. So wurde für die schlesischen Fürsten die Anlehnung an eine starke auswärtige Schutzmacht unvermeidlich. Polen konnte hierfür nicht in Betracht kommen. Seit Schlesien durch die deutsche Besiedlung ein deutsches Land geworden war, hatte sich die Kluft Polen gegenüber vertieft; zudem befand

sich das Polenreich selbst infolge stetiger Bürgerkriege in völliger Auflösung und Gesetzlosigkeit, so daß man auch da das Heil von einem auswärtigen Herrscher hoffte: eine polnische Gesandtschaft ging nach Prag und bot dem Böhmenkönig Wenzel II. mit der Hand der Tochter des ermordeten Polenkönigs die Krone Polens an, und im Sommer des Jahres 1300 wurde Wenzel in Gnesen zum König von Polen gekrönt.

Noch ehe so die beiden Reiche, zwischen denen Schlesien eingekleilt lag, in einer Hand vereinigt waren, hatte die Anlehnung der schlesischen Herzöge an Böhmen begonnen. Es war der einzige Weg, der sich ihnen bot; denn von einer Anlehnung an Deutschland, wo ebenfalls die starke staatliche Autorität fehlte, konnte nicht die Rede sein. Und Böhmen, das eben unter Ottokar, dem größten der Przemysliden, aufs neue zu Macht und Ansehen emporgestiegen war, war ein deutsches Land geworden. So kämpften denn in der Schlacht auf dem Marchfeld (1278) mehrere schlesische Fürsten, unter ihnen Heinrich IV., der durch nahe Verwandtschaft und Bande der Dankbarkeit mit Ottokar verbunden war, auf dessen Seite gegen Rudolf von Habsburg. Als Ottokars Sieg und Leben eingebüßt, war Heinrich IV. gegen Anerkennung seines Besitzes von Glatz bereit, seine Lande von Rudolf und vom Reich zu Lehen zu nehmen. Doch das war nur eine Episode ohne Folgen für die Zukunft. Denn sobald Ottokars Sohn Wenzel II., der bei dessen Tod ein unmündiger Knabe gewesen war, selbst die Zügel der Regierung übernahm und die Traditionen des väterlichen Regiments erneuerte, begannen die schlesischen Herzöge sich wieder an Böhmen anzuschließen. In einem Erbvertrage sicherte Heinrich IV. den Heimfall seines Besitzes an Böhmen; das von Heinrich auf dem Sterbebett aufgesetzte Testament hatte allerdings dann anders verfügt, so daß nach seinem Tod nur Glatz an Böhmen fiel. Aber schon im Jahre vorher (1289) hatte Herzog Kasimir von Oppeln und Beuthen vom Böhmenkönig sein Land zu Lehen genommen. Zwei Jahre später verpflichteten sich auch dessen Brüder, Mestko von Teschen und Boleslaw von Oppeln, dem König zu unbedingter Heeresfolge, und 1292 nahmen sie ebenfalls feierlich ihre Länder von Böhmen zu Lehen; durch Verschwägerung wurde die Verbindung der oberschlesischen Piasten mit den Przemysliden noch mehr gefestigt.

Das Ziel, das Wenzel II. erstrebte, die Herrschaft über ganz Schlesien, ward noch offenkundiger, als er 1302 sich die Vormundschaft über den Erben Herzog Heinrichs V. übertragen ließ. Noch einmal erlitt allerdings diese Entwicklung eine jähre Unterbrechung; denn schon 1305 starb Wenzel II., ein schwerer Schlag für Böhmen, und mit seinem Sohn, der im folgenden Jahr durch die Hand eines Meuchelmörders fiel, erlosch der Mannesstamm der Przemysliden. In der traurigen Zerrüttung, die nun für Böhmen folgte, lösten sich die kaum geknüpften Bande Schlesiens mit Böhmen. Doch nur für kurze Zeit. Denn als Kaiser Heinrich VII. Böhmen als heimgefallenes Lehen seinem Sohn Johann verlieh, dem eine jüngere Schwester des letzten Przemysliden sich vermählte, und damit die Herrschaft des Hauses Luxemburg in Böhmen begann, kehrten allmählich Friede und Ordnung wieder im Lande ein. Nun war allerdings fast gleichzeitig durch Wladislaw Lokietek mit Hilfe kluger Ausnutzung national-polnischer Regungen die Einheit des Polenreiches wiederhergestellt worden; und entsprechend der Machtstellung, die er gewonnen, hatte Wladislaw 1320 die polnische Königswürde erneuert. Aber für die schlesischen Herzöge konnte es nicht zweifelhaft sein, wo sie Anschluß

und Schutz zu suchen hatten: mochten ihre Tendenzen und Neigungen immerhin auseinandergehen — die Wucht der tatsächlichen Verhältnisse nötigte sie zu einer einheitlichen Politik, zur Unlehnung an Böhmen, an das deutsche Böhmen, gegenüber dem national-polnischen Reich. Als daher König Johann den Titel eines Königs von Polen annahm und, um mit Waffengewalt die polnischen Ansprüche der Przemysliden zu erneuern, an der Grenze Oberschlesiens erschien, bedurfte es nur einer Mahnung, die oberschlesischen Herzöge zur Huldigung zu bewegen. Im Laufe des Jahres 1327 wurden die Herzöge von Leschen, Falkenberg, Rosel, Aulswitz, Ratibor und Oppeln, also sämtliche oberschlesischen Teilfürsten, Vasallen Böhmens. In demselben Jahre noch schloß Herzog Heinrich VI. von Breslau, um böhmische Hilfe gegen die Gewalttätigkeiten seines Bruders zu erlangen, mit der Krone Böhmens einen Vertrag, gemäß welchem sein Herzogtum nach seinem Tode an die Krone Böhmens fallen sollte, wofür ihm der lebenslängliche Besitz desselben als Lehensmann und Schutz in demselben zugesichert wurde. Es scheint, daß die Vertreter Breslaus dem Herzog diesen Schritt nahegelegt haben, denn im Interesse des Handels und der Wohlfahrt der Stadt lag es, dem sicheren Schutz eines mächtigen Herrschers zu unterstehen und nicht weiter all den Zufällen ausgesetzt zu sein, welche die erbärmliche Kleinstaaterei für sie mit sich brachte. Schon in den nächsten Jahren wurden auch die übrigen Herzöge Mittel- und Niederschlesiens Lehensleute Böhmens. Im Jahre 1329 wurde der Herzog von Steinau zur Huldigung gezwungen, dergleichen Boleslaw von Liegnitz-Brieg, der Bruder Heinrichs VI. Auch Konrad von Ols und Heinrich von Sagan nahmen im selben Jahre ihre Lande von König Johann zu Lehen. Nach dem Tode des Herzogs Primko von Glogau, der die Huldigung verweigert hatte, kam dieses Gebiet in den unmittelbaren Besitz des Böhmenkönigs; das gleiche geschah mit Breslau, als Heinrich VI. 1335 gestorben war. In den folgenden Jahren 1335—37 wurden dann noch die Herzöge von Münsterberg und Jauer genötigt, sich als Vasallen der Krone Böhmens zu bekennen. Damit hatte der Anschluß der schlesischen Teilfürsten an Böhmen seinen Abschluß gefunden. Nur Bolko II. von Schweidnitz, dem dann auch Jauer durch Erbschaft Taf. VII.
VIII u. IX. zufiel, blieb vorläufig unabhängig; unter Karl IV. fielen aber auch diese Lande an Böhmen, da er Anna von Schweidnitz, die Erbin dieser Lande, heimgeführt. Es hatte nur die Bedeutung der Anerkennung eines Tatbestandes, daß fast gleichzeitig in dem Trentschiner Vertrage (1235) der Polenkönig Kasimir der Große auf alle Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer entsagte, wofür König Johann auf den Titel eines Königs der Polen, den er bislang beansprucht und geführt, und alle Ansprüche auf Polen verzichtete. Johanns Sohn Karl IV. hat dann feierlich als römischer König (1348) und nochmals als Kaiser (1355) die schlesischen Lehensfürstentümer der Krone Böhmens inkorporiert: sie sollten untrennbar mit Böhmen verbunden sein.

Was der Anschluß an die Krone Böhmens für unsere Heimat bedeutete, das hat Grünhagen mit zutreffenden Worten gewertet: dieser Lehensanschluß Schlesiens erschien „gleichbedeutend mit einem Anschluß an Deutschland. War es doch ein ganz deutsches Fürstenhaus, welches hier herrschte, und die deutsche Kolonisation hatte in Böhmen damals bereits kaum minder große Fortschritte gemacht, wie in Nieder- und Mittelschlesien....“

Mit Recht bezeichnet es Grünhagen auch als ein Glück, daß König Johann

Oberschlesien, das von der deutschen Besiedlung weniger durchsetzt war, und das deshalb naturgemäß eher zu Polen hinneigen mußte, zusammen mit dem germanisierten und von selbst mehr Deutschland zuneigenden Mittel- und Oberschlesien durch seine rasch zugreifende Politik gewann: so blieb die Zusammengehörigkeit dieser beiden Gebiete, deren Verbindung seit 1163 eine sehr lose gewesen und ganz sich zu lösen drohte, gewahrt für die Zukunft, da ein festes staatliches Gefüge sie zur Einheit verbinden sollte. Nur darum ist es möglich, auch für die Folge von einer Geschichte Schlesiens zu sprechen.

Glückliche Zeiten brachen nun für Schlesien an. Als König Johann, den seine Abenteuerlust und verschiedenlichen Interessen nur vorübergehend hatten im Osten weilen lassen, in der Schlacht von Crecy (1346) gefallen war, folgte ihm sein Sohn Karl, dem schon einige Jahre zuvor die Stände Böhmens und Schlesiens gehuldigt hatten, und der 1345 zum römischen König gewählt worden war. Das bekannte Wort Maximilians I., durch das seine Tätigkeit für das Reich und für seine Erblande in schroff gegenseitiger Weise charakterisiert wird, ist zum mindesten, insofern es ihn den Vater des Königreichs Böhmen nennt, durchaus zutreffend. Es ist auch auf Schlesien auszudehnen, denn auch dieses nahm an den Segnungen seiner Regierungszeit vollen Anteil. Seine erste Sorge war es, Ruhe und Ordnung in seinen Landen herzustellen und zu wahren. Darum sorgte er mit unerbittlicher Strenge für die Aufrechterhaltung des Landfriedens, schon 1347 erging an die schlesischen Fürsten die ernste Weisung, alle Fehden untereinander zu unterlassen. So konnte Abt Ludolf von Karls IV. Zeiten rühmen, daß solcher Friede und Sicherheit im Land herrschte, daß man auf den Straßen Gold tragen konnte, ohne eine Plünderung fürchten zu müssen. Diese Sicherung der öffentlichen Zustände durch eine starke Staatsgewalt schuf die Voraussetzungen, auf Grund deren die Bemühungen Karls um Hebung der materiellen Kultur von Erfolg gekrönt sein konnten. Unter dem Schutze dieser geordneten Verhältnisse konnte namentlich Breslau, das seiner besonderen Kunst sich erfreute, seine Handelsbeziehungen weit ausdehnen; damals sah die Stadt glänzende Tage, der stolze Bau des Rathauses, der 1331 begonnen wurde, zeugt noch heute von jener Zeit der Blüte und gesicherten Wohlstandes. Und wie Karl durch die goldene Bulle die deutsche Königswahl ordnete und in Böhmen durch die Majestas Karolina der Wiederkehr gesetzloser Zustände zu steuern trachtete, so sorgte er für die Rechtspflege in Schlesien durch das schlesische Landrecht, eine Bearbeitung des unter dem Namen des Sachsenpiegels bekannten Gesetzbuches; dem schloß sich die Zusammenstellung des dem Magdeburger entlehnten Breslauer Stadtrechtes an; und den Zwecken geordneter Verwaltung diente das Landbuch Karls IV. für das Herzogtum Breslau, eine Arbeit, welche dem gesamten Grundbesitz im Fürstentum Breslau mit den darauf haftenden Zinsen und Renten eine feste und gesetzmäßige Grundlage gab und jeder Willkür Schranken setzte, eine großartige Arbeit, welche allen späteren Katastrierungen zur Grundlage dient hat (Grünhagen).

Nicht minder aber hielt Karl IV. die Förderung der geistigen Kultur in seinen Landen für seine Fürstenpflicht: den Bemühungen Karls IV., den Burdach als Vater der deutschen Renaissance, des deutschen Humanismus, bezeichnet hat, ist es zu danken, daß damals der Schwerpunkt der deutschen Kultur nach dem Osten und Nordosten rückte, in die erst unlängst dem Deutschtum gewonnenen Länder.

Die Krönung seiner Bestrebungen bildet die Gründung eines studium generale nach dem Vorbild von Paris in Prag, der ersten deutschen Universität; auch für Schlesien sind die Wünsche in Erfüllung gegangen, denen Karl im Stiftungsbrief Ausdruck gab, daß Böhmen außer dem Reichtum an natürlichen Gütern auch eine Fülle einsichtiger Männer erhalte.

Als Karl IV., „der Liebhaber der Gerechtigkeit und der Friedensfürst“, wie ihn ein Zeitgenosse nennt, am 29. November 1378 starb, hatten auch die Schlesier, und vorab die Breslauer, allen Anlaß, in die Totenklagen der böhmischen Chronisten einzustimmen. Denn durch den jähnen Umschwung, den die Regierungszeit Wenzels gegenüber den glänzenden Zeiten des karolinschen Zeitalters für Böhmen bedeutete, wurde auch Schlesien betroffen. Sehr bald nahm nun wieder das Raubritter- und Fehdenwesen überhand. Ihm zu steuern, haben sich in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts eine Anzahl schlesischer Fürsten zu einem Landfriedensbündnisse zusammengeschlossen. Allerdings kann man nicht gerade behaupten, daß es seinen Zweck erfüllt habe; denn einer der Hauptleute des Bundes, der Herzog von Oppeln, war es, der durch zwei Jahrzehnte hindurch die Breslauer durch Überfälle auf ihre Kaufleute aufs schwerste bedrängte und ihrem Handel die schmerzlichsten Wunden schlug, weil der Rat der Stadt unvorsichtigerweise sich für eine Schuld des Königs Wenzel, die dieser natürlich nie bezahlte, den Oppelner Herzögen gegenüber verbürgt hatte („Oppelner Fehde“). Seitens der andern Mitglieder des Fürstenbundes, die mit Unwillen die Bevorzugung der Bürger und Städte durch Karl IV. ertragen hatten, war auf Hilfe für die Stadt nicht zu rechnen, so daß man mit Recht diese Zeit als die unheilvollste Epoche in der mittelalterlichen Geschichte von Breslau bezeichnet hat. So verdient dieser Fürstenbund, der auch nach seiner Erweiterung durch den Beitritt der Städte des Fürstentums Breslau seinen Hauptzweck, die Wahrung des öffentlichen Friedens, nicht zu erfüllen vermochte, nur insofern Erwähnung, als „in der Art und Weise, wie er sich konstituiert hatte, die Hauptzüge vorgezeichnet waren, nach denen die Entwicklung der schlesischen Verfassung in der Folgezeit sich vollziehen sollte“ (Rachfahl). Und wenn der Bund auch nach der politischen Seite — sein Programm war treues Festhalten an König Wenzel, der damals gerade durch Sigismund gefangen gesetzt worden war — wenig zu bedeuten hatte, so ist es doch wichtig, daß erstmals mit den meisten schlesischen Fürsten auch die oberschlesischen sich als Herzöge in Schlesien bezeichnen und in Verein mit den Städten zu gemeinsamer politischer Erklärung verbunden erscheinen.

Es ist wohl nur dem Druck äußeren Zwanges zu danken, daß diese Keime und Anfänge sehr bald eine Weiterentwicklung erfuhrten. Als König Sigismund, der Bruder und Erbe Wenzels, gegen Böhmen, das ihm, dem Henker des Huf, den Gehorsam verweigerte, rüstete, um das Land mit Waffengewalt sich zurückzugeinnen, war man in Schlesien gern bereit, Sigismund tatkräftig zu unterstützen aus Haf gegen die Hussiten, deren wüstes kezerisches Treiben die Schlesier ebenso abstieß wie ihre zügellosen deutschfeindlichen und nationaltschechischen Tendenzen. Um die deutsche Nationalität zu wahren, war seinerzeit der Anschluß an Böhmen erfolgt; so schien es Pflicht, dem Herrscher Hilfe zu leisten, dem slawischer Fanatismus die Krone streitig zu machen versuchte. Mit Eifer haben die Schlesier in den Jahren 1420—25 an den Angriffen der Kreuzheere

auf Böhmen teilgenommen. Aber dem Eifer entsprach nicht der Erfolg, ja vom Jahre 1425 ab erfolgte der Umschlag, indem nunmehr die Hussiten zum Angriff übergingen. Durch ein Jahrzehnt hindurch wurde nun Schlesien bevorzugtes Ziel furchtbarer hussitischer Raubzüge. Das unglückliche Land ist in diesen schlimmen Zeiten, vor allem durch den großen Raubzug des Jahres 1428, aufs schrecklichste verwüstet worden, und zeitgenössische Berichte, wie der des Martin von Volkenhain, erzählen von empörenden unmenschlichen Grausamkeiten der fanatischen Hussitenbanden. In diesen traurigen Jahren wurde erstmals eine Behörde geschaffen, deren Amtsreich sich über das ganze Land erstreckte: im Jahre 1422 bestellte Sigismund den Bischof Konrad von Breslau zum obersten Landeshauptmann von ganz Schlesien, einen trefflichen Fürsten, den ob seiner deutsch-nationalen Gesinnung der Haß polnischer Geschichtsschreiber verleumderisch in den Staub gezogen. Bischof Konrad ist der eigentliche unermüdliche und opferwillige Organisator des Widerstandes der Schlesiern gegen die Hussiten gewesen; so erforderte es seine Stellung, die dem unabsehbaren Bedürfnis, den hussitischen Angriffen gegenüber alle Kräfte des Landes zu gemeinsamem Widerstand zusammenzufassen, die Entstehung dankte.

Allerdings war anfangs die Bestellung eines Oberlandeshauptmanns nur eine vorübergehende, und ebenso war auch der große Landfriedensbund vom Jahre 1435, der auch unter des Bischofs Führung stand, nicht von langer Dauer; denn zu stark strebten die Sonderinteressen der Lehensfürsten, der Städte, des Adels und der geistlichen Grundherren auseinander, als daß derartige Organisationen länger sich zu halten vermochten, als drückende Not es verlangte. Aber in den folgenden Zeiten kam es doch schon bald dazu, daß die Ansätze dem ganzen Lande gemeinsamer Institutionen weiter ausgebaut wurden und ihnen festerer Bestand gegeben ward. Nur fester Zusammenschluß konnte der Selbständigkeit und Unabhängigkeit zum Schutze dienen und die Gefahren, die das tschechisch gewordene Böhmen für Schlesien bedeutete, für Schlesien, das treu seinen deutschen Charakter zu wahren entschlossen blieb, abwenden. Trotzdem wurde schließlich, was nottat, nicht aus eigener Initiative geschaffen. Vielmehr bieten gerade die Zeiten des böhmischen Königs Georg Podiebrad das unerfreuliche Bild völliger politischer Zerrissenheit. Breslau allein hat da mit ebensoviel unversöhnlicher Hartnäckigkeit wie Mangel an Klugheit als treuester Bundesgenosse des Papsttums den Kampf gegen Podiebrad geführt, in dem es freilich noch mehr als den Käfer den Tschechen verabscheute. So ist es schließlich Matthias Korvinus, der Ungarnkönig, gewesen, den die Kurie zum Kampf gegen den keizerlichen Podiebrad gewonnen, und der 1469 die Krone Böhmens angenommen hatte, dem Schlesien die Grundlagen seiner Gesamtverfassung und Gesamtverwaltung dankt. Nicht ohne daß es an Widerstreben gefehlt hätte, ist durch ihn die Idee der staatlichen Einheit, der Autorität und Ordnung, endlich wieder kraftvoll zur Geltung gekommen. Diese staatsrechtliche Einigung Schlesiens aber, die mit des Matthias Korvinus Erscheinen in Schlesien ihre festen Grundlagen erhielt, bedeutet für unsere Heimat den Beginn einer neuen Epoche ihrer Geschichte — die mittelalterliche Geschichte Schlesiens hat ihr Ende erreicht.

Litteratur.

Über die Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Schlesiens orientiert in knapper Über-
sicht der „Wegweiser durch die schlesischen Geschichtsquellen bis zum Jahre 1550. Von C. Grünhagen. 2. Auflage. Breslau 1889“. — Seit dem Erscheinen dieses Büchleins ist freilich viel neues wichtiges Material erschlossen worden, vornehmlich durch die zahl-
reichen Veröffentlichungen des „Vereins für Geschichte Schlesiens“, aber auch durch wert-
volle Publikationen aus den Nachbarländern Schlesiens (z. B. die *Monumenta Vaticana
res gestas Bohemicas illustrantia*). Diese Quellenpublikationen im einzelnen anzuführen,
ist hier nicht möglich, man findet sie am besten zusammengestellt in den „Jahresberichten
für Geschichtswissenschaft“; hier sind auch jeweils die Neuerscheinungen an kritischen
Forschungen und darstellenden Arbeiten zur schlesischen Geschichte verzeichnet. Auch die
letzten Jahrgänge der „Zeitschrift für Geschichte Schlesiens“ bieten Übersichten über die
Litteratur zur schlesischen Geschichte. — Als zusammenfassende Darstellung der mittel-
alterlichen Geschichte Schlesiens behält — von Stenzels Werk (erschienen 1853) ab-
gesehen, das leider nur bis 1355 reicht — der erste Band von Colmar Grünhagens
„Geschichte Schlesiens“ (Gotha 1884) seinen Wert, wenn das Werk auch vielfach die
kritische Schärfe vermissen lässt und im einzelnen die Forschung über dasselbe hinaus-
gekommen ist. — Nach der Seite der Verfassungsgeschichte, die bei Grünhagen zurück-
tritt, bietet eine wertvolle Ergänzung Felix Nachfahls „Organisation der Gesamt-
staatsverwaltung Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege“ (Leipzig 1894) und desselben
Verfassers Aufsatz „Zur Geschichte der Grundherrschaft in Schlesien“ (Zeitschrift der
Savignystiftung für Rechtsgeschichte. German. Abteilung XVI (1896). — Eine Geschichte
der deutschen Besiedlung Schlesiens fehlt noch. Sie kann auch erst dann ebenso wie
überhaupt die frühmittelalterliche Geschichte Schlesiens in wissenschaftlich befriedigender
Weise geschrieben werden, wenn mit einer kritischen und methodischen Untersuchung des
gesamten schlesischen Urkundenmaterials der älteren Zeit Ernst gemacht wird. Fast die
einzig brauchbaren Vorarbeiten hierfür hat Wilhelm Schulte geliefert in einer
langen Reihe von Aufsätzen, deren Neudruck in einem Sammelband sehr wünschenswert
wäre. — Nicht unerwähnt bleiben darf an dieser Stelle Joseph Parths „Schlesien.
Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage. I. II. Breslau
1896/1911“, ein Meisterwerk, das auch für den Historiker eine Quelle reichster An-
regungen ist.

III.

Die neuere Geschichte Schlesiens.

Von Johannes Zietkusch-Breslau.

Zu der Zeit, da die deutsche Königsmacht der Hohenstaufen im Widerstreit mit
dem universalen Papsttum und den deutschen Territorialgewalten langsam zu-
grunde ging, erstand östlich des Böhmerwaldes, der Saale und Elbe durch die Be-
gründung zahlloser deutscher Dörfer und Städte ein neues Deutschland, ein aus-
gedehntes deutsches Kolonialgebiet. Wie allenthalben in Kolonien, streifte man
auch hier die Enge der heimatlichen Verhältnisse gern ab; dem Bauern wurde
ein reichlicheres Altermath zuteil, der städtische Marktplatz fiel ungleich geräumiger
aus, auch die neuen staatlichen Gebilde wiesen eine weit größere räumliche Aus-
dehnung auf als im Mutterlande. Diese großzügige, neue und deshalb noch nicht
durch das Schwergewicht einer Jahrhunderte alten Vergangenheit gefestigte kolo-
niale Staatenwelt lockte zum Zusammenfassen der Gebietsmassen und zur Bildung
von Großstaaten, denen dann die Führung in Deutschland notwendig zufallen mußte.

So vereinigte König Ottokar von Böhmen um die Mitte des 13. Jahrhunderts das halb germanisierte Eschenenland mit dem größten Teil des bajuvarischen Kolonialgebiets im Donautal und den Ostalpen, bis ihm Rudolf von Habsburg die deutsche Beute wieder entriss und sie mit seinem Bundesgenossen, dem Grafen von Tirol, teilte. König Adolf von Nassau suchte sich in Thüringen und Meißen eine Hauptschule zu begründen; nach seinem Tode wollte der Erbe Ottokars von Böhmen, Wenzel II., die ihm im Süden durch die Habsburger verwehrte Ausbreitung nach dem Vorbilde des Nassauers nördlich des Erzgebirges und ferner in Polen, Schlesien und Ungarn suchen. 1289 huldigten ihm die oberschlesischen Fürsten; er ließ sich weite Gebiete in Mittelschlesien rechts der Oder abtreten, freilich ohne Zeit zu ihrer Eroberung zu finden. Als sein Haus plötzlich erlosch, griff dessen Besitz und Eroberungspläne in Thüringen und Meißen der Habsburger Albrecht I. auf; Heinrich, Graf von Tirol und Herzog von Kärnten und Krain, machte ihm Böhmen streitig, schließlich gewann der Luxemburger Johann das Erbe der Przemysliden und später das Egerer Land, die Oberlausitz und die Oberlehns- hoheit über Schlesien, während die Wittelsbacher sich der Mark Brandenburg und der Niederlausitz bemächtigten. Also alle altdutschen Fürstengeschlechter, die seit dem Interregnum die deutsche Krone errangen, benützten sie, um in den deutschen Kolonien ihrem Hause Land und Leute zu erwerben; der deutsche Osten bot allein noch die Möglichkeit, rasch zu Macht und Ansehen emporzusteigen.

Unter Kaiser Karl IV. schlug das Haus Luxemburg alle Rivalen aus dem Felde; eine Großmacht wurde im deutschen Osten geschaffen, und der von Karl mit den Habsburgern 1364 abgeschlossene Erbvertrag nahm den Gedanken Ottokars II. und Albrechts I. an eine Vereinigung der österreichischen und böhmischen Lande wieder auf; ein halbes Jahrhundert später nötigte die rasch wachsende Türkengefahr die Ungarn, unter ihrem König Sigismund, dem zweiten Sohne Karls, sich an Deutschland anzulehnen. Sigismunds Schwiegersohn und Erbe, der deutsche König Albrecht II. aus dem Hause Habsburg, vereinigte 1438/39 als erster in seiner Hand die Herrschaft über Böhmen und seine Nebenlande mit der über Ungarn und das österreichische Donautal. Sein zu früher Tod löste noch einmal die Verbindung zwischen diesen drei Ländergruppen; in Böhmen und Ungarn gelangten einheimische Machthaber, Georg Podiebrad und der gewaltige Matthias Corvinus, zur Herrschaft. Sofort griff aber der Ungarnkönig das Werk der Luxemburger und Habsburger wieder auf, er riss die böhmischen Nebenlande, Mähren, Schlesien und die beiden Lauschen, an sich, raubte dem Habsburger zeitweise Österreich, Steiermark und Kärnten, ließ sich in Wien als Landesherrn huldigen und dachte daran, sich zu gegebener Zeit auch der deutschen Königskrone zu bemächtigen. Nach seinem Tode 1490 vereinigten sich Böhmen, seine Nebenlande und Ungarn unter einer polnischen Dynastie, nach deren Erbe der Habsburger Maximilian I. sehnlichst ausschaute. Die Niederlage der Ungarn bei Mohácz, der Tod ihres jungen Königs Ludwig und der Verlust eines großen Teiles ihres Landes an die Türken führte endlich zu dem Ergebnis, auf das die Entwicklung seit langem hindrängte: der Habsburger Ferdinand I. wurde Herr von Böhmen und Ungarn; es entstand die österreichische Großmacht. Schlesien, nach der allmählichen völligen Loslösung von Polen in eine Fülle kläglicher Zwergstaaten zerstückt und dadurch jeder Selbständigkeit in der großen Politik beraubt, war seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in den Kreis dieser Einigungs-

bestrebungen hineingezogen worden und hatte alle Wechselseitigkeiten mit durchkosten müssen; jetzt, seit 1526, genoß es den ungeheuren Vorteil der Zugehörigkeit zu einem gewaltigen, leistungsfähigen Staatsgebilde, und diesem Staate schuf Ferdinand durch die Vollendung der von Maximilian I. begonnenen Behördenorganisation in dem Geheimen Rat, der Hofkanzlei, der Hofkammer und dem Hofkriegsrat die Organe zur Lösung der Aufgaben, die das Erbe des ausgehenden Mittelalters der neuen Zeit stellte.

Denn Hand in Hand mit dem Streben, große Gebietsmassen miteinander zu vereinigen, ging das Verlangen, innerhalb der Landesgrenzen die staatliche Macht zu festigen und zu steigern. Auch hier steht für Schlesien Karl IV. an der Spitze der Bewegung. Wenn er in Prag die erste deutsche Universität begründete, so schuf er damit die unabsehbare Voraussetzung zur Heranbildung eines am römischen Recht materiell und technisch geschulten Beamtentums. Durch das Betreten „des bisher vernachlässigten Weges einer schriftlichen Gesetzgebung“, wie Theodor Lindner in seiner Weltgeschichte sagt, wahrte und erhöhte er die staatlichen Rechte und förderte er die Rechtsprechung, die wichtigste Aufgabe des Herrschers nach mittelalterlicher Ansicht. In dem ihm unmittelbar unterstehenden Herzogtum Breslau ließ er, wie später in der Mark Brandenburg, in einem Landbuch die dürftigen finanziellen Hoheitsrechte aufzeichnen, die dem Landesherrn noch geblieben waren, um weiteren Abbröckelungen in der Zukunft vorzubeugen und eine Kontrolle der Beamten zu ermöglichen. Hier wurde eine Katastrierungsarbeit geleistet, wie sie die Zeit noch nicht kannte, es handelte sich nach Riechfahls Urteil um „die ersten Anfänge einer Staatsgüterinventarisierung und Buchführung“. Karls Heirat mit der Erbin der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer verschaffte seinem Sohn und Nachfolger Wenzel die unmittelbare Herrschaft in diesen beiden großen und fruchtbaren Gebieten. Durch die von Karl als deutschem König vollzogene und als Kaiser bestätigte Einverleibung Schlesiens und der Lausitz auf ewige Zeiten in das Königreich Böhmen verstärkte er den inneren Zusammenhalt zwischen den von seinem Vater Johann allmählich erworbenen Landen; diese Zugehörigkeit zur Krone Böhmens brachte häufig genug in der Folgezeit Schlesiens trotz alles Widersprechens der Schlesier in tatsächliche Abhängigkeit von den Beschlüssen der böhmischen Stände, aber der von allen empfundene Druck dieser Zwangslage erhöhte das Zusammengehörigkeitsgefühl der politisch maßgebenden schlesischen Kreise. Das Wachsen dieses Gefühls kam am Ende des 14. und zu Beginn des 15. Jahrhunderts in der Titulatur der oberschlesischen Fürsten zum Ausdruck; bisher hatten sie sich nur als Herzöge von Oppeln bezeichnet, fortan nannten sie sich daneben noch Herzöge von Schlesien wie die niederschlesischen Fürsten. So trug die böhmische Lehnsabhängigkeit mit der Zeit dazu bei, ein engeres Band um das überwiegend deutsche Niederschlesien und das überwiegend polnische Oberschlesien zu schlingen, die nationalen Gegensätze zeitweise zu überbrücken und ein gemeinsames Handeln zu ermöglichen.

Es traten also allmählich neben den Oberlandesherrn, besonders neben die beiden Nachfolger Karls IV., die für das Wohl Schlesiens nicht sorgten oder sorgen konnten, noch andere Faktoren, die in engerem Rahmen zum Träger jener Bestrebungen wurden, den staatlichen Zusammenhalt und damit die Leistungsfähigkeit der Heimat zu steigern: das waren einmal die Städte kraft der Bedürfnisse

ihres Wirtschaftslebens und dann die zahlreichen Kleinfürsten, die, ein jeder für sich, viel zu ohnmächtig waren, um Recht und Ordnung zu wahren; zu ihnen gesellten sich die Stände der unmittelbar den Luxemburgern gehörenden Erbfürstentümer als eine Art Stellvertreter ihres anderweitig beschäftigten Landesherrn. So bildeten sich im Laufe des 14. Jahrhunderts zuerst Städtebünde zur gemeinsamen Unterdrückung von Räubern und Friedensbrechern; gegen Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts schlossen zu ähnlichen Zwecken schlesische Landesfürsten Landfriedensbündnisse miteinander ab. Die Not der Hussitenkriege verstärkte diese Einigungsbestrebungen; bald übernahm einer der Fürsten als ein vom Oberlandesherrn ernannter oder bestätigter oberster Landeshauptmann, bald ein Ausschuß, gelegentlich auch beide Organe die Leitung eines solchen Fürstenbundes. Im Jahre 1427 wollte ein Fürstentag ein oberstes Gericht für ganz Schlesien zur Herstellung der Ordnung im Innern und eine militärische Organisation zur Abwehr der Hussiten schaffen. Wenige Jahre später beschloß man, daß kein schlesischer Fürst auf eigene Faust einen Krieg beginnen dürfe; man verzichtete also, wenn auch nur vorübergehend, zugunsten der Gesamtheit auf das wichtigste Fürstliche Hoheitsrecht.

Allein an einem solchen Gesamtverbande aller schlesischen Fürsten und Erbfürstentümer hielten die Beteiligten in der Folgezeit nicht fest; an seine Statt traten Bündnisse, die nur einige Landesteile umfaßten, Städtebünde, Münzvereinigungen zur Herstellung einer einheitlichen und guten Währung, sie tauchten auf und verschwanden wieder. So kamen die Schlesier aus eigener Kraft über kurzlebige Versuche und Anläufe nicht hinaus; war für den Augenblick der Not gewehrt oder nur der erste Eifer verbraucht, zerfiel wieder die Gemeinschaft, weil ihre Erhaltung dauernde Opfer forderte, welche die Schwachen unter sich nicht bringen wollen und können, die nur ein Starker von ihnen erzwingt. Das tat der Ungarnkönig Matthias Corvinus nach der Eroberung Schlesiens und der anderen böhmischen Nebenlande, um durch politische Institutionen seiner Herrschaft über Schlesien und die Lauschen den Halt zu geben, den ihre geographische Lage zu Ungarn versagte. Die Gebiete um die obere Oder hatten sich seit 1163 langsam mit mancherlei Schwankungen von Polen gelöst, nur zu einer kirchlichen Einheit durch das Bistum Breslau zusammengefaßt; sie traten durch die Angliederung an Böhmen seit dem 14. Jahrhundert in überaus lockere, nur langsam und wenig fester werdende staatliche Beziehungen zueinander; im Haß gegen die lezterischen Hussiten auf kurze Zeit geeint, wurden sie durch den nationalen Gegensatz zwischen Deutschen und Polen, durch die dauernd fortgesetzte Zerstückelung des Landes unter eine Fülle von Kleinfürsten und durch die ständischen Gegensätze des Mittelalters immer wieder zerrissen und gespalten und dadurch der Gefahr ausgesetzt, von dem Polen- und Eschehentum zum Teil aufgesogen zu werden. Diese Gebiete verschmolz Matthias Corvinus zu einer staatlichen Einheit und stellte damit, ohne es recht zu wollen, ihr Deutschtum vor der slavischen Gefahr sicher, indem er unter Anknüpfung an die Fürstenbünde der Vergangenheit die schlesischen Gesamtstände schuf, eine aus den Piasten und den andern schlesischen Fürsten und den Männern und Städten der Erbfürstentümer gebildete, auf die Dauer berechnete und staatsrechtlich anerkannte Vertretung des Landes,

das als eine oberhalb der einzelnen Kleinstaaten stehende Einheit aufgefaßt wurde.

Diese Gesamtstände mußten dem König vor allem die finanziellen, aber auch die militärischen Mittel zur Durchführung seiner Politik im Innern und nach außen liefern. Dadurch, daß es jetzt eine innere und äußere Politik des Königs oberhalb der schlesischen Einzestaaten gab, verloren diese so viel von ihren Hoheitsrechten, als die Durchführung der königlichen Politik heisste. Um das Recht der selbständigen Kriegsführung miteinander oder mit dem Auslande war es jetzt völlig geschehen, ja ohne Erlaubnis des Königs durfte keine Befestigung erneuert, geschweige denn eine neue errichtet werden. So brachte das Ende des 15. Jahrhunderts den ersten kraftvollen Anlauf zu einer Mediatisierung der schlesischen Fürsten. Das Söldnerheer, das Matthias mit den von den schlesischen Ständen bewilligten Steuern zur Abwehr der böhmisch-polnischen Angriffe auf Schlesien angeworben hatte, gab ihm fortan die Macht, jeden Widerspruch im Innern zu ersticken und sich Gehorsam zu erzwingen. Dieses neue Säbelregiment entbehrte wahrlich nicht grausamer Härte, um so weniger, als die finanziellen Zumutungen des Königs ebenso groß wie dem Lande durchaus ungewohnt waren, und der König das Geld nahm, wo er es am leichtesten und reichlichsten herausholen konnte, also beim Klerus und den Städten, besonders dem zu seinem Erbfürstentum gehörigen Breslau. In seiner Härte und Rücksichtslosigkeit, Zielsicherheit und doch listigen Anpassung an den dauernden Wechsel der Umstände, in der Größe seiner politischen Entwürfe und der Verstandeskühle bei ihrer Durchführung verrät sich der Einfluß der italienischen Renaissance auf Matthias; er war nördlich der Alpen einer der ersten, den der neu erwachte Gedanke der römischen Kaiserzeit von der majestätischen Vollgewalt des Herrschers erfüllte.

Zur Durchführung seiner Politik brauchte Matthias besondere Organe; er knüpfte auch hier wie bei der Errichtung der Gesamtstände an die Bildungen der früheren Zeit an; 1474 setzte er als seinen Statthalter einen Oberlandeshauptmann nach dem in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gegebenen und oben erwähnten Vorbilde ein; ihm unterstanden für Ober- und für Niederschlesien besondere königliche Beamte. Georg von Stein, der in Niederschlesien wirkte, machte sich durch Tatkraft, Härte und Habfsucht in seinem Amt besonders verhaft. Dem gleichen Zweck wie die Einsetzung jener Beamten diente die von Matthias 1475 erlassene neue Breslauer Ratsordnung, die ihm die Ernennung des Ratsältesten und damit gewissermaßen des Landeshauptmanns des Fürstentums Breslau in die Hand spielte, da dieses Amt seit den Tagen Karls IV. zu meist vom Breslauer Rat verwaltet wurde. Mit Hilfe der Gesamtstände und des Oberamts, wie fortan die Oberlandeshauptmannschaft oft bezeichnet wurde, führte Matthias die Bestimmungen neuer Landfriedensordnungen tatkäfigt durch und räumte zum Schutz und zur Förderung des städtischen Handels — eine mehr als genügende Gegengabe für die finanziellen Opfer, die er von den Städten heisste — mit der Räuber- und Raubritterplage derart auf, daß das höchste Lob, das die mittelalterliche Geschichtsschreibung für einen Herrscher kennt, das Lob, das einst von den Chronisten Karl dem Vierten gespendet worden war, jetzt von Matthias wieder verkündet wurde, nämlich daß in seinem Machtbereich ein jeder ungekränkt mit seiner Habe seine Straße hätte ziehen können.

Seit den Tagen des Königs Matthias bildeten also die schlesischen Lande in

gewisser Beziehung eine staatliche Einheit; sie verstärkte sich insofern noch gewaltig, als Matthias unter den schlesischen Herzögen furchtbar aufräumte und eine stattliche Reihe von Landschaften seinem Bastard Johannes Corvinus übertrug; hatte es im Anfang des 15. Jahrhunderts nicht weniger als 20 schlesische Herzöge gegeben, jetzt zählte man ihrer nur noch fünf. Also in dem Augenblick, da durch das Eingreifen der Krone die ständische Verfassung Gesamt-Schlesiens entstand, zeigte sich auf Seiten der Krone schon die Tendenz, nicht bloß die Hoheitsrechte dieser Stände zum Vorteil des Ganzen und damit der Krone zu beschneiden, sondern möglichst viele der Stände selber zu beseitigen, zum mindesten die Fürstentümer auf die Mitglieder der Königsdynastie zu übertragen, um sich dadurch in der Ständeversammlung bedingungslos ergebene Anhänger zu schaffen.

Die zentralistische Politik des Königs Matthias wirkte um so bedeutsamer, als damals neben den uralten Tendenzen, wenn nicht das ganze Land, so doch Teile Schlesiens an Polen oder Böhmen fest anzugliedern — so waren im 15. Jahrhundert Severien, Auschwitz und Zator an Polen gekommen —, noch andere Faktoren von Norden her nach Schlesien übergriffen, um Teile des Landes in ihren Machtbereich zu ziehen. Bis zum 15. Jahrhundert war Schlesien von den auch im Nordosten des deutschen Kolonialgebiets wie im Südosten wirkenden Expansionsbestrebungen kaum berührt worden, nachdem das im Beginn des 13. Jahrhunderts mit Schlesien verbundene Land Lebus um die Mitte dieses Jahrhunderts wieder abgetrennt worden war. Als aber mit der Erhebung Georg Podiebrads zum böhmischen König eine Zeit furchtbarer Wirren in Schlesien einsetzte, streckten die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, die Wettiner und die Hohenzollern, ihre Hände nach Schlesien aus; die Hohenzollern suchten durch Ehebündnisse mit verschiedenen der piastischen Herzogslinien Erbrechte auf Teile Schlesiens zu erwerben. 1472 gewannen die Wettiner durch Kauf das Herzogtum Sagan, 1483 die Hohenzollern infolge einer derartigen Heirat Kroessen mit Bobersberg, Züllichau und Sommerfeld. Wenn Sagan auch im schlesischen Gesamtstaatsverbande verblieb, Kroessen entzog sich ihm trotz alles Widerstrebens seitens der Schlesiener. Um sich zu seinen vielen Feinden in Böhmen, Polen und Österreich nicht noch neue zu erwerben, hatte Matthias in dieses Vordringen der beiden norddeutschen Kurstaaten nach Schlesien willigen müssen; um so begreiflicher aber sein eigenes energisches Zugreifen auf Kosten der schlesischen Dynastien, seine gesamte schlesische Politik. Der vergebliche Kampf, der fortan um das „Mitleiden“ Kroessens bei der Zahlung der von ganz Schlesien zu tragenden Steuersummen geführt wurde, warnte die Beherrschter Schlesiens vor weiteren Gebietserwerbungen der Hohenzollern in diesem Lande.

Dass die Politik des Königs Matthias allenthalben heftigen Widerstand auslöste, leuchtet ohne weiteres ein, und man begreift, dass die Nachricht von seinem Tode 1490 in ganz Schlesien mit Jubel begrüßt wurde; über seinen Werkzeugen entlud sich die angesammelte Wut. Zum Nachfolger Matthias' in Ungarn und damit zum Herrn von Schlesien wurde auf Grund der mit Matthias gemachten Erfahrungen gerade wegen seines Mangels an Herrschertugenden der zum Böhmenkönig erhobene Polenprinz Vladyslaw erkoren. Die Reaktion gegen das Werk des Corvinus feierte überall ihre Triumphe, die von Matthias gewonnenen schlesischen Fürstentümer erhielten zumeist wieder eigene Landesherren; an den beiden Institutionen aber, auf denen Matthias den inneren Zusammen-

halt Schlesiens aufgebaut hatte, an der gesamtständischen Verfassung und dem Amt des Oberlandeshauptmanns hielten die schlesischen Stände wohlweislich fest, zunächst schon um bei dem Interregnum nach Matthias' Tode durch gemeinsames Vorgehen die Interessen der Gesamttheit wie der einzelnen wirksam wahren zu können. Das sofort wieder üppig ins Kraut schießende Raubrittertum und das rasche Verschwinden der von Matthias geschaffenen Ordnung im Innern des Landes bewiesen überdies jedem, der sehen wollte, die Notwendigkeit der Erhaltung eines über die kleinen, ohnmächtigen Zwergstaaten hinausgehenden leistungsfähigen Verbandes als Träger der Staatsgewalt. Die schlesischen Fürsten und die Vertreter der Erbfürstentümer ließen also das Oberamt und die gesamtständische Verfassung weiterbestehen, sie nützten aber die weltbekannte Schwäche König Wladyslaws aus, um diese beiden von Matthias zur Steigerung der königlichen Macht geschaffenen Institutionen in Vollwerke ständischer Unabhängigkeit zu verwandeln. Das geschah durch das von Wladyslaw bewilligte große Landesprivileg von 1498. Für alle Zukunft wurde den Ständen die Wahl des Oberlandeshauptmanns aus den Reihen der schlesischen Fürsten zugesichert. Der Oberlandeshauptmann, unter Matthias das Werkzeug der Krone — deshalb wollte wohl damals kein schlesischer Fürst dieses Amt übernehmen —, wurde jetzt durch diese dem Landesherrn auferlegte Beschränkung in der Personenwahl zum gegebenen Führer und Vertrauensmann der Stände. Ferner bestimmte das große Landesprivileg, daß Differenzen zwischen der Krone und den Ständen wie der Stände untereinander vor einem aus den Fürsten und ihren Räten zusammengesetzten Gerichtshof, dem Ober- und Fürstenrecht, ausgetragen werden sollten; ein so willkürliches Verfahren, wie es dem König Matthias bei der oben erzählten Beseitigung schlesischer Fürsten zur Vermehrung der Zahl der Erbfürstentümer beliebt hatte, wurde durch diese Satzung von vornherein unterbunden. Das Fürstenrecht sollte zugleich als oberste Instanz für Adel und Städte in Fällen von Rechtsverweigerung dienen, damit diese wichtigste Ursache der ständig wiederkehrenden Störungen des Landfriedens ausgeschaltet würde und damit die beste Rechtfertigung für eine Steigerung der königlichen Gewalt zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung verschwände. Die Pflicht zur Heerfolge wurde durch das große Landesprivileg auf die Landesgrenzen beschränkt, um einer Ausnutzung der militärischen Kräfte des Landes durch die Krone vorzubeugen; endlich wurde die Errichtung neuer Zölle und natürlich auch die Ausschreibung einer Steuer von der einmütigen Zustimmung der Stände abhängig gemacht; eine so starke finanzielle Inanspruchnahme Schlesiens seitens der Krone wie in den Tagen Matthias' konnte mit Hilfe dieser Bestimmung verhindert werden. Von 1498—1526 wurde demgemäß auch keine Steuer bewilligt. So war durch das große Privileg von 1498 die ständische Verfassung Gesamt-Schlesiens umgeformt und ausgebaut worden.

Die Folge war, daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts bei der Übernahme der Herrschaft durch den Habsburger Ferdinand I. sich die Stände und die Krone als Träger der Staatsgewalt einander gegenübertraten, beide einig in dem Streben, den schlesischen Gesamtstaatsverband zu erhalten und weiter auszustalten, aber beide Faktoren hofften, den Gewinn für sich einstreichen zu können; freilich im Hinblick auf die durch das Privileg von 1498 den Ständen gewährten Rechte schien deren Sieg sicher zu sein.

Die Macht, die Ferdinand in Schlesien zufiel, war nämlich recht bescheiden. Seit den Tagen des Königs Matthias hatten sich zwar die schlesischen Fürsten an den Verzicht auf selbständige äußere Politik und das Recht der Kriegsführung gewöhnt; nicht mehr in Schlesien selber, sondern in Wien wurde jetzt die große Politik für das Land gemacht; die Zugehörigkeit zur Krone Böhmen führte ferner zu einer gewissen Beeinflussung der schlesischen Angelegenheiten durch die Böhmen. So bildete Schlesien nach außen einen Teil der böhmischen Kronlande und damit des österreichischen Staates, aber was half dem Herrscher die Verfügungsfreiheit über die äußere Politik des Landes, wenn ihm nicht zugleich die Machtmittel zu ihrer Durchführung von dem Lande in die Hand gelegt wurden. Sie fehlten so gut wie völlig. Das kriegerische Aufgebot der Vasallen, das dem König nur in den Erbfürstentümern zugestanden wurde, hatte seit einem Jahrhundert und darüber hinaus jeden militärischen Wert eingebüßt: die Söldnerheere beherrschten das Schlachtfeld, ihr Unterhalt verschlang, wie die Schlesier in der kurzen Regierung Matthias' zur Genüge kennen gelernt hatten, ganz gewaltige Summen. Die Bewilligung derartiger Steuern hing von der Zustimmung aller Stände ab und galt als außergewöhnliche Maßnahme für besonders gefährliche Zeiträume, aber keineswegs als eine Jahr für Jahr dem Staate schuldige Pflicht. In den Erbfürstentümern war der größte Teil des Domänenbesitzes und fast alle finanzielle Erträge abwerfenden Herrenrechte verpfändet oder veräußert; die dem Herrscher theoretisch zustehenden Regalien wurden beim Regierungsantritt Ferdinands nicht genutzt, zum mindesten von der Krone nicht, so daß der Krone regelmäßig fließende Einnahmen fehlten. Mit der Einsetzung des Ober- und Fürstenrechts durch das große Privileg von 1498 schien die oberste Gerichtshoheit an die Stände gekommen zu sein. So standen

Taf. XII. Ferdinand I. im Innern des Landes nur noch lächerliche Reste staatlicher Gewalt zu.

In wenigen Jahrzehnten verstand es Ferdinand, die Lage beinahe in ihr Gegen teil zu verlehren. In ihm wirkten die gleichen Grundgedanken wie in Matthias Corvinus; bewußt griff er zurück auf den von der Antike ausgebildeten Gedanken der bedingungslosen Vorherrschaft der Staatsgewalt über alle partikularen Rechte und Ansprüche und auf den Gedanken der Unveräußerlichkeit der Staatshoheitsrechte; er war fest durchdrungen von dem Glauben an sein gutes Recht, auf allen Gebieten, wo es die Notdurft erheischte, die im Laufe des Mittelalters dem Herrscher entglittene Macht für sich wieder in Anspruch nehmen und dem entgegenstehende Privilegien beiseite schieben zu dürfen. Mit dem gleichen Eifer wie König Matthias, aber nicht mit Gewaltsamkeit, sondern mit geschmeidiger Geschicklichkeit ging er an die gleiche Arbeit.

Seinem Streben kamen die großen Weltereignisse zu Hilfe. Das rasche und siegreiche Vordringen der Reformation hatte zur Folge, daß nicht bloß die Macht der zur neuen Lehre übertretenden Landesherren durch die hierbei erlangte Herrschaft über ihre Kirche wuchs, auch die katholische Kirche mußte sich in den Schutz der ihr treu gebliebenen Fürstenhäuser flüchten. So konnte Ferdinand von ihr in Schlesien große Geldopfer fordern, vor allem aber die Besetzung des Breslauer Bischofssstuhls erfolgte fortan nur nach seinen Wünschen. Dadurch fand er unter den schlesischen Fürsten — denn als Herr der Fürstentümer Neiße und Grottkau gehörte der Fürstbischof zu ihnen — einen getreuen Anhänger. Diesen Bischof, der von 1536 ab die Würde des Oberlandeshauptmanns übertragen und in

dieser Form der Bestimmung des Privilegs von 1498 genügt; die Krone verfügte aber wieder über ein Organ, das ihr Interesse vornehmlich vertrat, so daß die fortschreitende Ausdehnung des Wirkungskreises des Oberlandeshauptmanns auf immer neue Gebiete während der Regierung Ferdinands zu einer Machtsteigerung der Krone führte.

Die furchtbare Niederlage bei Mohácz hatte nicht bloß mit Ungarn, Böhmen und den anderen böhmischen Nebenlanden zusammen Schlesien zur Unterordnung unter den Habsburger veranlaßt, die dauernd drohende Türkengefahr weckte auch bei den schlesischen Ständen die Bereitwilligkeit zu großen finanziellen Opfern, 1527 gestanden sie zum ersten Male die Erhebung einer Art Vermögenssteuer in der Höhe von 100 000 ungarischen Gulden auf Grund eines eiligt angefertigten Katasters zu. Immer wieder mußten neue Steuersummen dem König bewilligt werden; zu der direkten Steuer gesellte sich seit 1546 nach mancherlei anderen Versuchen eine indirekte, das Biergeld. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sich die Stände und die Bevölkerung mit regelmäßig wiederkehrenden Steuererhebungen zugunsten des Staatsganzen innerlich abgefunden. Damit war eine neue Bresche in die Bestimmungen des großen Privilegs von 1498 gelegt.

Diese von den Ständen bewilligten Steuern wurden von ihnen auf das Land verteilt, erhoben und häufig nicht dem Landesherrn übergeben, sondern unter ständischer Kontrolle für den Zweck verausgabt, für den sie bewilligt waren: in diesem Verfahren offenbarte sich voll der dualistische Charakter des Ständestaates, aber neben der ständischen Finanzverwaltung durch das ständische Generalsteueramt entstand gleichzeitig eine staatliche. Ihren Ausbau beförderte das dritte für die Entwicklung der Krongewalt in Schlesien auf allen Gebieten überaus wirksame große Ereignis: die Niederlage der deutschen Protestanten im Schmalkaldner Kriege. Da die schlesischen Stände wie die böhmischen mit ihren Sympathien auf Seiten der unterlegenen Glaubensgenossen gestanden hatten, konnte Ferdinand den Sieg seines kaiserlichen Bruders zur Einengung der ständischen Macht ausnutzen. Jetzt wurde die Bestimmung des Privilegs von 1498 über die Errichtung neuer Zollstätten seitens der Krone anders ausgelegt, als sie beim Absfassen des Privilegs seitens der Stände zweifelsohne gedacht war; sie wurde auf etwaige neue, einzelnen Ständen zu gewährende Sonderzölle beschränkt und nicht auf das der Krone zustehende Zollregal ausgedehnt; 1556 errichtete Ferdinand infolgedessen aus königlicher Machtvollkommenheit einen neuen Grenzzoll, der mit seiner Belastung der Ausfuhr, Einfuhr und Durchfuhr nur finanzielle, noch nicht wirtschaftspolitische Ziele anstrebe; 1562 folgte die Einführung des Boosalzmonopols. Die Errichtung des neuen Grenzzolls gab 1558 den Anstoß zur Begründung der königlichen Rentkammer, um die Verwaltung der der Krone zustehenden Gefälle einheitlich zusammenzufassen; ihre kollegiale Verfassung, das in ihr tätige Berufsbeamtenum und die mannigfachen Vorschriften über die Gestaltung des inneren Dienstes sicherten eine stete Geschäftsführung und damit die Wahrung des Vorteils der Krone in Finanzfragen, wie sie der Vergangenheit, dem Mittelalter, gerade auf diesem Gebiete völlig unbekannt war.

Unter Ausnutzung der Rückwirkung des Schmalkaldner Krieges auf die politische Lage in Schlesien begründete Ferdinand 1548 die Prager Appellationskammer für alle Länder der böhmischen Krone als rein königliche Behörde, nach den gleichen Prinzipien wie die eben erwähnte Rentkammer organisiert. Während

das ständische Ober- und Fürstenrecht, der letzte Rest der ständischen Errungenschaften von 1498, allmählich verkümmerte, erreichte der König durch die Beaufsichtigung der Einzelgerichte seitens des Oberamts und durch dessen schiedsrichterliche Tätigkeit, ferner durch die immer stärker begünstigte Appellation an das Prager Gericht und Supplikation an den König, daß die Zentralisation der Rechtspflege, die Ausschaltung jeder Rechtsverweigerung und die Sorge für gerechtes Gericht immer mehr als Aufgabe der Krone betrachtet wurde.

Durch den Schmalkaldner Krieg gelang es auch, den neuen sächsischen Kurfürsten Moritz 1548 zur Abtretung Sagans gegen anderweitige, Schlesien nicht berührende Entschädigungen zu bestimmen. Damit schied derjenige Fürst aus den schlesischen Ständen aus, den man niemals derart aller landesherrlichen Rechte hätte entkleiden können, wie es im Laufe der Zeit den anderen schlesischen Fürsten widerfuhr. Bei Beginn des Schmalkaldner Krieges, 1546, hob Ferdinand den Erbvertrag zwischen dem Herzog Friedrich von Liegnitz, Wohlau und Brieg und dem Kurfürsten von Brandenburg auf, damit sich nicht ein anderer Reichsfürst in Schlesien einnistete; die bösen Erfahrungen mit der Herrschaft der Hohenzollern in Krossen schreckten denn doch zu sehr. Bei dem Verfahren gegen Herzog Friedrich trat offen zutage, wie rasch der Prozeß der Mediatisierung der schlesischen Fürsten fortschritt. Gegen Ende seiner Regierung durfte sogar Ferdinand durch eine von ihm abgeordnete Kommission den liederlichen und trunksüchtigen Sohn des Herzogs Friedrich absehen und lebenslänglich einsperren lassen, ein Schicksal, das 22 Jahre später Kaiser Rudolf II. dem Enkel Friedrichs gleichfalls bereitete. Auch die Behandlung der Städte der Erbfürstentümer nach dem Schmalkaldner Kriege bewies, wie hoch die Macht Ferdinands gestiegen war.

Eine Vielheit von Zwergstaaten hatte Matthias Corvinus zur Landeseinheit zusammengefaßt; für diese neue Einheit legte Ferdinand das Fundament zum modernen Staat. Das Oberamt in den Händen des Schülings der Krone, des Bischofs, und die beiden rein königlichen Behörden, die Prager Appellationskammer und die Breslauer Rentkammer, bildeten die Organe zur weiteren Ausdehnung der königlichen Macht; schon sprachen sich in den drei Behörden wenigstens so ungefähr die Grundsätze moderner staatlicher Arbeitsteilung aus. In diesen Behörden wuchs ein erprobtes Berufsbeamtentum heran, der beste Kampfgenosse der Krone im Streit mit den Ständen. Diese ihre Rivalen drängte die Krone immer mehr in den Hintergrund, sog eines ihrer Hoheitsrechte nach dem anderen auf. Unter der Regierung Ferdinands hatte sich das Verhältnis vom Staat zur Kirche von Grund aus zum Vorteil des Staates verschoben; der Staat hatte die finanziellen Mittel erhalten, um nach außen und im Innern seinen Aufgaben gerecht zu werden. Aus seiner Finanzpolitik spröhten, von der ständefeindlichen Angriffslust der Rentkammer getragen, wie 100 Jahre später im Staate des großen Kurfürsten, die ersten leichten Ansätze zu einer vom Wohl des Landes bestimmten Wirtschaftspolitik empor.

Das Ergebnis war glänzend. Die Herstellung von Ruhe und Ordnung im Innern, die endgültige Unterdrückung der Wegelagerei, die Justizreform, der ungestörte Frieden, den Schlesien im 16. Jahrhundert genoß, die Zugehörigkeit zu einem großen Staatsverband, alle diese Momente wirkten höchst günstig auf das Wirtschafts- und Kulturleben des Landes; das beweisen die damals errichteten

prächtigen Bürgerhäuser in den Städten, die Landeselche und die Schlösser der taf. XIII. schlesischen Fürsten. Wissenschaft und Kunst genossen eine Pflege wie nie zuvor; für Schulen wurde eifrigst gesorgt. Die Zahl der schlesischen Buchdruckereien am Ende des 18. Jahrhunderts im Zeitalter der Aufklärung war nicht größer als die des 16. Von ungeheurer Bedeutung für das Wohlergehen des Landes war es, daß die Kirchenreform ruhig und friedlich verlief, vor allem, daß sie von den Obrigkeitene geleitet wurde und nennenswerte Säkularisationen unterließ. Die Breslauer Bischöfe, die die Neuerung fast begünstigten und schon als Oberlandeshauptleute auf die zur neuen Lehre haltenden Fürsten und Stände der Erbfürstentümer Rücksicht nehmen mußten, ließen daher ebenso wie Kaiser Ferdinand I. und sein Sohn Maximilian II. im Hinblick auf die finanziellen Opfer der schlesischen Gesamtstände für die Türkenkriege der Habsburger im großen und ganzen das Luthertum seinen Siegeszug unangefochten durch Schlesien vollenden.

Gerade diese Nachgiebigkeit auf religiösem Gebiet hatte der Krone das siegreiche Vordringen auf Kosten der Stände ermöglicht; in den ersten Jahren der Regierung Rudolfs II. wurde noch ein schöner Erfolg für die Krone errungen: die Erhebung der von den Ständen bewilligten indirekten Steuer, des Biergeldes, ging an die königliche Rentkammer über. Der Beginn des 17. Jahrhunderts brachte aber den Umschwung. Die wachsende Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten in ganz Deutschland, die Erfolge der katholischen Gegenreformation, die durch die Beziehungen zu den spanischen Habsburgern und dem Papsttum gegebene Grundrichtung der Politik der deutschen Habsburger, der die Zeit beherrschende Gedanke von der für die Aufrechterhaltung der Staatsordnung in letzter Linie doch notwendigen Übereinstimmung von Landesherrn und Untertanen im Glauben mußten früher oder später den nun einmal vorhandenen Gegensatz zwischen der Krone und den schlesischen Ständen verschärfen, da die Stände der protestantischen, der Landesherr der katholischen Kirche angehörten; die steigende Erbitterung und das rasch um sich fressende Misstrauen sparte die schlesischen Protestanten an, zur Wahrung ihres Bekenntnisses auf Kosten der Krone die ständischen Rechte wieder zu erweitern und eine so günstige Gelegenheit nicht ungenutzt vorbeiziehen zu lassen, wie sie sich bot, als der halb geisteskranke Kaiser Rudolf II. in erbittertem Streit mit seinem Bruder Matthias stand. Die Spannung wuchs, als an Stelle der ausgestorbenen fränkischen Hohenzollern, die seit dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts Jägerndorf und die Herrschaften Beuthen und Oderberg innehattten, im Beginn des 17. Jahrhunderts der Märker Johann Georg, ein Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, trat. Was Ferdinand I. mit der Aufhebung des Liegnitzer Erbvertrages verhindern wollte, das erneute Füßfassen eines mächtigen deutschen Reichsfürstengeschlechts innerhalb der Grenzen seines Staatsgebiets, trat hier wieder ein; Rudolf II. war außerstande, unter Ausnutzung der nicht ganz eindeutigen Rechtslage rücksichtslos zu seinem Vorteil durchzugreifen, aber er war zähe genug, die offene Anerkennung der Nachfolge des Märkers zu verweigern. Diese ungesicherte Stellung mußte anderseits Johann Georg von Jägerndorf mit Notwendigkeit in die schärfste Opposition zum Hause Habsburg hineintreiben; sein Übertritt wie der der Fürsten von Liegnitz und von Brieg zum reformierten Bekenntnis im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts brachte sie in nähere Beziehungen zu den Führern der protestantischen habsburgfeindlichen Oppositionspartei im Reich, den zum Bruch

mit den Katholiken drängenden Pfälzern, entfremdete sie dadurch nur noch mehr den Habsburgern und entzog ihnen den Schutz, der den schlesischen Lutheranern kurz vorher in dem gleich zu erwähnenden Majestätsbrief von 1609 zugestanden war. Gegenüber dieser protestantischen Aktionspartei in Schlesien bildete sich eine katholische; 1608 erhielt Erzherzog Karl aus der wegen ihrer schroffen kirchlichen Haltung gefürchteten steirischen Linie das Breslauer Bistum, Troppau kam 1613 an den katholischen Fürsten von Liechtenstein, 2 Jahre früher war der Herzog von Teschen zum Katholizismus übergetreten; diese konfessionelle Spaltung des bisher, mit Ausnahme natürlich des Bischofs, zum Luthertum haltenden schlesischen Fürstenstandes peitschte die Leidenschaften weiter auf.

Der erste Versuch der schlesischen Protestanten, zum Schutz und zur Förderung ihres Glaubens die Macht der Krone zu mindern, erreichte nicht voll sein Ziel. Raum hatten sie im Bunde mit den böhmischen Ständen dem Kaiser Rudolf den Majestätsbrief vom 20. August 1609 abgetrotzt, der den Anhängern des Augsburger Bekenntnisses volle Gleichberechtigung mit den Katholiken in ganz Schlesien bedingungslos zusagte und dem Breslauer Bischof für die Zukunft die Wahlfähigkeit zum Oberlandeshauptmann entzog, also dieses Amt wieder den Ständen in die Hand spielte, da gerieten sie mit ihren bisherigen Bundesgenossen, den böhmischen Ständen, in Streit wegen der Zugeständnisse, die die Schlesiern dem Nachfolger Kaiser Rudolfs II., seinem schon erwähnten Bruder Matthias, bei der Huldigung 1612 abnötigten. Damals erlangten die Schlesiern, daß von der böhmischen Kanzlei, der seit den Tagen Ferdinands I. obersten Verwaltungsbhörde aller zur Krone Böhmen gehörigen Länder, für Schlesien und die Lausitz eine fortan unabhängige deutsche Kanzlei abgezweigt wurde, deren Mitglieder von den schlesischen und Lausitzer Ständen vorgeschlagen, aber auch auf deren berechtigte Beschwerden hin, wenn also die Mitglieder dieser deutschen Kanzlei im Auftrag oder zum Vorteil der Krone die ständischen Rechte Schlesiens und der Lausitz verlehten, wieder abgesetzt werden sollten. Die gleiche Bestimmung sollte auch für die beiden Räte der Prager Appellationskammer gelten, die dort die schlesischen und Lausitzer Prozeßsachen bearbeiteten. Endlich erhielt die Breslauer Rentkammer einen den Ständen genehmen Präsidenten. Zusammen mit den Bestimmungen des Majestätsbriefes über die Besetzung der Oberlandeshauptmannsstelle wurde durch diese Zugeständnisse Matthias' die Lebensarbeit Ferdinands I. zunächst gemacht, die von ihm zur Förderung der Interessen der Krone geschaffenen oder umgebildeten Organe war man im Begriff den schlesischen Ständen wieder auszuliefern. Nur weil durch die Sonderstellung Schlesiens und der Lausitz mit der Begründung einer deutschen Kanzlei die Vorherrschaft Böhmens über seine Nebenlande beeinträchtigt erschien, erzwangen 1616 die Böhmen zu ihrem Vorteil die Aufhebung der meistern der 1612 den Schlesiern gewährten Konzessionen, worauf die schlesischen Stände mit einer zeitweiligen Steuerverweigerung gegenüber Kaiser Matthias antworteten.

Freilich in dem Augenblick, da der tschechische Adel Böhmens aus den gleichen Beweggründen, wie sie bei den protestantischen Ständen Schlesiens vorherrschten, die Loslösung vom Hause Habsburg ernsthaft ins Auge faßte, um etwa nach polnischem Vorbild eine protestantisch-tschechische Adelsrepublik mit einem ohnmächtigen Herrscher an der Spitze zu errichten, mußte er den Wünschen der Schlesiern hinsichtlich der deutschen Kanzlei und der anderen Streitpunkte ent-

gegenkommen. Als dann eine Konföderation Böhmens, Mährens, der beiden Lausitzen und Schlesiens vorgeschlagen wurde bei Aufrechterhaltung der völligen Selbständigkeit aller dieser schließlich nur noch durch Personalunion miteinander verbundenen Länder, bei Übertragung aller Gewalt auf die ständischen Organe, Ausschluß der Katholiken von diesen Behörden, völliger Unterdrückung der Jesuiten, da lockte dieses gleichende Zukunftsbild voll ständischer Allmacht die protestantischen Stände Schlesiens derart unüberstehlich an, daß sie mit den Böhmen gemeinsame Sache machten, sich von dem Nachfolger Matthias', von Ferdinand II., lossagten und den Kurfürsten von der Pfalz als Oberhaupt dieser ^{zaf. XII.} Staatenkonföderation anerkannten. Die katholischen Stände Schlesiens wurden ihrer Länder für verlustig erklärt, als sie dem Pfälzer die Huldigung verweigerten.

So führte der durch Ferdinand I. schon halb überwundene, seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aber in voller Schärfe wieder zutage tretende Gegensatz zwischen Krone und Ständen zur Rebellion und zum Dreißigjährigen Krieg; die Schlacht am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 entschied gegen die Stände. Wenn damals den Schlesiern im Gegensatz zu den Böhmen als den Urhebern und Leitern des Aufstandes überaus milde Bedingungen für ihre Unterwerfung in dem durch den Kurfürsten von Sachsen Johann Georg I. abgeschlossenen Dresdner Akkord von 1621 auferlegt wurden, so gab der letzte Versuch der schlesischen Stände, zu Anfang der dreißiger Jahre eine selbständige politische Rolle zwischen dem Kaiser, Schweden und Sachsen zu spielen, dem Kaiser das Recht, sich in guter Art vom Dresdner Akkord loszusagen und die bisherigen Privilegien der Stände beiseite zu schieben. Das Erbrecht der Dynastie Habsburg wurde jetzt scharf betont; von einer Wahl oder einer von Bedingungen und Zugeständnissen abhängigen Anerkennung des Landesherrn seitens der Stände war nicht mehr die Rede. Der Absolutismus der Krone erstand auf Kosten der ständischen Macht. Die böhmische Kanzlei und die Prager Appellationskammer, über deren Besetzung und dadurch bedingten Beeinflussung die böhmischen und schlesischen Stände vor und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges so viel verhandelt und gestritten hatten, wurden jetzt rein königliche Behörden, deren Mitglieder also allein der Herrscher ernannte; damit hob er sie über die nationalen Gegensätze und ständischen Machtbestrebungen hinaus, um so mehr als die Kanzlei in die Residenz der Habsburger, nach Wien, verlegt wurde. Das 1498 geschaffene Ober- und Fürstenrecht versank in volle Bedeutungslosigkeit. Die gleiche Entwicklung wie die genannten Prager Behörden machte seit 1629 das Breslauer Oberamt durch: wenn man auch nach wie vor einen schlesischen Fürsten an seine Spitze stellte, so blieb ihm jetzt nicht viel mehr als der Ehrenvorsitz, denn fortan ernannte der Kaiser die bisher vom Oberlandeshauptmann selber erkorenen Räte, natürlich nur noch Katholiken; so verwandelte sich das Oberamt in eine staatliche Kollegialbehörde, die unter dem Präsidium eines schlesischen Fürsten die Verwaltungsgeschäfte durchaus im Sinne des Kaisers führte. Von 1664 ab erhielt wieder wie im 16. Jahrhundert bis zu den Tagen des Majestätsbriefes und aus den gleichen Gründen wie damals der Breslauer Fürstbischof die Oberlandeshauptmannswürde; 1719, unter Karl VI., löste ihn ein Beamter mit dem bescheideneren Titel eines Oberamtsdirektors ab; der Prozeß der Verstaatlichung der höchsten schlesischen Verwaltungsbehörde war damit vollendet. Man machte aber hier nicht etwa Halt, sondern das gleiche

Schicksal der Verstaatlichung traf die Hauptleute der Erbfürstentümer, der Breslauer Rat verlor die seit den Tagen Kaiser Karls IV. zumeist innegehabte Hauptmannschaft über das Fürstentum Breslau; von nun ab vergab der Kaiser diese Posten an seine katholischen Vertrauensmänner, ohne den Anspruch des heimischen Adels auf die Besetzung dieser Ämter aus seinen Reihen heraus zu beobachten; wie dem Oberlandeshauptmann wurde diesen Landeshauptleuten ein Kollegium königlicher Räte an die Seite gestellt. Ferner wurden in den Erbfürstentümern den Stadtmagistraten Königsrichter beigesellt, in den protestantischen Städten Niederschlesiens später rein katholische Magistrate eingesetzt; so kam auch die Stadtverwaltung in starke Abhängigkeit von der Krone.

Den alten Fürstengeschlechtern in Liegnitz und Brieg und Öls wie der Stadt Breslau gewährte man wohl freie Religionsübung, raubte ihnen aber durch das Verbot der Truppenwerbung und durch die Belegung von Brieg und Liegnitz mit kaiserlichen Garnisonen die letzte Möglichkeit, das ihnen schon von Matthias Corvinus und Ferdinand I. entzogene Recht auf auswärtige Politik wieder aufzuleben zu lassen. Hatte es im 16. Jahrhundert eine von der Krone völlig unabhängige, ständische Wehrverfassung mit einer Kreiseinteilung, ständischen Kreisobersten und einer Matrikel gegeben, eine Einrichtung, die in ihrem Ursprung wie die Gesamtstände und das Oberamt auf die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückging, so verlor jetzt dieses sogenannte Defensionswerk jede Bedeutung; 1666 proklamierte man scharf und deutlich die unbeschränkte Militärhoheit der Krone; das Verfügungrecht auf militärischem Gebiet stand dem Oberamt zu.

Dass der Führer der ständischen Revolution in Schlesien beim Austritt des Dreißigjährigen Krieges, Johann Georg von Jägerndorf, 1621 geächtet und seiner Länder beraubt wurde, war selbstverständlich; seinem Sohne wie den märkischen Verwandten sprach man jedes Erbrecht ab. Diese Verdrängung der Hohenzollern bildete die Voraussetzung für die Behandlung, die den schlesischen Fürsten nunmehr zuteil wurde und zu ihrer vollen Mediatisierung führte. Die Habsburger brauchten jetzt nicht mehr die frei werdenden Herzogtümer mit Beschlag zu belegen und in Erbfürstentümer der Krone zu verwandeln; da die schlesischen Herzogtümer alle Selbständigkeit verloren, verlieh sie der Kaiser seinen Familienmitgliedern und seinen Getreuen, Beamten und Offizieren, so Jägerndorf 1622 dem Herzog von Troppau und Fürsten von Liechtenstein, Oppeln-Ratibor und das alte Erbfürstentum Schweidnitz-Jauer um die Mitte der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts dem Thronfolger, Sagan 1627 Wallenstein und 1646 dem Wenzel Eusebius von Lobkowitz, Münsterberg und Frankenstein 1653 dem Fürsten Auersperg, die dem General Schaffgotsch entzogene Standesherrschaft Trachenberg 1641 dem General Graf Hatzfeld usw. Dadurch verschaffte sich der Kaiser zunächst einmal eine gefügige katholische Majorität in der Fürstenturie der Gesamtstände; diese im österreichischen Staatsdienst stehenden großen Herren verfügten nicht über die Zeit, die schlesische Ständeversammlung, den Fürstentag, wie man sie jetzt nannte, selber zu besuchen; wegen des dem Fürstentag nur noch zustehenden bescheidenen Einflusses fehlte ihnen auch die Neigung dazu; so verwandelte er sich gleich dem Regensburger Reichstag in einen Gesandtenkongress; wie in Regensburg zogen sich wegen der nun dauernd notwendigen Einholung neuer Instruktionen die Verhandlungen gewaltig in die Länge und büßten ebenso sehr an Glanz und Ansehen ein. Die, wie oben erwähnt, von der Regierung nun-

mehr ernannten Landeshauptleute und Bürgermeister der Immediatstädte der Erbfürstentümer mußten als Mitglieder des Fürstentages die Regierung in allen Fragen bedingungslos unterstützen; schließlich legte sich noch das Oberamt eine Stimme zu, die den Ausschlag gab, sobald nur eine der drei anderen, die der Kurie der Fürsten, oder der Vertreter der Erbfürstentümer, oder der Städte, in ihrem Sinne abgegeben wurde. So verlor die gesamtständische Vertretung Schlesiens jede Selbständigkeit.

Das Ergebnis dieser unter der Nachwirkung des Sieges am Weißen Berge stehenden Entwicklung war, daß die schlesischen Fürsten aufhörten, Fürsten zu sein; das Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht, das Münzrecht und die höhere Gerichtsbarkeit wurde ihnen allmählich entzogen; das Aussterben der alten Fürstenhäuser, der Nachkommen Georg Podiebrads in Ols 1647 und der Piasten in Liegnitz, Wohlau und Brieg 1675, beschleunigte die Mediatisierung. Damit war in Schlesien gelungen, wozu die deutsche Geschichte jener Jahrhunderte kein Gegenstück bietet, aus dem in zwanzig und mehr Länderfehden zerrissenen Lande war ein von einem Willen beherrschtes Staatsgebiet geworden; was Matthias Corvinus und Ferdinand I. begonnen, vollendeten die Habsburger des 17. Jahrhunderts.

Daß es zu einem Kampfe zwischen Krone und Ständen früher oder später kommen mußte und daß der Sieg der Krone die Entwicklung des Staatslebens förderte, lehrt die Geschichte der meisten größeren deutschen Territorialstaaten. Verhängnisvoll dagegen wirkte, daß Ferdinand II. und sein Nachfolger nach dem Siege über die Stände der österreichischen Erblande den Kampf mit den deutschen Reichsständen aufnahmen und ihn infolge der Überspannung ihrer Machtansprüche, infolge eines so unerhörten politischen Mißgriffes wie des Restitutionsedikts von 1629 und endlich infolge des Eingreifens des Auslandes allmählich verloren. So wütete die Kriegsfurie dreißig Jahre lang in Deutschland und schädigte es wirtschaftlich und kulturell in schwer zu beschreibender Weise; viele schlesische Städte erreichten erst im 19. Jahrhundert wieder die Einwohnerzahl und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts. Dazu kam, um für Österreich und hauptsächlich für Schlesien das Unheil zu vollenden, daß in dem Kampf zwischen Krone und Ständen vielfach kirchenpolitische Fragen im Vordergrunde gestanden hatten. Naturgemäß suchte die siegreiche Staatsgewalt gerade auf dem umstrittenen Gebiet ihren Willen durchzusetzen; sie schreckte, um das Ideal der Glaubenseinheit in Schlesien zu verwirklichen, selbst nach dem Dreißigjährigen Kriege vor einer weiteren Verminderung der im Kriege doch wahrlich zusammengeschmolzenen Bevölkerung und einer neuen gewaltigen Schädigung des aus tausend Wunden blutenden Wirtschaftslebens durch einen derartigen Druck auf die Protestanten nicht zurück, daß Tausende protestantischer Tuch- und Leinweber nach der sächsisch gewordenen Lausitz oder dem Südrande der gegenwärtigen Provinz Posen auswanderten, um von dort aus durch ihren Gewerbebetrieb der alten Heimat scharfe Konkurrenz zu schaffen. Trotz aller Gewaltmittel und Schikanen erreichten die Habsburger in Schlesien nicht ihr Ziel; die sonst so weiche Volksart der Schlesier entwickelte bei der Verteidigung ihres Protestantismus die Zähigkeit eines echten Kolonistenvolkes. In diesem Kampfe verschwendete die Regierung eine ungeheure Kraftmenge zu einer Zeit, da man in anderen deutschen Staaten, vor allem in dem brandenburgisch-preußischen

Staate der Hohenzollern, allmählich lernte, den Staat auf sich selber zu stellen und in der Herrschaft über die militärischen und finanziellen Machtmittel, aber nicht gerade in der Glaubenseinheit, die Vorbedingung für eine gedeihliche Entwicklung des Staates zu erblicken. So verlor das Ziel, dem die österreichische Staatskunst in Schlesien vergebens nachjagte, immer mehr an Bedeutung und innerem Wert, man erreichte nur die dauernde Entfremdung zwischen den schlesischen Protestanten und der Dynastie.

Dass der Kampf mit den Ständen über kirchliche Fragen zum Alustrag kam, hatte endlich zur Folge, dass die hierbei besiegt und ihrer Macht beraubten Stände jede Neigung zu weiterer Opposition verloren und in finanziellen und militärischen Fragen geflügig beschlossen, was der Herrscher wünschte, dass sie schon zufrieden waren, wenn sie von den finanziellen Anforderungen einen Teil abhandeln konnten, worauf sich die Regierung daran gewöhnte, mehr zu verlangen, als sie gerade brauchte. So fehlte in dem Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege für die österreichische Regierung in Schlesien der eiserne Zwang, die Stände aus den Staatsgeschäften völlig auszuschalten. Was das bedeutet, lehrt ein Blick auf den brandenburgisch-preußischen Staat; die Hohenzollern gerieten mit ihren Ständen wegen militärisch-finanzieller Fragen in Streit, deshalb legten sie gerade auf diesem Gebiete die Macht der Stände bedingungsloslahm, und es entstand der altpreußische Kriegerstaat, dessen finanzielle Bedürfnisse die absolute Staatsgewalt unmittelbar selber befriedigte; aus dieser staatlichen Steuererhebung ließ der Staatsegoismus eine eifrig Wirtschafts- und Wohlfahrtspolitik hervorwachsen. Da die schlesischen Stände für das österreichische Heer die Mannschaften und die Summen bewilligten, die die Regierung forderte, ließ diese ihnen, wenn auch unter Leitung königlicher Behörden, eine weitgehende Beteiligung an der Rekrutierung und Einquartierung der Truppen, vor allem an der Verteilung und Erhebung der direkten wie der indirekten Steuern; so fehlte den Staatsbehörden der aus der unmittelbaren und alleinigen Steuererhebung stammende Reformdrang, der sich so stark in Brandenburg-Preußen zeigte. Infolgedessen behielt man die zur Grundsteuer gewordene Schätzungssteuer von 1527 und das aus dem gleichen Jahre stammende, damals in wilder Eile hergestellte und deshalb von Anfang an höchst unvollkommene Kataster ohne Rücksicht auf den im Wirtschaftsleben durch den Dreißigjährigen Krieg geschaffenen Wandel bei; durch seine Ungleichheit wirkte der Steuerdruck besonders hart. Bei den mit der Steuererhebung betrauten Beamten erhielt sich ein gut Teil ständisch-partikularistischer Gesinnung, die in der Abbilligung der Steuerlast einer kleineren oder größeren Landschaft auf die Gesamtheit der Weisheit höchsten Schluss sah.

Wohl versuchte man in dem Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden mancherlei Verbesserungen in der Besteuerung durchzuführen; 1666, als die Funktionen des Oberamts auf militärischem Gebiet stark erweitert wurden, hoffte man die Grundsteuer durch eine Alzise ersezten und in der Alzise eine überreichlich fließende Einnahmequelle sich erschließen zu können, musste aber beide Steuern infolge schwerer technischer Mängel der Alzise nebeneinander erheben; da die Alzise wie die Grundsteuer zugleich in Stadt und Land eingeführt wurde, fehlten hier jene Tendenzen, die sich für die preußische Städtepolitik und städtische Wirtschaftspolitik aus der Beschränkung der Alzise auf die Städte ergaben. Unter Karl VI. ging man schließlich an die Lösung der gewaltigen Aufgabe, ein neues

und zuverlässiges Kataster für ganz Schlesien anzulegen; der lachende Erbe der seit 1723 hierfür aufgewandten Arbeit wurde Preußen. Es fehlt hier der Raum, alle Reformversuche des letzten Jahrhunderts der österreichischen Herrschaft in Schlesien aufzuzählen, ihre zusammenhängende Darstellung unter fortlaufender Vergleichung mit den entsprechenden Maßnahmen in Preußen würde eine höchst lohnende Aufgabe bilden; die Ähnlichkeit ist groß, wie folgende Beispiele darum sollen. 1731 wurden die Zünfte unter staatliche Aufsicht gestellt, 1705 suchte man ein einheitliches Maß- und Gewichtssystem in ganz Schlesien durchzusetzen. Auch in Schlesien hielt der Merkantilismus seinen Einzug; zur Förderung des Wirtschaftslebens erstand 1717 ein schlesisches Kommerzkolleg; der schon im Beginn des 17. Jahrhunderts unternommene Versuch, die Finanzzölle in Schatzzölle zu verwandeln und in der Zollverwaltung die fiskalischen Rücksichten den wirtschaftlichen unterzuordnen, wurde unter Karl VI. mit einem gewissen Erfolg wieder aufgenommen. Vielleicht am schärfsten tritt der Wandel der Zeiten, dem sich das fromme Erzhaus nicht verschließen konnte noch wollte, und die sich immer weiter verstärkende Vorherrschaft militärischer Gesichtspunkte im Staatsleben zutage, wenn wir beobachten, wie in jener Periode selbst die Klöster für militärische Zwecke, zum Unterhalt der Grenzfestungen, des Artillerieparks usw. regelmäßig und stark in Anspruch genommen wurden. So begegnen uns also in der österreichischen Zeit vielfach in Schlesien gleiche oder ähnliche Maßnahmen und gleiche oder ähnliche Ziele wie in Preußen, aber, soweit das vorliegende dürftige Material ein Urteil überhaupt zuläßt, muß man betonen, daß im Gegensatz zu Preußen die österreichische Verwaltung in Schlesien über Anläufe und Ansätze nicht hinauskam, die in keinem inneren Zusammenhang miteinander standen und deshalb keine durchschlagenden Erfolge zeitigen konnten.

In den zwei Jahrhunderten der Herrschaft der Habsburger war das Werk des Königs Matthias Corvinus vollendet worden: Schlesien bildete eine staatsrechtliche Einheit, die Macht der Krone hatte sich auf Kosten der Stände durchgesetzt, sie zur politischen Bedeutungslosigkeit heruntergedrückt und das Land an Opfer für einen großen Staatsverband gewöhnt, aber der volle Gewinn auf allen Gebieten war aus diesem Siege nicht gezogen worden. Die Größe des österreichischen Staates, die nationalen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Gegensätze in den zahlreichen, weit auseinanderliegenden Ländern der Habsburger, die erdrückende Fülle der schwierigsten Aufgaben, die ihnen die europäische Politik auflud, und demgemäß die endlosen Kriege in Ungarn, Italien und an der deutschen Westgrenze mit ihren gewaltigen finanziellen Opfern hatten verhindert, daß die Herrscher des letzten Jahrhunderts, Leopold I., Joseph I. und Karl VI., bei allem guten Willen, sich der Aufgabe des Zusammenschweißens ihrer Länder zur vollen Staatseinheit, der Herstellung eines einheitlichen Verwaltungsapparates und der Pflege der Landeswohlfahrt mit dem Eifer und Erfolge hätten widmen können, wie die Hohenzollern in ihrem kleinen norddeutschen Staatsgebiet. In der an Siegen reichen Abwehr der Deutschland bedrohenden türkischen und französischen Angriffe hatte sich Österreichs beste Kraft erschöpft. So war Schlesien nicht eine Provinz eines einheitlichen Staates, sondern ein Kronland neben vielen anderen geworden; die innere Gemeinsamkeit mit den anderen Teilen des österreichischen Staates war nicht allzu groß, ja durch den andernwärts zu schildernden

Wandel der schlesischen Handelsbeziehungen wurde sie weiter geschwächt: wenn einst im 15. Jahrhundert der Warenaustausch mit Venedig nach Markgrafs Urteil der stärkste war, jetzt blickten die schlesischen Kaufleute nach Hamburg. Die Kirchenpolitik der Habsburger wirkte gleichfalls zerstörend auf das Zusammengehörigkeitsgefühl. Alles in allem: um 1740 fühlten sich wohl die Schlesiern durch mehr als zweihundertjährige Gewohnheit als Untertanen der Habsburger, aber in erster Linie als Schlesiern, nicht als Staatsgenossen der Böhmen, Mährer oder Ungarn.

Plötzlich legte der Preußenkönig Friedrich nach dem Tode Karls VI. seine Hand auf Schlesien. Es ist falsch, daß der Gedanke an die ausstehende Genugtuung für die in Schlesien im 17. Jahrhundert gebräkten Erbansprüche der märkischen Hohenzollern auf Jägerndorf, Liegnitz, Wohlau und Brieg in Berlin dauernd vorgeherrscht hätte; der große Kurfürst drang wohl auf einen Austrag des Streites; und noch sein Nachfolger beschäftigte sich nach Erledigung des schmählichen Schwiebuser Handels bis an das Ende seiner Regierung mit diesen Ansprüchen; unter Friedrich Wilhelm I. verschwanden sie aus dem Gesichtskreis der preußischen Politik, die beste Rechtfertigung für das Vorgehen der Habsburger. Aus realpolitischen Gründen, nicht um einen veralteten, höchst zweifelhaften Rechtsstreit auszutragen, sondern um seinen Mittelstaat in eine Großmacht zu verwandeln, nicht auf Grund verschimmelter Pergamente, sondern voll Vertrauen auf sein geniales Kraftgefühl griff Friedrich zu. Wie im 15. Jahrhundert meldeten sich zur gleichen Zeit die Sachsen; die Hoffnung Augusts des Starken, über Schlesien hinweg eine Landbrücke von der sächsischen Lausitz nach seinem polnischen Königreich schlagen zu können, wollten jetzt die Sachsen unter seinem Sohn auf dem Ulmweg über Oberschlesien so ziemlich verwirklichen. Im Winter 1741 auf 1742 wurde längs der Neiße die Grenze zwischen dem preußischen Niederschlesien und dem sächsischen Oberschlesien abgesteckt: die im Verlaufe der schlesischen Geschichte öfters aufgetauchte Möglichkeit einer Trennung des überwiegend polnischen Oberschlesiens von dem deutschen Niederschlesien zeigte sich hier zum letzten Male. Aber sehr bald gingen diese sächsischen Luftschlösser in Rauch auf, denn an Stelle der böhmischen Gebiete, die Friedrich zu Niederschlesien noch gern hinzugewonnen hätte, mußte er infolge des unerschütterlichen Widerspruches Marias Theresias mit Oberschlesien 1742 vorlieb nehmen unter Abtrennung des Herzogtums Teschen, großer Teile von Troppau und Jägerndorf und eines ausgedehnten Stücks von Neiße, aber unter Hinzufügung der Grafschaft Glatz. Die österreichisch-preußische Grenze, die bisher nur 110 km von Berlin entfernt in der Ebene lag, wurde jetzt in die von Berlin wie Wien gleich weit entfernten Berge verlegt und damit erst dem preußischen Staate die volle Unabhängigkeit der auswärtigen Politik gegeben.

Sofort verschwanden die lehnen Reste ständischer Herrlichkeit, die schlesischen Gesamtstände, ihr Steuerbewilligungsrecht und die ständische Steuererhebung, ebenso die ständischen Organisationen in den einzelnen Fürstentümern; die von den Habsburgern im 16. Jahrhundert begonnene Verstaatlichung der Stadtverwaltungen wurde jetzt mit einem Schlag in allen Landesteilen abgeschlossen, Breslau büßte seine weitgehende Autonomie völlig ein. Staatliche Behörden, die dem schlesischen Provinzialminister unterstellt Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau, übernahmen den größten Teil der Funktionen

des Oberamts, die Geschäfte der Rentkammer wie des ständischen Generalsteueramts; staatliche Beamte, die Steuerräte, beaufsichtigten die Städteverwaltung nach allen Richtungen hin und entschieden über die Besetzung der Magistratsstühle. An die Spitze der neu gebildeten Kreisverwaltung traten der Landrat und die Kreisdeputierten, in dem katholischen Oberschlesien und der Grafschaft Glatz vom Staat ernannt, nur in Niederschlesien behielt der im Kreis angesessene Adel in seinem Vorschlagsrecht für diese Posten ein recht bescheidenes Maß von Einfluß auf die Verwaltungsgeschäfte. Mit dieser Übertragung der preußischen Verwaltungseinrichtungen auf Schlesien erreichte hier das absolute Regiment seine volle Durchbildung und den Höhepunkt seiner Entwicklung, denn das Staatsbeamtentum, in dessen Händen jetzt alle Gewalt ruhte, sollte nicht selbstständig von sich aus, sondern einzlig nach den Befehlen des selbstherrlichen, alle großen und kleinen Fragen persönlich entscheidenden Herrschers handeln. In seiner Person und in seinem Kabinett vereinigte sich die gesamte Staatsverwaltung, und alle Kräfte wurden durch seinen Willen in den Dienst der preußischen Militärmacht gestellt.

Nicht durch die neue Behördenorganisation mit ihrem selbstständigen, vom Berliner Generaldirektorium unabhängigen Provinzialminister in Breslau an der Spitze, nicht durch wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen wurde das nur auf 45 km an die Mark grenzende Schlesien mit den anderen preußischen Provinzen zu festerer Einheit verbunden — auf diesen Gebieten war Schlesiens Sonderstellung in altpreußischer Zeit nicht kleiner als im letzten Jahrhundert österreichischer Herrschaft — die bedingungslose Unterordnung aller Kräfte unter den harten, im Herrscher verkörperten Machtgedanken wurde zu der eisernen Klammer, die die preußischen Territorien zur Staatseinheit zusammenschloß; ebendeshalb konnte jeder Glaubenszwang wegfallen und freigeistige Toleranz in Schlesien ihren Einzug halten.

Das Heer stand im Mittelpunkt dieses Staates und bestimmte mit seinen Bedürfnissen die innere Politik auf allen Gebieten in positiver oder negativer Beziehung, und dadurch erhielt der altpreußische Staat sein besonderes und festes Gefüge, daß er nach der Vernichtung des ständischen Militregiments durch den vom Heer getragenen Absolutismus der Krone die Jahrhunderte alte Gliederung des Volkes in rechtlich voneinander geschiedene Berufsstände, in Bürger, Bauern und grundbesitzenden Adel, nicht etwa gleichfalls beseitigte, sondern im Gegenteil festigte und vertiefe und auf ihr seine militärischen Institutionen aufbaute. Jeder Stand erhielt seine besonderen Rechte und Pflichten zugemessen. Der Adel mußte die Offiziere und das Landvolk in der Hauptsache die einheimischen Rekruten, die Kantonisten, stellen und beide zum Unterhalt des Heeres die auf den langjährigen österreichischen Vorarbeiten an einem neuen Kataster aufbauende Grundsteuer entrichten; dafür sicherte der Staat dem Adel wie dem Bauernstande als solchen seinen Grundbesitz durch das Verbot des Erwerbs von Rittergütern durch Bauern und Bürger oder von Bauerngütern durch Bürger und Edelleute. Die Grundbesitzverteilung sollte sich für alle Zeiten nicht mehr verschieben, damit die Zahl der Familien sich erhölt, aus denen dem Heere die Fahnenjunker und Rekruten zuströmten, und dem Adel sollte seine Herrschaft über die untertänigen Bauern bleiben, damit er wirtschaftlich derart gestellt war, daß er seine Söhne dem kostspieligen Offiziersberuf zuführen konnte. Die größeren Städte und die

Industriebezirke, in Schlesien die Kreise längs des Gebirges als Sitz der Leinenweberei, wurden von der Dienstpflicht befreit, in den kleineren Städten gleichfalls alle Schichten, die wirtschaftlich von irgendwelcher Bedeutung waren; dafür mußten die Bürger durch die Alzise und den Servis gewaltige Steuersummen zum Unterhalt und zur Vermehrung des Heeres, zum Festungsbau und zur Füllung des Staatschases aufbringen; in den Bürgerhäusern wurden die Mannschaften einquartiert: die Städte bildeten die Kasernen und die Finanzbronnen des Militärstaates. Eine scharfe Arbeitsteilung herrschte; während der Soldat zu Felde zog, sollte der Bürger nach wie vor ungefört seinem Beruf nachgehen; Stadt und Land wurden möglichst voneinander getrennt. Auf dem Lande herrschte der Ackerbau, während man Handel, Gewerbe und Industrie möglichst ausschließlich den Städten vorbehalten wollte; das Land zahlte die in ihrer Höhe unveränderliche Grundsteuer, die Kontribution, die Städter den Servis und die bewegliche und steigerungsfähige Alzise; das Land stellte zumeist die Rekruten, und schon deshalb mußte die Gebundenheit des Landmannes an die Scholle aufrechterhalten werden, damit er nicht durch die Übersiedelung in eine höhere Stadt sich der Dienstpflicht entzog, der Städter genoß die Freizügigkeit; im Dorf herrschte patriarchalisch der Gutsherr, im Kreise lag, wenigstens in Niederschlesien, die Verwaltung in den Händen der Vertrauensleute des eingessenen Adels, in der Stadt regierte der vom Staat ernannte und aus Berufsbeamten bestehende Magistrat, über dem wieder ein reiner Berufsbeamter, der Steuerrat, stand. So wurde für Schlesien unter altpreußischer Herrschaft zum ersten Male der Versuch gemacht, nach überwiegend militärischen Gesichtspunkten alle Volkschichten in den Dienst des Staates zu stellen und einem jeden seinen besonderen Wirkungskreis durch den Staat vorzschreiben zu lassen. Nichts war unbedeutend genug, das der Staat nicht seinem Einfluß zu unterwerfen und seinen Zwecken dienstbar zu machen gesucht hätte.

Man begreift, daß nach der außerhalb der Kirchenpolitik an Staatsenergie ärmeren österreichischen Zeit dieses Einspannen eines jeden in den Dienst des Staates, der an sich die Wohlfahrt und Kultur gern gefördert hätte, aber tatsächlich sich fast ausschließlich der Steigerung seiner Macht widmen mußte, den Schlesiern anfangs hart ankam und vielerlei Widerspruch und Sehnsucht nach der Vergangenheit auslöste. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts verschwanden die letzten Reste dieser Sympathien für Österreich selbst in den katholischen Kreisen; die Herzen der meisten Protestanten waren ja von Anfang an dem sie von schwerem Glaubensdruck erlösenden Preußenkönig zugeschlagen. Der Ausgang des Siebenjährigen Krieges mußte überdies den ärgsten Starrkopf über die Unerstüttlichkeit der preußischen Herrschaft in Schlesien belehren; der Schlesien schwer schädigende Zollkrieg, durch den das auf diesem Gebiete überlegene Österreich den auf dem Schlachtfeld verlorenen Kampf weiterführte, zerstörte viele bisher aufrecht erhaltene Beziehungen zwischen Schlesien und den österreichischen Erblanden und nötigte die Schlesiern, sich in Norddeutschland nach Erfüllung umzusehen; endlich tilgte Kaiser Joseph II. Kirchenpolitik und Agrarreform bei der katholischen Geistlichkeit wie dem katholischen Adel jede Sehnsucht nach der Wiederkehr des österreichischen Regiments, um so mehr, als sich ja schon durch die Reformtätigkeit Maria Theresias Österreich in vielen Stücken nach preußischem Vorbilde

gewandelt hatte. Vor allem aber die huldvolle Persönlichkeit des großen Preußenkönigs, sein nimmer rastender Eifer im Dienst des Staates, sein Wille zu helfen und zu fördern, sein Heldenhum und sein Weltenruhm eroberten ihm aller Herzen; die Schlesier wurden, um das Wort Goethes zu gebrauchen, wie ein Teil der Frankfurter fröhlich gesinnt; die vom König dem Lande geschenkte Toleranz, seine Begünstigung der Aufklärung, seine erhabene Stellung über allen konfessionellen Schranken ließen die schroffen kirchlichen Gegensätze sich mildern und verschwinden, so daß sich Protestant und Katholiken in der Verehrung für ihn zum ersten Male seit gewaltig langer Zeit wieder einträchtig zusammenfinden konnten. Die Erinnerung an eine Vergangenheit von Jahrhunderten schwand schließlich aus dem Gedächtnis des Volkes, getilgt durch den Kanonendonner von Mollwitz, Hohenfriedberg, Leuthen und Liegnitz. Wenn von einem Volksteil, so gilt von der weichen Art der Schlesier Bismarcks Wort: „Deutscher Patriotismus bedarf in der Regel, um tätig und wirksam zu werden, der Vermittlung dynastischer Unabhängigkeit.“ Der Held war jetzt erstanden, dem sich die Seele des Volkes hingeben durfte; durch ihn wurde das vergessene Grenzland in den Mittelpunkt europäischer Politik geschoben; die ungeheure Bedeutung des Kampfes um Schlesien weckte das Selbstgefühl seiner Bewohner, und die Sonderstellung Schlesiens im preußischen Staatsverbande stärkte es.

So entwickelte sich und erhielt sich auch nach dem Tode des großen Königs die durch ihn geschaffene, durch die Erinnerung an ihn lebendig erhaltene und auf seine Nachfolger zu einem guten Teil übertragene dynastische Unabhängigkeit, bei weiten Kreisen des Adels und in der deutschen und zumeist protestantischen Bauernschaft von Mittel- und Niederschlesien zeigte sich öfters ein lebendiger Stolz auf die Zugehörigkeit zum preußischen Heer und Freude über Preußens Ruhm und Größe, im Beamtenamt wie im Volk gewisse Ansfäße eines preußischen Staatsbewußtseins. Andererseits war es für die Masse der Bevölkerung schier unmöglich, sich für die Institutionen dieses altpreußischen Staates zu begeistern, der seine Untertanen allein als Objekte seiner Betätigung gelten ließ und allenthalben die letzten Reste der Teilnahme einzelner Bevölkerungsschichten an den Verwaltungsgeschäften zertreten hatte, der jede Provinz und innerhalb der Provinz jeden Stand nach anderen Gesichtspunkten behandelte und dadurch eine Fülle von Neid und Missgunst großzog. Der Bauer stand nach wie vor unter dem furchtbaren Druck der Leibeigenschaft; das Kleinbürgertum, das damals fast ausschließlich die Städte bevölkerte, wurde Monat für Monat mit einem Hagel von Verordnungen überschüttet, die an sich wohl gutgemeint waren, vielfach aber bis in die intimsten Familienverhältnisse eindrangen, jede Bewegungsfreiheit beschränkten und beim besten Willen gar nicht ausgeführt werden konnten. Schwere Strafe bedrohte den Übeltäter, der das Unmögliche nicht verwirklichen wollte; ein jeder machte sich täglich mehrfach straffällig; ob die Strafe dann wirklich verhängt wurde, hing nur zu oft von der Laune untergeordneter Beamten ab. Diese Bißregiererei der Bürokratie in den täglichen kleinen Dingen entfremdete die Herzen den großen Zielen des Staates und legte sich mit bleierner Schwere auf die Seele des Volkes. Man liebte den König, stand aber der Regierung gleichgültig, argwöhnisch, ja feindselig gegenüber. Die Folge war, daß auch nach der glorreichen Regierung eines Friedrich nicht preußische Staatsgesinnung, sondern ein weltbürgerlich gefärbter Partikularismus von gewaltiger

Kraft in Schlesien im allgemeinen vorwaltete. In der Zeitschrift, in der sich das gesamte geistige Leben der Provinz abspielte, den 1785 begründeten Schlesischen Provinzialblättern, zu denen Geistliche, Schullehrer, Ärzte, Beamte, Landwirte und die überaus dünne städtische Oberschicht die Beiträge lieferten, ist einzig und immer nur von Schlesien die Rede, als ob es als selbständiger Staat auf einsamer Insel inmitten eines unermesslich großen Ozeans läge. Mit einer unheimlichen Teilnahmslosigkeit begleitete das Volk den Zusammenbruch des altpreußischen Staates 1806/7; nur wenige rührten die Hand zur Abwehr des Verderbens. Nach dem Tilsiter Frieden wurde durch eine Adelsdeputation vor dem Throne der Wunsch laut, man möge sämtliche Beamtenstellen nur noch mit schlesischen Landeskindern besetzen; der Mann, der wegen seiner tapferen Haltung gegenüber dem Landesfeind Ende 1808 an die Spitze der schlesischen Provinzialverwaltung als Oberpräsident zur Durchführung der für ganz Preußen geplanten und ausgearbeiteten Reformgesetze gestellt wurde, v. Massow, erklärte, seine Aufgabe in der Erhaltung der schlesischen Sonderverfassung zu sehen. Dass ein und dasselbe Gesetz fortan in allen preußischen Provinzen gleichmäßig gelten solle, wollte wenigen in den Sinn.

In der Überwindung dieses provinziellen Sondertums und der Erweckung eines allpreußischen Staatsbewusstseins und lebendigster Teilnahme an den Geschicks des Vaterlandes in allen Schichten des Volkes bestand die wichtigste Aufgabe der Reformzeit. Ihr hatte durch sein Wirken Friedrich der Große, ohne seinen Willen und wider seinen Willen, in der stärksten Weise insoweit vorgearbeitet, als die wirtschaftlichen und sozialen Scheidungen zwischen den verschiedenen Berufständen und zwischen Stadt und Land, diese Grundlage des altpreußischen Staatsgebäudes, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts durchbrochen und überwunden wurden. Wenn man die Bedeutung Friedrichs des Großen für das Wirtschaftsleben ermessen will, muß man nicht, wie es bisher fast ausnahmslos geschehen ist, in die elenden Städte gehen und alle Maßnahmen aufzählen, die die mercantilistische Wirtschaftspolitik dort zur Förderung der Gewerbe, der Industrie und des Handels ergriff; hier wurden nur mehr als bescheidene Erfolge erzielt; die Städte trugen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ungefähr das Gepräge wie in den letzten Tagen der österreichischen Herrschaft. Auf dem Lande erwuchs ein neues Wirtschaftsleben. Durch den Siebenjährigen Krieg weckte Friedrich im schlesischen Adel die geistigen Kräfte, die nicht bloß das durch den Krieg geschaffene wirtschaftliche Elend überraschend schnell überwanden, sondern unter der Einwirkung des vom König errichteten Pfandbriefsystems, wie an anderer Stelle noch näher geschildert werden wird, einen gewaltigen Aufschwung der Landwirtschaft zeitigten; steigende Geldwirtschaft, ja kapitalistischer Geist, durch die Verschuldung der Güter, die Notwendigkeit regelmäßiger Zinszahlungen und die durch die Verschuldung bewirkte Mobilisierung des Immobilienbesitzes geweckt, hielten im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ihren Einzug auf den Adelschlössern. Die verschiedensten Industriezweige und immer größere Scharen von Handwerkern breiteten sich auf dem Lande aus; dadurch wurde die wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr überwunden. Durch die steigende Intensität des Ackerbaus trat bei der Schollenpflichtigkeit des Landvolkes mit Notwendigkeit eine wachsende

Belastung der Fronpflichtigen ein, so daß sich das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauer völlig löste. Ein gewaltiger Fortschritt der Volkswirtschaft hatte die bisherigen wirtschaftlichen und sozialen Zustände und damit das Fundament des alten Staates unterhöhlte; auf neuer Grundlage konnte ein neuer Staatsbau erfolgen.

Die ständische Gliederung wurde beseitigt, dem Bauern persönliche Freiheit und Freizügigkeit gewährt; die Zunftverfassung sank zugunsten der Gewerbefreiheit in Trümmer; man begann die Ablösung der bäuerlichen Dienste und Lasten, um den Bauern auch wirtschaftlich zu einem unabhängigen und in seinem Eigentum freien Mann zu verwandeln. Die Herstellung staatsbürgerlicher Gleichheit bildete die Voraussetzung dafür, daß das Gefühl und Bewußtsein der Gleichartigkeit und Zusammengehörigkeit die Brust eines jeden durchdringe. Soziale Gleichheit und wirtschaftliche Freiheit, die Güter, die die Revolution den Franzosen geschenkt, und Napoleon, der ihnen die politischen Rechte raubte, wohlweislich gelassen hatte, wurden jetzt nach französischem Vorbild auf Preußen übertragen. Schlesien verlor seine Sonderstellung in der preußischen Staatsverwaltung und trat als gleichartiger Teil eines größeren Ganzen unter die Verwaltung der in Berlin neu errichteten Fachministerien, damit fortan in allen Teilen Preußens die gleichen Angelegenheiten nach denselben Gesichtspunkten erledigt würden. Endlich begann der Freiherr vom Stein mit der Gewährung der Selbstverwaltung an die Städte die Lösung der Aufgabe, den Gegensatz zwischen Regierung und Untertan zu überbrücken, Staat und Volk miteinander zu verschmelzen, das Volk dadurch zu Gemeinsinn und Opferfreudigkeit zu erziehen, um dem Staat neue und gewaltige geistige Kräfte zu seiner Verjüngung und Stärkung zuzuführen.

Diese Reformen fanden in Schlesien wie in ganz Preußen viel häufiger harten Widerspruch als freudige Anerkennung und Zustimmung; waren es doch aus der Fremde geholte Ideale, die von Nichtpreußen, dem Nassauer Stein, den Hannoveranern Hardenberg und Scharnhorst und dem Findlingskind der Straße Gneisenau nach Preußen übertragen wurden und nicht aus den altpreußischen Zuständen selber herausgewachsen waren; so widersprach der in seinen Vorrechten bedrohte Adel, das um seine Allmacht besorgte Beamtenamt und das wirtschaftlich rückständige und politisch völlig ungeschulte Bürgertum, während dem Bauer noch längst nicht genug geschehen war. Scheinbar trat das Gegen teil von dem ein, was die Reformer erhofft hatten; sie erklärten immer, daß sie die Harmonie zwischen Staat und Volk schaffen wollten, statt dessen gewann es das Aussehen, als ob es zum Kriege aller gegen alle kommen sollte, aber in der Politik bedeutet Leben soviel wie Kämpfen. Das Aufbegehren gegen die Maßnahmen der Regierung bewies, daß das Volk aus seinem politischen Schlummer erwachte, Berücksichtigung seiner Wünsche und Teilnahme an den Staats geschäften forderte; erst mußten im Kampfe der verschiedenen sozialen und politischen Gruppen widereinander und im Kampfe mit der Regierung die Kräfte geweckt und gestählt werden, ehe sie in der Stunde der Entscheidung vorbehaltlos im edlen Wettsprint miteinander in den Dienst des gemeinsamen Vaterlandes gestellt werden konnten.

Aber stärker als alle Reformen wirkten für die politische Erweckung des Volkes die entsetzlichen Leiden der Franzosenzeit. Schon im Sommer 1808 war Schlesien

so ausgesogen, daß die Regierung Kochrezepte ausgab, wie aus Hirschhorn und Fischgräten durch stundenlanges Kochen ein den Menschen nährendes Gallert und aus allerhand Unkraut ein Gemüsebrei hergestellt werden könnte. Das materielle Elend brachte einem jeden die Bedeutung des Verlustes von Preußens Macht und Größe, Freiheit und Selbständigkeit zum Bewußtsein, und die Erinnerung an die Heldenzeit Friedrichs des Großen flößte den Mut ein, zur Waffe zu greifen, als der unglückliche Ausgang des russischen Feldzuges Napoleons Macht erschüttert hatte. Zum ersten Male seit den Tagen der Reformation griff das gesamte Volk als selbständiger Faktor in die Entwicklung der staatlichen Geschicke ein. Es kamen die herrlichsten Tage, die Schlesien und Breslau je erlebten; wieder stand das Land inmitten europäischer Machtkämpfe, aber nicht mehr wie in den schlesischen Kriegen bloß als Beute des Siegers, sondern als Sammelpunkt aller Kräfte und Herd des beginnenden Freiheitskrieges. In dem Aufruf „An mein Volk“ sprach Friedrich Wilhelm III. noch zu den Bewohnern der Taf. XIV. einzelnen Provinzen: „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt.“ Er rief sie zu Streit und Sieg oder ehrenvollem Untergang, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Zum ersten Male wandte sich ein Preußenkönig an das deutsche Nationalgefühl seiner Untertanen. Als Preußen kehrten denn auch die Schlesier aus dem Felde 1815 heim, und die ersten Regungen deutsch-nationaler Gesinnung setzten bei ihnen ein. Die lohende Glut der Begeisterung beim Ausbruch des Krieges und sein glücklicher Ausgang zersetzten das partikularistische Sondertum der Schlesier.

Nach dem Wiener Kongreß schien es zunächst so, als ob die politische Leidenschaft rasch wieder verflackern würde; allzu arg brannte dem Volk die wirtschaftliche Not auf den Nägeln, als daß es viel Zeit für andere als wirtschaftliche Sorgen übrig gehabt hätte. Als man aber nach etwa 15 Jahren das Schlimmste glücklich überwunden hatte, regte sich wieder in Schlesien der politische Sinn. Die Revolution in Russisch-Polen 1830, in unmittelbarer Nachbarschaft des eigenen Landes, weckte bei den mannigfachen Beziehungen, die damals noch zwischen Schlesien und Polen bestanden, durch das heimliche Kommen und Gehen der polnischen Führer und das tragische Geschick der Flüchtlinge zunächst romantische Teilnahme, aber bald auch das Nachdenken über politische Fragen. Mehr als einer machte damals in Schlesien mit dem Landsmann Heinrich Laube diese Entwicklung durch.

In jener Zeit setzte in Schlesien eine starke Umbildung der städtischen Bevölkerung ein, die bisher ausgesprochen kleinbürgerliche Züge getragen hatte; neue soziale Typen, wie man sie in preußischer Zeit bis dahin kaum gekannt hatte, zeigten sich jetzt, der Fabrikherr, der Bankier, der Großkaufmann, ein wenig später die Direktoren der Eisenbahngesellschaften und anderer Aktiengesellschaften mit ihren Auffichtsräten; daneben entwickelte sich langsam ein neuer Mittelstand aus den Ingenieuren und Technikern, den Handlungsgehilfen und Handlungsbefreitenden der größeren Geschäfte. Bei dem Siege der Reaktion 1819 hatte der preußische Staat wohl die politische Ideenwelt des Freiherrn vom Stein über Bord gehen lassen, aber schon aus Rücksicht auf die allgemeine Wehrpflicht sah er sich genötigt, an den sozialen und damit an den wirtschaftlichen Errungenschaften der Reformzeit festzuhalten und auf dieser Grundlage sein Steuer- und

Zollsystem aufzubauen, schließlich den preußischen Zollverein zu begründen, eine Politik, die jene Umbildung des Bürgertums erst ermöglichte und dann stark beförderte. Nicht nationale Gedanken standen bei der preußischen Regierung damals im Vordergrund; als der Zollverein entstand, wurde Fritz Reuter, „weil er am hellen lichten Tage in den deutschen Farben herumgegangen sei“, zu Tode verurteilt und nach seiner Begnadigung zu dreißigjähriger Festungshaft von einer schlesischen Festung zur anderen geschleppt. Durch die Sorge für das Wirtschaftsleben hoffte die Regierung vielmehr damals die politische Zufriedenheit des Volkes erkaufen zu können, aber die Geister, die sie rief, wuchsen ihr rasch über den Kopf. Je stärker sich nach 1834 der Verkehr zwischen den deutschen Staaten entwickelte, um so peinlicher empfand man es, daß die Einheit des deutschen Zollgebietes doch immer nur auf eine bestimmte Vertragsperiode gesichert war, so daß die Ungewißheit über den Ausgang der beim Ablauf der Verträge einsetzenden handelspolitischen Kämpfe ständig wiederkehrende Wirtschaftskrisen zeitigte; gerade Schlesien sah sich auf den Ausbau seiner Handelsbeziehungen mit Sachsen um so mehr angewiesen, als sein Warenaustausch mit Polen abstarrt. Nur durch einen nationalen Zusammenschluß Deutschlands konnte das einheitliche deutsche Zollgebiet für alle Zukunft gesichert werden. Aus dem sich entwickelnden modernen Wirtschaftsleben erwuchs immer stärker das Bedürfnis nach Einheit von Münze, Maß, Gewicht, Post und Verkehrsweisen in ganz Deutschland, nach einem einheitlichen Handels- und Wechselrecht, bürgerlichem und Kriminalrecht, nach der Einheit der Gerichtsorganisation und des Prozeßverfahrens, nach Freiheitlichkeit und Staatsbürgerrecht in ganz Deutschland, nach dem Schutze des deutschen Handels im Auslande durch deutsche Konsulate und eine deutsche Flotte. Mit diesen Forderungen übernahm das sich neu bildende Bürgertum die nationalen und liberalen Gedanken, die bisher Professoren, Studenten und Litteraten vertreten hatten, das geistige Erbe aus der Zeit der Freiheitskriege. Auch die schlesischen Gutsbesitzer, die am Getreide-, Holz- und Wollhandel stark beteiligt waren, empfanden oft genug am eigenen Leibe die Rückständigkeit des Staatsorganismus und teilten deshalb vielfach die Abneigung des Bürgertums gegen den überlebten bureaukratischen Absolutismus.

Endlich wirkte auch die 1811 begründete Breslauer Universität für die Durchdringung der schlesischen Bevölkerung mit der neuen politischen Gedankenwelt; durch das Studium der internationalen Wissenschaft, die unsere weitgehende Spezialisierung noch nicht kannte, durch die Berührung mit den aus allen Teilen Deutschlands stammenden Dozenten weitete sich die Enge des provinziellen Gesichtskreises bei den Studenten, und die innige Fühlung, die vor allem die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur zwischen dem Lehrkörper und den geistig führenden Kreisen der Provinzialhauptstadt herstellte, führte auch hier zu dem gleichen Ergebnis. An der Breslauer Presse arbeiteten zahlreiche aus den Rheinlanden stammende Journalisten und vermittelten den politischen Gedankenauftausch und eine Annäherung des Ostens an den Westen der preußischen Monarchie.

Unter dem Zusammenwirken aller dieser Tatsachen übernahm Schlesien neben Ostpreußen und der Rheinprovinz in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts die politische Führung des preußischen Volkes, angespornt durch die Schicksals-

schläge, die unter starker Verschuldung der Regierung die Provinz damals durch den Weberaufstand im Eulengebirge, die Typhusepidemie in Oberschlesien und die dem schlesischen Handel so schädliche Einverleibung der Republik Krakau in Österreich trafen. Stürmisch wurde in Schlesien die Forderung nach einer Verfassung in Preußen laut; als Friedrich Wilhelm IV. 1847 durch die Berufung des Vereinigten Landtages den Hoffnungen seines Volkes zu späte und ungenügende Zugeständnisse machte, erscholl aus Schlesien der schärfste und trozigste Protest. Während der deutschen Revolution nahmen die schlesischen Abgeordneten in Frankfurt a. M. wie in Berlin den lebhaftesten Anteil an allen Bemühungen, die die Wünsche des Volkes auf nationalen Zusammenschluß Deutschlands, Überführung Preußens in konstitutionelle Bahnen und Fortsetzung der 1819 abgebrochenen Reformen verwirklichen sollten; auf den Gang der Verhandlungen in der ersten preußischen Nationalversammlung übten die traurigen Ereignisse in Schweidnitz am 31. Juli 1848 entscheidenden Einfluß aus; die schweren Agrarunruhen in Schlesien im Sommer 1848 bestimmten den Anfang November 1848 zum Ministerpräsidenten ernannten bisherigen kommandierenden General des VI., des schlesischen Armeekorps, Grafen Brandenburg, zur Wiederaufnahme der Agrarreform in einem durchaus bauernfreundlichen Sinne.

Seit den Freiheitskriegen fühlten sich die Schlesiier in erster Linie als Preußen; um die Mitte des 19. Jahrhunderts war ihr provinzieller Partikularismus politisch völlig verschwunden, sie wurden von den gleichen politischen Strömungen wie die anderen Teile des preußischen und deutschen Volkes ergriffen. Mit der Verleihung einer Verfassung war dem innerpolitischen Leben Preußens im Landtage ein natürlicher Mittelpunkt geschaffen; fortan ging die schlesische Geschichte völlig in der preußischen und deutschen auf.

Litteratur.

Nur die wichtigste Litteratur soll hier genannt werden, und ich verweise auf die weiteren Litteraturangaben in den erwähnten Werken. Die Darstellung der Ereignisse des 15. und 16. Jahrhunderts stützt sich durchaus auf F. Rachfaßl: Die Organisation der Gesamtstaatsverwaltung Schlesiens vor dem Dreißigjährigen Kriege in G. Schmollers staats- und sozialwissenschaftl. Försch. Bd. 13 (Leipzig 1896); daneben verweise ich noch auf Rachfaßls Aufsatz: Das Bergregal in Schlesien in den Försch. zur brandenburg. und preußischen Geschichte, Bd. 10 (Leipzig 1898), und H. Wendts Aufsatz: Die Stände des Fürstentums Breslau im Kampfe mit König Matthias Corvinus in der Zeitschrift des Vereins f. Gesch. Schles. Bd. 32 (Breslau 1898). In der Beurteilung des Privilegs von 1498 weiche ich etwas von Rachfaßl ab. — Die Verfassung Schlesiens gegen Ende der österreichischen Herrschaft schildert O. Hinze in den Acta Borussica: Behördenorganisation. Bd. VI, 1 (Berlin 1901), S. 493 ff. — Die Lücke zwischen Rachfaßl und Hinze läßt sich gegenwärtig nur mangelhaft ausfüllen; für diese Zeit, das 17. und den Beginn des 18. Jahrhunderts kommen in Betracht: H. Wuttke: König Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740. Teil I: Die Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens vornämlich unter den Habsburgern. 2 Bde. (Leipzig 1842/43); an Wuttke lehnt sich stark an C. Grünhagen: Geschichte Schlesiens. Bd. 2 (Gotha 1886); Arthur Kern: Der neue Grenzzoll in Schlesien, seine Begründung und Entwicklung 1556—1624, Berl. Diss. 1892, ferner Kerns Aufsätze in der Zeitschr. für Gesch. Schles. Bd. 17, 37 u. 44 und in den Försch. zur brandenburg. und preußischen Geschichte Bd. 15; Acta publica: Verhandlungen und Korrespondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. Bd. 1—8 (umfassen die Jahre 1618—1629), herausgeg. von H. Palm und J. Krebs; Siegfried

Tschierschy: Die Wirtschaftspolitik des Schlesischen Kommerzkollegs 1716—1740, in Geschichtliche Studien herausgeg. von Armin Tille. Bd. I, 2 (Gotha 1902). — Für die altpreußische Zeit nenne ich: (v. Kloeber und Hellscheborn), Von Schlesien vor und seit dem Jahre 1740. 2. Aufl. 2 Bde., Freiburg 1788; unter starker Ausschöpfung Kloebers C. Grünhagen: Schlesien unter Friedrich dem Großen. 2 Bde. (Breslau 1890/92); R. Kosser: König Friedrich der Große. 2. Aufl. 2 Bde. Stuttgart 1903. — Für die altpreußische Zeit und die Reformperiode: mein Buch: Das Ergebnis der friderizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins (Jena 1908); H. Wendt: Die Steinsche Städteordnung. Denkschrift der Stadt Breslau zur Jahrhundertfeier der Selbstverwaltung. 2 Bde. (Breslau 1909); G. Günzel: Österreichische und preußische Städteverwaltung in Schlesien während der Zeit von 1648—1809. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 14. (Breslau 1911); Fr. Wiedemann: Breslau in der Franzosenzeit. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau. Heft 8 (Breslau 1906); D. Linke: Friedrich Theodor von Mercel im Dienste fürs Vaterland. Teil I u. II. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 5 u. 10. (Breslau 1907 u. 1910); mein Aufsatz: Friedrich v. Cölln und der Tugendbund in der Hist. Vierteljahrsschr. Bd. 12. (Leipzig 1909) S. 38 ff. — Für das 19. Jahrhundert: G. Kaufmann, Universität Breslau. Festscr. zur Feier des hundertjährigen Bestehens. Teil I. (Breslau 1911). — Endlich kommen noch meine Materialiensammlungen zur schlesischen Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts in Betracht, die ich während achtjähriger archivalischen Studien zusammengetragen, aber erst zum Teil veröffentlicht habe.

IV.

Das Heerwesen.

Von Dr. M. Laubert-Breslau.

„Aufgabe und Lösungswort“, „Schicksal und Kampfpreis“ Friedrichs II. hat Georg Preuß Schlesien genannt. Das gilt vor allem für den König Connétable. Schlesien wurde für ihn die Schule der Strategie und Taktik. Hier erfuhr er zuerst die Wechselfälle des Waffenglücks, als er, diplomatisch wie militärisch unzulänglich gerüstet, im zuversichtlichen Glauben an seinen guten Stern, die von Truppen entblößte Provinz im Winter 1740—41 überschwemmt hatte und, durch Neippergs unerwarteten Vorstoß auf Mittelschlesien in seinen rückwärtigen Verbindungen bedroht, zu eiliger Umkehr gezwungen wurde. Hier zum erstenmal suchte er die Schlacht als Heilmittel in schwerer Krisis, damit bereits aus dem Rahmen seiner Zeit sich abhebend.

Am 10. April 1741 traf Friedrich bei Mollwitz (Abb. 16) auf den Feind und begründete in der „Schlacht des Schnees und der Sonne“ seinen Waffenruhm. Noch war er gefangen in den Altschauungen der üblichen Strategie. Unstatt Neippergs ungeordnete Scharren durch raschen Überfall vor ihrem Aufmarsch zu vernichten, ordnete er seine Regimenter korrekt in zwei Treffen, die Geschüze vor der Front, die Reiterei auf den Flügeln, um dem Feind in der gebräuchlichen Form der Parallelschlacht mit der ganzen Masse seiner Truppen gleichzeitig entgegenzutreten. Doch seine Artillerie reizte die zuerst auf dem Plan erscheinenden österreichischen Reiter zu vorzeitigem, vom Fußvolk nicht unterstütztem Angriff, der mit un-

widerstehlicher Gewalt Schulenburgs Schwadronen auf dem rechten Flügel hinwegfegte. Die Geschütze gingen verloren, selbst in die Infanterie brachen einzelne Züge ein, aber an diesem eheren Wall zerschellte doch schließlich der Anprall der feindlichen Geschwader. Der König war in die Flucht seiner Kavallerie hineingerissen worden. Auf die Bitten seiner Umgebung verließ er widerstrebend das Schlachtfeld. Nun führte Schwerin die neu geordnete Infanterie zum Angriff vor. „Mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre,“ avancierten die wohl gedrillten Bataillone, der rechte Flügel

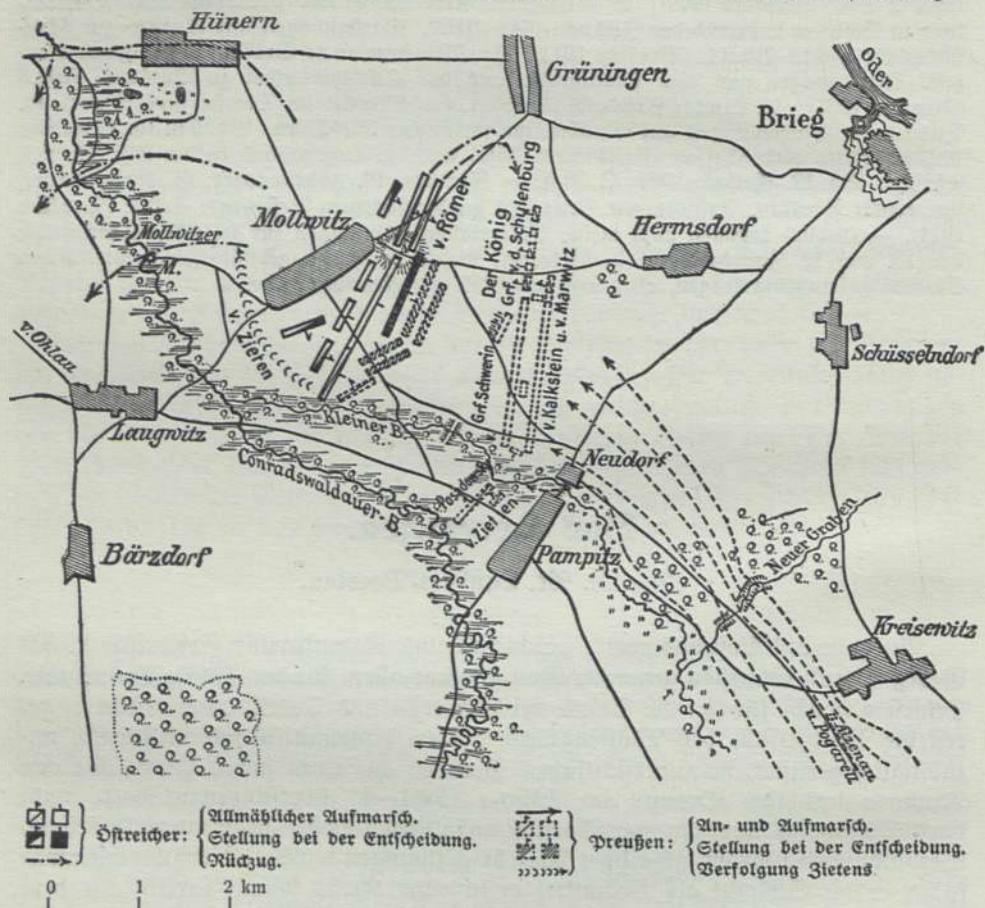


Abb. 16. Plan zur Schlacht bei Mollwitz.

Aus: Graf Schlieffen, Friedrich der Große.

Mit Genehmigung der Königl. Hofbuchhandlung von C. S. Mittler & Sohn, Berlin.

voran, denn den linken hielt eine österreichische Kavallerieattacke zurück, die den preußischen Reitern hier das Schicksal ihrer Kameraden vom rechten Flügel bereitete. Dadurch wurde die ursprüngliche Schlachtordnung über den Haufen geworfen. Durch Entblößung seiner Rechten konnte Neipperg die Niederlage einige Zeit verzögern. Als die preußische Linke folgte, wandten sich vor ihr die dünnen österreichischen Linien zur Flucht. Die Behauptung des Kampffeldes

entschied damals über den Gewinn der Schlachten. Bloß bis zum Conradswaldauer Bache verfolgten Zietens Husaren den auf Grottkau weichenden Feind.

Nicht eben glänzend war das Debüt des jungen Königs. Einen an Zahl unterlegenen Gegner hatte er geschlagen und der Verlust der Preußen kam dem der Besiegten mindestens gleich. Doch die Lehren des 10. April 1741 blieben unvergessen. Friedrich hatte Stärke und Schwäche der eigenen und österreichischen Armee erkannt; er nannte selbst seine Infanteristen „lauter Cesars“, während die Kavallerie nicht wert schien, „daß sie der Teufel holet“. Als er den Sommer hindurch im Lager von Strehlen Neipperg gegenüber die Wacht hielt, schulte er diese von den beiden Lehrmeistern des preußischen Heeres, Friedrich Wilhelm I. und dem alten Dössauer, allzu sehr vernachlässigte Reiterei auf dem Exerzierplatz und in kleinen Gefechten und prägte ihnen Offizieren den Grundsatz ein, sich in keiner Aktion attackieren zu lassen, sondern „bei infamer Cassation“ allemal den Feind anzugreifen, mit rascher Initiative und voller Verantwortungsfreudigkeit auch ohne Befehl. Hier begann er seine Reiter die wuchtigen preußischen Mauer-attacken zu lehren, Knie an Knie, den Degen in der Hand, ohne Gebrauch von Karabiner und Pistole, im Galopp bis zum letzten Hauch von Mann und Ross. Auch die Überlegenheit der irregulären österreichischen Kavallerie hatte der König genugsam gefühlt, war er doch selbst zweimal beinahe in die Hände feindlicher Streifscharen geraten. Schnell wurden darum die eignen Husaren vermehrt und vor Schlesiens Hauptstadt rief die preußische Werbetrommel die Braunen Husaren, das 6. Regiment, zusammen.

Als Friedrich wieder zum Schwerte greifen mußte, zeigten sich die Früchte dieser Arbeit. Raum war Karl von Lothringen aus den Bergen herabgestiegen, so ereilte ihn am 4. Juni 1745 bei Hohenfriedeberg sein Schicksal. Schon hatte sich lähmender Schrecken der Gegner des Königs bemächtigt; sie wagten nicht ihm entgegenzugehen, sondern erwarteten seinen Angriff. Dieser ist hier von vornherein auf Umklammerung und Vernichtung des Feindes berechnet. Der österreichische Feldherr versäumte den günstigen Augenblick, um den zurückgehaltenen linken preußischen Flügel zu zerschmettern. Dessen 45 Schwadronen konnten unbehelligt das Striegauer Wasser überschreiten und schlugen die 56 des Gegners schließlich in die Flucht. Schon vorher waren die sächsische und österreichische Kavallerie auf dem linken Flügel vor dem Angriff Buddenbrocks und Stilles verschwunden. Als das von beiden Flanken her umfaßte Fußvolk Herzog Karls sich im Zentrum zu regellosen Haufen zusammenballte, sah General von Gehler die Stunde für die als Reserve hinter der Mitte stehenden Bayreuth-Dragoner gekommen. Durch eine Lücke in den Infanterietreffen brach er überraschend hervor und vollendete den Sieg. Es war der erste große Ruhmestag der Kavallerie Friedrichs des Großen. Bei Chotusitz war ihr Angriff noch gescheitert, bei Hohenfriedeberg gelang er auch gegen einen stärkeren Feind. Die Armee hatte sich als die erste im damaligen Europa bewährt und ihr gekrönter Feldherr zum erstenmal einen numerisch überlegenen Gegner geworfen, indem er mit Vorbedacht die eigene Schwäche durch Verhalten eines Flügels ausglich.

In 10jähriger, von reichem Erfolg getrōnter Friedensarbeit hat der Philosoph von Sanssouci auf der Sonnenhöhe seines Lebens sich bemüht, die neue Provinz auch innerlich mit seinem Staat zu verschmelzen. Überraschend glücklich hat er diese Aufgabe gelöst. Als er 1756 zum dritten und schwersten Waffen-

gang ins Feld zog, haben ihn Schlesiens Söhne fast mit gleicher Treue wie die der alten Provinzen begleitet und in allen Schlachten für ihn geblutet; ein Schlesier, der Rittmeister Joachim Bernhard von Prittwitz (geboren zu Lasewitz, Kreis Wohlau) bewahrte ihn bei Kunersdorf vor der Gefangenschaft. Unermüdlich war Friedrich auf die Sicherung seiner Erwerbung bedacht. Die 1742 begonnene Einführung des Kantonreglements von 1733 in Schlesien wurde 1747 durch Zuteilung eigener Kantons an die Kavallerieregimenter vollendet. Nur Breslau und die 6 Gebirgskreise, der sog. Königskanton, blieben von der Aushebung befreit. Da die Knappheit der Mittel eine Steigerung der Truppenzahl verbot, versuchte der König den inneren Wert seiner Armee möglichst zu heben. Nach vorzüglichen Reglements und seinen bedeutendsten militärischen Schriften übte er die Regimenter und ihre Führer in den berühmten Manövern, die Europas Bewunderung erregten, und impfte ihnen jenen unaufhaltsamen Drang nach vorn ein, der sie später zum Siege führen sollte. Vor allem aber machte er die Offiziere mit der ordre oblique vertraut, der klassischen Form seiner künftigen Schlachten.

Große Fürsorge widmete der Monarch dem Ausbau des schlesischen Festungsnetzes. Neiße, Glatz, Cöslau, Glogau, Brieg wurden schon vor dem zweiten Kriege neu oder besser armiert. Später kamen Breslau und Schweidnitz, die erste preußische Forts festung, an die Reihe. Von 1750000 r., die von 1746—55 für Festungsbauten verausgabt wurden, entfielen 1500000 r. auf unsere Provinz. Die Zahl der Garnison- und Pionierkompanien erfuhr entsprechende Vermehrung. Auch ansehnliche Vorräte wurden aufgehäuft und in Neiße lagerte der Reservepark an schwerem Geschütz. In letzter Stunde begann der König als etwas ganz Neues für jene Zeit mit der Bildung von Ersatztruppen in 4 Depots für geworbene Ausländer, deren eines nach Breslau kam.

Doch ehe die Rüstungen vollendet waren, musste sich Friedrich der Große im Herbst 1756 entschließen, mit seinem Angriff den Gegnern zuvorzukommen. Der treue Schwerin deckte mit 26000 Mann unsere Provinz während des Feldzugs in Sachsen. Als nach dem Unglücksstag von Kolin Friedrich sich gegen die Franzosen und ihre Verbündeten wenden musste, war Schlesiens Schutz dem Herzog von Bevern anvertraut. Bald sah sich dieser unter die Mauern Breslaus zurückgedrängt und ward hier am 22. November 1757 geschlagen. Am 13. war Schweidnitz gefallen, am 24. teilte die Hauptstadt dieses Schicksal. Neun Zehntel der Besatzung gingen auf und davon. Da eilte Friedrich in Gewaltmärschen selbst herbei, vereinigte sich mit den Trümmern des Bevernschen Heeres unten Zieten und rückte mit seinen 33000 Mann dem fast um das Doppelte überlegenen Herzog Karl von Lothringen entgegen, der bei Leuthen (Abb. 17) am Abend des 4. Dezember sein Lager aufgeschlagen hatte. Am nächsten Morgen marschierten die Preußen nach Borne, schwenkten hinter Höhenzügen rechts ab, trafen, in Bataillonsstaffeln vom rechten Flügel antretend, die bis Sagschütz verlängerte feindliche Schlachtlinie in der linken Flanke mit vernichtendem Stoß und zersprengten Madasdys Korps. Erst in der Höhe von Leuthen konnten die Österreicher eine neue, hakenförmig zurückgebogene Front bilden, aber die Preußen überragten diese rechts und links und drückten sie nach erbittertem Kampf um das Dorf ein. Der Kavallerieangriff Luchses war von General Driesen und Prinz Friedrich Eugen von Württemberg abgefangen worden. Die zurückjagenden österreichischen Reiter rissen den noch intakten rechten Flügel mit in die Flucht, die sich nach den

Weiftröhrenbrücken ergoß. Von Zieten leider nicht allzu energisch verfolgt, räumte Herzog Karl den preußischen Boden, und um die Jahreswende war die ganze Provinz bis auf Schweidnitz wieder in des Königs Hand. Leuthen ist der höchste Triumph und das Schulbeispiel friderizianischer Strategie, ein Tag, der „den Ruhm der Nation auf die späteste Nachwelt bringen wird“, wie der Sieger prophetisch seinen Generälen verkündete.

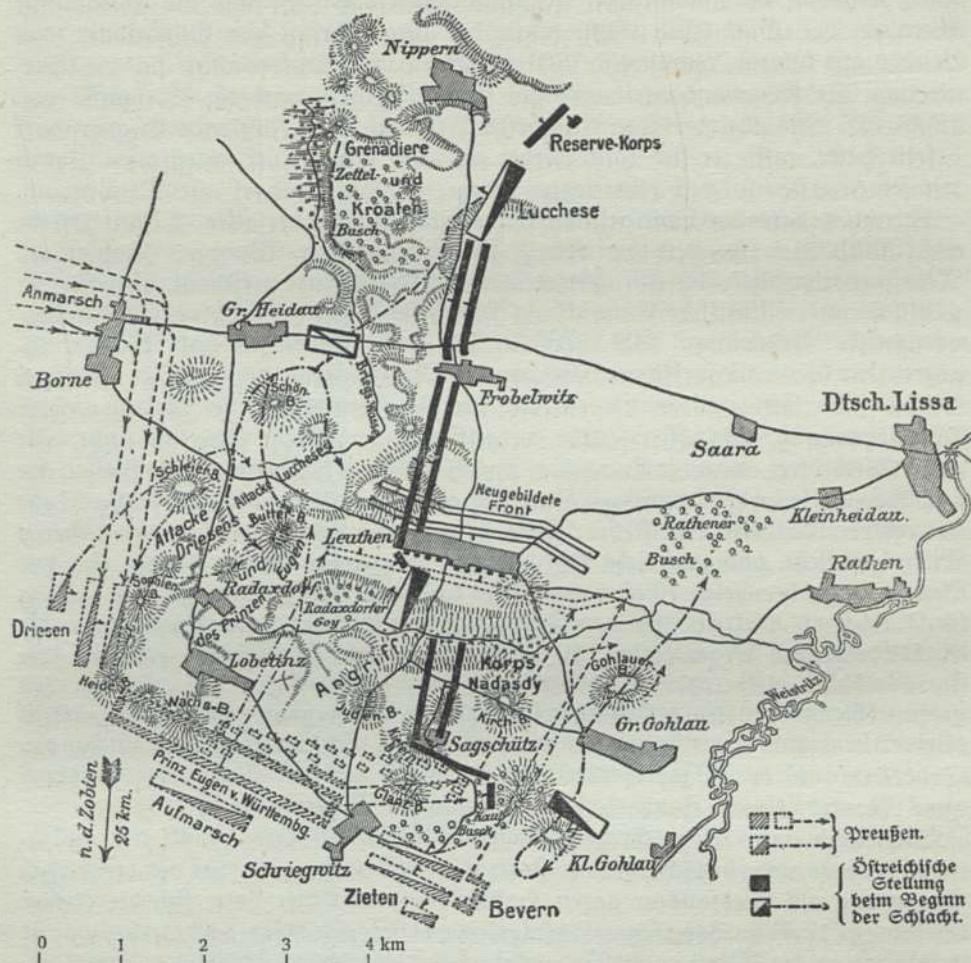


Abb. 17. Plan zur Schlacht bei Leuthen.

Aus: Graf Schlieffen, Friedrich der Große.
Mit Genehmigung der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Aber nicht nur von stolzen Erfolgen des großen Königs wissen Schlesiens Gaue zu erzählen. Seit 1759 in die Defensive gedrängt, konnte er die Vereinigung seiner Hauptgegner nicht verhindern. Nach der Kunersdorfer Schlacht statteten die Russen der Provinz ihren ersten Besuch ab. Wenn ihnen der König auch den Weg nach Glogau glücklich verlegte, hinterließen die umgeheteten Gäste doch grausame Spuren einer unmenschlichen Barbarei. 1760 wiederholte sich dieses

Schauspiel. Der Sieg bei Liegnitz rettete noch einmal den bedrängten Herrscher. Aber seine Kräfte gingen zu Ende. 1761 war der größte Tiefstand erreicht. Der Krieg nahm den Charakter der alten Ermattungsstrategie an — hange Wochen durchlebte Friedrich im Lager von Bunzelwitz — und drehte sich nur um den Besitz einiger Festungen. Nicht immer waren die Preußen dabei vom Glück bes. XV. günstigt. Wohl rettete Tauenziens ruhmvolle Verteidigung 1760 die Hauptstadt, doch auf die schimpflichen Kapitulationen von 1757 und die schwächliche Übergabe von Glatz (Juli 1760) folgte der neue Verlust von Schweidnitz, das Loudon mit kühnem Handstreich 1761 zurückgewann. Schwer rächte sich die Überalterung der Kommandanten und gab einen Vorgeschmack der Ereignisse von 1806—07. Als aber der Tod Elisabeths Friedrich von Russlands Gegnerschaft befreit hatte, raffte er sich rasch wieder auf und erfocht auf schlesischem Boden wie seinen ersten so auch seine letzten Siege, bei Burkardsdorf und Reichenbach.

Furchtbar hatte das Land gelitten, 6200 Häuser waren verfallen. 17 000 Pferde und 3 000 000 r. spendete der König zur Heilung der Wunden. Anderthalb Menschenalter blieb Schlesien hinfot von der Kriegsfurie verschont, aber für die politische und militärische Entwicklung Preußens behielt es auch im Frieden hervorragende Bedeutung. Als 1763 in den nach Provinzen und Waffen abgegrenzten Generalinspektionen zwischen den Regimentern, der höchsten taktischen Einheit jener Zeit, und der Oberleitung eine Zwischeninstanz, der Anfang unserer Körpseinteilung, geschaffen wurde, vergriff sich der König sicherlich nicht, wie anderwärts öfter, wenn er Tauenzien und Seydlitz zu Inspektors für Infanterie und Kavallerie in dem wichtigen Schlesien ernannte. Bis zu seinem frühen Tode hat letzterer den alten Geist der Reiterei trotz aller Beschränktheit der äußeren Mittel gepflegt, und zahlreiche Offiziere aus der ganzen Armee wurden ihm zur Ausbildung überwiesen. Erst hohes Alter ließ jenes Kräfte versagen und zwang ihn 1784 zum Rücktritt. In den Jahren 1763—86 hat die preußische Armee die Ausbildung und Organisation, die Ausrüstung und Bewaffnung erhalten, die sie, allmählich erstarrend, im wesentlichen noch 1806 besaß. Zu Lebzeiten des großen Königs hat sein persönlicher Einfluß den Niedergang gehemmt, denn stets blieb er in engster Verührung mit seinen Truppen. In Schlesien holte er sich den Todesfeind, als der 73jährige im Sommer 1785 auf der Revue bei Strehlen ohne Mantel fiebend stundenlang im strömenden Regen unter ihnen hielt.

Doch auch unter seinen Epigonen blieb Schlesien ein Brennpunkt des militärischen Lebens und ein Schlüssel der strategischen Bewegungen. Zu der bisherigen Bedeutung als Ausfallstor gegen Habsburg — von hier hatte sich die Armee des Königs 1778 im bayrischen Erbfolgekrieg in Marsch gesetzt und hierher war sie im Herbst in die Winterquartiere zurückgekehrt, hier wurde 1790 das mobil gemachte Heer konzentriert und stets blieb hier in den folgenden Jahren ein Korps versammelt, da die eifersüchtige Wiener Hofburg einen Teil ihrer Streitkräfte in Böhmen vereinigt hielt — trat die neue Aufgabe einer Grenzwacht im Osten. Auch schlesische Truppen rückten 1793 unter Möllendorffs Befehl in Südpreußen ein, sie waren zuerst bei der Hand, um den polnischen Aufstand von 1794 niederzuwerfen. Ein anderer Teil focht tapfer in den Revolutionskriegen, und nur das Versagen der Führung betrog sie um die Früchte ihrer Siege. Sie unterstanden dem ritterlichen Fürsten Hohenlohe, der seine ganze Dienstzeit in unserer Provinz verlebt hatte und 1798 zum Inspekteur der niederschlesischen Infanterie ernannt

wurde, während Grawert, gleich jenem im Regiment Tauenzien eingetreten, dieses Amt für die 6. oberschlesischen Infanterieregimenter erhielt. Auch den Reformanläufen vor der Reform blieb Schlesien nicht fremd. Hohenlohe pflegte das Tirailleurgefecht unter Verwendung des ganzen 3. Gliedes weit über das übliche Maß hinaus. Freilich wissen wir gerade aus dem Beispiel Schlesiens, daß diese Ansätze halbe Maßregeln waren und daß auch die im letzten Augenblick befohlene Errichtung der Landreservebataillone selbst bei längerer Friedensdauer Preußens Wehrkraft nicht merklich gehoben haben würde. Die Mobilmachung vom September 1805 vereitelte die Durchführung überhaupt. Unter Grawert in Oberschlesien und unter Hohenlohe bei Warschau sammelte sich ein Teil der Truppen, um einen russischen Neutralitätsbruch zu verhindern, bis der französische den Marsch nach Thüringen erforderte.

Ehe die bei dieser Mobilmachung zutage getretenen Schäden behoben waren, schlug 1806 wirklich die Stunde der Entscheidung. Während ein Teil der schlesischen Regimenter in den heimatlichen Festungen blieb, rückte das Gros unter Hohenlohes Führung nach Westen ab. Schlechte Ausrüstung, veraltete Fechtweise und kopflose Leitung, nicht Mangel an Tapferkeit, verschuldeten die Katastrophe, wie die Verluste der Corps von Grawert und Holzendorff bei Jena beweisen. Was sich von Trümmern der schlesischen Truppen nach Ostpreußen rettete, hat am Winterfeldzug 1806—07 wackeren Anteil genommen. An den schmählichen Folgen der Niederlagen des 14. Oktober hat jedoch unsere Provinz gleichfalls ein volles Maß von Schuld. Die feigen Kapitulationen von Glogau, Breslau, Schweidnitz sind untilgbare Flecken. Aber ebenso gingen von Schlesien in jener trüben Zeit das Morgenrot einer besseren Zukunft verkündende Strahlen aus. Die tapfere Verteidigung von Neiße und die von Glatz, Silberberg und vor allem Cosel durch die Obersten Neumann und von Puttkamer bis zum Friedenschluß retteten die Ehre der preußischen Waffen. Die Entsalzversuche und Organisation des nationalen Widerstandes mit Hilfe der im Land verbliebenen, durch die Erhebung Südpreußens vom Hauptquartier abgeschnittenen Depots und Rekruten, die trotz mangelnder Unterstützung seitens der Zivilbehörden Graf Pückler, der Prinz v. Anhalt-Pleß und schließlich Graf Friedrich v. Goehzen, Taf. XV. der Sohn des 1795 verstorbenen Gouverneurs von Glatz, unter den schwierigsten Verhältnissen aller Mißerfolge ungeachtet fortsetzen und mit denen sie die bayrischen und württembergischen Rheinbundtruppen unter Jérôme Bonaparte bis zum Juli 1807 beschäftigten, ließen ahnen, welche Kräfte im schlesischen Volke schlummerten.

Nach dem Tilsiter Frieden erlangte die abgelegene, relativ sichere Provinz für Preußens militärische Wiedergeburt erhöhten Wert. Graf Goehzen mußte den konservativen Vorstell in der Militärorganisationskommission ersehen. Bald trat er auch an die Spitze der gemischten oberschlesischen Brigade. Leider ward ihm in Grawert als Generalgouverneur in Breslau ein reformfeindlicher Vorgesetzter gegeben. So spiegelt sich der Kampf der Parteien auch in Schlesien wider. Breslau wurde Sitz eines der 3 Traindepots, einer der neuen Kriegsschulen und der Artillerieprüfungskommission unter Prinz August. An Stelle der vom Feind zerstörten Fabriken und Werkstätten wurden in Neiße neue angelegt und zu ihrem Schutz 1811 hier und bei Glatz befestigte Lager errichtet. Doch der König zügelte die verwegenen Pläne Gneisenaus und seiner Gesinnungs-

genossen, wie er sie 1809 gezügelt hatte. Der tollkühnste freilich, Ferdinand von Schill, durch seine Jugend und erste Leutnantszeit unserer Provinz zugehörig, stürzte sich trotzdem ins Verderben. Aus schlesischen Regimentern wurde zum Teil das preußische Hilfskorps für Napoleons russischen Feldzug gebildet, und zu seinem Befehlshaber wählte der Kaiser den franzosenfreundlichen Grawert.

Cap. XVI. Unter seiner und bald unter Yorks Führung haben diese 20000 Mann sich die volle Anerkennung der Sieger von 1806 erstritten (4. und 6. Husaren, 7. Grenadiere usw.). Da Mittel- und Oberschlesien allein von den feindlichen Durchmärschen verschont blieben, wurde hier bereits im Frühjahr 1812 der Kern der übrigen preußischen Truppen vereinigt, die später den Kristallisierungspunkt für die Neuformationen bilden konnten.

Nirgends fand nach dem Untergang der kaiserlichen Armee der von Ostpreußen gegebene Anstoß ein lauterer Echo als in Schlesien. Die reichen Mittel des Landes erlaubten ihm Opfer, wie sie, absolut genommen, keine andere Provinz gebracht hat. Auf 14000000 r. ohne die Kosten für die Landwehr hat man die Leistungen Schlesiens bis zum Waffenstillstand berechnet. 17 Landwehrinfanterie-regimenter wurden hier formiert. Nach der Bevölkerungszahl sollten stellen die Regierungsbezirke

Breslau 30106 Infanteristen, 3735 Kavalleristen,
Liegnitz 14672 " 1484 " .¹⁾

Die Stände ließen es sich nicht nehmen, nach dem andernwärts gegebenen Beispiel ein Nationalkavallerieregiment zu bilden. Zahlreiche Söhne der Provinz füllten endlich die Reihen der Freikorps. Mit Stolz nennen die 6. Husaren Friedrich von Hellwig den ihrigen. Als der Monarch am 25. Januar 1813 in Breslau eingetroffen war, wurde Schlesien recht eigentlich die Werkstatt, in der man die Waffen zur Befreiung des Vaterlandes schmiedete, die Stätte, wo Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Friesen, Jahn, Hippel ihren Weckruf erschallen ließen und ihre Tätigkeit entfalteten. Von Breslau aus ergingen der Befehl zur Bildung der Freiwilligen Jäger, die strengen Verordnungen wegen Aufhebung der Befreiung von der Kantonspflicht, über das Ausweichen des Kriegsdienstes und am 10. März über die Stiftung des eisernen Kreuzes, am 17. der Aufruf an Mein Volk und an Mein Kriegsheer und der Erlaß über die Landwehrorganisation. Reiche Erinnerungen erzählen den Nachlebenden in unserer Provinz von jener Zeit. Die Einsegnung der Lützower in der schlichten Kirche von Rogau und Steffens begeisterter Zuruf werden unvergessene Momente aus der großen Bewegung bleiben.

Obwohl nur notdürftig geschult und ausgerüstet, zogen die nach und nach verwendbar werdenden Truppen mit hoher Begeisterung in den Kampf und glichen durch ihren moralischen Schwung jene Mängel aus. Im Frühjahrfeldzug fochten die unter York stehenden Abteilungen bereits im April an Elbe und Saale. Dann wurde das Korps mit der Hauptarmee der Verbündeten vereinigt, deren preußische Kontingente Blücher befehligte, darunter die niederschlesische Brigade von Klux und die oberschlesische von Zieten, die Reservekavallerie von Dolffs, der nach friderizianischem Muster die schwere Reiterei zugewiesen war,

¹⁾ Über das Versagen der oberschlesischen Landwehr vgl. das Kapitel: Polenfrage.



Schlesische privilegierte Zeitung.

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Preußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entrifft, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstmast unsrer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopt. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und der französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsren Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenkt am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sei der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenkt!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergift!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Deutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Mut und Ausdauer sey Unsere Lösung!"

Breslau, den 17ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.

U r k u n d e über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ic. ic.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kraftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Dass die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmuthigkeit herabsank, bewahrt der hohe Mut, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Untertanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Großkreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefasstes schwarzes Kreuz von Gusseisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unser Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weißer Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mit dem Feinde erworben ist, und an einem weißen Bande mit schwarzer Einfassung wenn dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekoration noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weißer Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weißer Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Begnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Beenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10en März 1813.

Friedrich Wilhelm.

und die Reserveartillerie unter Braun. S zwar brachten die Tage von Groß-Görschen und Bautzen nicht die erhofften Siege, aber Blüchers lecker Überfall bei Hainau (26. Mai) gewährte den preußischen Reitern einigen Ersatz.

Nach dem Waffenstillstand kamen die Brigaden von Klütz und Zieten und die Reservekavallerie von Roeders (Schlesische Ulanen und Kürassiere, zwei Schlesische Landwehrkavallerieregimenter usw.) zum 2. Kleist'schen Korps und machten im Verband der böhmischen Armee die Schlachten bei Dresden und Kulm mit. Yorks 1. Korps (4., 5., 6., 13., 14., 15. Schles. Landw.-Inf.-Rgt., Schles. Grenad.-Bat., Reservekav. von Juergaß mit dem 3., 5., 10. Schles. Landw.-Kav.-Rgt., Reserveart. von Schmidt) hingegen wurde dem Schlesischen Heer unter Blücher, einige Schlesische Landwehrformationen der Nordarmee zugewieilt. Yorks Truppen halfen an der Katzbach die Heimatprovinz vom Feinde zu säubern und sie haben die Hauptlast des Krieges getragen. Die Tage von Leipzig führten die Kameraden wieder zusammen. In dem beschwerlichen Winterfeldzug in Frankreich wurde Blücher durch Teile der Hauptarmee, darunter das Korps Kleists, verstärkt, aber Napoleon schlug seine getrennten Abteilungen vom 10. bis 14. Februar in einer Reihe blutiger Gefechte. Nur mit größter Mühe bahnten sich einige Regimenter einen Rückzug durch den übermächtigen Gegner. Bei Bauamps drangen zwei Kompagnien schlesischer Schützen unter Stabskapitän von Neumann mit dem Bajonett durch Grouchy's Reiter. Doch der Sieg bei Laon eröffnete der schlesischen Armee den Weg auf Paris, wo ihr königliche Herzlichkeit die Freude des Einzuges versagte.

1815 treffen wir wenigstens Teile der schlesischen Truppen, deren einige am Rhein verblieben waren, bei Ligny (6. Jäger, Königs-Grenadiere). Bei Waterloo kamen viele von ihnen zu spät, aber sie haben dann den geschlagenen Feind in rastloser Verfolgung aufgerieben, die wiederum erst vor Frankreichs Hauptstadt ihr Ende fand.

In der Friedenszeit nach 1815 wurde Schlesien seiner Doppelbestimmung gemäß stark mit Garnisonen belegt. Das 6. Armeekorps kam nach Mittel- und Oberschlesien, die 10. (später 9.) Division vom 5. Korps erhielt in Niederschlesien ihren Sitz. Letztere unterstand 1826—32 Grolmans Befehl, der dann das Posener Korps übernahm, der Mann, auf den ganz Preußen als den berufensten Führer im Kriege blickte. Bei dem im Osten üblichen Transvassionsystem, wonach die polnischen Rekruten in deutschen Provinzen eingestellt wurden und umgelehrte, haben die Schlesier großenteils im Verband des 5. Korps gedient. Vorläufig blieb indessen dem Lande die Ruhe erhalten, doch 1831 wurden auch das 5. und 6. Korps zum Grenzschutz gegen Polen mobil gemacht. Zu Zusammenstößen mit den Insurgenten kam es nicht, aber einen schlimmeren Feind galt es zu bekämpfen, die Cholera, die z. B. von den 6. Jägern 151 Opfer forderte und auch Clausewitz in Breslau dahinraffte. 1846 rückten wieder schlesische Truppen nach dem Freistaat Krakau und der gärenden Nachbarprovinz. 1848 mußten hier sogar die Waffen sprechen, und erst nach hartnäckigen Gefechten, von denen das bei Miloslaw am 30. April mit einer verlustreichen Schlappe für die Deutschen endete, wurde der Aufstand niedergeworfen. 1863 ist noch einmal die preußisch-russische Grenze von schlesischen Streitkräften besetzt. Ebenso wenig blieb diesen die schwerste Aufgabe des Soldaten, der Kampf gegen den inneren Feind, erspart. 1848 rückten Truppen zur Unterdrückung der Weberkrawalle ab, im März 1848 und

Mai 1849 galt es im blutigen Straßenkampf die Ruhe in Breslau wiederherzustellen. Auch nach Dresden wurden schlesische Truppen gerufen, doch gelangten sie hier nicht mehr zur Verwendung. Dafür ging es nun weiter nach Baden bis unter die Mauern von Rastatt (z. B. Batterien des 5. und 6. Feldartillerie-regiments).

Dann kamen die Aufregungen der fruchtlosen Mobilmachungen vom November 1850, von 1854—56 und 1859, bis der Krieg von 1864 die Spannung löste. Waren auch Truppen unserer Provinz kaum direkt an ihm beteiligt, so brachte er ihnen doch mannigfaltige Unruhe, wie Garnisonveränderungen, um die ins Feld gezogenen Kameraden an deren Standorten abzulösen.

1866 fiel hingegen gerade dem 5. Korps die schwere Aufgabe zu, sich den Weg über die Gebirgspässe nach Böhmen zu bahnen. Das 6. unter General von Mutius sollte zuerst durch Demonstrationen gegen Österreichisch-Schlesien die Aufmerksamkeit des Gegners ablenken und dann jenem folgen, das unter Steinmeß die südlichste der drei Marschkolonnen des Kronprinzen bildete und auf die Straße Reinerz—Nachod gewiesen war. Durch die erbitterten Kämpfe bei Nachod am 27. Juni gegen das 6. feindliche Korps Rammings, bei Skalitz am 28. gegen das 8. Erzherzog Leopolds und bei Schweinschädel am 29. gegen das 4. Festetics warfen die 9. und 10. Division unter Löwenfeld und Kirchbach an drei aufeinanderfolgenden Tagen den Gegner zurück. Der Weg an die Elbe war für den Kronprinzen frei und er konnte den Tag von Königgrätz entscheiden. Graf Thun entwich hier fast kampflos vor dem 6. Korps über den Fluss. Durch einen mißverstandenen Befehl des Hauptquartiers wurde auch Steinmeß zum Einstellen seines Vorgehens bewogen. Dafür gaben die Verfolgungsgefechte bei Zwittau, Biskupitz und Tobitschau noch Teilen des 6. Korps, wie den Leibkürassieren, Gelegenheit, sich mit dem Gegner zu messen.

1870 war die Lage der von 1866 ähnlich. Das 6. Korps blieb außerhalb des Verbandes der aufgestellten Armeen und wurde später nachgeführt, dagegen das 5. unter General von Kirchbach sofort an die Grenze geworfen. Es kam zur 3. kronprinzlichen Armee und eröffnete am 4. August bei Weissenburg den blutigen Reigen. Die 58er, von den 47ern und 5. Jägern unterstützt, erstürmten den Bahnhof der Stadt; die Königsgrenadiere mit den 47ern gingen gegen den Geisberg vor. Die 5. Jäger eroberten das erste französische Geschütz. Zwei Tage darauf kamen dieselben Truppen bei Wörth ins Feuer, da Kirchbach sich gegen die Absicht der Leitung zur Annahme der Schlacht entschloß. Dank ihrer Übermacht warfen die Deutschen den Gegner auch hier aus seinen heldenmütig verteidigten Stellungen. Allerdings kostete der Sieg mehr Opfer als der Tag von Königgrätz. Die 7. Grenadiere ließen 16 Offiziere und 551 Mann auf der Wahlstatt liegen.

Weiter ging es hinein in Feindesland. Das 6. Korps unter General der Kavallerie von Tümpeling wurde nach seiner Ankunft gleichfalls der 3. Armee zugewiesen. Es folgte in zweiter Linie, die 12. Division als selbständige Marschkolonne auf dem rechten Flügel in Verbindung mit der 2. Armee, die 11. über Pfalzburg, wo am 14. August die ersten Kanonenschüsse gelöst wurden. Am gleichen Tage war durch die Schlacht bei Colombey Bazaines Abmarsch von Mez verzögert worden, bis sich der eiserne Ring um ihn geschlossen hatte, den er

vergeblich am 16., dem Ehrentage der 10. Grenadiere unter Oberst Schöning (†),¹ und am 18. zu sprengen versuchte. Nun schwenkte die 3. Armee nach Norden, um Mac Mahons Entsatzheer bei Sedan zu vernichten. Das 6. Korps sollte dem Gegner die Strafe über Reims nach Paris verlegen, dem 5. war es beschieden, am 1. September neue Lorbeer zu pflücken. Es stand am nördlichen Maasufer und bezahlte den siegreichen Kampf um Floing mit einem Verlust von 47 Offizieren und 973 Mann.

Dann marschierten die Sieger auf Paris, wohin Vinoy mit dem letzten, dem 13. französischen Korps durch einen geschickten Rückzug glücklich entkommen war — kein Ruhmesblatt für das Wache haltende 6. Korps! Vor Paris besetzte das 5. Korps im Westen den Geländeabschnitt zwischen der Seine und der Bahn Paris—Versailles; das 6. stand im Süden, die Forts Ivry und Bicêtre vor der Front. Über vier Monate haben diese Truppen die durch häufige Gefechte unterbrochenen Strapazen der Belagerung zu ertragen gehabt. Schon am 30. September griff Vinoy das 6. Korps an, das um Chevilly und L'Hay erbittert kämpfen musste. Der Aussfall vom 21. Oktober galt dem 5. Korps im Park von Malmaison. Ende November wurde ein gewaltfamer Durchbruch über die Marne nach Südosten geplant, um der Loirearmee die Hand zu reichen. Zur Verschleierung dieser Absicht führte Vinoy am 30. einen Vorstoß gegen L'Hay und Choisy, den die Schlesier blutig abwiesen. Der letzte ernsthafte Aussfall vom 19. Januar 1871 mit fast 100000 Mann unter dem Schutz des Mont Valérien traf wieder fast ausschließlich das 5. Korps, das den anfangs erfolgreichen Gegner am Abend aus allen eroberten Stellungen hinausgeworfen hatte. Neun Tage später kapitulierte die stolze Seinestadt, am 16. Februar Belfort, vor dessen Mauern schlesische Landwehr dem Festungskriege ihren Tribut gezahlt hatte. Der Krieg war zu Ende und die Söhne unserer Provinz hatten ihren vollen Anteil an den gebrachten Opfern gehabt. Das 5. Korps rangierte mit dem Gesamtverlust von 388 Offizieren und 8504 Mann an 4. Stelle. Das 6. Korps (60 Offiziere, 1050 Mann) hatte von allen deutschen Truppenteilen bei weitem am wenigsten gelitten, doch dafür war die schlesische Reiterei und Artillerie im Verband der 2. Kavalleriedivision des Grafen Stolberg-Wernigerode bei den Kämpfen gegen die französischen Entsatzheere, z. B. an dem beschwerlichen Feldzug an der Loire, rühmlich beteiligt.

Aber Schlesien ist nicht nur durch Kampf und Sieg mit der Geschichte unserer Armee verwachsen; es ist auch das Land, in dem mit Vorliebe Preußens Helden im Alter ausruhten, bis der Allbezwingende Tod sie in die kühle Erdebettete. Hier verbrachte der Held von Hohenfriedeberg seine letzten Tage († 1762) und fand in der evangelischen Kirche zu Brieg sein Grab, das ihm der Erbauer des Brandenburger Tors mit einem Monument aus schlesischem Marmor schmückte. Sein ¹ *et al. XVII.* Gut Barschau im Lübener Kreise hatte Hans Karl von Winterfeld sich zum Ruhestand erkoren, und hier wurden zuerst die Gebeine des bei Moys so jäh aus dem Leben Geschiedenen bestattet. In dem düsteren, waldumgebenen Minkowsky bei Namslau suchte Seydlitz Erholung. Im nahen Ohlau kommandierte der todkranke Mann im Sommer 1773 zum letztenmal vom Zimmer aus seine Schwadronen. Bald schlief auch er unter alten Eichen in seinem Parke, wo die Töchter

¹ Sie standen bis nach dem Friedensschluß in Altona.

ihm ein schlichtes Sandsteindenkmal setzen ließen, dessen Deckplatte eine Urne und ein ruhender Löwe schmücken. Zu Bitschin im Kreise Tost-Gleiwitz schloß 1785 der kühne Chef der Brauhen Husaren, Paul von Werner, für immer die Augen, und als der letzten einer aus Friedrichs großer Zeit folgte ihm Tauenzien 1791 in Breslau nach. Königliche Gnade gewährte ihm seinem Wunsche gemäß als Grabstätte den Ort, wo er einst dem Tode unerschrocken ins Angesicht schaute. Als 1807 die Festungswerke geschleift wurden, gab Jerôme dem Platz um das Denkmal, das Langhans' und Schadows Meisterhand dem Helden errichtet, seinen heutigen Namen.

Nicht anders später. Hohenlohe verbrachte seinen Lebensabend still zurückgezogen und fast vergessen in Slawenzitz († 1818). Drei Jahre später verschied sein treuer Waffengefährte Grawert auf seinem Gut bei Landeck. Schon 1820 war Graf Goezen zu Cudowa entschlafen, wo auch seine Gebeine ruhen. 1819 war der Marschall Vorwärts dahingegangen, gleichfalls als schlesischer Grund-
Taf. XVIII. herr. Zu Krieblowitz bei Canth ragt das Denkmal empor, das seine Gruft bedeckt. 1830 starb York zu Kleinöls, seiner Dotation im Ohlauer Kreise. Im nächsten Jahre erlag Gneisenau der Cholera, auch er durch seine Besitzung Erdmannsdorf unserer Provinz eng verbunden. Von den Kämpfern der letzten Kriege ließ sich Steinmeier in Görlitz nieder und in Landeck suchte er vergeblich Heilung seiner Leiden. 1877 ist er dort zur ewigen Ruhe eingegangen. Auch
Taf. XVIII. Moltke wählte sich seine Dotation im Schlesierland. In Kreisau bei Schweidnitz deckt ein schlichtes Mausoleum die irdischen Reste des Schloßherrn.

Allenthalben erheben sich die Gräber derer, die für Preußens und Deutschlands Größe gestritten haben, den Nachkommen eine ernste Mahnung, das überkommene Erbe in treuer Hüt zu halten. Wenn einmal auch an sie der Ruf ergeht, dann mögen sie eingedenkt sein der Worte, die einst ein schlesischer Dichter aus Lützows verwegener Schar gesungen hat:

„Wild rast der Krieg: Land, Herzen, Städte brennen,
Der Tag, er kommt und scheidet blutigrot;
Doch spannt der Friede ab die tapfern Sennen,
Dann hüte dich, mein Volk, vor gräßiger Not!
Denn tiefes Wehe weiß ich noch zu nennen:
Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod.
Umsonst geslossen ist das Blut im Kriege,
Sind wir unwürdig selbst der hohen Siege.“

Litteratur.

Ranglisten der preußischen Armee:

v. Bredow: Historische Rang- und Stammliste des deutschen Heeres.

Regimentsgeschichten, unter anderen:

v. Eberz: Grenadier-Rgt. König Friedrich III. (2. Schles.) Nr. 11; Grenadier-Rgt. König Friedrich Wilhelm II. (1. Schles.) Nr. 10.

v. Lewinski und v. Brauchitsch: Grenadier-Rgt. König Wilhelm I. (2. Westpreuß.) Nr. 7.

v. Otto: 2. Schles. Jägerbataillon Nr. 6.

Frhr. v. Sedlitz und Neukirch: Leib-Kürassier-Rgt. Großer Kurfürst (Schles.) Nr. 1.

- Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld: Husaren-Rgt. Graf Goeden (2. Schles.) Nr. 6.
 v. Wechmar: Braune Husaren. Rgt. v. Schill. (1. Schles.) Nr. 4.
 Kaulfuß und Schoenfeld: Feldartillerie-Rgt. v. Podbielski (1. Niederschles.) Nr. 5.
 Graf v. Westarp: Feldartillerie-Rgt. v. Peucker (1. Schles.) Nr. 6.
 Allgemeine Deutsche Biographie.
 v. d. Osten-Sacken: Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. I—II.
 Die Kriege Friedrichs des Großen, die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870—71, herausgegeben vom Großen Generalstab.
 Österreichs Kämpfe im Jahr 1866, herausgegeben vom k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte.
 Koser: König Friedrich der Große, 2 Bde.
 Graf Schlieffen: Friedrich der Große.
 Hoffmann: Quellenmäßige Darstellung der Schlacht von Hohenfriedeberg.
 v. d. Goltz: Von Roßbach bis Jena.
 Zieckendorf: Die preußischen Landreservebataillone 1805—06 — eine Reform vor der Reform?
 v. Lettow-Vorbeck: Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. III.
 v. Wiese und Kaiserswaldau: Friedrich Wilhelm Graf v. Goeden.
 Nebe: Friedrich v. Hellwig.
 v. Unger: Blücher, 2 Bde.
 Droyßen: Vortz's Leben, 3 Bde.
 v. Conrady: Carl v. Grolman, Bd. III.
 v. Holleben, v. Caemmerer, Friedrich, v. Janson und v. Lettow-Vorbeck: Geschichte der Befreiungskriege 1813—1815.
 Kunz: Kriegerische Ereignisse im Großherzogtum Posen 1848.
 Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 2 Bde.
 v. Kirchbach: Die Teilnahme des 5. Armee-Korps an den kriegerischen Ereignissen gegen Österreich.
 v. Lettow-Vorbeck: Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, Bd. II.
 Stieler v. Heydelkampf: Das 5. Armee-Korps im Kriege gegen Frankreich 1870—71.
 Schlesische Provinzialblätter. Neue Folge. Bd. II. 1863.

V.

Münzwesen.

Von Geh. Regierungsrat Dr. Friedensburg-Breslau.

Wenige deutsche Landschaften haben eine so mannigfache und wechselvolle Münzgeschichte aufzuweisen wie Schlesien. Von Boleslaw Chrobry bis über die Freiheitskriege hinausreichend zeigt die schlesische Münzgeschichte auf allen Gebieten: in bezug auf das Prägerecht, die Geldsorten und das Rechnungswesen, außer eigenen Bildungen die Einflüsse von Polen, Böhmen, Ungarn, dem Deutschen Reich, dem österreichischen und preußischen Staate, die Zersplitterung des Landes hat im Verein mit den Eigentümlichkeiten der vorzeitlichen Prägerweise geradezu riesige Münzreihen ins Leben gerufen, und der Wohlstand Schlesiens, die Kultur seiner Bewohner haben zahlreiche Geschichtsmünzen und Schausstücke entstehen lassen. Während die alten Maße und Gewichte, ebenfalls durch die Zersplitterung und die wechselnden Schicksale des Landes aufs äußerste verschie-

den, zum Teil schon seit der österreichischen Zeit, mindestens aber seit dem preußischen Edikt vom 12. Dezember 1751 (Korn, Edikten-Slg. S. 289), das in ganz Niederschlesien das Breslauer Maß einführte, der Vergangenheit angehören (vgl. Zimmermann, Beitr. Bd. 12 S. 294, und Schück in Prov.-Bl. Bd. 101 S. 449) und kaum mehr als den Wert von Kuriositäten haben, bilden die schlesischen Münzen sowohl in ihrer Gesamtheit wie in zahlreichen Einzelheiten eine überaus wichtige Quelle für die Kenntnis seiner Vergangenheit. Schon seit mehr als 300 Jahren werden in Schlesien numismatische Studien getrieben (z. f. Gesch. u. Alt. Bd. 22 S. 74, Schlesien 2. Jahrg. Heft 10), zum guten Teil ihnen verdankt Schlesien den Besitz einer annähernd vollständigen Sammlung seiner numismatischen Denkmäler: die meist aus Vermächtnissen und Geschenken zusammengeslossene des Kunstmuseum zu Breslau mit reichlich 13000 Münzen und Medaillen (Schles. Vorzeit N. F. Bd. 1 S. 144). Schlesien besitzt aber auch eine vollständige Münz- und Geldgeschichte im Codex diplomaticus Silesiae Bd. 12, 13, 19, 23, dazu das Corpus der neueren Münzen und Medaillen von Friedensburg und Seger (1901); Arbeiten, durch die die übrigens wenig umfangliche ältere Literatur (Zeitschr. Bd. 22 a. a. O.) antiquiert ist.

Die „keltischen“ (barbarischen) und römischen Münzen, die man vereinzelt aus der Erde gräbt, gehören der Vorgeschichte an, während die ziemlich häufigen



Abb. 18.



Funde aus der Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser, wohl meist Zeugnisse der fortwährenden Kämpfe zwischen Polen und Deutschen, zur geschichtlichen Zeit hinüberleiten. Der Epoche dieser Kämpfe entstammt die älteste schlesische Münze (Abb. 18): ein Pfennig — dies ist der urkundliche Name aller älteren Mittelalter-

münzen — mit dem Bilde und Namen des heiligen Täufers, den Boleslaw Chrobry in Breslau hat schlagen lassen, als er von dort aus im Jahre 1017 den Widerstand gegen Heinrich II. leitete (Schl. Vorz. N. F. Bd. 2 S. 55). Seit dem Beginn der staatlichen Selbständigkeit Schlesiens, also mit der sog. Restauration der Vladislawiden, setzt auch eine starke eigene Münzprägung ein. Sowohl Boleslaw der Hohe wie sein Bruder Mesko von Oppeln schlugen ohne Rücksicht auf das polnische Seniorat in eigenem Namen Geld, dünne einseitige Pfennige („Brakteaten“) nach polnischer Art (vgl. Zeitschrift der hist. Ges. für die Provinz Posen, Jahrg. 27, S. 211) im Durchmesser von 16 mm, etwa 0,18 g schwer und von wechselndem Feingehalt (Taf. XIX, Abb. 1—7). Während die oberschlesischen Stücke (Taf. XIX, Abb. 7) durchweg sehr roh sind, zeichnen sich die Breslauer meist durch schöne Zeichnung und sinnreiche Erfindung aus, einige von ihnen (Taf. XIX, Abb. 1—3) sind von Harzer Stempelschneidern, andere (Taf. XIX, Abb. 4) nach Harzer Mustern gearbeitet. Das Gepräge zeigt den Herzog und den Schutzheiligen, aber auch schon heraldische Darstellungen: den Adler des Landesherrn und die Lilie des Bistums (Taf. XIX, Abb. 5), letztere ursprünglich nichts weiter als das ständige Attribut der Heiligen, insbesondere also auch des Täufers. Dazu dann sehr eigentümliche Münzen mit den Namen und Bildern einzelner der sog. Kardinaltugenden (Taf. XIX, Abb. 2), offenbar Tendenzmünzen zur Veranschaulichung von Frieden und Wohlergehen (Schl. Vorz. N. F. Bd. 5 S. 69), während andere höchst rohe Stücke (Taf. XIX, Abb. 6) schon an sich selbst

den gelegentlichen Niedergang der jungen Kultur erkennen lassen. Noch Boleslaws Sohn Heinrich I. hat solche dünnen Münzchen geschlagen, dann ist er zu einer stärkeren, anscheinend aus Böhmen entlehnten Münzsorte (Taf. XIX, Abb. 9 bis 18) übergegangen, die ebenfalls in, 25 mm großen, anfangs etwa 0,54 g schweren, Brakteaten besteht, von denen es auch einzelne Halbstücke (urkundlich obulus, Hälbling, Scherf genannt) mit dem Gepräge des ganzen Pfennigs (Taf. XIX, Abb. 16, 17) gibt. Diese neue Münzsorte ist namentlich seit der Mongolschlacht infolge des damals einsetzenden großen Aufschwungs des Landes in ungeheuren Mengen geprägt worden: neben Breslau und dem schon 1211 erwähnten Liegnitz nennen Urkunden die Münzstätten Frankenberg, Löwen, Löwenberg, Münsterberg, Neiße, Oppeln, Schweidnitz, Teschen. Welche Stücke aber diesen und den sicher sonst noch zahlreich vorhanden gewesenen Münzstätten zuzuteilen sind, lässt sich nur in einigen wenigen Fällen mit Sicherheit (z. B. Taf. XIX, Abb. 9 Liegnitz, Abb. 10 Oppeln) oder Wahrscheinlichkeit feststellen, da alle diese Münzen bis auf eine, die den Namen des Herzogs Heinrich I. nennt (Taf. XIX, Abb. 8), der Inschrift entbehren, die Gepräge aber in unendlicher Mannigfaltigkeit so ziemlich die gesamte belebte und unbelebte Welt nebst dem Reich des Ornaments und der Phantasie umfassen. Der Mehrzahl nach sind sie allerdings heraldisch. Besonders häufig sind Adler und Löwe, die auch auf den Siegeln noch miteinander abwechseln, als Sinnbilder der Herrschaft; doch überwiegt der Adler bei weitem, wie er denn auch oftmals seine Flügel hergeben muss, ein anderweitiges Gepräge zu verzieren und als schlesisch auszuweisen (Taf. XIX, Abb. 13). Dazu kommen dann Fahnen, Kronen, Helme, alles Gegenstände, die jeder Fürst in jeder Stadt auf seine Münzen setzen möchte. Aber wir haben jetzt auch schon häufig die Vorläufer der Städtewappen in den Sinnbildern und Abzeichen der Schutzheiligen der einzelnen Orte und endlich als besondere Merkwürdigkeit die ziemlich zahlreichen Münzen mit Helmen und Wappenbildern adliger Familien (Eschammer, Bieberstein, Würben u. a. — Taf. XIX, Abb. 14 und 15), die auf den Kastellan der Münzstadt oder den mit der Aufsicht über den Münzbetrieb betrauten Hofrichter zu beziehen sind. Die Münzen erweisen sich somit als ein wichtiges Hilfsmittel der Heraldik, die sich um diese Zeit zu entwickeln beginnt und über die es eine umfangreiche Litteratur (insbesondere neben Sinapius, Schles. Kuriostäten 1728 und den polnischen Werken die Arbeiten von A. Schultz und Pfotenhauer über die Schles. Siegel bis 1250 bzw. 1300, Leonhard Dorst, Schles. Wappenbuch, Görlich 1847 f., und v. Saurma, Schles. Städtewappen) gibt.

Diese leicht zerbrechlichen Brakteaten, deren Gewicht sich zudem entsprechend dem das ganze Mittelalter beherrschenden Gesetz der ständigen Verschlechterung der Münze fortwährend verminderte (Taf. XIX, Abb. 16, 17), konnten einer sich lebhafter gestaltenden Kultur natürlich nicht genügen. Schon die mit ihrem Umlauf notwendig verbundene häufigere Erneuerung des Geldes — in Schlesien fand dreimal im Jahre eine solche „abjectio et renovatio monete“ statt — wurde überall als Belästigung empfunden. Die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts im ganzen Abendlande einsetzende Bewegung zur Schaffung zweckdienlichen, festen und werthaften Geldes ließ in Schlesien um 1290 eine völlig eigenartige Münzsorte entstehen, die denarii quartenses, wie sie die Urkunden nennen, weil sie den Wert einer quarta, d. i. $1/96$ Mark (s. S. 100) darstellen, fast ganz feingehaltige

Stücke im Gewicht etwa von 1,68 g. Die ersten Münzen dieser Art hat vielleicht Bolko I. von Schweidnitz geschlagen: jene schönen Pfennige (Taf. XIX, Abb. 20) mit dem durch die Umschrift erklärten Helm; eine sehr starke Reihe besitzen wir auch von seinen Söhnen, die als „juvenes Bolkones“ gemeinsam geprägt haben. Die Hauptmasse dieser Denare aber — an 50 verschiedene Stücke — ist im Glogauer Herzogtum mit seinen 17 Münzstätten: Glogau (Taf. XIX, Abb. 19), Sagan, Sprottau, Oels, Namslau, Trebnitz, Wartenberg, Kroßen, Wohlau, Trachenberg, Guhrau, Winzig, Steinau, auch Posen, Grätz, Bomst und Fraustadt in den dem polnischen Reich zeitweise abgenommenen Gebieten, geschlagen. Weniger zahlreich sind das eben damals als Fürstentum Neiße zu weltlicher Macht gelangte Bistum (Taf. XIX, Abb. 21), Liegnitz, Beuthen, Rosel vertreten, und von Breslau können wir merkwürdigerweise gar nur ein, obendrein nicht völlig sicheres Gepräge vorlegen. Verschiedene Stücke sind unbestimmt, da auch jetzt noch Inschriften verhältnismäßig selten und die Gepräge vieldeutig, wo nicht noch immer rein dekorativ sind. Doch finden sich auch jetzt wieder Darstellungen, die auf geschichtliche Ereignisse, Hochzeiten und Schwägerschaften, auch Ansprüche und Erwerbungen hinweisen.

Dieser schönen Münzsorte war nur eine kurze Lebensdauer beschieden: schon um 1325 wird sie von den seit dem Jahre 1300 massenhaft geprägten Prager Groschen Böhmens völlig verdrängt, von denen sie zuvor in einzelnen Fällen die Wertzeichnung GROSSI (Taf. XIX, Abb. 19) entlehnt hatte. Der böhmische Groschen, noch heute als „Böhm“ im Volksmunde fortlebend, ist fortan bis zum Ende des Mittelalters die herrschende Münze Schlesiens, im Verkehr sowohl wie im Rechnungswesen, hier bereits seit etwa 1310. Bisher war es die Mark gewesen, nach der man bei größeren Zahlungen das Silber in Barren zuwog, die, ohne festes Gewicht, ursprünglich aus ganz feinem, seit etwa 1240 aus legiertem Silber bestanden, dessen Feingehalt sich nicht nach festen Satzungen irgend einer Staatsgewalt, sondern nach schwankendem Herkommen — daher „argentum usuale“ — richtete. Es hat sich berechnen lassen, daß die älteste Breslauer Mark 155,85 g wog, daß man aber nach Einführung der Groschen eine schwerere Mark zu 187,02 g annahm, auf die man 48 Groschen rechnete und neben der die böhmische Rechnung nach Schöcken üblich blieb; auch gab es noch eine „schwere Mark“ zu 64 Groschen. Doch lösten die Groschen ihre Aufgabe nicht, eine feste, sich gleichbleibende Landeswährung zu bilden. Sie verschlechterten sich ständig ohne Rücksicht auf die zahlreichen Münzgesetze der verschiedenen Könige (s. Tabelle), und es ist jetzt womöglich noch schwerer als zuvor, den Wert einer in den Urkunden genannten Summe in heutiges Geld umzurechnen. Aussichtslos ist auch der Versuch, die sog. Kaufkraft des alten Geldes zu ermitteln, insbesondere gilt dies von der Verwertung der Nachrichten über Getreidepreise für diesen Zweck (Zeitschr. f. Gesch. u. Alt. Bd. 40 S. 5), eine Unmöglichkeit, die auch für die ganze Folgezeit fortbesteht.

Die von Anfang an übliche Teilung des Groschens in 12 „parvi“, seit der häufigeren Prägung unter König Johann nach deutschem Sprachgebrauch „Heller“ genannt, ward auch in Schlesien angenommen. Heller selbst aber wurden bis zu Ende des 14. Jahrhunderts nur vereinzelt — in Löwenberg, Breslau, Glogau (Taf. XIX, Abb. 24), Neiße (Taf. XIX, Abb. 25) und in den Fürstentümern Liegnitz und Brieg (Taf. XIX, Abb. 23) —, dann aber bis etwa 1450 und noch

einmal vor 1500 um so massenhafter geschlagen, um bis zu Ende des Mittelalters die hauptsächlichste Münze Schlesiens zu bleiben. Der Heller ist im 15. Jahrhundert im wesentlichen das Geld der Städte, in deren Hände damals das Münzwesen des Landes, und zwar nicht nur in den erledigten Fürstentümern, sondern ganz allgemein, gelangt, sei es durch dauernde Verleihung oder durch Kauf oder Pacht auf Widerruf oder Zeit in mannigfacher Abwechslung. In einigen Städten, z. B. Schweidnitz und Oppeln, ist die Form der Heller der von dem Viertel des quartensis (Taf. XIX, Abb. 22) überkommene Brakteat, anderswo, z. B. in Neiße (Taf. XIX, Abb. 26), Troppau, Beuthen, wechselt man zwischen solchen „Näppelhellen“ und zweiflügeligen Stücken, die im übrigen die Hauptmasse bilden und insbesondere von Breslau und Liegnitz in großen Mengen, aber auch von kleineren Städten wie Sagan (Taf. XIX, Abb. 27), Jauer, Bolkenhain, Rosel, Beuthen (Taf. XIX, Abb. 29) geschlagen worden sind und in Glas (Taf. XIX, Abb. 28) eine Zeit lang die dort üblichen böhmischen Pfennige verdrängt haben. Bemerkenswert ist ein ständiges Sinken des Feingehalts, das die Chroniken häufig zu beweglichen Klagen über „subita et horrida mutatio monete“ veranlaßt und die Urkunden zwischen „guten alten“ und „bösen neuen“ Sorten unterscheiden läßt. Neben den Hellern, die nach dem Jahre 1475 nur noch an vereinzelten Stellen, in Breslau, Freistadt (Taf. XIX, Abb. 30), im Fürstentum Liegnitz, geschlagen wurden, sind andere Münzen eigentlich nie recht in Übung gekommen. Die Goldmünze des Liegnitzer Herzogs Wenzel überdauerte ebenso wenig den Betrieb der Bergwerke von Niklasdorf und Umgebung, wie die des Schweidnitzer Bolko das erste Aufblühen von Reichenstein, beides kurze Episoden der Zeit um 1350, der am weitesten nach Osten gelangte Vorstoß der Weltmünze nach Florentiner Muster. Groschen hat in Schlesien zuerst Matthias Corvinus 1470 in Breslau und Jägerndorf, das er als ungarische Münzstätte betrachtete, geschlagen, doch vermochten sich diese Münzen ebenso wenig zu halten, als die auf Grund einer Vereinigung zahlreicher Fürsten und Städte von 1505 in Breslau, Liegnitz (Brieg?), Glogau, Ols, Reichenstein, Neiße (Taf. XIX, Abb. 32) geprägt. Man konnte sich über ihr Verhältnis zu den Münzen der umliegenden Staaten nicht recht einigen, und die Habsucht, für die das Münzwesen das gesamte Mittelalter hindurch einen alle Stände anlockenden Tummelplatz abgibt, ließ kein gutes Geld aufkommen. So schließt die vorhabburgische Zeit höchst unruhiglich mit zwei argen Raubmünzungen, die noch dazu auf den Namen des Königs gehen: die eine zu Breslau liefert ungarische Pfennige, die zweite zu Schweidnitz außerdem noch polnische Halbgroschen, die berüchtigten „Pölchen“. Dagegen setzt sich eine mit dem erneuten Aufblühen der Bergwerke um 1500 beginnende zweite Goldprägung, in der der einbringende rheinische Gulden (Taf. XIX, Abb. 33, Taf. XX, Abb. 36) sehr bald vom Dukaten besiegt wird, durch: Breslau als Handelsstadt macht seit 1517 von dem ihm schon von Karl IV. erteilten Privileg nunmehr reichlichen Gebrauch, neben ihm vermünzen der Bischof die Zuckmanteler (Taf. XX, Abb. 34), die Münsterberger Herzöge die Reichensteiner Ausbeute viele Jahrzehnte hindurch in guten Dukaten und Schaumünzen (Taf. XX, Abb. 35), welch letztere ebenfalls meist einer bestimmten Anzahl dieser Goldstücke an Wert entsprechen.

Ferdinand I. von Habsburg, nach dem Tode Ludwigs II. der neue Herr des Landes, hat es trotz vielfacher Versuche nicht vermocht, eine oberstherrzogliche

(königliche) Münze für die Dauer ins Leben zu rufen. Konrad Sauermann, der bekannte Großkaufmann dieser Zeit, schlug ihm in den ersten Jahren kleines Wiener Geld, 1540 folgte die Talerprägung Hans Krappes, die nur den Erfolg hatte, die Stadt Breslau (Taf. XX, Abb. 41) und den Herrn von Glatz zur Nachahmung, Herzog Friedrich von Liegnitz aber und Markgraf Hans zu Kroppen (Taf. XX, Abb. 42) daneben auch zur Prägung kleiner Münzen auf polnischen Fuß anzuregen. S zwar unterdrückte der damals auch auf dem Gebiete der großen Politik energisch vorgehende König 1546 alle diese Unternehmungen, aber er vermochte doch seine darauf hin von dem Juden Isaak Meyer in Breslau in größerem Umfange geschlagenen Groschen, Pfennige (Taf. XX, Abb. 39) und Heller damit nicht dauernd durchzusehen. Seitdem spiegeln sich die im Reiche seit 1560 lebhafter geförderten Bestrebungen auf dem Gebiete des Münzwesens in den mancherlei meist vereinzelten Stücken ab, die in Breslau erscheinen. Sie bestehen fast ausschließlich in kleiner Münze: Kreuzern, Pfennigen und Hellern, und nur einigen wenigen Tälern (Taf. XX, Abb. 40) und Dukaten. Das Ergebnis zu Ende des Jahrhunderts ist die Herausbildung einer besonderen schlesischen Rechnungsmünze, des schlesischen Talers zu 72 Weißgroschen je zu zwei Kreuzern, und die fortdauernde Unterdrückung der fürstlichen Prägungen. Nur die des Jägerndorfer Markgrafen (Taf. XX, Abb. 37), der auch die Gulden-taler (Taf. XX, Abb. 45) der Reichsmünzordnung von 1559 gewissenhaft übernahm, und die eigentlich nur in raubmünzerischer Nachprägung polnischer Sorten bestehende des Teschener Herzogs (Taf. XX, Abb. 43, 44) erhalten sich trotz der Unfechtungen des Oberamts, von denen bezeichnenderweise Jägerndorf aus politischen Gründen mehr heimgesucht wurde als Teschen. Auch die Goldmünzen nehmen, aber wohl aus Mangel an Metall, zwischen 1570 und 1580 überall ein Ende, nur der Reichenstein liefert seinen neuen Besitzern, den böhmischen Edelherren von Rosenberg, den Stoff zu einer ziemlich beträchtlichen Prägung von Dukaten (Taf. XX, Abb. 38) und Schaustücke.

An den Reichenstein knüpft sich auch der glanzvolle Aufschwung der schlesischen Münzprägung im 17. Jahrhundert. Als Joachim Friedrich von Liegnitz-Brieg 1599 das Bergwerk an sich brachte, konnte ihm seine ohnehin zu Unrecht abgetretene Münzgerechtigkeit nicht länger vorenthalten bleiben. Er hatte zwar nicht mehr Zeit, sich ihrer in großem Umfange zu bedienen, denn er starb bereits 1602; aber seine Söhne haben seine Absichten vollinhaltlich erfüllt und eine Münzreihe hinterlassen, wie wenige selbst größere Reichsfürsten: Gold bis zum Zehndukatenstück, doppelte und einfache Taler nebst den Teilstücken und zahlreiche kleine Sorten, dazu auch Gedächtnismünzen u. dgl. Das von ihnen gegebene Beispiel ahmen alle damals in Schlesien vorhandenen Fürstlichkeiten nach: die zu Ols, Teschen, Jägerndorf, der Liechtensteiner als neuer Herzog von Troppau, der Bischof als Landesherr von Neisse. Auch diese sämtlich mit großen Gold- und Silberstücken und mannigfachem Kleingeld, während die Stadt Breslau sich namentlich in Goldmünzen für ihre Schützenfeste und zu den Besuchen des Landesherrn nicht genug tun kann und erst 1622 wieder Taler schlägt. Die Prägung des Oberlehnsherrn tritt demgegenüber völlig in den Hintergrund.

Auch diese Blüte war, wie dies der gewöhnliche Gang der alten Münzgeschichte ist, nur von kurzer Dauer: ihr Tod war — ebenfalls wie gewöhnlich — die kleine Münze, deren Menge sich bald nach 1600 überall mit unheimlicher Schnelligkeit

mehrte. Bei den Dukaten und Tälern hielt man sich im allgemeinen nach „des Reiches Ordnungen“; mit dem Kleingeld, das angeblich als „Landmünze“ auf das eigene Gebiet des Münzherren beschränkt bleiben sollte, machte man überall „Merkanz“, d. h. man suchte durch ständige Herabdrückung des Schrotes und Kornes daran zu gewinnen. Diese Bewegung nach abwärts fand erhebliche Förderung durch die trotz zahlreicher Strafandrohungen überall verbreitete Sitte des „Pagamentierens“: die „Kipper und Wipper“, wie sie auch genannt werden, wechselten allerorten gutes Geld, und zwar nicht nur Taler, sondern auch Kleinmünze, gegen geringe Sorten ein und führten es, oft in ganzen Wagenladungen, in die Münzstätten, von wo es dann in Gestalt immer schlechteren Geldes denselben Kreislauf aufs neue antrat. Die Allgemeinheit aber spekulierte förmlich mit der Münze, und die Berichte aus jener Zeit strohen von Schilderungen dieses Wahnes, der, vergleichbar dem Goldfieber oder dem Altienschwindel unserer Tage, alle Welt ergriffen hatte. Die Folgen waren: Verschwinden der Dukaten und Taler aus dem Verkehr, Steigerung des durch diese Münzen vorgestellten Wertes bis auf das Zwanzigfache, Sinken der Kaufkraft der umlaufenden Sorten und damit ungeheure Erhöhung aller Preise. Die Münzreihen aber vermehrten sich nicht nur durch den gesteigerten Betrieb in zum Teil jetzt erst eröffneten, zum Teil jahrhundertelang still gelegenen Münzstätten, sondern es treten auch zahlreiche neue Sorten auf, deren Wertangaben vollkommen trügerisch sind; zuweilen stimmen zwei auf derselben Münze erscheinende Bezeichnungen nicht einmal zusammen. Das für diese Zeit kennzeichnende Geldstück ist neben dem Silbergroschen (Taf. XXI, Abb. 54), wie das Dreikreuzerstück von jetzt ab — in Unbetracht seines meist kupfrigen Gehaltes sehr zu Unrecht — genannt wird, der „Vierundzwanziger“ (Taf. XXI, Abb. 46), von dem es nie sicher ist noch je war, ob er 24 Kreuzer oder 24 Weißgroschen zu je 2 Kreuzern vorstellt, und der auch wohl, wenn die Wertziffer weggelassen wird, als Vierteltaler ausgegeben werden kann. Auch Kupfermünzen (Taf. XXI, Abb. 47—53) werden jetzt zum ersten Male geschlagen, und zwar besonders zahlreich von den Städten. Denn an dieser Kippermünzung beteiligen sich nicht nur alle schlesischen Fürsten gleichmäßig, sondern auch mehrere Städte: Breslau, Brieg, Glogau, Goldberg, Kroppen, Liegnitz, Löwenberg, Schweidnitz, Striegau, indem sie ihre alten Münzprivilegien hervorholen oder sich von ihren Landesherrn neue erteilen lassen oder endlich sich das Prägerecht einfach anmaßen. Die Gefährlichkeit dieser Zustände wird zwar schon ziemlich zeitig erkannt und sie bilden einen regelmäßigen Gegenstand der Beratung auf den Fürstentagen, aber das Oberamt meint doch schon 1621: „Münzpunkts Deliberation wäre ganz vergebens, denn Schlüsse und Patente hätten keinen Effekt“. Noch aussichtsloser war freilich der Versuch, durch Prägung eigener ständischer Gemeinschaftsmünzen dem Elend zu steuern. Gleichviel, ob es eine Ausnahmemünzung war wie jene berühmten Klippen von 1621 (Taf. XXI, Abb. 55), die den augenblicklichen Stand der „Valvation“, d. i. des Kurses der Taler, festhalten sollten, oder ob man auch nur Kippermünzen schlug, wie sie, nicht besser als die der einzelnen Münzherren, in den beiden folgenden Jahren mehrfach erschienen: sie halfen nur die Verwirrung mehren. Endlich schritt der Kaiser ein, auch diesmal wieder die Kunst der politischen Lage, die durch den Dresdener Akkord bewirkte Unterwerfung der Schlesier, ausnützend. Mittels Ediktes vom 26. Juni 1623

schloß er sämtliche landesherrlichen und ständischen Münzstätten, setzte die bisherigen Sorten in ihrem Wert erheblich herab und erklärte, das Land selbst mit eigenem Gelde versorgen zu wollen. Und nun folgte der schmählichste Vorgang in dieser an Schamlosigkeiten so überreichen Zeit: der Kaiser läßt in den von ihm neu eingerichteten Münzstätten zu Breslau, Neiße, Oppeln, Ratibor, Glogau und Sagan noch einmal eine Kipperei aufleben, die die der Fürsten völlig in den Schatten stellt. Sehr klein ist die Zahl der offenbar nur probeweise ausgeprägten Taler, unübersiehbar die der Bierundzwanziger und Silbergroschen, zu denen noch eine Menge kleinsten Münzen tritt, darunter das Gröschen (= $\frac{1}{4}$ Silbergroschen), das in geradezu riesigen Massen geschlagen worden sein muß. Allmählich aber sah sich der Kaiser denn doch ebenfalls veranlaßt, diesem Frevel ein Ende zu machen: seit 1626 wird nur noch in Breslau, und zwar neben Dukaten und Tälern Groschen und Kreuzer, geprägt. Eine Frucht dieser Wirren ist auch die Festsetzung des Reichstalers auf 90 Kreuzer.

Fast 20 Jahre hat die Alleinherrschaft gedauert, die die kaiserliche Münze nur zeitweise mit der Wallensteins in Sagan (1629—31) und nur in geringem Maße mit der des Kaisersohnes zu Glatz und der Schautalerprägung des Bischofs (Taf. XXI, Abb. 63) teilte, während die der evangelischen Stände in den Jahren 1634 und 1635 eine kurze Kriegsepisode bildete. Abgesehen von der spärlichen Münzung in Teschen seit 1642 beginnt der neue Abschnitt der Münzgeschichte 1651 mit der reichen Prägung der Herzöge von Liegnitz-Brieg und Wohlau, die erst die allbekannten Münzen mit ihren drei Bildern (Taf. XXI, Abb. 59) ausgeben, dann aber jeder für sich prägen, und denen der polnische Prinz Karl Ferdinand, zugleich Bischof von Breslau, in Oppeln, später der Markgraf von Brandenburg in Kroppen, die Württemberger Herzöge von Öls und die Bischöfe mit sehr umfanglichen Reihen folgen. Besonders ausgezeichnet ist die Öls durch zahlreiche Medaillen und Schaumünzen (Taf. XXI, Abb. 61), das Werk des talentvollen Johann Neidhardt aus Nürnberg. Mit dem kaiserlichen Oberamt gibt es viel Streit, namentlich der Fünfzehn- und Sechskreuzerstücke wegen, mit denen wie mit neuen Gröschen (Taf. XXI, Abb. 58 und 62) eine zweite Periode der Kipperei in den kaiserlichen wie in den fürstlichen Münzstätten arbeitet. Allmählich siegt der Kaiser über seine Mitbewerber und schlägt in der Münze von Breslau, deren Ertrag zu fördern allerlei Projekte auftauchen — u. a. auch 1650 die Prägung niederländischer Taler (Taf. XXI, Abb. 56) —, von 1668 bis 1704 auch in Oppeln und von 1693—1713 in Brieg gewaltige Mengen Geldes (Taf. XXI, Abb. 57). Die herzogliche Prägung besteht demgegenüber schließlich nur noch aus einigen Präventionsmünzen, bestimmt zur Erhaltung des Rechtes: der Auersberge in Münsterberg 1654 und 1762, der Liechtensteiner in Troppau 1728, 1758, 1778, des letzten Württembergers in Öls 1785 und der Bischöfe 1770, 1777, 1796.

Die Einförmigkeit der kaiserlichen Münzreihen, die immer nur das Herrscherbild und den Reichsadler mit wechselndem Brustschild zeigen, hebt sich etwas unter der preußischen Regierung, die in Breslau bis in die 1820er Jahre eine Münzstätte unterhalten hat (Freih. v. Schrötter, Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung. Münzgeschichtlicher Teil. Bd. 2 flg.). Unter Friedrich dem Großen ist von 1743 ab in Breslau sehr lebhaft geprägt worden: zunächst schlesisches Kreuzergeld, auch Gröschen, „Polturen“ und „Denare“, daneben bald Friedrichsdor und

Dukaten, seit 1750 die für den Gesamtstaat durch die Graumannsche Münzordnung vorgesehenen Sorten vom Friedrichsdor bis zum halben Groschen ($1/48$ Taler) und als Provinzialmünzen Stücke zu 18 („Thympe“), 6 („Schoßack“), 3 („Silbergroschen“) Kreuzern, Kreuzer, doppelte und einfache Gröschel. In der Kriegszeit werden in Breslau von dem bekannten Münzpächter Ephraim riesige Massen unterwertigen Geldes geschlagen („Ephraimiten“), nachher bildet die reichliche Prägung von Friedrichsdor einen Gegenstand offenbar fruchtlos gebliebener Bemühung des Königs, während Silbermünzen massenhaft vorhanden sind. Unter den letzteren zeichnen sich die von den Münzlieferanten zu Ehren des Ministers v. Hoym mit dem Datum seines Geburtstags (20. August 1781) geschlagenen Geldstücke durch ganz besondere Seltenheit aus. Unter Friedrich Wilhelm II. tritt eine neue Provinzialmünze, der kupferne Halbkreuzer (Taf. XXI, Abb. 64), auf, die napoleonische Zeit bringt die zweimalige Verlegung der Münze nach Glas, wo man sich mit verschiedenen neuen oder lange nicht mehr geprägten Stücken — zu 18, 9, 3 Kreuzern — versucht, 1810 erscheint das letzte eigens für Schlesien, und zwar in Berlin, geprägte Geldstück, ein kupferner Kreuzer, dann wird die Prägetätigkeit immer schwächer, bis eine Kabinettsorder vom 16. März 1844 die Auflösung des seit 20 Jahren nur noch übrig gebliebenen Münzamts Breslau ausspricht und damit eine 800jährige Geschichte beendet.

Eine kurze Erwähnung verdienen auch die schlesischen Medaillen (zu vgl. insbesondere die verschiedenen Werke des Breslauer Arztes J. D. Kundimann u. Schl. Vorz. Bd. 6, S. 187, 245; Bd. 7, S. 41, 295). Dieser in Italien seit dem 14. Jahrhundert heimische Kunstzweig wird nach 1500 in Deutschland aufgenommen, frühzeitig auch schon in Schlesien. Bischof Johannes V., mit Peter Vischer und Albrecht Dürer in Beziehung stehend, hat als erster im Jahre 1508 ein solches Stück ausgegeben, anscheinend zur Feier eines Besuches seines königlichen Herrn und noch ohne Bildnis. „Konterfett“medaillen haben wir erst 30 Jahre später, meist wohl von der Hand nichtschlesischer Künstler; sie bilden Privatleute ab: Lozan, Jenckwitz, Niebisch, Lausnitz, denen um 1570 verschiedene Fürstlichkeiten folgen, namentlich der kunstfeste Georg von Brieg, in dessen Auftrage auch der bald darauf nach Dresden übergesiedelte Tobias Wolf gearbeitet hat. Das 17. Jahrhundert ist die Blütezeit der fürstlichen Medaille, die sowohl in der Form des ovalen Gnadenpfennigs, wie auch des großen mit Allegorien verzierten Schaustückes auftritt. Neben den beiden Rieger sind namentlich der bereits erwähnte Johann Neidhardt, der hauptsächlich für die Ösler Herzöge arbeitete, und Johann Buchheim zu nennen; beide überragt der Breslauer Goldschmied Vogt, der sich auch in der damals schon fast ganz abgekommenen vornehmen Technik des Gusses versucht. Im 18. Jahrhundert, das hauptsächlich die drei Ritter vertreten, beginnt die immer mehr anschwellende Reihe der geprägten, oft ziemlich rohen und kindlichen Geschichtsmedaillen die Stücke mit persönlicher Beziehung zu überflügeln: die schlesischen Kriege, die „Heimsuchungen Gottes in Born und Gnade“ die kirchlichen Jubelfeiern, zuletzt noch Ausstellungen und Feste aller Art bilden seither die auch heut noch meist mit sehr viel mehr gutem Willen als künstlerischem Vermögen „verherrlichten“ Gelegenheiten. Die neuerlich wieder aufgelebte Gusskunst hat aber auch bei uns, besonders in einigen Arbeiten von E. Seger, erfreuliche Früchte gezeitigt.

Tabelle der wichtigsten Gewichts-, Zähl- und Münzwerte.

1. Die Breslauer (polnische) Mark.

1 Mark = 4 Dierbung = 16 Lot = 24 Słot = 96 Quart

a) bis zum Jahre 1300:

Gewicht	155,853	38,963	9,741	6,496	1,623 g
Wert in feinem Silber . . .	28,05	7,01	1,75	1,17	0,29 M.
Wert in 12lötigem Silber . .	21,03	5,25	1,31	0,58	0,22 "
Wert in feinem Gold (1:8) .	224,40	56,10	14,02	9,35	2,34 "

b) nach dem Jahre 1300:

Gewicht	187,024	46,756	11,689	7,793	1,948 g
Wert in feinem Silber . . .	33,66	8,41	2,10	1,40	0,35 M.
Wert in feinem Gold (1:10) .	336,64	84,16	21,04	14,03	3,50 "

2. Die böhmischen Groschen.

	polnische Mark	Schock	schwere Mark
Stück auf die Mark	1 Stück	48 Stück	60 Stück
		64 Stück	

a) nach den Münzgesetzen:

Wenzel II	60 zu 3,89 g u. 16 Lot.	Wert 0,70	33,64	42,08	44,86 M.
Karl IV	70 " 3,34 " 14 "	0,53	25,24	31,56	33,66 "
Wenzel IV	96 " 2,43 " 12 "	0,33	15,74	19,68	20,99 "
Ende d. 15. Jhdts.	120 " 1,53 " 16 "	0,35	16,82	21,04	22,43 "

b) nach den vorhandenen Münzen:

Wenzel II	63 zu 3,7 g u. 15 Lot.	Wert 0,64	30,77	38,46	41,02 M.
Karl IV	69 " 3,4 " 12 "	0,46	22,03	27,54	29,38 "
Wenzel IV	90 " 2,6 " 9 "	0,26	12,62	15,78	16,83 "
Ende d. 15. Jhdts.	83 " 2,8 " 7 "	0,22	10,80	13,50	14,40 "

3. Das mittelalterliche Geld.

	Gewicht g	Feingehalt	Wert (annähernd)
Pfennige 1180—1210	0,18	14	0,028 M.
1230—1260	0,54	14	0,085 "
1260—1290	0,32	12	0,043 "
1290—1325	1,68	14	0,264 "
Heller bis 1450	0,25	5	0,014 "
" 1475	0,2	3 $\frac{1}{2}$	0,008 "
Groschen " 1470	2,2	5	0,12 "
" 1505	2,08	6	0,14 "
" 1517 flg.	2,00	5 $\frac{1}{2}$	0,12 "
Pölchen " 1517 flg.	0,93	5	0,05 "

4. Das Geld der Neuzeit (Annäherungswerte).

Dukaten	= 9,63 M.	Silbergroschen $\frac{1}{50}$ Reichstaler	= 0,143 M.
Rheinischer Gulden	= 5,58 "	Weißgroschen	= 0,095 "
Reichstaler	= 4,28 "	Gröschel ($\frac{1}{4}$ Silbergroschen) . .	= 0,036 "
Schlesischer Taler	= 3,42 "	Denar ($\frac{1}{12}$ Silbergroschen) . .	= 0,012 "
Groschen $\frac{1}{21}$ Reichstaler . . .	= 0,204 "	Heller ($\frac{1}{12}$ Weißgroschen) . .	= 0,008 "
" $\frac{1}{24}$ "	= 0,178 "		

Erklärung der Tafeln XIX—XXI.

Taf. XIX. Abb. 1—7. Brakteatenpfennige der Zeit von 1170—1210. 1. Bild des Herzogs DV—X über der Mauer der durch die Inschrift VRATIZlavia gekennzeichneten Hauptstadt. 2. SCS IOHS CARITAS um ein Ankerkreuz. 3. S. IOHS. B[aptista] Adlerflug; der Adler also überall der heraldische, nicht der des Evangelisten. 4. BOLEZlaus Brustbild dieses Herzogs im Gebäude. 5. S. IOHS BAptista Profilkopf in Einfassung; unten die Lilie. 6. Aus S. Johannes entstellte wirre Umschrift. Hoher Kopf. 7. MESCo Brustbild dieses Herzogs. Abb. 8—18. Brakteatenpfennige der Zeit von 1230—1290. 8. HEINRICVS DVX Heinrich I. 9. Schlüssel mit Adlerflug. Liegnitz. 10. Wappenbild von Oppeln: halber Adler und halbes Kreuz. 11. Wappen Leliwa: Mond und Stern. 12. Die Lilie. 13. Gebäude mit Adlerflügeln. 14. Helm der Familie von Tschammer. 15. Sog. Wappen des Peter Wlast. 16 u. 17. Hufeisen und Schlüssel, ganzer und halber Pfennig. 18. Pflanzenmotiv. Abb. 19—21. denarii quartenses. 19. GROSSI GLOGOI Glogau. 20. GALEA DVCIS BOLCONIS Bolko I von Schweidnitz. 21. H EPISCOPI VRCATI DE NICA Rf. ECE EST AGNVS DEI Bischof Heinrich von Neisse. Abb. 22—30. Heller, parvi. 22. Viertel eines quartensis von Schweidnitz. Betender Engel. 23. Boleslaw III von Liegnitz-Brieg. Zwei Helme. 24. Stadt Glogau um 1350. 25. WENCSLAWS Monogramm rex. Rf. NEISER HELLer Lilie. 26. Hohlheller Bischof Wenzels. Johanneskopf. 27. IOHANS Rf. SAGANI. 28. Glazier Heller des Königs Georg Podiebrat von Böhmen. 29. Stadt Beuthen O/S. Beiderseits MONETA BITV Arbeitender Bergmann. 30. Stadt Freistadt. M (Stadtzeichen) Rf. Wladislaus II. König von Böhmen. Abb. 31. Floren des BOLCO DVX SWYD mit der Lilie und dem Täufer. Abb. 32. Groschen Bischof Johans V Turzo 1506. Abb. 33. Rheinischer Goldgulden von Albrecht und Karl von Münsterberg-Oels 1510.

Taf. XX. Abb. 36. Rheinischer Goldgulden der Stadt Breslau 1531. Abb. 37. Dukat Jägerndorf 1561. Abb. 38. Dukat Rosenberg (Reichenstein) 1584. Abb. 39. Breslauer Pfennig König Ferdinands 1547 mit Silesia. Abb. 40. Breslauer Taler König Ferdinands 1564. Abb. 41. Taler der Stadt Breslau 1543. Abb. 42. Dreigrößscher Markgraf Johans zu Kroffen. Abb. 43 u. 44. Tschner Nachahmungen polnischer Münzen 1510. Abb. 45. Guldenaler Jägerndorf 1569.

Taf. XXI. Abb. 46. Ohlauer Bierundzwanziger 1621. Abb. 47—53. Kupfermünzen: Liegnitz (fürstl.), Goldberg, Liegnitz, Oels (fürstl.), Brieg (2 fürstl.), Brieg. Abb. 54. Silbergroschen Gabriel Bethlens von Oppeln 1622. Abb. 55. Goldne Klippe der Stände zu 12½ Taler. Abb. 56. Breslauer Löwentaler Ferdinands III 1650. Abb. 57. Breslauer Halbdukat Leopolds 1664. Abb. 58. Kaiserliches Gröschel 1699. Abb. 59. Doppeldukat der Herzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1659. Abb. 60. Luise von Liegnitz, Vierteldukat 1674. Abb. 61. Sylvius Friedrich von Oels, Dukat 1672. Vermählung mit Eleonore Charlotte. Abb. 62. Oelscher Gröschel 1695. Abb. 63. Achteckiger Taler des Bischofs Karl Ferdinand 1639. Abb. 64. Schlesischer Halbkreuzer 1788.

VI.

Die katholische Kirche in Schlesien.

Von Dr. theol. Franz Xaver Seppelt-Breslau.

Die Anfänge des Christentums in Schlesien zur Darstellung zu bringen, ist eine Aufgabe, der nicht bloß jene Schwierigkeiten sich entgegenstellen, mit denen die Forschung über so frühe Zeiten gemeinhin zu kämpfen hat, und die vornehmlich in der Lückenhaftigkeit und dem Mangel zuverlässiger Quellen begründet sind. Schlimmer ist es, wenn eine ohnehin färgliche Überlieferung durch spätere tendenziöse Geschichtsschreibung für Jahrhunderte verdrängt worden ist, und diese tendenziöse Erfindung ihren Platz eingenommen hat. So aber ist es mit unseren Kenntnissen von der Frühzeit des Christentums in Schlesien. — Bis in unsere Tage hinein ist als die schier unerschütterliche Grundlage unseres Wissens über Schlesiens kirchliche Vergangenheit die Summe von Angaben angesehen worden, die Johannes Olugosz (1415—1480) in seinen Werken darbot. Wenn man bedenkt, mit welchem Eifer und Geschick der Krakauer Domherr gewaltige Stoffmassen in seinen zahlreichen Geschichtswerken aufgehäuft, und mit welch glänzendem Darstellungstalent er die ungeheuren Materialien zu kunstvollen Darstellungen gestaltet hat, so wird sein Ansehen verständlich; bedeutet doch unzweifelhaft seine schriftstellerische Tätigkeit den hochragenden Gipfel der polnischen Historiographie des Mittelalters. Und doch ist dieses sein Ansehen vom Standpunkt der schlesischen Kirchengeschichte durchaus zu bedauern, denn jenen Vorzügen stehen als schlimme Mängel gegenüber seine ungezügelte Lust, zu kombinieren und ohne Scheu durch freie Erfindungen die Lücken der Überlieferung zu ergänzen, ferner — und das wiegt noch schwerer — sein mangelnder Wahrheitsfond und sein nationaler Chauvinismus, der voller Gehässigkeit auch vor Lüge und Verleumdung nicht zurück-scheut. — —

Wie die Dinge liegen, muß man die schlesische Kirchengeschichte mit Angaben darüber beginnen, wie die Christianisierung nicht erfolgt ist. — Davon, daß am Lätaresonntag des Jahres 966 auf Befehl des Polenherzogs Misoko allenthalben die Götzenbilder in Schlesien gestürzt worden wären, und nun die Bewohner des Landes sich dem christlichen Glauben zugewandt hätten, ist keine Rede. Denn ganz abgesehen davon, daß dieser Erzählung des Olugosz eine irrite Vorstellung von der Christianisierung Polens zugrunde liegt, ist zu beachten, daß die Annahme des Christentums seitens der Polen für Schlesien ohne Bedeutung und Einfluß war, weil Schlesien damals durch keinerlei politische Bande an Polen geknüpft war. — Die erste Kunde vom Christentum ist vielmehr von Böhmen aus in unsere Heimat gekommen. Wir wissen nichts Näheres von jenen ersten Glaubensboten, aber das läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten, daß die beiden Slawen-apostel Cyrill und Methodius, oder vielmehr Methodius allein, nicht als Missionäre in Schlesien gewirkt haben, so wenig wie Method als Apostel Böhmens bezeichnet werden darf. Von Deutschland her ist das Licht des christlichen Glaubens ins Böhmerland gebracht worden, dem hl. Veit zu Ehren, bei den Sachsen hochverehrt, erbaute Herzog Wenzel die Hoffkirche auf seiner Burg zu Prag. So wurde

auch, als — wohl noch gegen Ende der Regierung Ottos des Großen, sicher aber auf seine Anregung hin — die Gründung des Bistums Prag erfolgte, das neue Bistum dem Erzbistum Mainz unterstellt. Wie auch sonst in ottonischer Zeit bei Bistumsgründungen im kolonialen Osten erfolgte die Umgrenzung des neuen Sprengels durch Zuweisung einer Anzahl Gaue. Nach der alten Grenzbeschreibung des Prager Bistums, die uns allerdings nur in einem Diplom vom Jahre 1086 in verstümmelter Form erhalten ist, haben auch die schlesischen Gaue großenteils zum Prager Bistum gehört. Freilich lange dauerte die kirchliche Verbindung mit Böhmen nicht, und bedeutend wird man sich die kirchlichen Einwirkungen von dieser Seite nicht vorstellen dürfen. So fehlt z. B. jeglicher Anhalt dafür, daß Adalbert von Prag persönlich in Schlesien gewirkt habe; denn die auffällige Tatsache, die man als Beweis für eine derartige Tätigkeit des Heiligen in Anspruch nahm, daß Nimptsch, Breslau und Militsch sehr alte Kultstätten zu Ehren Sankt Adalberts aufweisen, hat Partsch in glücklicher Weise dahin gedeutet, daß diese Orte Hauptstationen der Pilgerzüge waren, die von Böhmen aus zum Grab des Heiligen nach Gnesen wallfahrteten.

Als durch die kühne Eroberungspolitik des Herzogs Misko von Polen die politische Verbindung Schlesiens mit Böhmen aufhörte, löste sich auch die kirchliche Verbindung. Im Jahre 1000 oder kurz zuvor wurde im natürlichen Mittelpunkt Schlesiens, in Breslau, ein Bistum gegründet, und dieses der neuen Metropole Polens, dem Erzbistum Gnesen, unterstellt, das Otto III. am Grab seines Freundes Adalbert im Jahre 1000 begründete. Johannes war der Name des ersten Breslauer Bischofs.

Mit Recht hat man diese Lösung der polnischen Kirche von der deutschen — denn bis dahin hatte die polnische Kirche dem Erzbistum Magdeburg unterstanden, das wenige Jahrzehnte zuvor als Mittelpunkt der Mission für die slawischen Länder an des Reiches Grenze gegründet worden war — und ihre Selbständigmachung vom deutsch-nationalen Standpunkt aus herb getadelt. Nicht minder verfehlt und kurzfristig aber war sie auch vom kirchlichen Standpunkt aus. Denn weit entfernt, daß die junge polnische Kirche die Kraft besessen hätte, im Sinne Ottos III. das Werk der Mission fortzuführen, für das Adalbert in Preußen sein Blut vergossen¹, waren die kirchlichen Verhältnisse noch so wenig fest gegründet, daß nun, da der Rückhalt der mächtigen deutschen Kirche fehlte, zeitweise sogar der Bestand des Christentums in Polen gefährdet wurde, und daß dann noch auf Jahrhunderte die kirchlichen Zustände unbefriedigend und klaglich blieben — bis wieder eine lebensvolle Verbindung mit der Kirche Deutschlands und vor allem mit Rom hergestellt wurde. — —

In den Wirren, die nach dem Tode des Boleslaus Chabri (1035) über das Polenreich hereinbrachen, und die eine Reaktion des Heidentums zur Folge hatten, ist auch das Breslauer Bistum wieder untergegangen. Wie ausgelöscht ist infolgedessen die Erinnerung an diese erste Zeit des Christentums in Schlesien. Die Breslauer Bischofskataloge, deren ältester im Kloster Heinrichau etwa 1270 geschrieben wurde, wissen nichts von jener Gründung des Bistums im Jahre 1000 und dem

¹ Als Boleslaus III. mit der Einnahme Stettins die Eroberung Pommerns vollendet hatte (1120/21), wies die polnische Kirche nicht die nötigen Kräfte auf, das Missionswerk in Pommern zu übernehmen: man mußte sich an die deutsche Kirche um Hilfe wenden; Otto von Bamberg ist der Apostel des Pommernlandes geworden.

Bischof Johannes; sie sehen, indem sie Kasimir, der das Christentum in Polen wiederherstellte, als Begründer des Breslauer Bistums ansehen, an die Spitze ihrer Bischofsreihen Hieronymus, dessen Weihe ins Jahr 1051 fiel. Und als dann die polnischen Chronisten fälschlich schon Miseko als den Organisator der christlichen Kirche in Polen zu feiern begannen, meinte man auch die Gründung des Breslauer Bistums in jene Zeit (966) ansehen zu dürfen, und trug schließlich auch keine Bedenken, für die Zeit von 966 bis zum Weihejahr des ersten beglaubigten Bischofs (1051) eine Bischofsreihe zu erfinden und infolge argen Missverständnisses einer chronikalischen Notiz Schmogrou und Riezen (bei Brieg) als ihren Bischofsstuhl in diesem Jahrhundert zu nennen.

Es sind fast nur die Namen und einige kärgliche Notizen, welche uns von den Nachfolgern des Hieronymus auf dem Breslauer Bischofsstuhl bis zum Jahre 1200 überliefert sind. Nur einer von ihnen, Walter (1149 – 1169), gewinnt für uns greifbare Gestalt. Durch ihn, der selbst dem Westen, der Lütticher Diözese, entstammte, wurden die kirchlichen Beziehungen mit dem Abendland neu geknüpft, um dadurch etwas von dem Aufschwung und den Reformen, die das Zeitalter Bernhards von Clairvaux der Kirche brachte, auch seiner Diözese zu sichern. Als Helfer bei seinen Reformbestrebungen berief der Bischof Mitglieder des unlängst von Norbert von Xanten gestifteten Prämonstratenserordens und wies ihnen die Abtei bei dem Martinskirchlein auf der Dominsel zu. In deren Nähe erhob sich auch der romanische Steinbau der neuen Kathedrale, welche den alten Holzbau auf dem linken Oderufer ersetzten sollte¹. Beachtenswert ist es, daß aus seiner Regierungszeit zuerst uns Kunde wird von Beziehungen der Breslauer Kirche mit dem Papsttum: auf des Bischofs Bitten hat Papst Hadrian IV. das Breslauer Bistum feierlich in seinen Schutz genommen und den Güterbesitz desselben bestätigt. Die Schutzurkunde Hadrians lehrt uns, indem sie die zum Bistums-sprengel gehörigen Kastellaneien aufzählt, den Umfang des Bistums: er deckt sich mit der sacra Silencii povincia, die zu gleicher Zeit (1163) den aus der Verbannung heimkehrenden Wladislaiden als Erbteil übergeben wurde². Nicht minder wertvoll ist es, daß die Bulle uns auch über den Besitz des Bistums Aufschluß gibt: von zahlreichen über das ganze Land zerstreuten Besitzungen abgesehen, war, wohl schon von den Seiten der Gründung des Bistums her, das geschlossene Gebiet der Kastellanei Ottmachau Kirchenland, über das der Bischof als herzoglicher Kastellan gebot; nur dadurch erhob er sich über die sonstigen Kastellane, daß ihm für Lebenszeit die Gewalt über das Kastellaneigebiet zukam und ihm die Einkünfte desselben zu eigenem Gebrauch und freier Verfügung blieben. Als Besitztum des Domkapitels wird die Kastellanei Militsch aufgeführt.

Mag immerhin des Bischofs Walter Hirtentätigkeit in mancher Hinsicht eine Besserung der kirchlichen Zustände gebracht haben — eine Epoche bedeutet sein

¹ Bei dem Mongoleneinfall (1241) ist er spurlos zerstört worden. Den Neubau der Taf. XXII. jetzigen Kathedrale auf der Ostseite der Dominsel begann Bischof Thomas I. im Jahre 1244.

² Von der heutigen Provinz Schlesien gehörte nicht zum Bistum Breslau: 1. die Grafschaft Glatz, die noch heut dem Erzbistum Prag unterstellt ist; 2. das noch heut zum Fürsterzbistum Olmütz gehörige Archipresbyterat Ratibor (Teile der Kreise Leobschütz und Ratibor); 3. die Lausitz, die bis 1821 Meißen unterstand, und 4. die Kreise Beuthen und Pless, die ebenfalls erst 1821 von Krakau abgezweigt und wie die Lausitz zum Breslauer Bistum geschlagen wurden.

Episkopat nicht. Auch auf kirchlichem Gebiet brach erst dann wirklich eine neue — und bessere — Zeit an, als die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Landes eine durchgreifende Änderung erfuhren. Diese grundstürzende Änderung brachte aber erst die deutsche Kolonisation — sie ist auch für die Kirchengeschichte Schlesiens ein epochemachendes Ereignis.

So darf man, ohne in die Irre zu gehen, für die gesamte slawische Zeit bis um das Jahr 1200 im ganzen ein Sichgleichbleiben der kirchlichen Verhältnisse behaupten. Sie waren wenig zufriedenstellend. Die Landesburgen, der Sitz der Kastellane, waren die ältesten und auch fast die einzigen Stätten, an denen Kirchen sich erhoben, es waren dürftige Holzbauten; es wäre ein Anachronismus zu meinen, daß die Kirchenbauten jener Zeit, und so auch die Kirchen, die dem Grafen Peter Wlast, dessen Persönlichkeit reicher Legendenwuchs nur in unsicheren Umrissen zu erkennen gestattet, ihre Entstehung dankten, mehr als Schrotholzbauten gewesen seien. — Die Sprengel der Pfarrer umfaßten eine große Zahl der kleinen slawischen Rundlingsdörfer in weitem Umkreis: für das ganze Kirchenland, die Kastellanei Ottmachau, ist die Kirche bei dieser Burg lange Zeit die einzige Pfarrkirche gewesen. Den wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend bestanden die pfarrlichen Einkünfte in dem Zehnten, der, soweit er von Feldfrüchten zu leisten war, in Naturalien vom Feld abgeholt wurde. Aber noch waren die Pfarrsprengel nicht fest umschrieben. Hier und da erhoben sich auf dem Lande Kirchlein, von dem Adel gestiftet; ihnen durfte der Adel nach dem Ritterrecht (*ius militale*), das erst im Laufe des 13. Jahrhunderts allmählich beseitigt wurde, ohne Rücksicht auf die Pfarrkirche seinen Zehnt zuwenden, und jene Kirchen waren völlig in seiner Hand, sie trugen ganz ausgesprochen den Charakter von Eigenkirchen. — Vielseitig verschwistert und verschwägert mit der Schlachta war der Klerus, der aus deren Reihen sich ergänzte. Seine Zahl war sicher gering, und wie in Böhmen mag es auch in Schlesien vorgekommen sein, daß Laien, ohne die Weihe erhalten zu haben, Leutpriesterstellen versahen. Alter Sitte folgend lebten die Priester in der Ehe, noch im 13. Jahrhundert mußten Päpste und Legaten gegen den Brauch der Priesterehe ankämpfen. Denn wirkungslos war für die schlesische wie für die ganze slawische Kirche die gregorianische Reformbewegung gewesen. Zwar blieben dem scharfblickenden Auge Gregors VII. die Mißstände keineswegs verborgen — in einem Brief vom Jahre 1075 an den Polenherzog führt er lebhafte Klage über dieselben, und auch im Lande selbst hat man das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit der kirchlichen Verhältnisse, so daß man sich z. B. — freilich ohne Erfolg — bemühte, Bernhard von Clairvaux für das Reformwerk zu gewinnen; aber im Grunde genommen war doch diese kirchliche Lage zu sehr durch den Gesamtzustand des Landes bedingt, als daß Reformbemühungen hätten zum Ziel führen können, ehe die Voraussetzungen der Besserung geschaffen waren.

Das zeigt auch die Geschichte der Klöster, die in die slawische Zeit hinaufreichen. Die beiden Benediktinerniederlassungen, deren Gründung in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erfolgt war, St. Vincenz auf dem Elbing bei Breslau, und Leibus, konnten nicht zu gedeihlicher Entwicklung kommen, so daß ihre Insassen, polnische Benediktiner, schließlich entfernt werden mußten. Prämonstratenser und Cistercienser traten an ihre Stelle. Deren Niederlassungen war ebenso wie der der Augustinerchorherren aus der Kongregation von Arrouaix in Flandern, die anfänglich in Gorkau, dann auf dem Breslauer Sand sich angesiedelt, ein besseres

Gedeihen beschieden; denn nach der Verfassung dieser Orden blieben — im Gegensatz zu den Benediktinern, bei denen jedes Kloster völlige Selbständigkeit besaß und daher auf sich allein angewiesen war — die neubegründeten Klöster derselben in engen Wechselbeziehungen zum Mutterkloster und zu dem übrigen Orden, so daß den Neugründungen ein fester Rückhalt, was Ordensgeist und Disziplin betrifft, aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht gegeben war. Aber wir wissen doch aus den Versus Lubenses, daß trotzdem die Mönche von Leubus in dem unwirtlichen Land mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Der Beginn der deutschen Kolonisation Schlesiens im Anfang des 13. Jahrhunderts bedeutet auch den Beginn einer neuen Periode der heimatlichen Kirchengeschichte.

Die Forderungen der deutschen Kolonisten, deren Erfüllung die Voraussetzung war für ihre Bereitwilligkeit, sich im fernen Osten anzusiedeln, bezogen sich nicht nur auf die rechtliche Sonderstellung und auf wirtschaftliche Vorteile, sie erstreckten sich auch auf das kirchliche Gebiet. Wo immer ein Dorf nach deutschem Recht von deutschen Ansiedlern angelegt wurde, beanspruchten sie, daß für die Dorfgemarkung eine eigene Pfarrei errichtet wurde, so wie auch bei der Absteckung der neugegründeten Städte alsbald der Platz der Pfarrkirche neben dem Mittelpunkt der Stadt, dem Markt, bestimmt wurde. So hat im Laufe des 13. Jahrhunderts die Zahl der Pfarreien eine gewaltige Vermehrung erfahren: während im Bezirk der Kastellanei Ottmachau in slawischer Zeit eine, dann vier Pfarreien bestanden, stieg ihre Zahl im Laufe des 13. Jahrhunderts infolge der deutschen Besiedlung des Kirchenlandes auf 57. Dem Unterhalt des Pfarrers diente vornehmlich die Widmung von ein oder zwei Hufen, die bei der Aufteilung der Feldflur ausgesondert wurden. Jetzt erst kam eine geordnete Parochialeinteilung Schlesiens zum Abschluß; über ihr erhob sich nun die Archidiaconatseinteilung des Bistums, die den Zwecken der Verwaltung und Visitation diente.

Es liegt auf der Hand, daß diese gewaltige Vermehrung der Pfarreien eine viel intensivere Seelsorge ermöglichte, als dies früher möglich gewesen war, und daß überhaupt der Einfluß der Kirche nun eine beträchtliche Steigerung erfahren mußte. — Freilich schuf diese große Umwälzung aller Verhältnisse auch mancherlei Schwierigkeiten, die nur allmählich und mühsam sich beseitigen ließen. So wurden, als die deutsche Kolonisation in die schon besiedelten slawischen Gebiete vordrang, die Pfarrrechte und Einkünfte der bestehenden slawischen Pfarrsprengel bedroht, zumal die deutschen Kolonisten nicht zur Entrichtung des Zehnten nach bisheriger Art und in dem bis dahin gebräuchlichen Umfang zu bewegen waren. So kam es zu den Zehntstreitigkeiten, die zu harten, langdauernden Konflikten führten, in denen dann Bann und Interdikt mehr als einmal so rasch und unbedacht verhängt wurden, daß diese geistlichen Waffen bald stumpf wurden. Schließlich aber gelang es, durch Einführung des Malterzehnten und Bischofsvierdings für die deutschen Ansiedler eine Lösung zu finden, die mit der Wahrung der kirchlichen Ansprüche verständiges Entgegenkommen gegenüber den Wünschen der deutschen Ansiedler verband und so auch der Kirche die gewaltigen Vorteile der deutschen Kolonisation sicherte.

Mit Recht hat man es als das große Verdienst des Bischofs Lorenz, in dessen Regierungszeit (1207—1222) der Beginn der deutschen Besiedlung durch die Initiative der herzoglichen Gewalt fiel, bezeichnet, daß er die Bedeutung jener

auch für das kirchliche Gebiet wohl erkannt hat: durch ihn ist mit der deutschen Kolonisation des Kirchenlandes tatkräftig begonnen worden. Das bis dahin allein besiedelte Gebiet um die Burg Ottmachau und an der Neiße entlang, das auch zunächst noch unter polnischem Recht verblieb, trat nun allmählich immer mehr zurück gegenüber den weiten bisher menschenleeren waldbedeckten Strecken, auf denen jetzt mit überraschender Schnelle eine große Zahl deutscher Dörfer um die neuen deutschen Stadtanlagen, namentlich Neiße, aus dem Boden wuchsen. Nicht nur die materiellen Hilfsquellen des Bistums haben dadurch eine vielfältige Vermehrung erfahren, viel bedeutsamer noch war es, daß mit der erhöhten Machtstellung des Bischofs auch seine politische Bedeutung und rechtliche Stellung gegenüber dem Herzog eine Änderung erfuhr, indem der Reihe nach die herzoglichen Rechte in seine Hand kamen, bis der Bischof schließlich souveräner Landesherr für das geschlossene Bistumsland geworden war.

Die deutsche Kolonisation öffnete den kulturellen Einflüssen des Westens eine breite Eingangspforte: rasch fand die höhere Kultur der Heimat der Ansiedler in Schlesien eine Stätte. Damit hatte aber auch die Isolierung der schlesischen Kirche, von der man in der rein slawischen Zeit ohne Übertreibung sprechen kann, ihr Ende erreicht. Von nun ab steht die schlesische Kirche in engster vielfältiger Beziehung zur übrigen Kirche, namentlich zum Papsttum: die Päpste des 13. Jahrhunderts haben auf die kirchlichen Verhältnisse des fernen Nordosten ihr besonderes Augenmerk gerichtet, die häufige Entsendung päpstlicher Legaten und die bedeutsamen Einwirkungen, die von ihnen ausgegangen, sind dafür das beste Zeugnis. War bis 1200 die schlesische Kirche in ihrer Entwicklung auf einer Stufe verharrt, welche die übrige abendländische Kirche seit der gregorianischen Epoche in hartem Kampf überwunden hatte, so wurde jetzt in Schlesien diese Entwicklung unter dem von außen kommenden Einfluß rasch nachgeholt. Das war auch in Schlesien ohne schwere langwierige Kämpfe nicht möglich. Hatte man bislang das Eingreifen der herzoglichen Gewalt in innerkirchliche Dinge bei Pfründenverleihungen und sonstigen Gelegenheiten auf Grund eines unbeschränkten Patronatsrechtes als selbstverständlich hingenommen, so bildete nun die Ausschaltung dieser Einflüsse nur ein vorläufiges Ziel; das Endziel des Strebens wurde es, der schlesischen Kirche zu dieser kirchlichen Freiheit und Selbständigkeit auch die bevorrechtete Stellung des Klerus und der Hintersassen der Kirche in weltlicher Hinsicht zu erringen, die anderwärts schon längst auf Grund der kanonischen Satzungen zur Anerkennung gebracht war: es sollten die Kirchenuntertanen in dem stetig anwachsenden Kirchenbesitz der richterlichen Gewalt der Herzöge entzogen und ihre Immunität gesichert werden. Die wichtigsten Abschnitte der darob entbrannten Kämpfe liegen in der Regierungszeit Bischofs Thomas I. (1232—1268). Von päpstlicher Seite waren dem Bischof die Programmpunkte für die Erreichung der Freiheit der Kirche im einzelnen vorgezeichnet worden, aber auch bei der Durchführung derselben fehlte es ihm nicht an tatkräftiger Hilfe seitens des Papsttums; diesem festen Rückhalt, den ihm die päpstliche Machtstellung bot, hatte Thomas I. es mehr noch als seiner eigenen Tüchtigkeit zu danken, daß ihm der Sieg beschieden war. Freilich ist auch dadurch der Kirche der Sieg erleichtert worden, daß ihr keine einheitliche starke Staatsgewalt gegenüberstand, seit die Teilung des Landes in eine Reihe selbständiger, sich häufig befehdender Herzogtümer eingesetzt; gerade diese Teilung der bis dahin einheitlichen herzoglichen Gewalt aber mußte die bis-

herige Abhängigkeit der Kirche unerträglich erscheinen lassen und so einen weiteren Ansporn bilden, eine Änderung herbeizuführen. — Dem Neffen und Nachfolger Thomas I., Bischof Thomas II. (1270—1292), war es beschieden, die Früchte der Kämpfe zu ernten, nachdem freilich auch er wie sein Oheim wiederholt in arge Bedrängnis gekommen war: im Jahre 1290 wurde der Bischof der unumschränkte Landesherr in dem alten Kirchenland Ottmachau-Neisse: als Gleichberechtigter trat der frühere herzogliche Beamte in die Reihe der schlesischen Fürsten. — Be- trachtet man dieses erbitterte Ringen zwischen Staat und Kirche von dem Stand- punkt der allgemeinen mittelalterlichen Entwicklung, dann verliert die Frage nach Anteil und Schuld der beteiligten Personen an den Kämpfen das Interesse und die Berechtigung; denn diese waren begründet in dem tiefen Gegensatz prinzipieller Ansprüche, und die rücksichtslose Energie, der unbeugsame Starrsinn und die ungezügelte Wildheit haben der unausbleiblichen Auseinandersetzung nur die Schärfe und Verbitterung verliehen. Alm meistens beachtenswert erscheint es, daß im Verlaufe des Kampfes ein Teil des Klerus dem Bischof Thomas II. die Ge- folgschaft weigerte und auf die Seite des Herzogs trat, und daß auch nationale Gegensätze in der feindlichen Auseinandersetzung Bedeutung gewannen, seit die Mehrzahl der schlesischen Minoritenkonvente, die gleichfalls zum Herzog hielten, aus dem Verband der polnischen Ordensprovinz ausschieden und in die deutsche übertraten.

Der durch die deutsche Kolonifierung des Landes bedingte Aufschwung der materiellen und geistigen Kultur, und die in hartem Kampf errungene Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche schufen die Voraussetzungen für eine Blüte des kirchlichen Lebens. Jetzt erst konnten die alten Klöster, mit reichen Schenkungen bedacht, sich kräftig entwickeln, und eine lange Reihe neuer Stiftungen, von denen das Cistercienserinnenstift in Trebnitz, eine Stiftung Herzog Heinrichs des Bärtigen, und die Cistercienserklöster zu Camenz und Heinrichau die bedeutendsten sind, traten jenen zur Seite. Ihrer aller Verdienste um die wirtschaftliche Kultur unserer Heimat sind unvergänglich, und was sie für die sittliche und religiöse Förderung der Bewohner getan, soll ihnen unvergessen bleiben. Ihre Arbeit auf dem flachen Land fand seine notwendige Ergänzung in dem Wirken der Söhne des hl. Dominikus und Franziskus, die wie anderwärts auch in Schlesien mit er- staunlicher Raschheit in den aufblühenden Städten Niederlassungen begründeten, um der religiösen Not der schnell wachsenden städtischen Bevölkerung zu steuern.

Es würde etwas fehlen in dem Bild der kirchlichen Verhältnisse des 13. Jahr- hunderts, würde nicht wenigstens der Name Sankt Hedwigens genannt, der fürst- lichen hehren Frau, die durch Werke der Frömmigkeit und erbarmender Nächsten- liebe ein hellleuchtendes Beispiel gab und sich in der Verehrung und Dankbarkeit der Schlesier das schönste Denkmal schuf.

Die Herrschaft der Luxemburger in Schlesien war auch in kirchlicher Hinsicht eine Zeit der Blüte und des Hochstandes; es ist die Zeit, da der Reichtum mate- rieller Hilfsmittel und die achtunggebietende Machstellung der Bischöfe dem Breslauer Bistum den Namen des „goldenem“ schufen. Waren auch die Vor- bedingungen günstig, so ist doch diese Glanzzeit des Bistums zum guten Teil den hervorragenden Männern zu danken, die damals der Breslauer Kirche vorstanden, vor allem Heinrich von Würben (1302—1319) und Preczlaw von Pogarell (1341—1376). Des ersten bleibende Bedeutung beruht auf der umsichtigen

Organisationstätigkeit, die er entfaltete. Das Formelbuch des Arnold von Prozan, das Wattenbach der Forschung bereitgestellt hat, gewährt lehrreiche Einblicke in Heinrichs Bistumsverwaltung; denn die in ihm zusammengestellten Musterstücke entstammen vorwiegend seiner Kanzlei. Und das große Werk des „Liber fundationis episcopatus Vratislaviensis“, das der Initiative des Bischofs sein Entstehen verdankt — die mustergültige Ausgabe desselben besorgten H. Markgraf und W. Schulte — vermittelt uns die wichtigsten Aufschlüsse über die reichen Einkünfte des Bistums, die Art ihrer Verwaltung und über die wirtschaftlichen Zustände Schlesiens überhaupt im Beginn des 14. Jahrhunderts; so konnte man urteilen, daß dieser bedeutenden Leistung nur das auf Veranlassung Karls IV. wenig später entstandene Landbuch für das Fürstentum Breslau an die Seite gestellt werden dürfe. Es vervollständigt das Bild dieses organisatorischen Wirkens, daß der Bischof zu einer Zusammenstellung der auch für Breslau verbindlichen Statuten der Gnesener Kirchenprovinz die Anregung gab, und daß durch ihn die erste Redigierung der gottesdienstlichen Vorschriften in dem Liber agendarum ecclesie Wratislaviensis erfolgte.

War Heinrich von Würben der Organisator des Bistums, so kann man Preczlaw von Pogarell den Meister der Güter des Bistums nennen. Die Pontifikate beider sind nur getrennt durch die Regierung des Bischofs Nanker (1326—1341), in welcher wichtige Etappen des allmählichen Anschlusses Schlesiens an Böhmen liegen. Nankers Regierungszeit ist erfüllt durch heftige Kämpfe mit dem böhmischen König, in denen es sich um den Besitz des dem Domkapitel seit alters gehörigen Schlosses Militsch handelt, der wichtigen Grenzfesten gegen Polen; eine friedliche Lösung konnte erst nach dem Tode des Bischofs gefunden werden, dessen national-polnische Gesinnung — er war aus Krakau nach Breslau transferiert worden — den Konflikt nicht unerheblich verschärft hatte. Preczlaw von Pogarell willigte in den Verkauf der Burg Militsch ein und erwarb dafür das zur Abrundung des Bistumsbesitzes und durch seine wirtschaftliche Ertragsfähigkeit viel wichtigere Schloß Friedeberg und dessen reichen Güterumkreis. Noch bedeutsamer war es, daß der Bischof das Herzogtum Grottkau kaufte; in feierlicher Weise nahm er dieses vom Böhmenkönig zu Lehen. Durch diese Erwerbungen — auch der Kauf der Burg Patschkau, sowie des Schlosses Kaldenstein und der umliegenden Ortschaften wäre zu nennen — erlangte das Kirchenland Ottmachau-Neiße seinen endgültigen Umfang. — Die Regierungszeit Preczlaws von Pogarell ist wohl der Höhepunkt und die glücklichste Zeit in Schlesiens mittelalterlicher Kirchengeschichte. Die schlesische Kirche dankt ihm nicht nur die Erhöhung und Festigung ihres materiellen Wohlstandes; er vor allem sicherte den Breslauer Bischöfen die führende politische Stellung in Schlesien, die dann auch im folgenden Jahrhundert noch behauptet wurde; bei dem Anschluß Schlesiens an Böhmen hat er einen hervorragenden maßgebenden Einfluß geübt: mit Recht rühmt von ihm der Chronist, daß er ein sehr kluger Mann war, der weise seine Kirche regierte, der die Kämpfe mied und Frieden und der Fürsten Gunst zu wahren verstand.

Mit seinem Tode beginnt eine Zeit des Niederganges und Verfalls. Nicht die Bischöfe tragen die Schuld daran, die in jenen Zeiten das Breslauer Bistum zu leiten berufen waren; es sind ausgezeichnete Männer unter ihnen, wie Bischof Konrad, Herzog von Ols (1417—1447); vielmehr ist dieser Niedergang bedingt

durch die Zeitverhältnisse, es braucht nur daran erinnert zu werden, welch schlimme Zeiten über Schlesien nach dem Glanz des karolinischen Zeitalters seit Wenzels Regierung hereinbrachen. Tiefgreifender noch waren die schlimmen Rückwirkungen der unbefriedigenden kirchlichen Allgemeinlage auf das Breslauer Bistum; man denke, um nur einiges zu nennen, an die Verwirrungen, die das große Papstschisma anrichtete, an die üblichen Folgen der päpstlichen Finanzpolitik seit der avignonesischen Zeit, an die Pfründenhäufung, die Reservationen und Expektanzen, an die leichtfertige Verhängung von Bann und Interdikt, an die unerquicklichen Streitigkeiten zwischen Welt- und Ordensklerus, an die Missbräuche im Abläfzweisen. Ganz besonders aber darf man nicht vergessen, welchen Schaden die Hussitenkriege auch auf kirchlichem Gebiet anrichteten; mehr noch als die schwere Schädigung, ja Vernichtung des materiellen Wohlstandes des Bistums und der kirchlichen Stiftungen ist die Verwilderung zu beklagen, die jene rauhen Kriegszeiten zur Folge hatten.

So ist das Gesamtbild der schlesischen Kirche im 15. Jahrhundert keineswegs erfreulich. Es wäre freilich verkehrt, die Missstände, die groß waren, zu übertreiben, und etwa von einer durchgängigen Verderbtheit des Klerus zu reden; gerade die Geschichte z. B. des Breslauer Domkapitels zeigt, daß die schlechten und verkommenen Elemente im Klerus die Ausnahme bildeten, und daß die Sittenverderbnis nicht so weit fortgeschritten war, daß die Kraft und der Wille gefehlt hätten, eine Besserung herbeizuführen. Und was das religiöse Volksleben betrifft, so ist unverkennbar, daß dieses gerade im 15. Jahrhundert einer gewissen Blüte sich erfreute.

50 Jahre vor der Reformation sah die Welt das eigenartige Schauspiel, daß die Stadt Breslau aufs engste mit dem Papsttum verbündet war, und daß ein päpstlicher Legat als der eigentliche Herr in der stolzen Stadt gebot: mochten immerhin die Breslauer in den stärksten Ausdrücken ihren Abscheu gegen den Reiter Georg Podiebrad Ausdruck geben, in Wirklichkeit war es der nationale Haß gegen den Tschechen, der sie zum Bund mit dem Papsttum geführt. Und so konnte gerade aus dieser politischen Verbindung schließlich eine erbitterte Feindschaft gegen die Kirche erwachsen, als die Hoffnungen sich nicht erfüllten, die man an den Bund geknüpft, und die großen Handelsinteressen der Stadt durch die unglücklichen Kämpfe schweren Schaden litten; nun wendete sich der Haß gegen die Geistlichen, welche zum Kampf gegen den böhmischen Reiter gedrängt. — Die Begleitumstände, unter denen der Kölnerische Vertrag vom 3. Februar 1504 der schlesischen Kirche aufgezwungen wurde, die rücksichtslose Schärfe, mit der seine Bestimmungen durchgeführt wurden, die Unmöglichkeit der Kirche, ihrem Widerspruch Achtung zu verschaffen, — das alles zeigt mit eindringlicher Deutlichkeit, wie tief der Gegensatz zwischen der Kirche und der Laienwelt geworden war, wie die Kirche den Einfluß und die Machtstellung, die ihr im Mittelalter eigen war, völlig eingebüßt hat. Auch in anderer Hinsicht verdient der Vertrag Beachtung: seine Bestimmungen, die unter anderem alle die, welche nicht Schlesien und den Ländern der Krone Böhmen entstammen, von den Pfründen des Bistums und besonders von dem Breslauer Bischofssuhl ausschließen, und welche die Einschränkung des Schuldbannes der Geistlichen und die Steuerpflicht der Kapitelsgüter verfügen, beweisen, daß auch in Schlesien die allenthalben zu erweisende Ausbildung des Staatskirchentums in vorreformatorischer Zeit eingesetzt hat.

Und es darf schließlich nicht übersehen werden, welche große Gefahren die in dem Vertrag festgelegte partikularistische Abkapselung der schlesischen Kirche gegenüber der allgemeinen Kirche in sich barg; denn diese Abschließung, die kirchlicherseits längst aus nationalen Gründen, der Abneigung gegen die polnische Metropole Gnesen, gefördert worden war — man denke an das Statut Bischof Konrads vom Jahre 1435, dessen Tendenz es war, die Polen vom Breslauer Kapitel auszuschließen — isolierte das Breslauer Bistum und beraubte es jeglichen Rückhalts, der bald vornöten gewesen wäre. — So erscheint der Kolvratsche Vertrag, den A. O. Meyer nicht mit Unrecht als die tiefste Demütigung der Kirche vor der Reformation bezeichnet hat, als ein Vorzeichen der kommenden Stürme.

Früh und rasch hat in Schlesien die Reformation ihren Einzug gehalten: es war ein Siegeszug, den nichts zu hemmen schien. Der Rat der Stadt Breslau und der Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau waren die ersten, welche sie in ihren Gebieten einführten, und die meisten der übrigen territorialen Gewalten folgten ihrem Beispiel, indes politische Rücksichten die Habsburger, denen im Jahre 1527 das Land gehuldigt, hinderten, zugunsten der alten Lehre einzugreifen. Wie überhaupt die an Luther anknüpfende Bewegung sich erst allmählich klarer in ihren Zielen und ihrem Wesen herausstellte, und anfangs viele seinem kühnen Beginnen zu jubelten, die von der Unhaltbarkeit der kirchlichen Zustände und der dringenden Notwendigkeit einer gründlichen Reform durchdrungen, im Ernst doch nicht an eine Trennung von der katholischen Kirche dachten, so ist auch in Schlesien die Durchführung der Reformation dadurch nicht unwesentlich erleichtert worden, daß man einen jähnen Bruch mit dem Bestehenden mied und nur langsam und vorsichtig unter fast völliger Beibehaltung der gewohnten äußerer Formen des Gottesdienstes die neue Lehre verbreitete, so daß gar viele ganz unmerklich zu derselben hinübergeführt wurden. Verhängnisvoller noch war es für die katholische Kirche Schlesiens, daß sich die Breslauer Bischöfe des ausgehenden 15. Jahrhunderts und der Reformationszeit gleich den Renaissancepäpsten heiterem Lebensgenuss ergaben — es waren feingebildete Humanisten unter ihnen, wie Johannes Roth (1482—1506), dem Peter Fischer das schöne Grabmal schuf —, Taf. XXIII. oder gar wie Johann Turzo (1506—1520) an den Finanzoperationen der größten Geldmächte der Zeit beteiligt, untätig, ja fast mit geheimer Sympathie dem ständigen Vordringen der Reformation gegenüberstanden und es auch in ihrem eigenen Herrschaftsgebiet zuließen, in welchem sie nach dem damals geltenden Grundsatz „Cuius regio eius religio“ die Alleingeltung der katholischen Lehre hätten sichern können.

Erst mit dem Regierungsantritt des Bischofs Martin Gerstmann (1574—1585) endet diese Zeit des Niederganges, die zu einer fast völligen Vernichtung des katholischen Glaubens in Schlesien zu führen gedroht hatte. Langsam setzt nun die Epoche der Gegenreformation ein, gefördert durch treffliche Bischöfe, von denen Martin Gerstmann, Andreas von Jerin (1585—1596) und Sebastian Rostock (1664—1671) vor allem zu nennen sind. Dass in dieser Zeit in den übrig gebliebenen Resten katholischer Gemeinden neues frisches Leben sich zu regen begann und ein großer Teil Schlesiens rekatholisiert wurde, ist zum guten Teil dem neuen Aufschwung und der inneren Erstarkung der katholischen Kirche zuzuschreiben, die mit dem Trierer Konzil begann; denn von außen her, aus der universalen Kirche strömten dem Breslauer Bistum, das in Ohnmacht und Erstarrung dem Unter-

gang geweiht schien, die lebenweckenden Kräfte zu — eine Tatsache, die auch dadurch beleuchtet wird, daß die Bischöfe, welche als die wichtigsten Vertreter der Gegenreformation gelten müssen, den Bestimmungen des Kolvatschen Vertrages zuwider Ausländer waren. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß die Wiederaufrichtung der katholischen Religion in Schlesien in höherem Maße noch ein Werk der kaiserlichen Politik war; wie früher gemäß dem im Augsburger Religionsfrieden anerkannten Bestimmungsrecht der territorialen Gewalten über das Bekenntnis der Untertanen die Reformation gewaltsam durchgeführt worden war, so sind nunmehr bei der Gegenreformation namentlich in den kaiserlichen Erblanden vor allem nach Aufhebung des Majestätsbriefes vom Jahre 1608, der beiden Konfessionen Gleichberechtigung und freie Religionsübung verbürgt hatte, die gewalttätigsten Mittel (Lichtensteiner Dragoner!) ungescheut zur Anwendung gekommen, um die Religion des Landesherrn in seinen Gebieten wieder zur Alleingeltung zu bringen. Erst durch den Altranstädter Vertrag vom Jahre 1707, den der Schwedenkönig Karl XII., gestützt auf sein siegreiches Heer, erzwang, wurde dem weiteren gewaltsamen Fortschreiten der katholischen Restauration ein Ziel gesetzt, obwohl das österreichische Regiment es an der vertragsmäßigen Durchführung der abgerungenen Zugeständnisse fehlten ließ; denn tatsächlich ist die große Zahl der gegen die Bestimmungen des Westfälischen Friedens den Protestanten entrissenen Kirchen diesen samt den dazu gehörigen Rechten, Freiheiten und Gütern nicht zurückgegeben worden. — Noch heute künden die prächtigen

Neubauten der großen alten Klöster und Stifte und die gewaltigen Jesuitenkollegien, welche die Zeit der Gegenreformation erstehten sah, von dem stolzen Kraftbewußtsein und der imponierenden Machtstellung, welche die katholische Kirche wieder errungen. Doch dieser äußere Glanz darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß trotzdem die innerkirchlichen Verhältnisse der Zeit keineswegs einen erfreulichen Anblick darbieten, nicht zuletzt deswegen, weil mit der nachdrücklichen äußeren Unterstützung der katholischen Religion sich gemäß den staatskirchlichen Grundsätzen eine weitgehende Einmischung des österreichischen Regiments in rein kirchliche Angelegenheiten verband, die eine drückende Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt schuf.

Im Friedensschluß von 1742, der Schlesien an Preußen brachte, wurde den katholischen Bewohnern der neuen Provinz die Erhaltung des Status quo der katholischen Religion feierlich versprochen. Erwägungen politischer Art und den Toleranzideen des großen Preußenkönigs war es zu danken, daß diesen Zusicherungen entsprechend den neuen katholischen Untertanen der harte Druck der Unzulässigkeit und Gewissensvergewaltigung erspart blieb, die man damals noch den konfessionellen Minoritäten gegenüber als durch das Staatsinteresse geboten vermeinte. Daz es freilich an berechtigten Klagen der Katholiken nicht fehlte, und daß die katholische Kirche mancherlei schwere Benachteiligungen erfuhr, läßt sich nicht leugnen; begreiflicherweise konnte die preußische Bureaucratie die Grundsätze der traditionellen Kirchenpolitik nicht so bald vergessen, wie sie bislang in Preußen üblich gewesen; war doch bis zur Eroberung Schlesiens Preußen ein fast rein protestantischer Staat gewesen, der auch mit Bewußtsein den protestantischen Charakter betont hatte.

Zu der nicht sonderlich günstigen Lage der katholischen Kirche Schlesiens kamen innere Gründe, welche die Verhältnisse in derselben in unerfreulichem Sinne be-

einflußten: so unwissenschaftlich und töricht es ist, einseitig absprechende Urteile über das Aufklärungszeitalter zu fällen, so sicher ist es auch, daß weder im allgemeinen noch speziell in Schlesien diese Zeit dem Aufblühen kirchlichen Lebens günstig war. Die Lebenskraft der Kirche schien dahingeschwunden zu sein, und es dünkte manchem kein müßiges Beginnen, ihren Untergang zu erwarten. So erregte es auch kaum die Gemüter, als die Säkularisation des Jahres 1810 der katholischen Kirche Schlesiens schwere Verluste, ja die Gefährdung des äußeren Bestandes brachte: kümmerliche Dotations traten an die Stelle der reichen Erträge des gewaltigen Güterbesitzes.

Erst die Zirkumskriptionsbulle „De salute animarum“ vom 16. Juli 1821 schuf für die katholische Kirche im Bereich des preußischen Staates, und so auch in Schlesien, die Grundlagen der neuen Organisation. Aber nur langsam wurde der Zustand innerer und äußerer Ohnmacht überwunden. Dann aber hat auch die katholische Kirche Schlesiens, geleitet von hervorragenden Fürstbischöfen wie namentlich den Kardinälen Melchior von Diepenbrock (1845—1853) und Georg Kopp (seit 1887), kräftig Anteil genommen an jenem überraschenden bedeutsamen Aufschwung der katholischen Kirche in Deutschland, der ihr seit dem Kölner Kirchenstreit erhöhtes Ansehen nach außen, im Innern eine Erstarkung und reiche Entfaltung des kirchlichen Lebens brachte, eine Entwicklung, der über das kirchliche Gebiet hinaus tiefgehende Bedeutung zukommt.

Litteratur.

Eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Geschichte der katholischen Kirche in Schlesien fehlt noch, sie ist auch nicht sobald zu erhoffen — und zu wünschen. Denn als ihre notwendige Voraussetzung ist für die ältere Zeit die kritische methodische Durchforschung des Urkundenmaterials zu fordern, es wäre also zunächst die Inangriffnahme eines Urkundenbuches zur Geschichte des Bistums Breslau eine dringend nötige Aufgabe; und was die neuere Zeit betrifft, so gälte es zuerst in einer Reihe von Einzeldarstellungen die reichen Schätze der Archive zu erschließen und bereitzustellen. — Den einzigen erwähnenswerten Versuch einer Gesamtdarstellung hat der unermüdlich fleißige Joh. Heyne in seiner „Dokumentirten Geschichte des Bistums und Hochstiftes Breslau“ unternommen, von der drei starke Bände (Breslau 1860—1868) erschienen, welche die Darstellung bis 1648 führen; sein verdienstvolles Werk ist noch heute unentbehrlich des reichen ungedruckten Materials wegen, das in demselben niedergelegt, freilich auch der eigenartigen Disposition des Stoffes wegen vielfach versteckt ist. — Der neueren Zeit sind eine Anzahl guter Monographien zu danken, die im einzelnen in den S. 59 genannten Hilfsmitteln zu finden sind. Hier genügt es, die Namen der beiden verdienstvollsten Forscher auf dem Gebiete der schlesischen Kirchengeschichte zu nennen: es sind das Wilhelm Schulte, dessen zahlreiche Aufsätze namentlich für die ältere Kirchengeschichte durch ihre kritische Schärfe und methodische Durchführung von grundlegender Bedeutung sind, und Joseph Jungnick, der ebensowohl durch seine vielfältigen Veröffentlichungen vornehmlich zur neueren Kirchengeschichte, als auch durch die Einrichtung des durch die Munizipenz des Kardinalfürstbischöfs Georg Kopp begründeten Diözesanarchivs sich für immer einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der schlesischen Historiographie gesichert hat.

VII.

Die evangelische Kirche Schlesiens.

Von Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. Arnold-Breslau.

Jeder unbefangene Beobachter, der nach Schlesien kommt, muß bemerken, daß die evangelische Kirche, die protestantische Frömmigkeit, sich als eine Macht im Volksleben erweisen, und dabei eine gewisse bodenständige Eigenart zeigen. Das kann auffallen, da die Einwohner dieser Provinz weder örtlich besonders seßhaft, noch geistig stabil sind. Der Schlesier Gustav Freytag rühmt in einer meisterhaften Charakteristik seiner Stammesgenossen ihre unübertreffliche Elastizität, vermißt aber an ihnen die Dauerhaftigkeit, den gewichtigen Ernst und die ideale Größe massiverer Volksnaturen. Dass die Reformation trotzdem bei ihnen unausrottbar einwurzelte, hat seinen Grund in der höchst eigenartigen religiösen Geschichte dieser Landschaft. Die Kirchenerneuerung entsprach einer dort allgemein anerkannten Notwendigkeit, wurde aus freiem Herzensdrang aufgenommen, besonnen und nüchtern durchgeführt und fand Zeit sich einzuleben, bis unter schwerem Druck und heissem Leiden gerade die Größe der erforderten Opfer den unvergleichlichen Wert der Güter des Evangeliums unauslöschlich einprägte. Die politischen Verhältnisse Schlesiens schrieben den Gegnern eine Kampfesart vor, die den Bedrängten ausharrende Geduld als Hauptwaffe der Gegenwehr aufzwang. Die zweimal unverhofft eintretende Hilfe, durch den Schwedenkönig Karl XII. und Friedrich den Großen, legte sofort neue große Opfer auf. Dadurch wurde die Gefahr vermieden, gegen das Erreichte gleichgültig zu werden. Und als die Schlesier in den Befreiungskriegen zum erstenmal selbsttätige Mitglieder eines großen Staatswesens wurden, in den vordersten Reihen dafür kämpften, da wurden die abermals großen Opfer erleichtert und geweiht durch eine enge Verbindung des aufflammenden Patriotismus mit der neu belebten Religiosität. Zwar kann man fragen, ob diese bei den evangelischen Mitkämpfern konfessionell geartet war. Jedenfalls widersprach sie nicht den Anfängen des schlesischen Protestantismus. Wie bei dem Einzug der Reformation in Schlesien das gemeinsame Bedürfnis der Kirchenerneuerung heftige Konflikte zwischen den Anhängern Luthers und der fürstbischöflichen Kirche lange Zeit ausschloß, so überbrückte wiederum die vaterländische Begeisterung und das romantische Zeitbewußtsein 1813 die kirchlichen Gegensätze. Überhaupt ist in Schlesien das ökumenisch Christliche dem protestantischen Bewußtsein niemals völlig entschwunden. Männlich hat der schlesische Protestantismus sich dessen erwehrt, das eigene Wesen aufzuopfern. Aber die angeborene Gutmütigkeit, die hochentwickelte Fähigkeit Fremdes zu verstehen, die lyrische Volksstimmung, die Freude an dem Gemütvollen in der Religion verbannte aus dem Herzen des evangelischen Schlesiens jede hartnäckige, fanatische Erbitterung, zumal gegen Mitbürger und Volksgenossen. Undächtig sang und singt er die Lieder des Angelus Silesius und vergißt dabei gern die ungerechten Angriffe dieses Poeten auf die Konfession, der er den Rücken kehrte. Weit volkstümlicher aber sind die *Saf. XXV.* Gesänge des Johannes Heermann, Benjamin Schmolck, Caspar Neumann und

vieler anderer heimischer evangelischer Pastoren. Schlesien hat einen überraschend großen Beitrag zu allen deutschen Gesangbüchern geliefert. Während die erste und zweite schlesische Dichterschule nur in den Litteraturgeschichten fortlebt, erschallen die schlesischen Kirchenlieder allerorten. Nirgends aber unter sichtlicherer Anteilnahme der gesamten Gemeinde als in dem Land ihres Ursprungs. Wenn z. B. in der schönen Schweidnizer Friedenskirche die Lieder des einstigen dortigen Pfarrers Benjamin Schmolck angestimmt werden, verleiht die offensichtlich vor die Augen tretende hochbedeutsame Geschichte der Andachtsstätte dem flüchtigen Moment eine monumentale Weihe, und bei manchem Lied tritt der Gedanke nahe, daß jener Pastor nicht nur seine Kirche, sondern auch sein Heimatland liebte, als einer der ersten, die in dem Zeitalter der Stubengelehrten die Herrlichkeit der schlesischen Gebirgswelt wandernd genossen und dankbar gepriesen haben. Weit mehr aber steht bei Schmolck der Dank im Vordergrunde, daß Gottes Wort noch gepredigt und gehört werden darf, wenn auch unter unsäglicher Mühsal und Beschwerde. Mußte man doch aus dem ganzen Fürstentum Schweidnitz in diese eine Kirche wallfahren: wir begleiten in seinen Liedern den Kirchgänger von seinem frühen Aufbruch bis zum Abendlied nach glücklicher Heimkehr. Schmolck ist 1737 gestorben und hat das Ende der Bedrückung nicht mehr erlebt, nach dem er in seinem bekannten Liede „Endlich, endlich muß es doch mit der Not ein Ende nehmen“ ausschaute. Die schlesische Eigenart wurzelt zumeist in der Zeit vor 1740.

Eine kurze Übersicht der Geschichte des Protestantismus in Schlesien ist schwierig wegen der territorialen Zerklüftung der Landschaft. Die großen kirchengeschichtlichen Wendepunkte im Deutschen Reich bilden hier keine Einschnitte.

Wir unterscheiden 1. die Zeit der Vorbereitung und Anbahnung der Reformation 1447—1517; 2. die Jahre der Ausbreitung der evangelischen Kirche 1517—1585; 3. die Periode der beginnenden Gegenreformation und die Zeit des Dreißigjährigen Krieges 1585—1654; 4. die schwerste Drangsalszeit 1654 bis 1706; 5. die letzten Jahrzehnte der Habsburgischen Herrschaft 1706—1740; 6. die kirchliche Entwicklung unter Friedrich d. Gr. und seinen Nachfolgern bis zum Ende der Befreiungskriege und der Einverleibung der Oberlausitz in Schlesien; 7. die neuere Zeit des provinziellen kirchlichen Lebens.

1. Das geistige Leben Schlesiens während der letzten sieben Dezennien des Mittelalters bietet ein hochinteressantes Schauspiel. „Die goldene Zeit des Breslauer Bistums“ fand 1447 nach dem Verlauf eines Jahrhunderts ihr Ende, ein ökonomischer Notstand der Kirche trat ein. Wer sollte die massenhaften Kleriker und Mönche ernähren? In Breslau war jeder hundertste Mensch ein Altarist; teils darbten diese Leute, teils lebten sie als unproduktive Genossenschaften von zweifelhaften Geldgeschäften. Mit dem Aussterben des Luxemburger Hauses, unter dem das Land 1327—1437 emporgeblüht war, brach eine kampfesreiche politische Periode an, die bis zum Beginn der Habsburger Oberherrschaft 1526 währte. Es fehlte also eine Zentralgewalt, die religiöse Neuerungen niederhalten konnte. Andererseits stärkten die Verwaltungsreformen des Königs Matthias Corvinus (1471—1490) das Gemeinsamkeitsbewußtsein der Schlesiener: dies konnte der Ausbreitung einer neuen Lehre zugute kommen. Ein drittes vorbereitendes Moment bildeten die Nachwirkungen des Willefentums. 1460 starb Herzog Bolko V. von Oppeln, angeblich verzweifelte „der große Reizer“ an seinem Ende; aber der Willefist Andreas von Dobschino (Galla), der Gott

den Vater allein durch Christum anbeten wollte, hatte ihn „einen Freund der Wahrheit und Weisheit“ genannt. Auch Waldenser müssen auf Schlesien nachhaltig eingewirkt haben. Greifbarer ist die Propaganda der Hussiten. Der nationale Gegensatz und die früheren Kriegszüge hinderten zwar ihre Wirkung; aber wir haben bestimmte Nachrichten, daß der Böhmenkönig Georg Podiebrad in den Gebieten von Schweidnitz und Jauer sowie an anderen Orten längere Zeit erfolgreich predigen ließ. Besonders gut sind wir aus zeitgenössischen Quellen über einen anderen Faktor unterrichtet, welcher die Reformation vorbereiten half: den „aus der Waffenbrüderschaft gegen die Hussiten entkeimenden Hass zwischen den weltlichen und den geistlichen Ständen Schlesiens“. Der Breslauer Ratschreiber Peter Eschenloer äußert einmal: schlüge eines Tags das Volk alle Pfaffen tot, es würde ihn nicht wundern (um 1475). Der Unwillen über die Herrschaftsucht, Geldgier und Unzuverlässigkeit der Pfaffen hat namentlich in Breslau seinen Grund in dem demagogischen Treiben mehrerer Prediger, welche die Stadt in einen Krieg gehezt hatten, durch den sie an den Rand des Abgrundes kam. Charakteristisch ist dabei, daß von den Zeitgenossen nicht eigentlich die Hierarchie, am wenigsten der Bischof, für die Mißgriffe verantwortlich gemacht werden, sondern der Predigtstuhl. „Christus hat zu den Zwölfboten gesagt: Predigt das Evangelium. Nicht sagte er: Prediget, wie man kriegen soll. Daraus erkenne, Breslau, daß dir nicht das Evangelium ist gepredigt.“ — „Die Prediger sollen den Weg des Evangeliums lehren, die zehn Gebote und der Seelen Seligkeit.“ Diese Worte sind in dem Jahrzehnt vor Luthers Geburt geschrieben. Zugleich bäumt man sich auf gegen den Zwang in Glaubenssachen: „Gott will keinen gezwungenen Dienst haben“. Christus habe von Unkraut und Weizen geboten: „Lasset beides miteinander wachsen bis zur Ernte“. Überraschend hören wir damals in Schlesien eine schlichte deutsche Laienfrömmigkeit sich äußern, die ohne priesterliche Vermittelung auf Gott vertraut und mit einem sehr starken Vorsehungsglauben verbunden ist.

Viele andere Faktoren, die als anbahnend für die Reformation in Betracht kommen, können hier übergangen werden, weil sie sich anderwärts ebenso finden. Aber der Humanismus tritt in Schlesien als eine eigenartige mächtige Bewegung auf. Er setzt hier früh ein: schon der erste Renaissancepapst Nikolaus V. (1447 bis 1455) hat einen Schlesier, Nikolaus Merboth aus Neiße, als Sekretär; die schlesische Hierarchie wird durch den Humanismus gegen die Reformation milde gestimmt, bringt ihr zum Teil eine gewisse Sympathie entgegen. Das Zusammenwirken setzte sich fort, zu welchem um das Jahr 1506 der Bischof nebst den Äbten von Leubus und Kamenz sich mit dem Breslauer Rats herrn Valentin Haunold einten, welcher sonst „der Pfaffen Dorn“ hieß: es galt die Schöpfung einer Universität in Breslau. Schon stand ihr Holzgebäude fertig, von der Stadt bei der Elisabethkirche errichtet. Von Polen her ward der Plan vereitelt, man fürchtete dort die deutsche Wissenschaft, nicht ohne Grund. Das nationale Bewußtsein, die Liebe zum heimischen Volkstum, wurde stets durch den schlesischen Humanismus gestärkt; er hat auch der Reformation, sofern man sie eine Tat deutschen Geistes nennen kann, die Wege gebahnt. Die neue Lehre ist ferner hier in der humanistischen Form, die ihr Melanchthon gab, stets besonders gepflegt worden. Vielfach wurde die neue Bildung eben deshalb mit Begierde angeeignet, weil sie nicht auf klerikaler Grundlage ruhte. Endlich wurde der Humanismus

geradezu eine Brücke von Schlesien nach Wittenberg. Im Sommersemester 1508 (demselben Jahr, da Martin Luther durch den Schlesier Nikolaus Faber in das Album der Wittenberger Universität eingetragen wurde) kam der Brieger Bürgermeistersohn Bartel Stein als Mentor der beiden Söhne eines Breslauer Kaufmanns nach Wittenberg und hielt bald darauf das erste auf einer deutschen Universität gehaltene Kolleg über Geographie. In seiner *Descriptio tocius Silesie* röhmt er die Frömmigkeit seines Volksstammes, der, je später er die Lehre Christi angenommen habe, um so heisser in der Verehrung Gottes erglühе. Er scheint vor 1517 gestorben zu sein; der Reformator Breslaus, Johannes Hefz, war im ^{taf. xxvi.} Besitz seiner Schriften und hat eine derselben drucken lassen. Ein anderer schlesischer Humanist, Lorenz Rabe aus Neumarkt (Laurentius Corvinus), hatte einen ähnlichen Bildungsgang wie Stein; er ist 1527 als Breslauer Stadtschreiber gestorben.¹ In der dortigen Elisabethkirche stiftete er eine Tafel, deren Widmungsgebet, von Plato ausgehend, das Segenbringende der Betrachtung des Leidens Christi pries. Melanchthon schrieb ihm 1521 einen Brief. Am 24. April 1524 hat er mit dem großen Goldberger Humanisten Valentini Trohendorf an der Disputation des Johann Hefz in der Breslauer Dorotheenkirche teilgenommen. Sie fand ihren Abschluß in einem Gedicht des Corvinus, das jene Tage glücklich preist, weil nun die Kenntnis der Heiligen Schrift in den Ursprachen, und der reinen Lehre nach Deutschland gelangt sei. Auch nach Schlesien sei das Evangelium als Gast gekommen, zuerst in die Fürstenburg zu Liegnitz, dann nach Breslau, und habe den durch gesetzliche Furcht befangenen Gemütern Freude und Friede durch den Erlöser gebracht.

Manche schlesische Humanisten nahmen, wie ihr Meister Erasmus, eine andere Wendung. Aber für den schlesischen Protestantismus blieb die Verbindung mit den klassischen Studien höchst wertvoll, bis in die Gegenwart.

2. Wir haben gesehen, daß die schlesische Bevölkerung von dem Verlangen nach Reformation der Kirche und Predigt des urchristlichen Evangeliums erfüllt war. Kein Wunder, daß Luthers gewaltige Worte und Taten, wie überall in deutschen Landen, begeisterte Aufnahme fanden. Schon 1519 wurden seine Schriften in Breslau nachgedruckt. Bereits 1536 konnte Bischof Jacob von Salza für die katholischen Kirchen Schlesiens keine Geistlichen finden, ferner sah er sich als Oberlandeshauptmann lauter protestantischen Fürsten und Ständen gegenübergestellt. Sein Nachfolger Balthasar von Promnitz (1539—1562) wurde unter dem Einfluß des Breslauer Rats gewählt, hatte selbst 1519 in Wittenberg studiert und war von der Zeitbewegung lebendig berührt. Dadurch wurde er innerlich gehindert, dem Protestantismus schroff entgegenzutreten, obwohl er ihn keineswegs begünstigte. Bald gewann sogar das bischöfliche Gebiet, das Fürstentum Neiße, die Höhe von 21 evangelischen Kirchen, und Bischof Martin Gerstmann gab selbst die Erlaubnis zur evangelischen Predigt in der Stadt Neiße, weil dort die meisten Bürger danach begehrten. In der oberschlesischen freien Standesherrschaft Pleß, welche 1548 vom Bischof gekauft wurde, hatte die reformatorische Lehre so früh und stark sich verbreitet, daß die Bischöfe nichts anderes tun konnten, als die dortigen 35 evangelischen Kirchengemeinden organi-

¹ Sein „Hortulus elegantiarum“, der 30 Auflagen erlebte, erschien 1503 als erster Druck Konrad Baumgartens in Breslau, heute eine kostbare Seltenheit.

sieren zu helfen. Nichts schien den Siegeslauf der Reformation im östlichen Deutschland aufzuhalten zu können. Als König Ferdinand I. 1564 unter dem christlichen Zuspruch seines evangelischen Leibarztes gestorben war, gab es, abgesehen vom Neisser Bischofsland und dem Pfandinhaber der Grafschaft Glatz, einem bayrischen Prinzen, lediglich protestantische Fürsten in Schlesien; die Städte waren erst recht evangelisch gesonnen, der Laienkelch war selbst den Katholiken durch päpstliche Konzession gestattet. Dass den weit über 1500 evangelischen Gotteshäusern vor dem Einsetzen der Gegenreformation überhaupt noch 400 katholische Parochien in Schlesien gegenüberstanden, erklärt sich meistens aus deren drückender Abhängigkeit von kirchlichem und klösterlichem Landbesitz.

Der Milde, welche die Breslauer Bischöfe etwa sechs Dezennien lang walten ließen, entsprach die große Mäßigung, mit welcher die schlesische Reformation sich vollzog. Erst 1538 gingen die katholischen Messgottesdienste an der Breslauer Elisabethkirche durch Mangel an Kommunikanten ein, die Vespers und Horen wurden weiter gesungen. Ebenso wenig nahm man auf protestantischer Seite Anstoß an gelegentlichem Simultangebrauch katholischer Andachtstätten. Und man überkam nicht bloß das Alte, man besserte auch und baute. Viele der damaligen etwa 1500 evangelischen Kirchen sind teils durch Restauration von dem Verfall bewahrt, teils neu errichtet worden. Bis ans Ende des 18. Jahrhunderts erhielten sich die Messgewänder der Geistlichen in Schlesien; auch Alläre mit Heiligenbildern wurden beibehalten, ebenfalls viele aus dem Mittelalter stammende Bräuche, die zum Teil noch jetzt in Übung sind.

Die schlesische Reformation ist weder von Fürsten aufgezwungen, noch durch den Pöbel „gewalttätig eingerissen“, wie sich ein gelehrter Polemiker des 18. Jahrhunderts ausdrückte. Die wilde Bewegung des Bauernkriegs blieb Schlesien fern. Selbst die Oberlausitz wurde davon verschont, wo der Landadel geradezu ungeheuerlichen Druck ausübte. Nur in Görlitz, der mächtigsten unter den Sechsstädten, kam es allerdings 1527 zu einer Revolte von Tuchmacherarbeitern gegen das stramm oligarchische Stadtregiment; aber die lutherische Geistlichkeit hatte sich dabei tadellos benommen. Gerade in Görlitz hat sich die Reformation so ruhig durchgesetzt, dass kein katholischer Geistlicher vertrieben wurde oder sein Amt verlor. Wohl aber musste der verdienstvolle evangelische Prediger Rothbart 1530 weichen, weil der Rat ihm die Heirat mit der Tochter eines angesehenen Bürgers versagte. Er folgte einem Ruf nach Bunzlau, wurde der Reformator dieser Stadt und erreichte dort ein sehr hohes Alter.

Die Reformation in Schlesien ist nicht das Werk rhetorischer Massenbegeisterung durch das Wort einzelner führender Persönlichkeiten gewesen. Das individuelle Moment trat hinter dem sachlichen zurück. Fast geräuschlos schritt man hie und da hinüber in die vorbereitete neue Gedankenwelt. Doch Breslau war für Schlesien wie eine Stadt auf dem Berge. Was dort die Gemüter bewegte, konnte nicht verborgen bleiben. Der maßgebende Vorgang an der Maria Magdalenenkirche zu Breslau verlief eigenartig. Am 13. Juli 1517 war dort nach langer Amtszeit der Pfarrer Oswald Winkler aus Straubing gestorben, den seine berüchtigte Streitlust mehrere Jahre von seiner Gemeinde ferngehalten hatte, weil er sich in Rom befand „seiner Krige halber, so er wider den bischoff von Breslau gefuret“. Nach $6\frac{1}{4}$ Jahren war die hochwichtige Stelle noch immer vakant; sie wurde nacheinander von sechs verschiedenen Mietspfarrern und Pfarr-

pächtern handwerksmäßig verwaltet. Der päpstliche Stuhl hatte unter Vermittlung des Bischofs und Domkapitels die Stelle zu besetzen. Vergeblich bat der Breslauer Rat in Rom und bei dem König um einen Pfarrer und ersuchte schließlich den aus Nürnberg nach Schlesien gekommenen Johann Häß um Annahme eines Predigtstuhls. Der Bischof Jacob von Salza ermahnte diesen dazu, sah aber beim Domkapitel seinen Antrag, den Bocierten zu investieren, abgelehnt. Um endlich zum Schluß zu kommen, setzte ihn der Rat am 21. Oktober 1523 feierlich zum Pfarrer ein. Am 29. Oktober 1523 rechtfertigte er seinen Schritt durch eine gedruckte „Schuzrede des ehrbaren Rats und der ganzen Gemeind“. Sie legt den geistlichen Notstand und die Verwahrlosung der Gemeinde durch „die Rute der gemieteten Pfarrer“ und deren „Wuchergeist“ dar und erklärt, es gebühre nach Gewohnheit der Apostel der Gemeinde, einen Hirten zu erwählen, worauf alsdann die segnende Handauflegung erfolge. Die Schuzrede hebt zugleich die Übereinstimmung mit dem Bischof über die Person des Pfarrers hervor und preist „die Lieblichkeit des Evangelii“ gegenüber dem Stellenschacher.

Auch anderwärts handelte der Rat der Stadt in Ausübung des Rechts und der Pflicht der Gemeinde.

Unter den Fürsten Schlesiens war der Hohenzoller Georg, Markgraf von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach, der bedeutendste, ein älterer Bruder des Hochmeisters der Deutschritter Albrecht von Preußen. Ihn hatte 1521 das Glaubenszeugnis Luthers auf dem Wormser Reichstag gewonnen; die deutsche Bibel wurde ihm eine Quelle selbstständig erforschter Wahrheit. Sein Name steht an zweiter Stelle der Unterzeichner der Augsburgischen Konfession. In dem zu seiner Herrschaft gehörenden Fürstentum Jägerndorf mit Leobschütz, in seinen Pfandherzogtümern Oppeln und Ratibor, sowie den Pfandherrschaften Oberg, Beuthen und Tarnowitz nahm er eifrig die Pflege des evangelischen Gottesdienstes in die Hand und führte die treffliche fränkisch-nürnbergische Kirchenordnung ein. Obwohl Sohn einer polnischen Prinzessin, vertrat er doch am böhmisch-ungarischen Hof kraftvoll die deutsche Partei und hat dort ebenso mit Erfolg der protestantischen Sache bei seinem Oheim König Wladislaus II. und seinem Vetter König Ludwig II. zu dienen gesucht, wie in seinem Verkehr mit den ihm verwandten schlesischen Päfsten. Seine zweite Gemahlin war die entschieden evangelische Tochter des Herzogs Karls I. von Münsterberg-Oels; Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau war mit seiner Schwester Sophie vermählt.

In dem Gebiet dieses Herzogs Friedrich fand die Reformation früh Eingang; aber hier trat auch zuerst das Schwenckfeldertum hervor, eine mystische Richtung, die in beschaulicher Innigkeit nach Herzensreinheit, Gelassenheit und Beselung der so lange Zeit häufig veräußerlichten Religiosität strebte. Es fehlte ihr aber ebenso sehr der nüchterne Sinn für das Tatsächliche wie die organisierende Kraft; auf die Bildung einer evangelischen Volkskirche mußte sie hemmend und zerstörend wirken. Caspar Schwenckfeld ist 1490 zu Ossig bei Lüben im Liegnitzischen ^{zaf. xxvi.} geboren und schrieb 1521 einen mahnenden Brief an Johann Häß, der ihm nicht entschieden genug war, ritt auch nach Wittenberg, während Luther noch auf der Wartburg weilte, und befreundete sich mit Karlstadt. Er gewann in Schlesien viele Anhänger in Schweidnitz, Brieg, Glogau, der Grafschaft Glatz, vor allem in der Gegend um den Probsthainer Spitzberg. Sein gelehrtester Anhänger war der Humanist Valentin Krautwald, dem er viele Anregungen verankte. 1529 hat

Schwenckfeld Schlesien für immer verlassen; aber seine Sekte hielt sich, trotz heftiger Anfeindungen durch Lutheraner und Katholiken, in Harpersdorf und Umgegend, bis sie von den Jesuiten in den letzten Jahren der österreichischen Herrschaft vertrieben wurde. Die Schwenckfelder wanderten meist nach Pennsylvania aus, wo sie noch bis heute sich erhalten haben und für die Ideen ihres Meisters sehr tätig sind. Schwenckfeld war jedenfalls ein redlicher Charakter, eine originelle und bedeutende Persönlichkeit, ein rastloses schriftstellerisches Talent, ein mit systematischer Begabung ausgerüsteter Denker, ein scharfsichtiger Kritiker der Schwächen seines Zeitalters, aber leider ohne Selbstkritik und daher allen Einwendungen unzugänglich. Trohendorf ist sein Antipode. Der grübelnde Autodidakt hatte den großen humanistischen Schulmann zum Gegner. Sie beide sind Repräsentanten verschiedener Seiten des schlesischen Volkscharakters.

Eine andere schlesische Eigenart, weltoffene Universalität, tritt uns, verbunden mit strenger Selbstdisziplin, in dem Breslauer Johann Krafft entgegen. Schon in seinem 16. Jahr bezog er 1534 die Universität Wittenberg und wurde auf Heß' Empfehlung von Luther in sein Haus aufgenommen. Dieser riet ihm das Studium der Medizin an, weil sein Körper zum Predigen zu schwach sei. In den Jahren 1560—1581 hat er als kaiserlicher Leibarzt drei Monarchen gedient, zugleich in seiner Wissenschaft Hervorragendes geleistet und seine hohe Stellung erfolgreich zur Förderung des Protestantismus benutzt, vor allem indem er die feindlichen Pläne des Ermländers Hosius vereitelte. Im Jahre 1581 zog er sich auf sein Gut Rückerts bei Reinerz zurück und gründete dort eine evangelisch-reformierte Gemeinde. Einer der beiden Verfasser des Heidelberger Katechismus, der Breslauer Zacharias Ursinus, war erst sein Günstling, später sein Freund. Dieser mußte aus konfessionellen Gründen 1560 seine Stelle an der Breslauer Elisabethschule aufgeben und aus Schlesien weichen. Krafft, den Kaiser Maximilian in den Adelsstand als „Crato von Crafftheim“ erhoben hatte, starb 1585 in seiner Vaterstadt. Dort hatten sich hochgebildete und angesehene Kreise der Bevölkerung einem gemilderten Calvinismus zugewandt, wie auch Krafft selbst, der mit Theodor Beza Briefe wechselte. Der Calvinismus galt bald in Regierungs- und in hierarchischen Kreisen als revolutionär; er wurde zum Schaden der Bildung verfolgt, und die damit zusammenhängenden Abendmahlstreitigkeiten zerlüfteten noch lange den schlesischen Protestantismus und erleichterten die Erfolge der Gegenreformation.

3. Die schlesische Gegenreformation setzte sehr allmählich ein. Sie begann unter dem persönlich milden Bischof Martin Gerstmann aus Bunzlau, unter dem 1581—1595 die ersten Jesuiten in Breslau erschienen, und der einen kaiserlichen Befehl gegen die Breslauer Calvinisten veranlaßte (1584). Bald darauf zog ein fremder Geist in die fürstbischöfliche Kurie. Entgegen dem Kolowratschen Vertrage von 1504, saßen in den 155 Jahren bis zur preußischen Okkupation nur zwei Schlesier auf dem Bischofsthul und 30 Jahre lang (1625—1655) war ein polnischer Prinz Inhaber des Episkopats. Die entscheidende Wendung aber trat unter dem Bischof Karl, Erzherzog von Österreich, ein (1608—1624). Er trug die innerösterreichische Verfolgungspolitik nach Schlesien, zu der seine bayerische Mutter Maria ihren Gemahl Karl von Steiermark gedrängt hatte. Vergebens war die Zuversicht der Schlesier auf die unbedingteste staatsrechtliche Zusicherung der Glaubensfreiheit im Majestätsbrief vom 20. August 1609, grundlos der Jubel,

welcher dem König Matthias am 18. September 1611 auf dem Breslauer Ring entgegenscholl. Bischof Karl protestierte gegen den Majestätsbrief, und er behielt das letzte Wort gegen den Staat. Und doch hat Breslau 1909 nicht ohne Grund die 300jährige Wiederkehr des Tages gefeiert, an dem damals die kirchliche Selbständigkeit der Hauptstadt Schlesiens garantiert wurde.

Zuerst kamen die geistlichen Gebiete der Johanniterritter und das bischöfliche Neißer Land mit der kirchlichen Vergewaltigung an die Reihe, dann wurden über 60 evangelische Pfarrer aus der Grafschaft Glatz vertrieben, in den Fürstentümern Oppeln und Ratibor blieb nur privater evangelischer Gottesdienst in den Häusern erlaubt.

Inzwischen hatte sich die Tragödie des Winterkönigs abgespielt und der Dreißigjährige Krieg begonnen. 1628 wurden alle evangelische Einwohner der Grafschaft Glatz vertrieben. Bald folgten in Glogau, Schweidnitz und andernwärts die Greuel der Lichtensteiner Dragoner und des „Seligmachers“ Graf Hannibal v. Dohna, worüber selbst der Jesuitenpater Merlich sich mit Empörung äußerte, weil die h. katholische Religion dadurch verhaft gemacht werden müsse. Königsrichter und neue katholische Magistrate wurden die Werkzeuge der Rekatholisierung. Massenhaft wanderten glaubenstreue Evangelische nach Polen und in die Oberlausitz, allein aus Guhrau zogen 4000 Einwohner nach Lissa. Auch Breslau wurde Zufluchtsort und Hort des schlesischen Protestantismus. Folgenreich war die Hinrichtung des reichsten schlesischen Grundbesitzers, des Protestanten Hans Ulrich Grafen Schaffgotsch, weil seine großen Besitzungen um Trachenberg und am Riesengebirge nun katholisiert, und seine Kinder jesuitisch erzogen wurden.

Doch wir brechen die Aufzählung der durch Gewalt herbeigeführten Verluste des schlesischen Protestantismus in dieser Periode hier ab und erwähnen nur, daß durch den Westfälischen Frieden den Evangelischen die Erbauung von drei Friedenskirchen, zu Schweidnitz, Glogau und Jauer, zugestanden wurde.

Fehlte es auch den schlesischen Protestanten dieser Periode an großzügigen führenden Persönlichkeiten, so haben sie dafür eine um so größere Menge schlichter Vertreter einer opfermutigen Überzeugungstreue aufzuweisen, und das evangelische Kirchenlied hat durch den niederschlesischen Pastor Johannes Heermann († 1647) eine Vereicherung erfahren, der sich wenig anderes an die Seite stellen läßt. In der Oberlausitz, die 1623 in den Pfandbesitz Kursachsens kam, trat seit 1612 der tieffinnige Theosoph Jakob Böhme, seit 1599 Bürger und Schuhmachermeister ^{z. a. xxvi.} in Görlitz, hervor. Von Schwedtels, wie anderer Mystiker, Schriften angeregt, durch die kurzfrichtige Görlitzer Pastorenenschaft bis über das Grab hinaus verfolgt, fand dieser geistvolle Autodidakt bei den sächsischen Theologen Anerkennung, auf den schlesischen Gütern der v. Frankenberg und v. Schweinichen Gastfreundschaft. Er starb in Görlitz 1624. Sein Wahlspruch: „Wem Zeit wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit“.

4. Während im übrigen Deutschland mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges für den Protestantismus eine Zeit des Wiederaufbaus seiner Ruinen anfing, mußte er in Schlesien gerade von da ab seine schwersten Schädigungen erleben; aber nun erst ging er auch seiner eigentlichen Heldenzeit entgegen. Vergebens hatte Schweden versucht, feste Garantien für die evangelische Kirche der zu Österreich gehörenden Grafschaft zu erlangen. In ganz Schlesien, mit Ausnahme von Liegnitz, Brieg, Wohlau und Öls, so wieder Stadt Breslau, wurden 1652—1654

den Evangelischen sämtliche Kirchen entrissen, auch selbsterbaute, wie die zu Landeshut. Es sind damals anderthalb mal so viel Kirchen weggenommen, als im Reformationszeitalter katholisch geblieben waren. Da von über 630 Gotteshäusern die Prediger verjagt waren, mußte man, da Glogau, Schweidnitz und Sauer zu weit ablagen, zu den Buschpredigern oder über die Grenze gehen. Zu den bekanntesten dieser als historische Baudenkmale merkwürdigen Grenzkirchen gehört die von Meffersdorf in der Oberlausitz.

Bis 1675 hatte der schlesische Protestantismus außer an Breslau fast nur an dem piaischen Herzogshaus von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Stütze. Dann erlosch auch dies, und sein Land galt als kaiserliches Erbfürstentum. Die dortigen Kirchen, sowie die des Breslauer Landgebiets, sollten katholisiert werden, wo andere Mittel versagten wenigstens mit dem Aussterben der vorhandenen Pfarrer. Das Ende des schlesischen Protestantismus schien besiegelt zu sein und in den drei Dezennien von 1675—1706 von Jahr zu Jahr näher zu kommen.

Anders stand es mit der Oberlausitz. In dieser, einst durch Kaiser Karl IV. untrennbar mit Böhmen vereinten Landschaft, war die stolze Selbständigkeit des bei nahe der Schweizer Eidgenossenschaft vergleichbaren Sechsstädtebundes (Görlitz, Bautzen, Zittau, Lauban, Kamenz, Löbau) nach 200jährigem Bestande 1547 vernichtet. Im Prager Frieden 1635 kam die Landschaft an Kursachsen, und 180 Jahre lang hat die Oberlausitzer Kirche als sächsische bestanden, bewahrte aber in der Verwaltung eine erhebliche Selbständigkeit. Die Oberlausitzer Gemeinden erfreuten sich behaglicher Sicherheit, während der schlesische Protestantismus dem „besorglichen Ende und Ausgang des Evangeliums“ entgegenhangte.

5. Da brachte König Karl XII. von Schweden dem nieder- und mittelschlesischen Protestantismus unerwartet die Existenzmöglichkeit zurück. Ohne sein Dazwischen treten würde Friedrich der Große eine im wesentlichen katholische Provinz erobert haben; hätte schon Gustav Adolf seine Kr. ft Schlesien zugewandt, so wäre umgekehrt die oberschlesische Bevölkerung wohl vorwiegend evangelisch geblieben. Jetzt mußte Kaiser Josef I. alles tun, um das Zusammenfließen des nordischen Krieges mit dem spanischen Erbfolgekrieg zu verhüten. Nach der Altranstädter Konvention von 1707 wurden die seit 1648 in den Gebieten von Liegnitz, Brieg, Wohlau, Dels und Münsterberg, sowie die Breslauischen Landkirchen weggenommenen 125 Kirchen zurückgegeben, so daß z. B. in Ohlau, Nimptsch, Kreuzburg, Pitschen, Reichenstein und Silberberg der bereits eingegangene öffentliche evangelische Gottesdienst wiederhergestellt wurde. In den Erblanden sollte die Errbauung von sechs Gnadenkirchen (in Hirschberg, Freystadt, Sagan, Landeshut, Militsch und Teschen) erlaubt sein. Außerdem wurde den Evangelischen manche Erleichterung zugesichert. Die ungeheuren Geldopfer aller Art, welche ihnen dabei zugemutet wurden, ließen das Erreichte um so wertvoller erscheinen.

Die Altranstädter Konvention wurde zwar ausgeführt; aber die Bedrückungen des schlesischen Protestantismus hörten nicht auf, so daß sein allmählicher Niedergang bei der mangelnden Rechtsparität nur eine Frage der Zeit zu sein schien. Auch machte sich, wie bekanntlich während jener Dezennien überall in Deutschland, bei seinen Vertretern vielfach kleinliches Philistertum und geistige Verkümmерung bemerkbar. Um so wohltätiger wird man berührt von dem Weitblick und Schwung solcher Männer, wie der Breslauer Pfarrer, Kirchen- und Schulinspektor Caspar Neumann einer war. Bei Errichtung der Berliner Akademie der Wissenschaften

schlug ihn Leibniz in erster Linie als Mitglied vor. Am bedeutendsten war er als Prediger (Chrysostomus Vratislaviensis), sein Andachtsbuch „Kern aller Gebete“ erlebte 22 Auflagen, seine Lieder werden noch heute gesungen. Er starb 1715. Seines jüngern Zeitgenossen Benjamin Schmolck, Pfarrer an der Schweidnitzer Friedenskirche, wurde schon oben gedacht. Während Neumann Gegner des Pietismus war, und überhaupt diese Bewegung in Schlesien wenig einwurzelte, wirkte sie desto stärker in der Oberlausitz. Im Bürgertum fäste sie Boden, der Adel, namentlich die einflussreiche v. Gersdorfsche Familie trat dort erfolgreich für sie ein. Johann Andreas Rothe aus Lissa bei Görlitz und Pfarrer Schwedler in Nieder-Wiesa bei Greiffenberg übten einen noch heute spürbaren Einfluss aus als Prediger und Liederdichter.

6. 1740—1815. Als die preußische Herrschaft Gewissensfreiheit brachte, traten in den ersten zwei Jahren 6000 Katholiken zur evangelischen Kirche über. 1742 wurde jedem Ort, der nachwies dazu bemittelt zu sein, gestattet, ein Bethaus zu bauen und einen Prediger zu unterhalten. Die einst den Gemeinden genommenen Kirchen wurden nicht zurückverlangt. Rasch entstanden über 200 neue Andachtsstätten. Die reformierte Konfession wurde wieder geduldet. Die Breslauer Hofkirche durfte erbaut werden, viel Geld dazu kam aus Schottland und andern reformierten Ländern. Seit 1764 durften die neuen Kirchen Türme haben. Der Mangel an Gotteshäusern blieb groß. Zu Breslau, Glogau und Oppeln wurden Oberkonfistorien errichtet. Der Pfarrerstand litt noch sehr lange infolge der Kriege unter der Dürftigkeit seiner äußern Lage. Auf Veranlassung des Lehnsherrn Julius Ernst v. Seydlitz auf Ober-Peylau bot die friedericianische Kolonie Gnadenfrei (bei Nimptsch) der Brüdergemeine ein Asyl, ebenso die Kolonie Anhalt bei Pleß den verfolgten galizisch-deutschen Reformierten auf Anregung des Feldpredigers Gottlieb Schleiermacher, dessen 1768 zu Breslau geborener Sohn später eine neue Zeit heraufführen half. Unter den schlesischen Theologen dieser Periode war der Pfarrer an St. Elisabeth zu Breslau Friedrich Burg der bedeutendste; aber erst die Ausführung der alten Hochschulpläne rettete die isolierte Provinzialkirche aus der Gefahr, geistig zu stagnieren. 1811 wurde die evangelische theologische Fakultät zu Frankfurt a. O. nach der damals gegründeten Universität Breslau verlegt. Die Bibliothek der Viadrina und die Stiftungen der alten Oder-Universität gingen an die neue über. Für Studierende der evangelischen Theologie, besonders schlesische Pfarrer- und Lehrersöhne, erfolgte 1906 durch eine schlesische Dame, die hochherzige Stiftung des Frankfurter Jubiläums-Stipendiums. Der studentische Freitisch und ein Studentenheim werden heute von der Universität mit besonderer Sorgfalt gepflegt.

7. Nach den Befreiungskriegen wird die schlesische evangelische Kirche in die preußische Landeskirche eingegliedert; überhaupt hört Schlesien auf, eine Sondergeschichte zu haben, was in der vorigen Periode noch der Fall war. Wir geben deshalb hier nur eine Übersicht der heutigen Zustände.

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1910 leben in Schlesien 2199114 Mitglieder der evangelischen Landeskirche; auf 1000 Einwohner gehören 420,81 dieser an. Dissidenten, zu denen außer Altlutheranern, Mitgliedern der Brüdergemeine, Altkatholiken und sonstige Christen gerechnet sind, wurden in Schlesien

nur 19080 gezählt; auf 1000 Einwohner kamen deren bloß 3,65. Lediglich im Breslauer Stadtkreis und im Kreis Waldenburg findet sich eine erhebliche Anzahl dieser Dissidenten: in ersterem Bezirk 4973, in letzterem 1743; die nächstgrößte Zahl im Breslauer Landkreis mit 522. Auch der religiöse Radikalismus hat seine Organisation in Schlesien. Breslau steht numerisch an der Spitze des Provinzialverbandes der schlesischen freireligiösen Gemeinden, mit 1400 Mitgliedern und 300 Religionsschülern, dann folgt Görlitz mit 600 resp. 70.

Für die altlutherische Freikirche, deren erste Synode 1834 in Breslau tagte, ist Schlesien von Bedeutung, weil das „Oberkirchenkollegium der evangelisch-lutherischen Kirche“, sowie deren Seminar in Breslau ihren Sitz haben.

Das theologische Seminar der Brüdergemeine, welches ihre Prediger wissenschaftlich ausbildet, liegt ebenfalls in Schlesien (Gnadenfeld bei Kosel), ihr Pädagogium für Knaben in Niesky (Oberlausitz) ist weltbekannt.

Die überwältigende Mehrzahl der Evangelischen Schlesiens gehört der Landeskirche an: im Regierungsbezirk Breslau über eine Million, in dem Liegnitzschen fast 956000, in dem von Oppeln beinahe 188000.

Dem 1815 geschaffenen, seit 1844 unter einem besonderen Präsidenten stehenden Provinzialkonsistorium, zu dessen 12 Mitgliedern die beiden Inhaber der 1829 eingerichteten Generalsuperintendentur gehören, steht seit 1873 eine synodale und eine Gemeindeverfassung zur Seite wie in den andern altpreußischen Provinzen. Augenblicklich sind 907 Gemeindepfarrstellen und 54 Vikariate vorhanden. Dem Gottesdienst dienen 878 Kirchen, 1545 Kapellen und Betsäle. Die erste Generalsuperintendentur erstreckt sich auf die 22 Diözesen des Regierungsbezirks Breslau, sowie über die 6 des Oppelner Regierungsbezirks, während der zweiten die 28 Diözesen des Regierungsbezirks Liegnitz unterstellt sind. Die Zahl der evangelischen Pfarrorte beträgt 746, dazu kommen 891 Filialen. Die Gesamtzahl der geistlichen Stellen ist 964; in der Gründung begriffen sind 19. Auf einen gottesdienstlichen Raum fallen 907 landeskirchlich Evangelische, auf eine geistliche Stelle 2282. In beiden Beziehungen steht Schlesien günstiger da als der landeskirchliche Durchschnitt, während die Seelenzahl in den Parochien diesem fast genau entspricht.

Die Vereinstätigkeit ist in Schlesien ungemein rege. Von höchster Bedeutung war und ist hier der Gustav-Adolf-Verein. Es will etwas sagen, daß in der kurzen Zeit von 1900—1907 rund 20 neue evangelische Erbauungsstätten in Oberschlesien ihm zu verdanken waren, und seitdem ging es rüstig vorwärts. Als charakteristisch sei erwähnt, daß 1911 die große Gabe von 6000 Mark einem oberschlesischen Ort zufiel, weil die dortige Porzellanfabrik in diesem Fall die Restkosten des Kapellenbaus übernahm. Seit Begründung des Vereins sind von außen $3\frac{1}{2}$ Millionen Mark als Gaben nach Schlesien geflossen. Der Breslauer Hauptverein selbst brachte 1910 über 87000 Mark zur Verwendung. — Der Evangelische Bund hat in Schlesien 99 Zwischenvereine und Ortsgruppen, zählt über 22500 Mitglieder. Der „Verein zur Pflege des deutschen evangelischen Lebens in den Schutzgebieten und im Auslande“ hat in Breslau seine Geschäftsstelle, und die Mehrzahl der über Deutschland zerstreuten Mitglieder wohnt in Schlesien. — Für die Heidemission werden jährlich etwa 110000 Mark aufgebracht. Die „Schlesische Missionskonferenz“ fördert das allgemeine Interesse dafür, viele Kreis- und Provinzialvereine dienen den einzelnen Gesellschaften. — Die überaus lebhaften und manig-

fältigen Veranstaltungen für heimische Liebesträgkeit hier aufzuzählen unterlassen wir, zumal da ein offizieller Gesamtbericht von seiten des 1863 gegründeten schlesischen Provinzialvereins für innere Mission in nächster Zeit erscheinen wird, auf den wir hier verweisen. Der Ausbildung in der Berufssarbeit der innern Mission dienen die Diaconenanstalten zu Kraschnitz (seit 1885), zu Rothenburg O.-L. („Zoar“ seit 1898) und die Diaconissenmutterhäuser Bethanien in Breslau (seit 1850), Kraschnitz (seit 1862), Frankenstein (seit 1866), das Lehmgrubener Mutterhaus in Breslau (seit 1873), Bethanien in Kreuzburg (seit 1888), Bethesda in Grünberg (seit 1901). Mit allen schlesischen Diaconissenhäusern sind größere Krankenhäuser verbunden.

Der schlesische Pastorenstand hat Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung durch eine Stiftung des 1863 zur evangelischen Kirche übergetretenen Fürstbischofs Grafen v. Sedlnitsky, wodurch die Anschaffung theologischer Werke erleichtert werden soll. Während der Studienzeit wird die Ausbildung junger schlesischer Theologen gefördert durch das Graf v. Sedlnitsky sche Johanneum in Breslau, ein Studentenkonvikt, welches für 19 Konviktualen offen steht. Für die Zeit zwischen der ersten und zweiten theologischen Prüfung ist das 1898 eröffnete Predigerseminar zu Naumburg a. Q. bestimmt. Der 1891 gegründete „Evangelische Pfarrerverein“ will seine Mitglieder zu gemeinsamer Mitarbeit an den großen Aufgaben des geistlichen Amtes um sich sammeln und hat nach verschiedenen Richtungen eine segensreiche Tätigkeit entfaltet.

Wir sahen oben, daß den 2199000 Evangelischen Schlesiens, die sich zur Landeskirche rechnen, weit weniger als 19000 gegenüberstehen, die anderen protestantischen Denominationen angehören. Von den Alt-katholiken sehen wir hier ab. Außer den oben genannten Freikirchen kommen als numerisch wesentlich nur noch in Betracht die seit 1847 eingedrungenen sog. Irvingianer, deren Zahl auf fast 3000 Seelen geschäht wird, und deren Hauptstätte Breslau, Liegnitz, Görlitz und Groß-Rosen bei Striegau sind, — ferner eine Abzweigung von ihnen: die „Neue apostolische Gemeinde“ — die seit 1846 hier bestehenden Baptisten, welche 10000 Anhänger gewonnen haben sollen, und deren Gemeinden in Breslau, Liegnitz, Freystadt, Wohlau, Herrnstadt, Löwen und Neustadt ihre Mittelpunkte haben, — die seit 1897 hier wirkende Heilsarmee — endlich die sog. Edwardianer, eine durch den begabten schottischen Judenmissionar Dr. Edward begründete deutsche Ansiedelung der freien schottischen Kirche.

Die evangelischen Gemeinden Schlesiens verdanken ihr Eigenleben einer an Erfahrungen, Opfern und Arbeit reichen Vergangenheit. Ihre mannigfachen Aufgaben in der Gegenwart sind im Grunde nur die eine: sich mit offenem Blick für die großen Forderungen der neuen Zeit und nüchterner Selbstdiskritik in lebendigen Vollbesitz der oft nur latenten Kräfte des bewährten Erbten zu setzen, und diese anzuwenden im Dienst des Evangeliums des Friedens. An einem alten stattlichen Hause Breslaus stehen in goldenen Buchstaben zwei Wahlsprüche des altschlesischen Protestantismus: „Durandum“ und „Verbum Domini manet in aeternum“.

Litteratur.

Aus der überaus reichen Litteratur über die evangelische Kirche Schlesiens kann hier nur wenigstens, was zur Orientierung dient, angeführt werden. Eine befriedigende Geschichtsdarstellung der Gesamtentwicklung des schlesischen Protestantismus fehlt noch. Die betreffenden Partien in C. Grünhagens Geschichte Schlesiens (1884, 1886) sind von ungleichem Wert. Die Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens von Ed. Anders² 1886 leidet an Ungenauigkeiten, während desselben Verfassers „Historische Diözesentabellen der evangelischen Kirche in Schlesien“ (Glogau 1855) und dessen „Tabellarisch-chartographische Übersicht des schlesischen Kirchensystems“ (Breslau 1861) brauchbare Hilfsmittel sind. Unentbehrlich ist J. Ad. Hensel, Protestantische Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien (1768), ebenso Chrhardts Presbyterologie, abwohl die dortigen Angaben stets der Nachprüfung bedürfen. — Bibliographische Nachweise bietet J. Pätzsch, Litteratur der Landes- und Volkskunde der Provinz Schlesien 1892—1900, S. 256 ff. (das Werk wird fortgesetzt). Ein nützliches Hilfsmittel bleibt: J. G. Thomas, Handbuch der Litteraturgeschichte von Schlesien. Gekrönte Preisschrift. Hirschberg 1824 (besonders S. 64—87, doch vergleiche man über dies reichhaltige Buch die Litterarische Beilage zu den Schlesischen Provinzial-Blättern 1824, S. 353 ff.). Eine Sammelstätte für die einschlagenden Einzelstudien ist das Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens (XIV. Band 1912). Von demselben Verein erscheint seit 1905 eine Urkunden-Sammlung zur Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, dort findet man z. B. die Protolle der General-Kirchenvisitation im Fürstentum Wohlau 1656, 1657, mit Beilagen herausgegeben von Gerh. Eberlein. Derselbe ist auch Bearbeiter des evangelischen Teils in dem 1902 zu Breslau gedruckten Werk: Die Kirchenbücher Schlesiens. — Zahlreiche andere gediegene Beiträge liefert die Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, deren 46. Jahrgang 1912 erscheint. Derselbe Verein gibt heraus: Scriptores rerum Silesiacarum, (der VII. Band enthält die Historia Vratislaviensis von Mag. Peter Eschenloer ed. Herm. Markgraf 1872, der XVII. die Descripicio tocius Silesie et civitatis regie Vratislaviensis per M. Bartholomeum Stenum ed H. Markgraf 1902. Der VII. Band der schlesischen Fürstentagsakten erschien 1905 und umfasst das Jahr 1628 mit Beiträgen zur Geschichte der Gegenreformation herausgegeben von Dr. Jul. Krebs. — Die Geschichte des Breslauer Schulwesens vor der Reformation wurde 1909 von Gustav Bauch im Namen des Vereins herausgegeben, mit Hinweisungen auf die zahlreichen, seit 30 Jahren erschienenen Einzeluntersuchungen des gelehrten Verfassers zur Geschichte des schlesischen Humanismus. Die Fortsetzung seines Hauptwerks ist in Vorbereitung.

Für die schlesische Reformationsgeschichte sei noch hingewiesen auf die im Registerband der Haucks Realenzyklopädie (Band XXII, 1909), S. 301 verzeichneten Artikel jenes Werkes.

Die schlesische Gegenreformation wurde 1888 in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte von Heinrich Ziegler trefflich dargestellt. Wem diese Übersicht nicht genügt, findet genaue Einzelnachweise und statistisches Material in dem noch heute unentbehrlichen Buch des Langhelsigsdorfer Pastors J. Berg: Die Geschichte der schwersten Prüfungszeit der evangelischen Kirche Schlesiens und der Oberlausitz, Sauer 1857.

Aus der Litteratur über die Zeit der Aufklärung in Schlesien sei hier genannt: O. Aulst, Die Algendenreformen in der evangelischen Kirche Schlesiens während der Aufklärungszeit. (Diss.) Breslau 1910; G. Hoffmann, Joh. Timoth. Hermes, Ein Lebensbild aus der evangelischen Kirche Schlesiens im Zeitalter der Aufklärung 1911.

Über die separierten Lutheraner in Schlesien und deren Geschichte unterrichtet G. Froböß, Haucks Realenzyklopädie XII, (1903), S. 1—12; vgl. G. Froböß, Drei Lutheraner an der Universität Breslau (Scheibel Steffens, Huschle). 1911.

Zur Biographie und zur Würdigung einiger oben im Text genannter und zum Teil im Bildnis vorgeführter Persönlichkeiten vergleiche man: F. Arnold, Zur Geschichte und Litteratur der Schwendfelder (Zeitschr. der Ges. für schles. Gesch. 1909, S. 292 ff.); R. Ecke, Schwendfeld, Luther und der Gedanke der apostolischen Reformation, 1911; G. Eberlein, Der kirchliche Volksunterricht nach der Ansicht der Schwendfeldschen Kreise in Schlesien im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, zugleich ein Beitrag zur

Würdigung Valentin Krautwalds (in „Festschrift des Vereins für Gesch. der evangelischen Kirche Schlesiens“ für D. Erdmann, Liegnitz 1900, S. 1—33). — J. F. A. Gill et, *Crato von Krafftheim und seine Freunde*, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1860, 1861 (ein grundlegendes Werk). — H. A. Fechner, *Jacob Böhme, sein Leben und seine Schriften*, mit Benutzung handschriftlicher Quellen dargestellt. Gekrönte Preisschrift. Görlitz 1857. — B. Schubert, *Caspar Neumann 1648—1715, Ein Zeit- und Lebensbild*, Elberfeld 1903. — Lic. Konrad, *Caspar Neumann in der genannten Festschrift für D. Erdmann*, 1900, S. 49—78. — L. Eberlein, *Aus einem reichen Leben. Blätter der Erinnerung an David Erdmann (Generalsuperintendent von Schlesien 1864—1900, † 1905)*.

Endlich nennen wir die Hilfsmittel zur Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes der schlesischen evangelischen Kirche: M. Schian, *Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien*, 1903. — Otto Hoffmann, *Evangelische Gemeindekunde für Schlesien*, 1904. — *Evangelisches Kirchenblatt für Schlesien*, erscheint seit 1898. — J. Schneider, *Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands*, Bd. XXXVIII, 1911. — *Mitteilungen aus der Arbeit des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission*. — A. Just u. P. Müller, *Das evangel. Breslau*. Breslau 1912.

VIII.

Die Juden in Schlesien.

Von Dr. M. Brann-Breslau.

Wann und woher die ersten Juden in das damals von Slaven bewohnte Schlesien gekommen sind, ist unbekannt. Vermutlich flohen sie hierher zur Zeit der Kreuzzüge aus den Landschaften jenseits der Elbe und aus Böhmen. Lange lebten sie friedlich und unbehelligt im Lande als Grundbesitzer und Ackerbauer. Um 1150 war das Dorf Klein-Tinz im Besitz von Juden, und um 1200 werden Joseph und Chaskel als Herren des Falknerdorfs, d. h. des Teiles des jetzigen Breslau zwischen Oderstraße und Königsplatz, genannt. Als die Polenherrschaft endete, gewann die Kirche Macht und begann, die Ungläubigen von den Christen zu sondern. Vom ersten Judenmord in Schlesien hören wir im Jahre 1219, als in Trebnitz der Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen gepredigt wurde. Schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse mit dem Zustrom deutscher Ansiedler, die Handwerk, Ackerbau und Handel an sich rissen und den Juden nur den Geldhandel überließen. Trotzdem waren die jüdischen Gemeinden immer noch besser als im Reiche gestellt, bis die Provinzialsynode vom Jahre 1267 ihnen Kleiderabzeichen aufzwang, abgetrennte Wohnstätten anwies, ihre bürgerliche Stellung noch mehr einengte und durch Verbot der öffentlichen Ausübung des Kultus auch ihr religiöses Leben beschränkte.

Ihre einzige Hilfe wurde der Landesherr. Herzog Heinrich IV. von Breslau gab ihnen eine Reihe von Privilegien und wies ihnen den Geldhandel als ihren einzigen Erwerbszweig zu. Ähnliche Vorschriften trafen die andern schlesischen Herzöge. Nur in Schweidnitz war ihnen auch der Warenhandel freigegeben. Mit der Zersplitterung der Herzogtümer sank jedoch die Macht der Landesherren, und die Städte machten sich die Juden zinspflichtig. Trotzdem und trotz der Verfolgungen, die sie durch das zielbewußte Vorgehen der Kirche erlitten, hielten sie

ihrer Religion die Treue. Die größte Gemeinde war Breslau infolge des regen Handelsverkehrs der Stadt. Hier hatten sich die Juden im Schutze der herzoglichen Burg, der jetzigen Universität, ein ideales Reich gegründet. Sein Mittelpunkt war das Gotteshaus, zugleich die Schule. Der oberste Beamte der Gemeinde, der Rabbiner, Lehrer, Vorbeiter und Schächer in einer Person war, wurde Judenbischof genannt. Von litterarischen Denkmälern sind nur einige Grab-

Laf. XXVII.

schriften erhalten. Bestuben gab es überall, Friedhöfe nur in den größeren Gemeinden, in Breslau (schon vor 1246), Glatz, Glogau, Görlitz, Liegnitz, Neisse, Schweidnitz und Troppau.

Solange Frieden herrschte, gingen die Juden ruhig ihrem Erwerbe nach, der ihnen bei dem nicht übertrieben hohen Zinsfuß nur selten große Reichtümer brachte; in Zeiten des Krieges und der Not aber drohte ihnen sofort die Ausstellung. Besonderem Steuerdruck wurden sie von König Johann von Böhmen und seinem Sohne Kaiser Karl IV. unterworfen. Allmählich gewannen jetzt die Städte die Vogteirechte. Dadurch wurde die Rechtsicherheit der Juden auf das Tiefste erschüttert. König Johann erlaubte dem Rat der Stadt Breslau sogar, die Grabsteine des Jüdenfriedhofs zur Ausbesserung der Stadtmauer zu verwenden. Das Gleiche taten um dieselbe Zeit die Herzöge von Liegnitz und Brieg. Noch schlimmer wurde es, als der Schwarze Tod ins Land kam und die Geißelbrüder von Ort zu Ort zogen. Bald der Brunnenvergiftung, bald der Brandstiftung beschuldigt, wurden die Unschuldigen hart verfolgt. Einem Blutbade in Breslau im Mai 1349 entrannen von 68 ortsangefessenen Familien nur sehr wenige. König und Stadt teilten ihr Hab und Gut und ließen von nun an nur noch besonders steuerkräftige Juden auf kurze Fristen zum Aufenthalte zu. Damit waren die Unglücklichen heimatlos für „ewige Zeiten“. Diese ewigen Zeiten währten allerdings für den, der Geld hatte, selten lange. In den Jahren 1350—1360 fanden sich in Breslau wieder 130—140 Familienväter zusammen, eröffneten die alten Aulachtstätten und nahmen auch den Friedhof wieder in Gebrauch. Für die Bedürfnisse der Gemeinde sorgten Älteste, Vorbeiter, Glöckner, Pergamentschreiber und Mezger. Medizinalpersonal, Lehrer, Schreiber, Buchhalter, männliche und weibliche Dienstboten waren vorhanden. Der wachsende Wohlstand gestattete, die überflüssige Zeit, die nicht zu gemeinnütziger Tätigkeit verwendet werden durfte, gelehrten Studien zu widmen, deren Leitung der Bischof Isaak, der zugleich Richter in den Streitigkeiten der Gemeindemitglieder unter einander war, in Händen hatte. Doch dem allen machte die Verfolgung vom 25. Juni 1360 ein Ende. Von 1364 ab lebte nur noch eine einzige jüdische Familie für kurze Zeit in Breslau.

Auch in den andern schlesischen Orten folgte aus gleichen Gründen Judenmord auf Judenmord. Stets aufs neue ins Land gezogen um ihres Geldes willen, sahen sie sich um eben dieses Geldes willen stets von neuem bedrückt und verfolgt. Bei allemdem hielten sie selbst unter den schwierigsten Lebensbedingungen Stand. In Schweidnitz kam ihr Gemeinwesen unter dem Schutze des mächtigen Herzogs Bolko sogar zu einer gewissen Blüte. Während hier der Bischof Oser für ihre Wohlfahrt sorgte, und besonders sein Verwandter, R. David von Schweidnitz, mit Eifer und Erfolg die nationalen Studien pflegte und gelehrt und nachmals hochberühmte Jünger ausbildete, wurden in der benachbarten Oberlausitz sämtliche Juden endgültig ausgetrieben. Erst in der Gegenwart sind dort allmählich einige neue Gemeinden entstanden.

Zu Anfang des 15. Jahrhunderts waren auch in Schlesien die Juden, als nach kanonischem Recht durch eigene Schuld zur Knechtschaft verdammte Gottesleugner, gänzlich ungeschützt. Nach der Absetzung König Wenzels herrschte Unordnung im Lande. Die öffentliche Wohlfahrt ging zurück. Darum berief man von neuem reiche Juden. In Breslau waren sie, wie früher, auf der Ursulinerstraße ansässig. Hier befand sich ihre Synagoge, ihre Lehranstalt und ihr Badehaus. Auch der Friedhof wurde wieder eröffnet. Allein die Hussitenkriege zerstörten alles. Eine Gewalttat folgte der andern, und fortdauernd wiederholte sich von jetzt ab das Gleiche. Von der Obrigkeit gefangen gesetzt, gefoltert und bedroht, gaben sie schließlich alles zu, was man von ihnen zu wissen wünschte. Tod und Verderben war stets das Ende. Größere Judengemeinden fanden sich nach den Hussitenkriegen nur noch in Brieg, Glogau und Breslau. Vom Regierungsantritt Kaiser Albrechts an gab es dann keine Gerechtigkeit mehr für die Ungläubigen, deren Vertilgung an Leib und Habe vielmehr als gutes Recht galt. Nur die wenigen Millionäre, deren Hilfe Fürsten, Geistliche und Städte brauchten, wurden mitunter gegen Unbill geschützt. Den einzigen Trost in diesen bösen Verhältnissen bildete die Pflege des religiösen Lebens und das Studium der nationalen Literatur. Die Liebespflichten gegen Arme und Sterbende wurden von allen Gemeindemitgliedern treulich erfüllt. Dadurch erschien die Lage einigermaßen erträglich, bis Capistrano auf Einladung des Bischofs Peter Novak am 13. Februar 1453 nach Breslau kam. Sein Fanatismus führte die Katastrophe herbei. Am 5., 6. und 7. Mai wurden die Juden in Breslau, wenige Wochen später auch die in Schweidnitz, Löwenberg und andern schlesischen Städten gefangen gesetzt. Capistrano wußte von den Gefolterten Geständnisse zu erpressen, die ihrer Seele fremd waren. Er verdamnte die meisten zum Feuertode, die andern wurden verjagt. Die unmündigen Kinder wurden den Eltern entrissen und der Taufe zugeführt; das gesamte Vermögen wurde beschlagnahmt. Dennoch war das materielle Ergebnis gering. Am 30. Januar 1455 gab dann der junge König Ladislaus der Stadt Breslau das Recht, für ewige Zeiten keine Juden mehr aufzunehmen. Das gleiche Recht erhielten Löwenberg und Schweidnitz; damit endet vorerst die Geschichte der Juden in den Herzogtümern Breslau, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz und Brieg, und erst im 19. Jahrhundert hört man von etlichen neuen Ansiedlungen in diesen Gebieten.

Nach dem Tode des Königs kam es zu neuen Verfolgungen der Juden, die zunächst aus Neiße, später auch aus Glatz und Frankenstein und auf kurze Zeit sogar aus Glogau vertrieben wurden. Dem bösen Beispiel folgten die ober-schlesischen Ortschaften, besonders Troppau und Ratibor. Schließlich fanden sich Juden auf dem linken Oderufer nur noch in Teschen. Überall blieben sie nach wie vor verurteilt, Wucher zu treiben. Auch nach der kirchlichen Reformation zu Beginn des 16. Jahrhunderts erhielten sie in den meisten schlesischen Orten nur zu den freien Jahrmarkten Zutritt. In Breslau freilich erforderte der wichtige Handel nach Polen ihre Zulassung. Eben darum hatten auch nur die polnischen, nicht aber die „welschen“ Juden freien Verkehr, und um 1537 wurde zeitweise sogar diesen die Stadt ganz verschlossen. Auch anderweitig wird nur von einzelnen Juden berichtet, die hier und dort Aufnahme gefunden haben. Bald begann die Ausstreibung nun auch auf dem rechten Oderufer, zuerst in Jägerndorf, dann in Oels, wo der Buchdrucker Schwarz im Jahre 1530 eines der ersten hebräischen

Taf. XXVII. Bücher auf deutschem Boden, den Oelsser Pentateuch, von dem nur zwei Exemplare erhalten sind, gedruckt hat. Gemeinden gab es nur noch in einigen Städten der Herzogtümer Glogau, Ratibor, Oppeln und Teschen. Doch konnten sie sich nirgends dauernd halten, weil ihrer Lustreitung kein grundsätzlicher Widerstand mehr geleistet wurde, und weil der wirtschaftliche Aufschwung sie mehr und mehr entbehrlich machte. Höchstens schützte sie noch die Geldnot der Fürsten, die sich ganz besonders geltend machte, als die Türkenkriege mit ihren ungeheuren Lasten das Land heimsuchten. So wurde die Abschaffung der Juden bald eifrig betrieben, bald vorsorglich verboten. In diesem ewigen Widerstreit der Interessen wurden die wenigen, noch bestehenden oder für kurze Frist neu entstandenen Ansiedlungen auf Grund der einander widersprechenden Fürstentagsbeschlüsse und landesherrlichen Verordnungen allmählich aufgerieben, und am Ende des 16. Jahrhunderts gab es bloß noch in Zülz und Glogau Gemeinden, die nach und nach geistig und materiell erstarnten. Insbesondere gelangten die Glogauer Juden auf Grund ihrer kaiserlichen Privilegien bald zu einem gewissen Wohlstand, während die Zülzer als Trödler hausierend von Ort zu Ort ziehen mussten. In beiden Städten erblühte ein reiches Gemeindeleben. Gelehrte von Ruf und Ansehen standen an der Spitze, und eingeborene Glogauer und Zülzer wurden als Rabbiner und Schriftgelehrte nach vielen großen Städten des In- und Auslandes berufen.

Die Nöte des Dreißigjährigen Krieges brachten dann die teuer erkaufsten Privilegien der Städte zeitweilig in Vergessenheit. Schon 1635 erlaubte der Kaiser einigen Juden, in den Breslauer Vorstädten zu wohnen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte fanden sie sich auch in vielen andern Städten ein und bildeten zusammen die schlesische Landgemeinde. In Breslau erhielten sie jetzt unbeschränkten Zutritt zu den freien Jahrmärkten und durch die teuer erkaufte Nachsicht der Torwachen selbst die Möglichkeit, auch sonst innerhalb der Stadtmauern ihren Geschäften nachzugehen. Völlig freien Verkehr hatten nur die „würdlichen Pöhlischen Handelsjuden“, denen der Aufenthalt so angenehm wie möglich gemacht wurde. Sie durften sich sogar ihre eigenen Betstuben einrichten, von denen die Lemberger sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Allmählich wurden auch von andern Juden Bethäuser eröffnet, so die Glogauer Schul und die Landschul, die noch heute bestehen. Dem Wachstum der Breslauer Gemeinde suchte die neue Judenordnung von 1702 vorzubeugen, und nicht weniger als zwölftmal wurde den ohne Erlaubnis der Obrigkeit anwesenden Juden im Laufe der letzten sechs Jahrzehnte der Habsburgischen Herrschaft Ausrottung und Wegschaffung angedroht und häufig genug erbarmungslos an jedem vollstreckt, der nicht bezahlen oder lügen konnte oder wollte. Dennoch machten sich die ungebetenen Gäste immer wieder das verkehrsbreiche Leben der unwirtlichen Stadt zunutze. Im Jahre 1724 entstand unter ihnen die noch heute blühende „Fromme Brüderschaft“. Ihre Aufgabe, für die Toten zu sorgen, war ihr erschwert, weil der nächste Friedhof sich in Dihernfurth befand. Erst 1761 wurde in Breslau selbst ein Begräbnisplatz auf dem Schweidnitzer Anger, der jetzigen Claassenstraße, eröffnet. Die Strenge gegen die fremden Juden milderte sich auch nicht unter Friedrich dem Großen, der nur zwölf privilegierten Familien das dauernde Wohnrecht gab und daneben noch den polnischen, den Glogauer und den Zülzer Juden ihre Rechte ließ. Außerdem gab es noch etliche Generalprivilegierte, die für

schweres Geld christliche Rechte in Handel und Wandel erwarben und unbeschränkt vererben durften. Dazu kamen die Tolerierten, die Fixentriften und die Schuhgenossen. So gewann die Judenschaft in den letzten Jahrzehnten der friderizianischen Herrschaft ein gar wunderliches Aussehen mit ihren streng gesonderten acht Abteilungen und deren verschiedenen abgestuften Rechten.

Nach der neuen Verfassung standen an deren Spitze der „Rgl. geordnete Land-rabbiner“ und die Ältesten. Jede Gerichtsbarkeit war ihnen untersagt. Gestattet wurde nur der Ankauf eines Platzes zu einem Friedhof und zu einem Lazarett ^{taf. xxviii.} und die Vereinigung zu einer einzigen Synagoge. Beiläufig gingen noch 128 Jahre ins Land, bis das erste einheitliche Bethaus (die „neue Synagoge“ am Schwei-dnizer Stadtgraben) fertig wurde. Obgleich die Verfassung zur geistigen und ^{taf. xxix.} fitt-lichen Hebung der Judenschaft nichts beitragen konnte und wollte, schlug die Aus-saat der Aufklärung und Bildung, die durch Moses Mendelssohn von Berlin ausging, hier schneller als irgendwo anders Wurzel, und schon 1780 entstand die noch heute bestehende „Gesellschaft der Brüder“, deren Bestrebungen wohlwollende Beförderung durch den Minister Grafen Hohm fanden. Ein aufrichtiger Ver-ehrer und Bewunderer Mendelssohns, suchte er die Bildung der Juden zu för-dern und ihre politische Lage zu verbessern. Seinem weitreichenden Einflusse ver-dankte die Gemeinde, die im Vergleich zu den früheren Gesetzen bedeutend humanere Verfassung vom 21. Mai 1790. Auf Grund dieses Gesetzes wurde bereits 1791 die Rgl. Wilhelmsschule eröffnet, in der die männliche Jugend außer in den Religionswissenschaften auch in den nötigen profanen Kenntnissen unterwiesen wurde. Im Jahre 1801 trat ihr, als erste in Deutschland, die noch heute bestehende „Industrieschule für israel. Mädelchen“ zur Seite. Die inneren Streitigkeiten zwischen den Freunden und Gegnern der Aufklärung erschütterten das Ansehen des Rabbinates, das erst 1816, als der wegen seiner ausgebreiteten und tiefgründigen litterarischen Tätigkeit hochangesehene R. Abraham Tiktin dem ^{taf. xxx.} Ruf von Glogau nach Breslau folgte, in seiner alten Würde wiederhergestellt wurde.

Aber alle Unstimmigkeiten und Gegensätze traten in den Hintergrund, als die schweren Heimsuchungen der Franzosenzeit über das Vaterland hereinbrachen. Die Stein-Herdenbergsche Gesetzgebung brachte auch den Juden die Stunde der Erlösung, und durch das Edikt vom 11. März 1812 wurden die Kammerknechte des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in Rgl. preußische Staatsbürger verwandelt. Als dann der König sein Volk zum Befreiungskampf aufrief, traten jüdische Jünglinge in großer Anzahl freiwillig in die Reihen der Streiter und besiegelten mit ihrem Blute auf den deutschen und französischen Schlachtfeldern den Bund, den das Vaterland mit ihnen geschlossen hatte. Ein „Bürgerverein alttestamentarischer Glaubensgenossen“ trat in Breslau zur Ausrüstung frei-williger und zur Pflege verwundeter Krieger zusammen und schaffte erhebliche Mittel für die Vereinszwecke herbei. Die Namen der aus Breslau gefallenen Krieger überliefert eine Gedentafel in der „alten Synagoge“ der Nachwelt.

Damals wurde den Juden in allen deutschen Bundesstaaten der Vollgenuss der bürgerlichen Rechte in Aussicht gestellt. Das Versprechen wurde jedoch nicht gehalten. Die „heilige Allianz“ sah in der Förderung des Christentums das höchste Prinzip der öffentlichen Wohlfahrt. Dadurch erfuhren die Juden überall Beschränkung der erworbenen und endlose Hinausschiebung der zugesagten Rechte.

Die Folge war ein Niedergang der Gemeinden. Die allgemeine Entmutigung führte den Abfall vieler herbei, die trotz Begabung und Tüchtigkeit auf die Erlangung einer ihrer Vorbildung entsprechenden Stellung verzichten mußten, so lange sie dem Glauben ihrer Väter treu blieben. Die große Masse versank in stumpfe Gleichgültigkeit. Es gab kein gesetzlich anerkanntes Judentum, keinen Zusammenhang der Gemeinden, keinerlei amtliche Autorität mehr. Das führte hin und wieder zu schweren inneren Kämpfen. So geschah es 1842 in Breslau, als der Oberrabbiner Salomon Tiktin sich aus schweren Gewissensbedenken be-
zaf. XXX. harrlich weigerte, Amtshandlungen gemeinsam mit dem neu eingetretenen Bei-
 fischer, Dr. Abraham Geiger, einem der bedeutendsten jüdischen Gelehrten jener Zeit, der weitgehenden Reformbestrebungen huldigte, zu vollziehen. Das Ober-
 vorsteherkollegium hielt es für nötig, den Oberrabbiner, als alle Überredungsver-
 suches vergeblich waren, seines Amtes zu entheben. Die Behörden, um ihre Ent-
 scheidung gebeten, lehnten es ab, in einem Streit über Lehrmeinungen Partei zu ergreifen. Als dann die Anhänger des Oberabbiners sich weigerten, weiter zu den Gemeindelästen beizutragen, erklärten die Ministerien, daß die jüdischen Ge-
 meinden seit 1812 nicht mehr Körperschaften öffentlichen Rechts, sondern ledig-
 lich erlaubte Privatvereine seien. Damit war auf Jahre hinaus das Schicksal der Gesamtgemeinde besiegelt. Allgemach aber trat Ernüchterung ein, und die Besonnenheit kehrte zurück. Das Gesetz vom 23. Juli 1847 bot die Handhabe zur Neubegründung einer staatlich anerkannten Religionsgemeinde. Der Weis-
 heit und Erfahrung einsichtiger Männer gelang es, Satzungen zu entwerfen, die den berechtigten Ansprüchen von rechts und links gerecht wurden und den Frieden wiederherstellten. Auf der Grundlage der noch jetzt geltenden Verfassung
zaf. XXVIII. vom 6. Mai 1856 entstand die heute blühende Gemeinde, deren Kultuseinrich-
 tungen, Unterrichts- und Wohlfahrtsanstalten so mustergültig für die preußische Judenheit geworden sind, daß in den letzten Jahren Großgemeinden in Ost und West ihre Satzungen sich zum Vorbild genommen haben.

Jetzt gibt es in Schlesien eine jüdische Bevölkerung von 46845 Seelen. Sie wohnen in etwa 150 Ortschaften und bilden 68 Synagogengemeinden, darunter 5 mit mehr als 1000 und 31 mit weniger als 100 Seelen. Fast die Hälfte wohnt
zaf. XXIX. in Breslau. Glogau und Breslau sind die ältesten, Kattowitz, Königshütte und Zabrze die jüngsten Gemeinden. Zülz, wo 1827 noch etwa 1000 Juden wohnten, zählt heute nur noch zwei jüdische Familien. In allen Gemeinden sind Andachts-
 stätten und Lehranstalten für den religiösen Unterricht vorhanden. 23 akademisch gebildete Rabbiner und Prediger und 125 Lehrer sorgen für die Belehrung der Erwachsenen und die Unterweisung der Jugend. Überall gibt es Vereine für Armenunterstützung, Krankenpflege und Totenbestattung, in jeder ansehnlichen Gemeinde einen Verein zur Pflege der jüdischen Geschichte und Litteratur. In Breslau allein bestehen 35 Vereinigungen zur Ausübung jeder Art sozialer Für-
 sorge und 20 Vereine und Stiftungen zur Erteilung religiösen Unterrichts und zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.

Von grösster Bedeutung für die Geschichte des modernen Judentums ist das jüdisch-theolog. Seminar geworden, das durch den Kommerzienrat Jonas Fränkel
zaf. XXX. 1854 in Breslau ins Leben gerufen wurde. Zacharias Frankel, der Schöpfer eines wissenschaftlichen Talmudstudiums, der Begründer der positiv-historischen Richtung innerhalb der modernen jüdischen Theologie, die man auch die „Breslauer

Schule" nennt, war der erste Direktor. Der von ihm entworfene Lehrplan wurde maßgeblich für alle jetzt in Europa und Amerika bestehenden Rabbinerbildungsanstalten, und die hervorragendsten jüdischen Theologen unserer Tage sind aus diesem Seminar hervorgegangen.

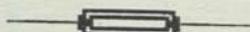
Auch sonst haben in der Neuzeit schlesische Juden auf den mannigfachsten Gebieten des öffentlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens eine hervorragende und einflußreiche Tätigkeit entfaltet. Hier sei nur im Bereich der Fakultätswissenschaften: an Philipp Bloch (aus Twerog), Jakob Guttmann (aus Beuthen), David Rosin (aus Rosenberg) und Benedikt Zuckermann (aus Breslau) für das Gebiet der jüdischen Theologie, an Wilhelm Freund (aus Breslau) und Eduard Munk (aus Glogau) für das Gebiet der klassischen, an Siegmund Fränkel (aus Rybnik) und Salomon Munk (aus Glogau) für das Gebiet der orientalistischen Philologie, an Ferdinand Cohn (aus Breslau) und Nathanael Pringsheim (aus Wziesko O.S.) für das Gebiet der Taf. XXX. Naturwissenschaften, an Hermann Cohn (aus Breslau), Paul Ehrlich (aus Strehlen), Ludwig Traube (aus Ratibor) und Gabr. Valentin (aus Breslau) für das Gebiet der Medizin, an Ferdinand Lassalle und Heinrich Rosin (aus Breslau) und Hermann Staub (aus Nicolai) für das Gebiet der Rechts- und Staatswissenschaften, erinnert. Ihre weit und breit anerkannten Forschungen legen unwillkürlich Zeugnis ab von der unverwüstlichen Leistungsfähigkeit des eigenartigen Stammes, dem sie entsproffen sind.

Litteratur.

M. Brann, Geschichte der Juden in Schlesien (I—V in den Jahresberichten des jüdisch-theologischen Seminars).

Derselbe, Geschichte der Gesellschaft der Brüder. Breslau 1880.

Derselbe, Geschichte des Landrabbinats in Schlesien. Breslau 1887.



**Gerichtswesen
Verfassung und Volkswirtschaft**

IX.

Das Gerichtswesen.

Von Senatspräsident Prof. Dr. Arthur Engelmann-Breslau. †

Als Schlesien nach Beendigung des ersten schlesischen Krieges durch den Frieden von Breslau (vom 11. Juni 1742) mit Ausnahme der Fürstentümer Troppau, Jägerndorf und Teschen, aber mit Einschluß der Grafschaft Glatz von Österreich an Preußen abgetreten wurde, änderte sich zwar innerhalb des alten deutschen Reiches der Landesherr, aber nicht das Recht, unter dem das Land lebte. Eine bunte Fülle von Rechtsordnungen, von denen immer die von geringstem räumlichen Geltungsbereiche der umfassenderen voranging, bildeten die Norm, nach welcher der Richter wie überall im deutschen Reiche, so auch in Schlesien die Entscheidung zu treffen hatte. Im Laufe der Jahrhunderte aber hatte man sich, jedenfalls im Westen und Süden Deutschlands daran gewöhnt, das fremde (römische und kanonische) Recht, als subsidiäres Recht zu behandeln, d. h. da anzuwenden, wo jene engeren Rechtskreise versagten. In Schlesien aber war es zweifelhaft, was man als subsidiäres Recht anzusehen habe: man stellte dem fremden Rechte das auf Grund des Sachsen-Spiegels und des magdeburgischen Rechts entstandene sogenannte gemeine Sachsenrecht (*jus Saxonum commune*) gegenüber und stritt, ob als subsidiäres Recht jenes gemeine sächsische oder das fremde Recht den Vorzug genieße. Dem lag offenbar eine irrige Vorstellung zugrunde. Je nach Neigung und Vorbildung des Richters fand dieses oder jenes Recht den „Vorzug“ und man glaubte gemeines Recht anzuwenden überall, wo man eine umfassendere Rechtsquelle anwendete, gleichviel ob diese deutschen oder römischen Ursprungs war.

Erst nach Beendigung des dritten schlesischen Krieges wurden in Preußen die Pläne einer vollständigen Justizreform aufgenommen und durchgeführt. Obwohl diese Arbeiten von dem schlesischen Justizminister Grafen von Carmer geleitet und im wesentlichen von einem Schlesier auch bis ins Einzelne geleistet wurden, kann man das Werk nicht als besonders schlesische Leistung ansprechen. Sie bestand in der Einführung der ersten sogenannten ausschließlichen Gesetzbücher in Deutschland, des Allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten vom 5. Februar 1794, und der Allgemeinen Gerichtsordnung vom 6. Juli 1793, welche letztere nur die Umarbeitung eines im Jahre 1781 veröffentlichten Gesetzbuches darstellte. Ihnen folgten oder gingen voran andere Gesetzbücher und Gesetze kleineren Umfangs, wie z. B. die Preußische Hypothekenordnung vom 20. Dezember 1783.

Das preußische Landrecht, wie man das Gesetzbuch schlechthin allgemein bezeichnete, behandelte in zwei Teilen das ganze sogenannte materielle Recht, in

ihm aber neben dem Privat- auch Staats-, Kirchen-, Verwaltungs- und Strafrecht und war in dem Sinne ein ausschließendes Gesetzbuch, als es das bisherige subsidiäre, also das gemeine Recht aufhob und an dessen Stelle trat, möchte dieses nun das gemeine Sachsenrecht oder das heutige römische Recht sein.

Die Justizreform, die sich an den Namen des großen Königs knüpft, weil sie von ihm erstrebt, angeordnet und mit lebhaftem Interesse begleitet wurde, trat in ihren wesentlichen Stücken erst nach seinem Ableben in Kraft und erstreckte sich auf den ganzen damaligen Umfang seiner Monarchie, also auch auf Schlesien.edenfalls von diesem Zeitpunkt an war Schlesien kein selbständiges Rechtsgebiet mehr, und die mancherlei Zweifel, ob hier das sogenannte Pandektenrecht oder das gemeine Sachsenrecht als subsidiäres Recht zu gelten, ob in der Grafschaft Glatz oder in Oberschlesien die eine oder die andere Ansicht mehr Ansehen für sich zu beanspruchen habe, war jedenfalls für die künftig anhängig werdenden Rechtsangelegenheiten ohne praktisches Interesse. Schlesien ist wie auf allen anderen Gebieten, so hinsichtlich des in ihm geltenden Rechtes immer mit den anderen (östlichen) Provinzen des preußischen Staates gleich behandelt worden und nahm deshalb seit 1867 und dann seit 1871 an den Segnungen teil, die im norddeutschen Bunde und im deutschen Reiche eine die Grenzen Preußens noch überschreitende Gesetzgebung mit sich führen mußte.

Da das preußische Landrecht an die Stelle des subsidiären Rechtes trat, ließ es die Partikularrechte in Geltung. Diese waren auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts und der gesetzlichen Erbfolge der Ehegatten in Schlesien so zahlreich und so bunt, daß sich speziell in Breslau die Erzählung bilden konnte, daß als in den dreißiger Jahren ein auf dem Neumarkt in Breslau wohnender Mann im Sterben lag, seine Frau das Bett in eine andere Zimmerecke stellen ließ, weil sie erfahren hatte, daß in dieser Ecke ein Recht gelte, nach dessen Satzungen sie als Erbin eine günstigere Stellung hatte als nach dem in der entgegengesetzten Ecke geltenden Rechte. Mag das auch übertrieben gewesen sein, jedenfalls war es ein Segen, daß durch Gesetz vom 11. Juli 1845 diese Besonderheiten zugunsten der einheitlichen Geltung des allgemeinen Landrechts beseitigt wurden. Daß nach einem Gesetze vom 15. Februar 1840, welches die im Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz noch in Geltung gewesenen provinzialrechtlichen Bestimmungen über die Errichtung von Familienfideikommisen und Familienstiftungen wie über die Dauer und die rechtlichen Wirkungen fideikommisarischer Substitutionen aufhob, zu allen Verfügungen über Familienfideikommisse außer dem landrechtlich geforderten Familienchlüsse noch die königliche Genehmigung notwendig ist, hat keinen sichtlichen Einfluß auf das Rechtsleben der Provinz geäußert. Das Gesetz gilt übrigens seit dem 1. Oktober 1900 nur noch für Familienfideikommise (Art. 89 Ziff. 11 des preußischen Ausführungsgesetzes vom 20. September 1899).

Von größter Bedeutung ist das sogenannte schlesische Auenrecht. Es besteht darin, daß dem Guts herrn das Eigentum aller derjenigen Teile der Feldmark zusteht, welche bei deren Einteilung nicht auf einzelne Bauerstellen übertragen wurden, und es umfaßt nach dem vollständigsten und am meisten benutzten Werke über schlesisches Provinzialrecht von A. Wenzel: „Das jetzt bestehende Provinzialrecht des Herzogtums Schlesien und der Grafschaft Glatz“

„erstens die eigentliche Aue, d. h. alle Plätze im Dorfe, die nicht zu den Gebäuden, Höfen oder Gärten der Dorfinsassen gehören, zweitens die Grenzen und Raine, die die Feldmark von einer anderen Feldmark scheiden, drittens alle in der Feldmark des Dorfes befindlichen unangebauten, nicht zu den Stellen der Dorfinsassen gehörenden freien Plätze und die darauf befindlichen Bäume, viertens alle in der Feldmark des Dorfes befindlichen Privatflüsse, Bäche, Dorf-, Land-, Bieh- und die Wege, die von einem Dorfe nach einem anderen Dorfe führen“.

Diese Aufzählung mag, wie der neueste Bearbeiter der Materie, Rechtsanwalt Riemann in Breslau, rügt (1904, S. 35), nicht vollständig sein und es mögen auch Tümpel und Deiche zur Aue gehören, jedenfalls wird man schon aus der Wenzelschen Aufführung ein klares Bild dessen gewinnen, was Gegenstands des Auenrechts ist. Übrigens ist dieses Recht, wie sich aus der neuesten Bearbeitung ergibt, kein völlig zweifelfreies. Wer seine Bedeutung kennen lernen will, benutze diese ebenso kurze als klare Darstellung von Riemann, die namentlich die Entscheidungen der Gerichte und der Verwaltungsbehörden sammelt und erörtert.

Dies sind die geringen Reste schlesischen Rechts, die sich bis in die Gegenwart erhalten haben.

Kann sonach auf den Gebieten des Privatrechts und des Strafrechts von einem besonderen mit der Provinz Schlesien zusammenfallenden Rechtsgebiete nicht die Rede sein, würde demnach eine Darstellung des in Schlesien geltenden Rechts zugleich eine Darstellung des deutschen Rechts sein, so kann doch die Organisation der Gerichtsbehörden und die Art und Weise, wie von ihnen das Recht gehandhabt wird, ein besonderes schlesisches Interesse in Anspruch nehmen.

Das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz gliedert die ordentlichen Gerichte in Amtsgerichte, Landgerichte, Oberlandesgerichte und das Reichsgericht.

Während die Amtsgerichte Einzelgerichte (sogenannte monokratische) sind, sind alle anderen Gerichte Kollegialgerichte. Das will heißen, bei den Amtsgerichten entscheidet ein Richter, bei den anderen Gerichten ein aus mehreren Richtern bestehendes Kollegium, das der Außenwelt als Einheit gegenübertritt und bei welchem die Willensbildung auf dem Wege der Beratung und Abstimmung herbeigeführt wird. Es kommt deshalb nicht darauf an, wie viele physische Personen erforderlich sind, um die Geschäftsmasse eines Amtsgerichtes zu bewältigen. Es sind dann an dem einem Orte so viele Gerichte vorhanden, als Richter bei ihnen tätig sind, so daß der Umstand, daß z. B. bei dem Amtsgericht in Breslau 56 Amtsrichter angestellt sind, nichts daran ändert, daß jeder dieser 56 auf seinem Gebiete als Einzelrichter tätig ist und der Außenwelt als „das Amtsgericht in Breslau“ gegenübertritt. Eine kollegialische Verhandlung und Entscheidung findet auch bei den Amtsgerichten insofern statt, als bei ihnen zur Urteilsfindung von Strafsachen Schöfengerichte, bestehend aus einem Amtsrichter und zwei Laien gebildet werden.

Bei den Amtsgerichten liegt die Fülle der ordentlichen streitigen und freiwilligen Gerichtsbarkeit. Bei ihnen kann jede geschäftsfähige Person ihre Rechte selbst wahrnehmen; sie sind daher von allen Gerichtsbehörden für das rechtsuchende Publikum die wichtigsten. Die Justizverwaltung hat deshalb dafür gesorgt, daß jede, wohl auch die kleinste Stadt ihr Amtsgericht hat (mit ganz verschwindenden

Ausnahmen), ja daß sich auch in einzelnen Dörfern Amtsgerichte befinden, so in Niederwüsteßendorf, Gnadenfeld und Kontopp. Dieser ihrer Bedeutung entspricht die Zahl der Amtsgerichte. Schlesien hat 131 Amtsgerichte, die mit 466 Amtsrichtern besetzt sind. In nicht weniger als 44 Orten werden Gerichtstage gehalten. An diesen Gerichtstagen sollen alle diejenigen Rechtsangelegenheiten erledigt werden, die sich ohne genauere Kenntnis der Akten und ohne besonderen Zeitaufwand erledigen lassen, so daß der Gerichtstag dem rechtsuchenden Publikum den außerordentlichen Vorteil gewährt, ein gerichtliches Geschäft zu erledigen oder zu fördern, ohne den Weg nach dem entfernten Gerichtsorte zurücklegen zu müssen. An acht weiteren Orten beschränkt sich die Tätigkeit des Richters auf die Aburteilung der innerhalb einer gewissen Zeit in gewissen Forsten begangenen Forstfrevol, und zwar stehen an diesen sogenannten Forstgerichtstagen diejenigen Fälle, in denen der Beschuldigte gegen den vom Amtsgericht erlassenen Strafbefehl Einspruch erhoben hat, zur Aburteilung. Diese Forstgerichtstage können überall da eingerichtet werden, wo ein dringendes Bedürfnis dargetan ist. Regelmäßig versieht dabei ein höherer Forstschutzbeamter die Rolle der Anklagebehörde.

Da die Errichtung eines Amtsgerichts in ganz kleinen Orten sehr häufig von der Lösung der Wohnungsfrage abhängt und es nicht selten geschieht, daß jedenfalls der Richter eine geeignete Wohnung überhaupt nicht oder nur zu einem unverhältnismäßig hohen Preise findet, hat der Staat sich dazu entschließen müssen, Dienstwohnungen aus fiskalischen Mitteln herzustellen. Diese Wohnungen erfreuen sich großer Beliebtheit. In Schlesien bestehen an elf Orten Dienstwohnungen für Amtsrichter, und zwar in Friedland (Bez. Breslau), Gnadenfeld, Kontopp, Kupp, Neumittelwalde, Pitschen, Reichenstein, Rybnik, Ujest, Winzig und Wünschelburg. In Peiskretscham und Friedland (O. S.) sind Dienstwohnungen im Bau begriffen.

Über den Amtsgerichten stehen die Landgerichte; an deren Spitze steht der Landgerichtspräsident; er ist derjenige Justizbeamte, dessen Dienstaufsicht die Justizbeamten des ganzen Landgerichtsbezirks unterstellt sind. Die Gerichtsbarkeit der Landgerichte ist aber der der Amtsgerichte nicht ausschließlich übergeordnet, sondern auch nebengeordnet. Die Landgerichte sind also nicht nur Gerichte zweiter, sondern auch Gerichte erster Instanz. Sie entscheiden über das Rechtsmittel der Berufung oder der Beschwerde gegen Entscheidungen der Amtsgerichte, sie sind aber Gerichte erster Instanz in denjenigen Zivilprozessen vermögensrechtlicher Art, in denen der Wert des Streitgegenstandes 600 Mark übersteigt, und in einer Anzahl anderer Rechtsstreitigkeiten, in denen ein vermögensrechtliches Interesse überhaupt nicht vorhanden ist oder nicht in Betracht kommt und unter denen die Ehescheidungsprozesse die wichtigste Rolle spielen.

Schlesien hat 14 Landgerichte von sehr verschiedener Größe, nämlich in Beuthen (O. S.), Breslau, Brieg, Glasz, Gleiwitz, Glogau, Görlitz, Hirschberg, Liegnitz, Neiße, Oels, Oppeln, Ratibor und Schweidnitz. Während (immer vom Präsidenten des Landgerichts abgesehen) das Landgericht in Breslau mit zehn Direktoren und 31 Landrichtern, das Landgericht in Beuthen mit neun Direktoren und 28 Landrichtern besetzt ist, haben die Landgerichte in Brieg, Glasz, Hirschberg, Neiße und Oels nur je einen Landgerichtsdirektor und sechs Landrichter; bei den Landgerichten in Brieg und Hirschberg ist je ein Landrichter zugleich Amtsrichter

beim dortigen Amtsgericht. Die Landgerichte sind in Kammern eingeteilt, d. h. in Abteilungen von mehreren Richtern, die zusammen ein Kollegium bilden und nach außen das Landgericht darstellen, so daß, wenn die zur Entscheidung berufene Kammer entschieden hat, das Landgericht entschieden hat. Die Kammern sind entweder Zivilkammern oder Strafkammern, je nachdem sie Zivilprozesse oder Strafprozesse zu entscheiden haben, und zwar muß jedes Landgericht wenigstens eine Zivilkammer und wenigstens zwei Strafkammern haben, die einzelnen Richter aber sind regelmäßig in verschiedenen Kammern tätig. Nach dem Gerichtsverfassungsgesetz entscheidet die Strafkammer in der Regel in der Besetzung mit fünf Richtern. Man erblickt in dieser starken Besetzung eine so sichere Gewähr für die Gründlichkeit und Gerechtigkeit der Entscheidung, zumal eine Verurteilung des Angeklagten nur beim Vorhandensein einer Mehrheit von vier mit „Schuldig“ stimmenden Richtern ausgesprochen werden kann, daß man die Möglichkeit des Rechtsmittels der Berufung gegen Urteile der Strafkammern entbehren zu können glaubte. Ist die Strafkammer aber Berufungsgericht und handelt es sich um eine Berufung gegen ein Urteil, das der Amtsrichter allein, oder welches zwar ein Schöffengericht, aber in einer Privatklagesache (Beleidigung und leichte Körperverletzung) oder einer Übertretungssache gefällt hat, so hat das Landgericht in der Besetzung von drei Richtern zu entscheiden. Der Hervorhebung aber bedarf, daß das Landgericht in Strafsachen nicht nur auf die erhobene Anklage zu entscheiden, also ein Urteil über die Schuld oder Nichtschuld der angeklagten Person zu fällen hat, sondern außerdem eine Reihe von Angelegenheiten zu erledigen hat, welche der Urteilsfällung vorhergehen oder ihr nachfolgen. Die mit diesen Tätigkeiten betraute Strafkammer heißt gemeinhin Beschluszkammer und besteht immer nur aus drei Richtern. Bei jedem Landgericht bestellt für die Dauer eines Jahres aus der Zahl der Landrichter der Minister einen Untersuchungsrichter, dessen Aufgabe es ist, die gerichtliche Voruntersuchung in denjenigen Fällen zu führen, in denen nach gesetzlicher Vorschrift oder nach dem Ermessen des Staatsanwalts eine Voruntersuchung durch einen Richter die Ergebung der Anklage vorzubereiten hat. Sowohl dieser Richter, als auch derjenige, welcher in der Beschluszkammer bei der Beratung darüber, ob der Angeklagte der ihm zur Last gelegten strafbaren Handlung hinreichend verdächtig ist, als Berichterstatter tätig gewesen ist, darf bei der Fällung des Urteils nicht mitwirken. Diese Vorschrift gehört zu denen, welche Richter, die sich schon vor der zum Urteile führenden Verhandlung ein Urteil über Schuld oder Nichtschuld bilden konnten und deshalb vermutlich nicht mehr ganz unbefangen sind, von der maßgebenden Verhandlung fernhalten; aus ihr ergab sich aber für die Justizverwaltung die Nötigung, jedes Landgericht mit wenigstens sieben Richtern zu besetzen, auch wenn sie im übrigen nicht genügend beschäftigt sein sollten. Deshalb wurde einst lange erwogen, ob man in Brieg in Schlesien ein Landgericht würde einrichten können, oder ob man den diesem zugesetzten Bezirk nicht würde an die umliegenden Landgerichte Breslau, Oppeln, Neisse verteilen müssen. Jetzt ist die Justizverwaltung solcher Schwierigkeiten überhoben, da die Novelle von 1911 die Anstellung eines Landrichters zugleich als Amtsrichter an demselben Orte gestattet hat.

Eine Besonderheit der landgerichtlichen Organisation besteht in den auswärtigen Strafkammern. Einzelne Landgerichtsbezirke haben eine solche Gestaltung erfahren,

dass das persönliche Erscheinen von Angeklagten und Zeugen in der Hauptverhandlung vor dem Landgerichte erheblich erschwert ist, oder die Durchführung des von der neueren Gesetzgebung mit Recht hochgehaltenen Grundsatzes der Unmittelbarkeit des Verfahrens, d. h. der persönlichen Anwesenheit der beteiligten Personen vor dem Richter übermäßige Kosten verursacht. In einem solchen Falle kann nach dem Ermessen des Ministers bei einem Amtsgerichte für den Bezirk eines oder mehrerer Amtsgerichte eine Strafkammer gebildet und ihr für ihren Bezirk die Tätigkeit der Strafkammer in verschiedenem Umfange übertragen werden. Die Mitglieder dieser Strafkammer werden aus den Amtsrichtern des Bezirks genommen und der Vorsitzende entweder auch diesem Kreise von Personen oder dem zuständigen Landgericht entnommen. Die Tätigkeit des Staatsanwalts wird ausgeübt von einem am Sitz der besonderen Strafkammer angestellten oder von einem nur zum Zwecke der Hauptverhandlung aus den Staatsanwälten des Landgerichts abgeordneten Staatsanwalt. Derartige Strafkammern sind in Schlesien eingerichtet für einen Teil des Landgerichtsbezirks Glogau in Sagan, für einen Teil des Landgerichtsbezirks Schweidnitz in Waldenburg, für Teile des besonders ausgedehnten Landgerichtsbezirks Oppeln in Kreuzburg und in Lublinitz, für einen Teil des Landgerichtsbezirks Gleiwitz in Pleß und endlich für den südlichen Teil des Landgerichtsbezirks Neisse in Neustadt (O. S.) Eine ähnliche Besonderheit der landgerichtlichen Organisation bilden die Kammern für Handelssachen. Eine solche Kammer für Handelssachen besteht aus einem Berufsrichter als Vorsitzenden und zwei Handelsrichtern als Beisitzern und tritt in Handelssachen neben die Zivilkammer des Landgerichts. Der Vorsitzende ist Mitglied des Landgerichts. Die Handelsrichter werden auf gutachtlichen Vorschlag der Handelskammern für die Dauer von drei Jahren ernannt und können nach Ablauf ihrer Amtsperiode wiederernannt werden. Sie haben während der Dauer ihres Amtes in bezug auf dieses alle Rechte und Pflichten richterlicher Beamten, beziehen aber keine Besoldung. Kammern für Handelssachen werden nur da eingerichtet, wo der Justizminister ein Bedürfnis hierfür anerkennt. Es bestehen deren in Schlesien bei den Landgerichten in Breslau vier Kammern, sowie bei dem Landgericht in Görlitz, Gleiwitz und Beuthen (O. S.) je eine Kammer.

Hier sowohl wie bei den Schöffengerichten und Schwurgerichten, deren Zuständigkeit und Verfassung als bekannt vorausgesetzt werden darf, wird das Laienelement zur Rechtsprechung herangezogen, und es liegt deshalb die Frage nahe, wie gerade in Schlesien sich diese Einrichtung bewährt hat. Gegen die Beteiligung des Kaufmanns- und Fabrikantenstandes an den Kammern für Handelssachen, in denen eine ausgerlesene Zahl gebildeter und erfahrener Vertreter des Handelsstandes unter der Leitung eines geschulten Juristen alle Pflichten des richterlichen Amtes mit Einschluß der Entscheidung reiner Zweckmäßigkeitssachen auszuüben hat, ist niemals, insbesondere auch nicht in Schlesien ein Einwand erhoben worden. Auch die Schöffen folgen gern und willig dem an sie ergehenden Ruf. Die Last des Schöfendienstes ist in Oberschlesien eine ziemlich große, da fast die gesamte ländliche Bevölkerung ausscheidet und der Schöfendienst daher zum großen Teil die kleineren Kaufleute und die Förster trifft. Auch dass die Schwurgerichte in Schlesien besser oder schlechter arbeiteten als in anderen Teilen Deutschlands, ist im Ernst niemals behauptet worden. Im Gegenteil kann sich in Oberschlesien und hat sich in Oberschlesien schon mancher aus dem Westen oder

Norden Deutschlands kommende Gegner mit dieser Einrichtung befreundet. Denn bei der Auswahl der Geschworenen müssen ziemlich ausschließlich und unter starker Belastung der Betroffenen die gebildetsten Elemente der Bevölkerung immer wieder herangezogen werden, so daß sich ein feineres Verständnis und eine sicherere Schulung zu den mitgebrachten Eigenschaften der Intelligenz und Lebenserfahrung hinzugesellt.

Die Organisation der Staatsanwaltschaft ist bekannt und trägt am wenigsten provinzielle Eigenartlichkeiten. Der Staatsanwalt ist seit 1879 auch vollstreckende Behörde, so daß die Gefängnisse bei den Landgerichten der Aufsicht der Ersten Staatsanwälte unterstellt sind. Hier von machen in Schlesien zwei Gefängnisse mit je einem eigenen Direktor, in Breslau und in Beuthen (O.S.), eine Ausnahme, die unmittelbar unter der Leitung des Oberstaatsanwalts in Breslau stehen. Alle diese sowie eine große Anzahl von Gefängnissen bei den Amtsgerichten sind durchgängig den modernen Ansprüchen gemäß erneuert worden.

Über den 14 schlesischen Landgerichten steht als höchste Provinzial-Justizbehörde das Oberlandesgericht in Breslau mit einem Präsidenten an der Spitze, 7 Senatspräsidenten und 30 Oberlandesgerichtsräten, zu denen noch 4 ständige Hilfsrichter treten, so daß die ganze Behörde 42 Richter zählt. Dazu tritt ein zwar halber, aber doch etatsmäßiger Oberlandesgerichtsrat, welcher im Hauptamt ordentlicher Professor der Universität ist; er bezieht halben Gehalt und wirkt außerhalb der Gerichtsferien und der akademischen Ferien wöchentlich in einer Sitzung mit. Das Oberlandesgericht hat acht Zivilsenate, von denen der eine auch als Fideikommisssenat, ein anderer auch als Strafzenat tätig ist. Das Oberlandesgericht ist, wie schon diese Einteilung beweist, überwiegend mit der Verhandlung und Entscheidung von Zivilprozessen beschäftigt. Beschwerden in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit kommen leider nicht an das Oberlandesgericht. Auf das Rechtsmittel der weiteren Beschwerde in diesen Sachen entscheidet vielmehr nicht in Schlesien allein, sondern in ganz Preußen auf Grund einer, im Interesse der Wahrung der Einheit der Rechtsprechung getroffenen Bestimmung das Kammergericht, d. h. das Oberlandesgericht in Berlin. Dagegen ist der Zivilsenat, der die Familienfideikommis- und Lehnssachen bearbeitet, in erster Instanz Gericht der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Seine Befugnisse bestehen in einer weitgehenden, durch das preußische Gesetz vom 15. Februar 1840 umgrenzten Mitwirkung bei der Errichtung von Fideikommissen, in der Stellungnahme zu den Beschlüssen der Familie, der Führung der Aufsicht über die Verwaltung der Fideikommisse und der Wahrung der gesetzlichen Vorschriften und des Willens des Stifters gegenüber den Privatinteressen des augenblicklichen Fideikommisbesitzers. Die gesetzlichen Vorschriften sind, da der Entwurf eines neuen Fideikommisgesetzes lebhaftem Widerspruch gefunden hat, noch immer in Tit. 4 El. II des allgemeinen Landrechts enthalten. Die Arbeitslast des Fideikommiszenats ist bei der großen Zahl von Fideikommissen in Schlesien eine beträchtliche und schwierige, übrigens mehr auf wirtschaftlichem als juristischem Gebiet liegende, und seiner Bedeutung ist dadurch Rechnung getragen, daß sein Vorsitzender regelmäßig der Präsident des Oberlandesgerichts ist.

Die Senate sind Abteilungen von fünf Richtern mit Einschluß des Vorsitzenden. Ihre Geschäfte sind nach Materien verteilt im Interesse der Wahrung einer gewissen Einheitlichkeit der Rechtsprechung, die jetzt um so wichtiger ist, als nach

der starken Einschränkung der Arbeitslast des Reichsgerichts die Judikatur der Oberlandesgerichte eine größere Bedeutung gewonnen hat.

Sieht man auf die Räumlichkeiten, in denen in Schlesien die Justiz ihres Amtes waltet, so macht man dieselbe Beobachtung wie anderwärts, daß nämlich die Landgerichte ihre eigenen Häuser haben, zum Teil ältere Gebäude, welche früher anderen Zwecken gewidmet waren, während die Amtsgerichte großenteils in fremden Häusern zur Miete wohnen. So lebt das Glogauer Landgericht mit der Staatsanwaltschaft zusammen in einem malerisch an der Oder gelegenen Schlosse, das früher von dem dortigen Appellationsgericht bewohnt war, und jetzt außerdem den Divisionskommandeur beherbergt. Ein Neubau, der außer dem Amtsgericht bereits den auch für umfangreiche Strafkammersachen benutzten Schwurgerichtssaal enthält, soll zu einem die ganze Justiz umfassenden Gebäude erweitert werden. In Neiße ist das Landgericht in der alten fürstbischöflichen Residenz untergebracht. In Ratibor ist im alten Appellationsgericht das Amtsgericht eingezogen, während das Landgericht einen prächtigen Neubau besitzt. Auch die Landgerichte Oppeln, Hirschberg, Glatz und Brieg erfreuen sich stattlicher, heller und auch geräumiger Häuser; in Beuthen ist schon der Wunsch nach einer Vergrößerung rege geworden. In Breslau nimmt die amts- und landgerichtliche Justiz ein großes Stadtviertel ein, und mit dem in gotischen Formen Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgeföhrten Gerichtsgebäude sind die zugekauften, äußerlich unverändert gelassenen früheren Miethäuser durch sinnreiche innere Einrichtungen zu einem Ganzen verbunden. Wurde früher geklagt, daß man für Gebäude ernsten Charakters leicht in den „Kasernenstil“ fiel, so hat sich das in den letzten 20 Jahren durchgehends gewandelt und die Justiz besitzt nur in wenigen Bezirken gleich schöne Neubauten wie in den schlesischen Städten. In kleinen Orten findet man häufig noch die Vereinigung von Justiz und Verwaltung im Rathause, freilich in der Weise, daß die Stadt die Herrin, die Justiz die Mieterin ist. Mit einem Gefühl freudiger Gehobenheit tritt derjenige in sein Amtsgebäude ein, der das Glück hat, im Breslauer Oberlandesgerichte seines Amtes zu walten. Das Gebäude hat seine jetzige Form nicht ursprünglich erhalten, denn es ist an seiner Stelle schon ums Jahr 1240 ein Kloster errichtet worden, das nach mannigfachen Schicksalen im Jahre 1530 in den Besitz der Prämonstratenser oder Vinzentiner gelangte. Erst 1673 bis 1697 erhielt es seine heutige Gestalt, die eines an die gotische Vinzenzkirche angelehnten, im Barock der damaligen Zeit gehaltenen stattlichen Gebäudes. Im Jahre 1811 säkularisiert, wurde es zum Amtsgebäude des Oberlandesgerichts, nachdem sich dieses im Jahre 1809 von der Oberamtsregierung getrennt hatte und ausschließlich Gerichtsbehörde geworden war. Es vergingen aber noch mehrere Jahre, ehe das Oberlandesgericht in seine neue Stätte der Wirksamkeit einziehen konnte, denn 1813 hatte das Haus als Militärlazarett und später als Aufbewahrungsstift für russische Militäreffekten gedient. 1817 stellte sich sein Umbau als notwendig heraus, und als dieser vollendet war, wurde das erste Stockwerk zu gerichtlichen Geschäftszwecken, das zweite Stockwerk als Dienstwohnung des Oberlandesgerichtspräsidenten, von 1835 ab aber gleichfalls zu dienstlichen Zwecken verwendet. Im Jahre 1849 trat an die Stelle des Oberlandesgerichts das Appellationsgericht für den Regierungsbezirk Breslau, man ließ aber in der sicheren Voraussicht, daß dieser römisch-französisch klingende Name wieder von einem deutschen Namen abgelöst werden werde (nach 30 Jahren), die

über der Eingangstür stehenden Worte „Königliches Oberlandesgericht“ stehen. Das Jahr 1879 sah zugleich die zweite Instanz für die ganze Provinz in das Haus einzehen. Im Jahre 1849 nämlich hatte im ersten Stockwerke das neu gebildete Kreisgericht für den Landkreis Breslau seinen Einzug gehalten. Dieses ging 1879 im Landgericht Breslau auf und siedelte über an den Stadtgraben. Die Räume mögen 1879 für das nun schlechthin schlesische Oberlandesgericht ausgereicht haben, obwohl 1850 auch die Oberstaatsanwaltschaft dort eingezogen war und am 1. Oktober 1879 darin verblieb. Die außerordentliche Zunahme der Geschäfte machte eine allmähliche Vermehrung des gesamten Beamtenpersonals nötig, und namentlich steigerte sich die Zahl der sogenannten Kommissionstermine, d. h. zum Zweck der Vernehmung von Parteien, Zeugen und Sachverständigen vor einem durch seinen Senat beauftragten Richter derartig, daß sie keinen Platz mehr fanden. Nachdem vor einigen Jahren der als solcher durch die jetzige Gerichtsverfassung überflüssig gewordene Plenarsitzungssaal, das bisherige Prunkzimmer des Oberlandesgerichts, sich in einen gewöhnlichen Sitzungssaal verwandelt hatte, räumte am 1. Oktober 1911 die Oberstaatsanwaltschaft ihre bisherigen Zimmer im ersten Stockwerk und bezog ein neues, ausschließlich für sie neben dem Oberlandesgericht erbautes Dienstgebäude. Jeder Besucher ist den beteiligten Behörden dafür dankbar, daß dieses Gebäude in gleichem Stil und gleicher Farbe gehalten ist, wie seine ältere Schwester, und den zurückliegenden Giebel des Ursulinerinnenklosters voll zur Geltung kommen läßt, eine anmutige Bereicherung jener malerischen Gegend Breslaus. Dabei darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß auch die innere Ausstattung der nüchtern weißgetünchten Räume des Oberlandesgerichts eine farbige Auffrischung im Geschmack des alten schlesischen Barocks gefunden hat, alles nun eine würdigere Umgebung seiner Kunstsäume, der alten Stuckdecken, deren eine erst durch den jetzigen Oberlandesgerichtspräsidenten dem Tageslicht wiedergegeben worden ist in dem neuen Prüfungs- und Plenarsaal, der durchweg entsprechend ausgestattet ist.

Hat der Ritterplatz als Standort des Oberlandgerichtsgebäudes im Laufe der Zeit zwar dadurch verloren, daß er dem erweiterten Verkehr entsprechend den Sälen des Gerichts mehr Lärm gebracht hat, als ihnen dienlich ist, so hat er doch gewonnen durch seine Zugänglichkeit gegenüber den Jahren 1820—1830, in denen, wie berichtet wird, noch häufig nur in Rähnen das Gerichtsgebäude erreicht werden konnte. Seit 1904 zierte den Platz vor dem Gericht das Standbild des Schöpfers des allgemeinen Landrechts, „Johann Gottlieb Svarez“, der, selbst cat. xxxi. ein Schlesier, allen seinen Landsleuten von gleichem Beruf, ja allen preußischen Juristen ein Muster volkstümlicher Rechtsprechung geworden ist.

Denn, ob die Verfahrensgrundsätze, welche von den großen Gesetzen des Jahres 1877 in Deutschland eingeführt worden sind, sich bei den richterlichen Beamten und namentlich der Bevölkerung Schlesiens auch wirklich eingelebt haben, läßt sich sicher bezweifeln. Daz die Unmittelbarkeit des Verfahrens mit ihren vielen Übertreibungen nicht imstande ist, das Rechtsmittel der Berufung in Strafsachen zu ersezten, kann ein schlesischer Strafrichter in wenigen Jahren erfassen. Es mag im Volkscharakter liegen, daß man hier den ersten auftauchenden Verdacht einer strafbaren Handlung nicht so ernst zu nehmen pflegt, als er es verdient, und daß man die vielen Aufklärungs- und Verteidigungsmittel, die trotzdem zu Gebote stehen, vernachlässigt in dem Vertrauen, daß der Richter ja doch

wissen müsse, wie die Sache liegt, bis schließlich die Verkündung des ungünstigen Urteils dieses Vertrauen zu schanden macht. Diese Vertrauensseligkeit gepaart mit einem Anfluge von Lässigkeit, vereitelt auch die Absicht des Gesetzgebers, daß dem Zivilprozeß jede mögliche Aufklärung der Sachlage gegeben werde, denn obwohl in den mündlichen Verhandlungen sehr viel und sehr lebhaft geredet wird, pflegt man weniger den Sachverhalt eingehend zu erörtern als den Gegner in der Meinung des Richters herabzusezen und mancher treffliche Einwand kommt niemals oder erst in der zweiten Instanz hervor.

Am wenigsten hat das vielgetadelte und neuestens stark eingeschränkte Prinzip des Parteibetriebes in Schlesien Wurzel zu schlagen vermocht. Theoretisch dem Wesen des Zivilprozesses durchaus entsprechend, gibt dieses Prinzip die Macht, die den Prozeß beginnt, aber auch die, welche ihn bis zur Rechtskraft der Entscheidung im Gange erhält, der Partei in die Hand. Man hat aber im Volke, und besonders stark in Schlesien, die Meinung, daß es nur der Anrufung des Richters bedarf, um den Prozeß zu einer Angelegenheit des Gerichts zu machen und deshalb die Pflicht des Richters zu begründen, den einmal begonnenen Prozeß auch zu Ende zu führen. In dieser Ansicht ist nach meiner Ansicht der Grund für die Erscheinung zu suchen, warum hier auch in den Prozessen, in denen beide Parteien durch Rechtsanwälte vertreten sein müssen, ein größerer Zeitaufwand nötig ist als in Gegenden mit betriebsamerer Bevölkerung. Es bildet die Regel, daß, nachdem der Vorsitzende den Termin zur mündlichen Verhandlung anberaumt, noch drei, ja fünf Termine dadurch vereitelt werden, daß in ihnen niemand erscheint und daß infolgedessen „das Verfahren ruht“. Diese Erscheinung ist zu einer so gewöhnlichen geworden, daß selbst beim Oberlandesgericht Richter und Anwälte mit ihr rechnen und daß selten eine Sache zur Verhandlung kommt, in der nicht vor fünf oder sechs Monaten die Berufungsschrift eingegangen ist. Weder die Anwälte des Oberlandesgerichts noch die der Provinz tragen so viel Schuld daran, denn wer seinem landgerichtlichen Anwalt allgemein seine Unzufriedenheit mit dem Urteil zu erkennen gegeben und den Auftrag zur Einlegung der Berufung erteilt hat, der glaubt in den meisten Fällen genug getan zu haben. Die Erneuerung des Prozesses wird ihm lästig, darum läßt er Mahnung auf Mahnung, weitere Information zu erteilen, unbeachtet oder erteilt sie erst im letzten Augenblick. Sein Anwalt kann erst nun, zu spät, einen Schriftsaal abfassen, der Gegner muß sich darauf äußern — so beginnt das Hinausschieben von neuem und es vergehen Monate, bis die vielleicht einfache Sache so weit vorbereitet ist, daß sie im Flusse einer einzigen mündlichen Verhandlung dem Gerichte vorgetragen werden kann.

Einen starken Widerspruch hat hier wie in anderen Teilen Deutschlands die Einführung des mündlichen Verfahrens im Zivilprozeß gefunden und sicher hat dieser Widerspruch eine Stütze gefunden in der Übertreibung, die das Gesetz mit diesem an sich wertvollen Grundsatz übt. Die Gerichte ganzer Landesteile handhaben ihn in einer Weise, daß die Mündlichkeit mehr schädlich als nützlich wirkt und daß dasjenige, was man in Frankreich, Italien und etwa bei uns am Rhein als forensische Beredsamkeit kennt, sich nicht hat entwickeln können. Diese Erscheinung aber auf eine speziell schlesische Eigentümlichkeit zurückzuführen, würde deshalb fehlgehen, weil die Erscheinung in anderen Teilen Deutschlands, z. B. in Sachsen und sogar in der Reichshauptstadt noch stärker zutage tritt als in Schlesien.

Litteratur.

Jahrbuch der preußischen Gerichtsverfassung. 30. Jahrg. 1912. — Ad. Stölzel, Carl Gottlob Svarez (1885). — Ad. Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung (1888). — Außer der allgemeinen Litteratur sind die Akten des Oberlandesgerichts benutzt worden. (Der hochverdiente Jurist schrieb diesen Auffaß während seiner letzten schweren Krankheit. Pietät verbot, erhebliche Änderungen vorzunehmen. Der Herausgeber.)

X.

Verwaltung.

Von Rudolf v. Jastrow, Landrat des Kreises Falkenberg, O.S.

Der Begriff „Verwaltung“ im modernen Sinne umfaßt die Verwaltungstätigkeit der staatlichen Instanzen, der Organe der verschiedenen Kommunalverbände im Wege der Selbstverwaltung, sowie einer Reihe sonstiger Organisationen öffentlich-rechtlichen Charakters. Ein Überblick über die Verwaltung Schlesiens der Gegenwart wird daher an diese einzelnen Träger ihrer Aufgaben anknüpfen können. Die oberste staatliche Verwaltungsbehörde der Provinz ist der Oberpräsident. Der Posten wird zurzeit durch den Oberpräsidenten Exzellenz Dr. von Guenther bekleidet. Die allgemeinen Aufgaben des Oberpräsidenten, bestehend im wesentlichen in der Vertretung der obersten Staatsbehörde, in der Aufsicht über die Behörden der Provinz und, mit dem Provinzialrat zur Seite, in der Funktion als Beschwerdeinstanz in bestimmten Fällen, bietet in Schlesien nichts besonders typisches. Dagegen liegt dem Oberpräsidenten von Schlesien ein besonderer Geschäftszweig als Chef der Oderstrombauverwaltung ob. Auf diesem Gebiete liegt gegenwärtig die wichtigste Aufgabe für die Oberpräsidialinstanz. Sie besteht in der Durchführung des Odergesetzes vom 12. August 1905. Die außerordentlichen Schäden, welche das Hochwasser 1903 unter andrem an der Oder verursacht hatte, hatten den Staat zum Erlass dieses Gesetzes veranlaßt, durch das ein großzügiger Ausbauplan der gesamten Oder in Schlesien und Brandenburg vorgesehen ist. Der Plan besteht im wesentlichen in einer Freilegung des Überschwemmungsgebietes und zweckmäßiger Ausgestaltung des gesamten Deichwesens, teils durch Normalisierung der Deiche, teils durch Schaffung von Überlaufpoldern. Über die Größe des Planes gibt die Tatsache einen Anhaltspunkt, daß die Kosten auf 60 Millionen Mark veranschlagt sind, wovon etwa 40 Millionen auf Schlesien entfallen. Diese Kosten bringt zum größten Teil der Staat auf, zum Teil die Provinz, zum Teil die interessierten Deich- und sonstigen kommunalen Verbände. Naturgemäß kann ein derartiges Werk erst im Laufe einer größeren Reihe von Jahren vollendet werden. Zurzeit ist die Ausführung des Gesetzes in vollem Gange. Einen wichtigen Teil desselben bildet die Regelung der Vorflutverhältnisse bei Breslau. Sodann erregt besonderes Interesse der noch in der Schwebe befindliche Plan, im Mittellaufe des hochwassergefährlichsten der Nebenflüsse, nämlich an der Glazener Neiße bei Ottmachau, für die Zwecke der Oberregulierung ein Stauweiher mit besonders großen Dimensionen zu bauen.

Gewisse Zweige der staatlichen Verwaltung werden von Sonderbehörden verwaltet. Für Schlesien kommen in der Provinzialinstanz besonders in Betracht die Eisenbahndirektionen Breslau und Rattowitz, das Oberbergamt, die Oberzolldirektion und die Generalkommission, deren Zuständigkeit sich auf Aluseinanderseuzungen und Regulierungen ländlicher Gemarkungen, sowie Rentengutsbildungen erstreckt. Letztere dürfte durch die bevorstehende Verwaltungsreform aufgelöst und ihre Geschäfte den allgemeinen Verwaltungsbehörden übertragen werden.

Die Organe des Kommunalverbandes der Provinz Schlesien sind der Kommunallandtag, Vorsitzender Se. Durchlaucht Herzog von Ratibor, und der Provinzalausschuss, Vorsitzender Exzellenz Graf von Stosch. Die Verwaltung leitet der Landeshauptmann, zurzeit Freiherr von Richthofen. Die Verwaltungs- zweige der Provinz, teils gesetzliche, teils durch Initiative der Selbstverwaltung übernommen, sind mannigfacher Art. Erwähnt seien als praktisch bedeutungsvoll Unterstüdzungen des Wegebaues und Kleinbahnbaues, sowie verschiedener Landes- meliorationen, die Fürsorgeerziehung Minderjähriger, das Landarmenwesen und Korrigendenwesen. Eine typisch schlesische große Aufgabe der Gegenwart für die Provinz liegt ebenfalls auf dem Gebiete des Wasserwesens. Sie besteht in der durch Gesetz vom 3. Juli 1900 der Provinz übertragenen Pflicht des Ausbaues und der Unterhaltung der hochwassergefährlichen Gebirgsflüsse, nämlich Lausitzer Neiße, Bober mit Queis, Katzbach, Weistritz, Glatzer Neiße und Hohenploß nebst einigen Nebenflüssen. Kein Teil Deutschlands hat so oft und schwer unter plötzlichen Wasser katastrophen zu leiden, wie das Sudetenvorland. So gab das verheerende Hochwasser von 1897 den Anstoß zu diesem Gesetz. Es stellt für den Ausbau, der zu $\frac{4}{5}$ vom Staat, zu $\frac{1}{5}$ von der Provinz zu tragen ist, 40 Millionen Mark zur Verfügung. Doch steht die Bewilligung weiterer Mittel zu erhoffen, da die Erfahrung zeigt, daß sich der Ausbau sonst nicht zu Ende führen ließe. Die Unterhaltungslasten werden im Wege der Aufstellung eines Katasters auf die Flussanlieger verteilt. Diese sogenannte Wassersteuer war namentlich in den ersten Jahren des beginnenden Ausbaues, wo naturgemäß noch wenig Vorteile zu sehen waren, recht unbeliebt. Doch hat man nach und nach die Gerechtigkeit des Prinzips der Heranziehung der Interessenten eingesehen und zollt der Provinzialverwaltung für die schwierige Aufgabe des Ausbaues den verdienten Dank, seit er so weit vorgeschritten ist, daß sich seine segensreichen Wirkungen bemerkbar machen. Trotzdem die Arbeiten durch die Hochwasser 1907, 1909 und namentlich 1910 störend unterbrochen und wesentlich verteuft wurden, können sie jetzt als zu dreiviertel ausgeführt bezeichnet werden. Die Ausbaummaßnahmen bestehen in Zurückhaltung und Festlegung der Geschiebe in den Quellgebieten, Ausbau der verwilderten Flusläufe, möglichstem Hochwasserschutz gefährdeter Ortschaften durch unschädliche Abführung des Hochwassers oder Zurückhaltung des Schadenwassers oberhalb, schließlich in Anlage von großen Becken, die ihre schützende Wirkung auf weite Gebiete erstrecken. Die beiden größten Becken sind die Talsperren bei Marklissa am Queis (mit 25 Millionen Kubikmeter) und bei Mauer am Bober (mit 45 Millionen Kubikmeter). Letztere ist die größte Talsperre Deutschlands. Sie wurde am 16. November 1912 im Beisein Sr. Majestät des Kaisers feierlich eingeweiht. Eine dritte größere Talsperre ist im Schlesiertal an der Weistritz im Bau begriffen. Hier wie in Marklissa und Mauer wird das Becken zugleich als Nutzwasserbecken zur Erzeugung elektrischer Kraft hergerichtet. Bei der wachsenden

Bedeutung der elektrischen Energie für Landwirtschaft wie Industrie müssen diese Talsperren als Kulturwerke ersten Ranges unserer Heimatprovinz bezeichnet werden.

Angegliedert an die Provinzialverwaltung ist auf dem Gebiete der sozialpolitischen Versicherungsgesetzgebung die land- und forstwirtschaftliche Berufsgenossenschaft als Träger der Unfallversicherung und die Landesversicherungsanstalt Schlesien als Träger der Invaliditäts- und Hinterbliebenenversicherung. Letztere betreibt dank des beträchtlichen Vermögens, das sie angesammelt hat, eine bemerkenswerte Unterstützung von Wohlfahrtseinrichtungen im Interesse der Versicherten, so z. B. Förderung des Baues von Arbeiterwohnungen und Förderung von Schwesternstationen für Krankenpflege. Fast alle Teile Schlesiens sind nach und nach mit einem Netz von Schwesternstationen überzogen, und, wo es noch fehlt, wird an der Vollendung gearbeitet. Fast überall ist es vornehmlich die Beihilfe der Landesversicherungsanstalt, welche Gründung und Unterhaltung sichert.

Angegliedert an die Provinz sind ferner die wichtigen Institute verschiedener Versicherungen, vor allem der Provinzialfeuerversicherung. Ihr Umfang ergibt sich aus dem Umstände, daß das Vermögen dieses Instituts über 10 Millionen Mark und die Höhe der Versicherungswerte über 4 Milliarden Mark beträgt. Von 1913 an wird eine Diebstahls- und Einbruchversicherung angeschlossen. Die günstigen Ergebnisse haben ferner den Anlaß gegeben, im Jahre 1911 auch eine Provinziallebensversicherungsanstalt zu gründen. Die großen Summen, welche die privaten Lebensversicherungen aus der Provinz ziehen, um sie meist in Berlin oder im Westen festzulegen, sollen auf diese Weise der Heimatprovinz erhalten und als Betriebskapital für die heimische Volkswirtschaft nutzbar gemacht werden. Wertvoll ist die Verbindung, welche die Provinziallebensversicherungsanstalt mit der Schlesischen Landschaft, dem ältesten, ersten und größten Kreditinstitut des ländlichen Grundbesitzes, eingegangen ist, dergestalt, daß die Landschaftsschuldnner ihren Tilgungsfonds und die Beiträge hierzu zur Prämienzahlung für die Lebensversicherung verwenden dürfen, also eine Lebensversicherung ohne fühlbare neue Geldausgabe eingehen können. Welches Bedürfnis für ein derartiges Institut vorhanden war, zeigt die Tatsache, daß nach kaum einem Jahre des Bestehens schon 1177 Anträge über fast 10 Millionen Mark vorlagen. Von 1913 ab soll der Lebensversicherung eine „Volksversicherung“, d. h. Versicherung auf kleinste Beträge ohne ärztliche Untersuchung, angeschlossen werden.

Als geschichtliche Erinnerung des Umstandes, daß ein Teil der heutigen Provinz Schlesien, nämlich die preußische Oberlausitz, ihr erst 1815 angegliedert worden ist, sei das kommunale Sonderinstitut dieses Bezirks, der Kommunalständische Verband der Oberlausitz, erwähnt. Seine Verwaltungstätigkeit erstreckt sich hauptsächlich auf Verwaltung eines Kreditinstitutes und von Stiftungen dieses Bezirks.

In der Bezirksinstanz ist die Verwaltung Schlesiens bekanntlich in die drei Regierungsbezirke Breslau, Liegnitz und Oppeln gegliedert. An deren Spitze stehen zurzeit Regierungspräsident Freiherr von Scherr-Thoß in Liegnitz, Regierungspräsident von Schwerin in Oppeln und Regierungspräsident Freiherr von Tschammer und Quaritz in Breslau. Die Regierung in Oppeln ist nach Anzahl der überwiesenen Beamten und Geschäftsumfang die größte im preußischen

Staate, einmal wegen des dichtbevölkerten und schnellentwickelten überbeschleißischen Industriebezirks, sodann wegen der Nationalitätenfrage. Auf letztere kann, so wichtig sie für die Verwaltung ist, hier nicht eingegangen werden, weil sie an anderer Stelle dieses Werkes besonders behandelt wird.

Unter den Verwaltungsgebieten der Regierungsinstanz sei als für Schlesien bedeutungsvoll das Volksschulunterhaltungsgesetz vom 28. Juli 1906 hervorgehoben, bedeutungsvoll deshalb, weil gerade in Schlesien vorher wegen eines bunten und veralteten Rechtszustandes die Schulunterhaltung meist willkürlich, ungerecht und drückend verteilt war. Hieran hat nun das neue Gesetz viel gebessert, einmal durch eine wenigstens im Prinzip gerechte Lastenverteilung, sodann durch wesentliche Erhöhung der Staatsmittel für Schulzwecke. Ideal aber ist der Zustand immer noch nicht. Noch immer sind viele Landgemeinden und auch kleine Städte mit Schullasten überbürdet, was sich in unerwünscht hohen Kommunalsteuerzuschlägen fühlbar macht. Die verschiedenen aus parlamentarischen Kreisen neuerdings kommenden Unregulierungen, im Wege der Gesetzgebung hier irgendwie einen Ausgleich zwischen leistungsschwachen und kräftigen Landesteilen zu schaffen, sind daher sehr beachtlich, auch wenn sie wieder einen Schritt weiter zur reinen Staatschule bedeuten. Der einst gefürchtete Begriff „Staatschule“ schreckt heutzutage bezeichnenderweise auf dem platten Lande fast keinen Praktiker mehr. Ist doch die Selbstverwaltung der Schulverbände schon so durchlöchert und abgetragen, daß in der Tat nicht ersichtlich ist, wer an der Aufrechterhaltung der noch vorhandenen Trümmer, die im wesentlichen in überflüssigem Schreibwerk bestehen, ein Interesse haben sollte. In großen Städten mag das anders sein. Indessen stünde nichts im Wege, diesen entsprechend ihrer entwickelteren Selbstverwaltung bei dem Schulrecht der Zukunft Sonderrechte zu belassen.

Von allgemeinem Interesse im Geschäftskreise der Regierungen ist ferner die Einkommensteuerveranlagung insofern, als ihre Ergebnisse ein erfreuliches Bild von dem wirtschaftlichen Aufschwunge der Provinz geben. Zum Beispiel ist das Einkommensteuersoll von 1903 bis 1907 von etwa 16 Millionen Mark auf etwa 23 Millionen gestiegen und ist in weiterem Steigen begriffen. Ein großer Betrag davon entfällt auf den Industriebezirk, aber auch alle anderen Gebiete der Provinz haben ihr Teil daran. Bekannt sind die kürzlich von nicht orientierter Seite in der Öffentlichkeit erhobenen Verdächtigungen, gerade unter Anführung von Beispielen aus Schlesien, über angeblich zu niedrige Besteuerung hoher Einkommen, ebenso bekannt der Nachweis der Haltlosigkeit dieser Verdächtigungen. Sie bewegen sich in falscher Richtung. Nicht bei den großen Einkommen, deren richtige Erfassung durch die Deklarationspflicht im allgemeinen gesichert ist, sondern bei den kleinen und allerkleinsten Einkommen finden wegen Mangel der Deklarationspflicht vielfach Unterschätzungen statt und werden sich auch nie vermeiden lassen. Indessen ist es in sozialer Beziehung immerhin erträglicher, die kleinen Einkommen gegenüber den großen zu unterschätzen, als umgekehrt.

In der Kreisinstanz ist Schlesien in 73 Kreise, und zwar 61 Landkreise und 12 Stadtkreise, gegliedert. Unter den Landräten befindet sich ein Mitglied des Königlichen Hauses, Se. Rgl. Hoheit Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der, nachdem er sich bei verschiedenen Behörden informatorisch beschäftigt hatte, seit 1911 an der Spitze seines Heimatkreises Frankenstein steht.

Die Aufgaben, mit welchen sich die Landräte sowohl wie die Kreiskommunen

in Schlesien gegenwärtig zu befassen pflegen, sind, dank der Entwicklungsfähigkeit, welche im Charakter der Kreisinstanz liegt, so mannigfaltig, daß sie im Rahmen einer kurzen Abhandlung nur angedeutet werden können. Ein ungefähres Bild ihrer Fülle und Vielseitigkeit mögen nachstehende — beliebig aus den Kreisverwaltungsberichten gegriffene — Stichworte bieten, als da sind: Chausseebau, Kleinbahnbau, Sparkassen, innere Kolonisation, Genossenschaftswesen, Meliorationen, Obstbau, Bullenkörung, Pferdezucht, Ziegenzucht, Wanderbibliotheken, Volksunterhaltungsabende, Fortbildungsschulen, Jugendpflege, Wanderhaushaltungskurse, Arbeitsnachweis, Wanderarbeitsstätten, Naturalverpflegungsstationen, Trinkerfürsorge, Feuerlöschwesen, Sanitätskolonnen, Impfwesen, Hebammenwesen, Desinfektionswesen, Tuberkulosebekämpfung, Krankenhäuser, Siechenhäuser, Krankenkassen, Schwesternstationen, die bereits erwähnten Überlandzentralen, Kadaververwertungsanstalten.

Als teils allgemein, teils gerade gegenwärtig für Schlesien wichtig, seien herausgegriffen Chausseebau, Sparkassen, innere Kolonisation und Fortbildungsschulen. Das Chauseenetz Schlesiens ist in ständigem starken Wachsen begriffen. Seit 1876 ist es um rund 3700 km, also jährlich durchschnittlich über 100 km, vergrößert worden. Die Bedeutung von Chausseebauten ist nicht hoch genug anzuschlagen und reicht über den scheinbar einseitigen Zweck eines bequemen Weges weit hinaus. Denn immer wieder zeigt die Praxis, daß eine neue Chaussee für einen bisher chausseelosen Ort geradezu als Kulturbringer wirkt. Die bedeutenden Mehrbelastungen, die, wie nicht zu verkennen, die schlesischen Kreise und Gemeinden durch den Chausseebau im Laufe der letzten Jahrzehnte sich aufgebürdet haben, können daher als gut angewendet bezeichnet werden.

Die Sparkassen sind für das Spar- und Kreditbedürfnis der Bevölkerung unentbehrlich. Ihre Entwicklung zeigt in Schlesien ebenfalls einen erfreulichen Stand. Seit 1901 hat sich der Einlagebestand von damals 544 Millionen nahezu verdoppelt.

Gegenüber diesen Lichtblicken bietet das Thema der inneren Kolonisation, welches deswegen hier behandelt sein mag, weil der Staat hauptsächlich von der Kreisinstanz das Erforderliche zu erwarten scheint, ein trauriges Kapitel. Wie im gesamten Osten der Monarchie, so macht sich auch in einigen Teilen Schlesiens im Laufe des letzten Menschenalters eine unerwünschte Bevölkerungsabnahme des platten Landes einschließlich der Kleinstädte bemerkbar. Haben doch in der Zeit von 1870—1905 von den 61 Landkreisen Schlesiens nicht weniger als 34 eine Abnahme der Bevölkerung zu verzeichnen, darunter 12 eine Abnahme von über 10%, und von 1905 bis jetzt haben sich die Verhältnisse nur noch verschlimmert. Diese Abwanderung steht in Zusammenhang mit einer ungesunden Verteilung des Grundbesitzes, indem sie vorzugsweise da eintritt, wo zu viel Großbetrieb und zu wenig mittlerer und kleiner Grundbesitz vorhanden ist. Zugegeben, daß in vielen Teilen Schlesiens die Grundbesitzverteilung normal ist, so ist sie es in anderen Teilen nicht. Zu helfen ist hier nur durch planmäßige innere Kolonisation, sowohl von mittlerem wie kleinem Grundbesitz, wie Arbeiterstellen, je nach Bedarf, und es steht die Staatsverwaltung hier vor einer der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart, von der ich wünschen möchte, Günstigeres berichten zu können, als es möglich ist. Denn während in allen anderen östlichen Provinzen die innere Kolonisation in vollem Gange ist, in Posen und Westpreußen durch die

Ansiedlungskommission, in Ostpreußen vornehmlich durch die Ostpreußische Landgesellschaft, in Pommern und Brandenburg durch ähnliche Organisationen und die Generalkommission, kommt man in Schlesien nicht vorwärts. Vergeblich erhebt der vortreffliche Kenner unseres Agrarwesens, Professor Sehring, immer wieder seine warnende Stimme. Der Staat beschränkt sich bisher auf Anregungen und mäßige Beihilfen. Die Selbstverwaltungskörper aber und sonstigen beteiligten Elemente erkennen die Bedeutung der Frage, oder leugnen ein eignes Interesse daran. Die wenigen Kreise, welche eine rühmliche Ausnahme machen und Siedelungsversuche vornehmen, haben entsprechend den geringen Mitteln und Befugnissen, mit denen da nur gearbeitet werden kann, Erfolge wie ein Tropfen auf den heißen Stein. Es wird nichts erreicht werden, solange nicht der Staat das Problem als seine eigne Aufgabe erkennt und, nötigenfalls mit der Klinke der Gesetzgebung in der Hand, handelnd austritt. Möge das Jubiläumsjahr für Schlesien die Bedeutung haben, daß wir hier Initiative und großzügige Taten sehen werden.

Seitdem der Staat aus dem Rechtsstaate zum Wohlfahrtsstaate geworden ist, spielt die Wohlfahrtspflege in der Verwaltung eine immer wachsende Rolle. Die oben überflogenen Arbeitsfelder der Kreisinstanz betreffen denn auch vielfach Gegenstände der Wohlfahrtspflege. Als eine besonders aktuelle Aufgabe dabei hat die Gegenwart die Fürsorge für die schulentlassene Jugend, die „Jugendpflege“ erkannt. Das wichtigste Glied der staatlichen Jugendpflege ist die Fortbildungsschule. Sie soll bei der schulentlassenen Jugend im Alter von 14 bis 18 Jahren die Volksschulbildung vertiefen und erweitern, und sie gleichzeitig für den künftigen Lebensberuf vorbilden. Die gewerblichen Fortbildungsschulen in den Städten entwickeln schon seit längerer Zeit eine segensreiche Wirksamkeit. Auf dem Lande dagegen hat erst das „Gesetz vom 2. Juli 1910 betreffend die Verpflichtung zum Besuch ländlicher Fortbildungsschulen in Schlesien“ die Bahn einigermaßen freigemacht. Die ländlichen Fortbildungsschulen sind seitdem von 60 im Jahre 1901 auf 715 in der Gegenwart angewachsen. Das Bedürfnis steht außer Frage. Jeder, der Gelegenheit hat, dem Unterrichte beizuhören und zu sehen, wie die Jugend dieser Altersklasse nach Belehrung und Anregung geradezu hungert, und mit welchem Eifer sie das Gebotene aufnimmt, wird von der Notwendigkeit der allgemeinen Einführung der Fortbildungsschulpflicht überzeugt sein. Das Gesetz gibt sowohl den Landgemeinden wie den Kreisausschüssen das Recht, die Schule einzuführen. Die Befugnis der Kreisausschüsse ist besonders wertvoll, weil in den Landgemeinden vielfach das Verständnis für den Wert neuer Einrichtungen hinter dem Bedürfnis um etwa eine Generation hinterherhinkt, während man von den Kreisausschüssen die nötige Erkenntnis des richtigen Zeitpunkts für Neuerungen erwarten darf. Um so unverständlich für Außenstehende ist es daher, daß der Preußische Landtag der Regierung bei Ausführung des Gesetzes insofern in den Arm gefallen ist, als er sich hat versprechen lassen, in den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz die gesetzliche Befugnis der Kreisausschüsse im Verwaltungswege wieder zu kassieren. Nur im Regierungsbezirk Oppeln wird, aus dem an sich sehr richtigen Grunde der Germanisation, dem Gesetz freier Lauf gelassen und zudem durch reichlichere Staatsbeihilfen nachgeholfen. Die Wirkung dieser unterschiedlichen Behandlung ist eklatant. Von den bestehenden 715 Fortbildungsschulen entfallen 460 auf den Regierungsbezirk Oppeln und 255 auf die beiden andern Regierungsbezirke.

zusammengenommen. Da nach dem oben ausgeführten die Fortbildungsschule schlechterdings unter keinem andern Gesichtspunkte als dem einer kulturellen Wohltat für die Bevölkerung aufgefaßt werden kann, so fragt man sich vergeblich, womit es die deutschsprechenden Schlesier gegenüber den polnischsprechenden verschuldet haben, daß sie so zurückgesetzt werden. Die Folge muß notgedrungen ein kulturelles Zurückbleiben Niederschlesiens und Mittelschlesiens gegenüber Oberschlesien sein. Möge der Staat recht bald in der Lage sein, den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz auf diesem Gebiete das gleiche Maß staatlicher Fürsorge zuzuwenden, wie er es in Oppeln tut.

Ebenso wie die bisher vornehmlich besprochene ländliche Kreisinstanz haben auch die Städte, und zwar sowohl Stadtkreise, wie je nach der Größe in größerem oder kleinerem Umfange die kreisangehörigen Städte, gegenwärtig ein recht umfassendes Verwaltungsgebiet. Es deckt sich zum Teil mit dem der Landkreise, zum Teil besteht es in Sonderaufgaben vorzugsweise städtischen Charakters, als deren wichtigste Kanalisation, Wasserleitung, Straßenbeleuchtung und Schlachthausanlagen genannt seien. Seitdem die erste Städteordnung des Freiherrn von Stein für die Städte die Möglichkeit zur Ausgestaltung ihrer Selbstverwaltung gegeben hat, haben auch die schlesischen Städte mit dem Pfade des großen Verwaltungsreformators zu wuchern verstanden und können sich mit den Resultaten sehen lassen. Und die Art und Weise, wie sich die Stadt Breslau anschickt, das Erinnerungsjahr 1913 zu feiern, läßt erkennen, daß sie die ehrenvolle Stellung, im wahren Sinne Hauptstadt der Provinz Schlesien zu sein, zu erfüllen verstehen wird.

Der Ortsbehörden ist, soweit Städte in Frage kommen, bereits gedacht. Auf dem Lande stehen die Amts vorsteher, Gemeindevorsteher und Gutsvorsteher gegenwärtig unter dem Zeichen zunehmender Dienstgeschäfte und zunehmender Schwierigkeit, diese ehrenamtlich zu bewältigen. Die Fülle der gesetzlichen Bestimmungen und Verwaltungsvorschriften ist nachgerade so unübersehbar geworden, daß man insbesondere von den Ehrenamtsvorstehern die Kenntnis, geschweige denn die Anwendung aller in ihre Hand gelegten Vorschriften kaum mehr erwarten kann, und der altpreußische Stolz, daß bei uns im Gegensatz zum Auslande Gesetze dazu da sind, auch wirklich ausgeführt und gehalten zu werden, beginnt zu wanken. Zwar bemüht man sich, wo immer möglich, überflüssiges Schreibwerk zu beseitigen und überflüssige Bestimmungen zu streichen. So haben im vergangenen Jahre die drei Regierungspräsidenten eine systematische sehr erfolgreiche Razzia nach überflüssigen Polizeiverordnungen aller Art abgehalten und deren eine große Zahl aufgehoben. Aber diese Mittel können im Grunde nichts daran ändern, daß die stets zunehmende Intensität, Bielseitigkeit und Kompliziertheit des Wirtschaftslebens notgedrungen ein genau entsprechend verstärktes Arbeiten des Behördenapparates auslösen muß. Das ist eine logische Konsequenz, an der zu mäkeln zwecklos ist, der man vielmehr ins Auge sehen muß. Wie lange unter diesen Umständen die Ortspolizei, die in Westfalen und der Rheinprovinz längst von Berufsbeamten wahrgenommen wird, in Schlesien noch ehrenamtlich wird versehen werden können, ist nur eine Frage der Zeit.

Eine der Selbstverwaltung analoge Tätigkeit haben die mit öffentlich-rechtlichen Vorrechten ausgestatteten Organe zur Vertretung der Interessen der einzelnen Berufsstände, die Landwirtschaftskammer, Handelskammern und Handwerkskammern. Die umfangreichsten Aufgaben stellt sich die Landwirtschafts-

kammer. Aus ihrem Wirkungskreise seien hervorgehoben der allwinterlich stattfindende Vortragszyklus für Landwirte, zu dem die Elite der schlesischen Landwirte behufs Belehrung und Austausch von Erfahrungen zusammenkommt, dann die landwirtschaftlichen Winterschulen, die Wanderlehrtätigkeit, die Wirtschaftsberatung, Forstberatung und Buchführungsstelle, sowie anderes mehr. Alles in allem versteht dieses Institut eine so vielseitige, zweckmäßige und glückliche Tätigkeit zu entfalten, daß man der schlesischen Landwirtschaft nur dazu gratulieren kann. Nicht minder wichtig ist die Tätigkeit der Handelskammern für die verschiedenen zum Teil hochentwickelten Industriezweige Schlesiens und die Tätigkeit der Handwerkskammern zur Förderung der Interessen des Handwerks zu veranschlagen.

Schlesien, vom Standpunkte der Verwaltung betrachtet, bietet Licht, und wie nicht anders möglich ist, auch Schatten, aber die Lichtblicke überwiegen. Möge auch das bedeutungsvolle Jahr 1913, mit seinen Erinnerungen, seinen Rückblicken auf die Vergangenheit und Ausblicken auf die Zukunft, für die Verwaltung Schlesiens glückbringend sein.

XI.

Die Polenfrage.

Von Dr. M. Laubert-Breslau.

In dem deutsch-polnischen Nationalitätenkampf lassen sich drei Epochen unterscheiden. Während der ersten, die in Preußen 1848 ihr Ende erreicht, war bei dem Fehlen eines Mittelstandes der Adel und neben ihm der Klerus alleiniger Träger der Bewegung, deren Ziel auf Empörung mit bewaffneter Hand gerichtet war. Dieses Ziel versuchte er 1794 und mit französischer Hilfe 1806/7 zu erreichen. Nach 1815 lauerten die Polen auf die Gelegenheit, um bei internationalen Verwicklungen loszuschlagen. Die Verschwörungen rissen seit 1818 nicht mehr ab. 1830 kam es in Russisch-Polen zum Aufstand, der von Posen aus lebhaft unterstützt wurde, wenn auch die militärischen Gegenmaßregeln der Regierung ein direktes Überspringen der Empörung verhinderten. Dann ging die Leitung an die nach dem Westen geflohenen Emigranten über, die mit ihrer Heimat enge Fühlung wahrten und im Vertrauen auf englische und französische Unterstützung durch ihre Emissäre die Bewegung in Fluss hielten. Sie zettelten schon 1833 in der Woiwodschaft Kalisch einen neuen tollkühnen Aufstand an und inszenierten in den 40er Jahren mehrfache Revolten im Posenschen. 1848 wurde hier eine Revolution größeren Stiles vom Zaune gebrochen.

Die zweite Epoche gehört überwiegend dem Kampf mit geistigen Waffen. Jetzt trat die Geistlichkeit in den Vordergrund. Die Errichtung der katholischen Abteilung im Kultusministerium (14. Februar 1841) und die Instruktion für das Provinzialschulkollegium und die Regierungen der Provinz Posen vom 24. Mai 1842 lieferten das Schulwesen den polnischen Priestern in ihrer Eigenschaft als Schulinspektoren und Religionslehrer vollkommen aus. In stiller,

jahrzehntelanger Minierarbeit haben sie die intellektuellen Kräfte innerhalb ihrer Nation herangezogen, die fähig waren, in der dritten Epoche mit den Deutschen erfolgreich in Wettbewerb zu treten. Nach außen hin hatte damals die politische Landtagsfraktion die Leitung in Händen. Die Aufhebung der katholischen Abteilung am 8. Juli 1872, die nach Bismarcks Ausdruck „rein den Charakter eines polonisierenden Organs innerhalb der preußischen Verwaltung“ hatte, das Schul-aufsichtsgesetz vom 11. März 1872 und die Abänderung der Instruktion von 1842 schlugen den Polen die bisher gebrauchten Waffen aus der Hand.

Nun wurde der Schwerpunkt des Kampfes auf das wirtschaftliche Gebiet verlegt. Erst allmählich schuf die Staatsregierung durch die Ansiedlungskommission, die Posener Mittelstandskasse, die Danziger Bauernbank usw. und durch gesetzliche Reformen Abwehrmaßnahmen, die dem Ansturm des Polentums Widerstand zu leisten vermögen. Das Hauptkennzeichen dieser Epoche ist die fortschreitende Demokratisierung der Gegner. Der Adel wurde aus seiner Führerschaft verdrängt und die Intelligenz, der dritte Stand, trat an seine Stelle. Der Klerus spielt im Dienst der nationalen Sache zwar noch eine große Rolle, aber nicht durch seine berufliche Stellung, sondern als Organisator der wirtschaftlichen Faktoren. Die Waffen des Geistes werden zwar noch weiterhin benutzt und das letzte geheime Ziel der Führer mag noch immer die gewaltsame Schaffung eines politisch unabhängigen Polenreiches sein, aber dieses Zukunftideal tritt vorläufig in den Hintergrund.

In Schlesien ist die Polenfrage überhaupt erst im letzten Menschenalter, während der letzten Phase des Kampfes, sichtbar in die Erscheinung getreten. Hier fehlt die Oberschicht des Adels; mit der kleinbäuerlichen und industriellen Bevölkerung konnte die Posener Schicht nicht sympathisieren. Ebenso wenig gab es bei den oberschlesischen, seit mehr als 700 Jahren, seit 1163, von der politischen Zugehörigkeit zum Jagellonenreiche losgelösten Polen einen nationalen Kampfklerus. Nicht bloß die kirchlichen Oberbehörden, sondern auch die Masse der niederen Geistlichkeit war oder fühlte deutsch. Noch 1890 standen 917 deutschen nur 53 polnische katholische Priester in Schlesien gegenüber. Erst der Einbruch der Intelligenz zur wirtschaftlichen Organisation versprach hier Erfolg und allerdings bei der gedrückten ökonomischen Lage des Polentums in Oberschlesien ausgezeichneten Erfolg.

In seiner berühmten Rede vom 28. Januar 1886 durfte Bismarck deshalb mit Recht sagen, daß polnische Bestrebungen in Schlesien in seiner Jugend unbekannt waren. Noch im März 1903 glaubte sich der damalige (katholische) Oberpräsident im Herrenhause zu der Außerung berechtigt, daß es in seiner Provinz keine Polenfrage gäbe. Wirklich war diese Behauptung bis etwa 1870 zutreffend. Nur durch die sprachlichen und kulturellen Gegensätze beider Nationalitäten waren in administrativer wie militärischer Hinsicht schon früher gewisse Schwierigkeiten entstanden. Die friderizianische Städteverwaltung scheiterte teilweise an dem Tieffstand der Bürgerschaft und nicht anders erging es der Städteordnung von 1808, bei deren Einführung es zu Differenzen wegen der Verhandlungssprache in städtischen Körperschaften kam. Bei der Umfrage von 1818 in der Verfassungsangelegenheit erhoben sich Stimmen, die den Oberschlesiern die politische Reife für die Verleihung konstitutioneller Rechte absprachen. Im siebenjährigen Kriege haben sich die oberschlesischen Regimenter nicht durchweg bewährt. 1806/7

litten sie stark durch Fahnenflucht der Kantonisten. 1813 machten die ober-schlesischen Polen Schwierigkeiten wegen Bildung der Bürgergarden und Aus-hebung zur Landwehr. Bei der Lösung zeigte sich an vielen Orten Mangel an Eifer. Der Kreis Pleß konnte sein Kontingent gar nicht aufbringen. Schon Ende April wurde festgestellt, daß sich militärflichtige Leute in größerer Zahl nach Polen geflüchtet hatten. Das Militärgouvernement wurde deshalb in wohl übergrößer Vorsicht veranlaßt, die auf die 11 oberschlesischen Kreise entfallenden 14 halben Bataillone und 13 Schwadronen als unzuverlässig zu behandeln und sie gemäß einer von Scharnhorst schon im März gegebenen Anregung bis auf weiteres unbewaffnet zu lassen. Später wurden sie in Neiße und Görlitz zusammen-gezogen, wo sie mit größerer Sicherheit ausgerüstet und eingelübt werden konnten. Gewehre sind ihnen erst Ende Mai zugeteilt worden. Noch am 31. August hob eine Kabinettsorder den 18. Kriegsartikel wegen der überhandnehmenden Desertion in Oberschlesien für die Mannschaften unserer Provinz wieder auf und gestattete bei ihnen die Anwendung der Prügelstrafe. Selbst 1866 kam es bei der Mobil-machung noch zu Tumulthen. 1870 konstatierte ein Berichterstatter der Schlesischen Zeitung aus Ratibor mit Genugtuung, daß dieses Mal nicht wie vier Jahre vorher bei den Wehrmännern Zeichen des Unwillens zutage getreten seien. Dafür zeigten sich solche an anderen Orten wie Zabrze.

Daß alle diese Erscheinungen jedoch weniger in nationalen als kulturellen Gründen wurzelten und sich daraus erklären, daß man von den ungebildeten oberschlesischen Polen weder das politische Verständnis noch die patriotische Opfer-willigkeit erwarten durfte, die ihre deutschen Mitbürger in kritischen Zeiten aus-zeichneten, beweist die Gleichgültigkeit der Polen gegenüber dem Verhalten ihrer Landsleute jenseits der Grenzen unserer Provinz. 1830/31 traf man zwar auch in Schlesien weitgehende Vorsichtsmaßregeln, zog einen militärischen Kordon gegen Polen, verbot die Ausfuhr von Waffen und Pferden und ordnete die strengste Handhabung der Polizei- und Fremdenpolizei an, doch die Bevölkerung blieb gänzlich teilnahmlos und selbst der Klerus offenbarte keinerlei Sympathien für die Insurgenten. Die heftigen Unruhen, von denen Oberschlesien 1848 be-troffen wurde, entsprangen gleichfalls, wie etwa früher die Weberrevolten der Gebirgskreise, lediglich sozialen Gründen.

Die Polen in Oberschlesien waren so vollkommen loyal gesinnt, daß die Re-gierung wiederholt versucht hat, von hier aus Beamte, Geistliche und Lehrer nach Posen zu verpflanzen, um hier zweisprachige, aber zuverlässige Elemente zu gewinnen. Leider besaß auch unsere Provinz keinen Überfluß an derartigen Leuten und die Abweichung des wasserpolnischen, stark mit deutschen Brocken durchsetzten Dialekts verbot eine Durchführung dieser Maßregel in größerem Umfange.

Das Fehlen nationaler Absonderungsgelüste auf polnischer Seite ließ aber auch bei der Regierung den Wunsch nach gewaltssamer Germanisation nicht auf-kommen. Trotzdem vollzog sich im vorigen Jahrhundert unter dem Einfluß der überlegenen deutschen Kultur wenigstens in Mittelschlesien eine friedliche Ger-manisation und die 1790 noch dicht östlich von Breslau vorbeilaufende Sprach-grenze war 100 Jahre später bis auf die Linie Neumittelwalde-Polnisch-Warten-berg-Namslau-Karlsmarkt-Polnisch-Leipe-Friedland-Zülz-Bauerwitz zu-rückgedrängt (vgl. die Sprachenkarte bei Partsch S. 364). Die Zahl der Polen

betrug im Regierungsbezirk Breslau 1861: 53469, dagegen 1890 nur noch 49249 (30,79 vom Tausend der Gesamtbevölkerung), sank 1895 auf 45575 (26,84) und ist seitdem wieder langsam auf 51991 (28,23) im Jahre 1910 gestiegen. Dieser Zuwachs ist aber vornehmlich darauf zurückzuführen, daß neuerdings die Polen von Posen aus in den Grenzkreisen erfolgreich in den Kampf um den Bodenbesitz einzugreifen versucht und eine Reihe von größeren und kleineren Landgütern an sich gebracht haben. Allein im Kreise Groß-Wartenberg sind von 1905 bis 1908 7 Rittergüter von Deutschen an Polen veräußert worden. Aber auch in den bisher fast rein deutschen Kreisen Militsch, Trebnitz, Wohlau und Guhrau haben sich die Polen von 1900 bis 1910 von 2260 auf 6184 vermehrt. Das gleiche ist in den niederschlesischen Grenzkreisen Glogau, Freystadt und Grünberg zu beobachten. Hier stieg im selben Zeitraum die polnische Bevölkerung von 1967 auf 4483. Im Regierungsbezirk Liegnitz ist die Zahl der Polen von 1890 bis 1910 von 5577 (5,32 vom Tausend der Gesamtbevölkerung) auf 14897 (12,66) angewachsen.

Erleichtert wird die Zurückdrängung des Polentums in Mittelschlesien durch den Umstand, daß seine Angehörigen sich großenteils zur evangelischen Konfession bekennen. In den Kreisen Brieg (Stadt und Land), Namslau, Groß-Wartenberg sowie den benachbarten oberschlesischen Kreisen Kreuzburg und Rosenberg nebst den angrenzenden südlichen Kreisen der Provinz Posen liegt das eine, in den Kreisen Pleß und Rybnik sowie den nächsten Gebieten von Österreichisch-Schlesien das andere der beiden großen Zentra, in denen heute noch evangelische Polen in geschlossener Menge sitzen. Unter dem Einfluß ihrer zwar oft in polnischer Sprache amtierenden, aber ganz deutsch gesinnten Prediger sind diese Leute mehr und mehr ihrer alten Stammeszugehörigkeit entfremdet worden und gehen zumeist bei den Wahlen und in der ganzen Politik mit den Deutschen. In neuester Zeit machen die Polen zwar Versuche, unter geschickter Zurückdrängung des anderwärts als zugkräftiges Agitationsmittel verwerteten religiösen Gesichtspunktes auch ihre evangelischen Landsleute für die nationale Sache zurückzu gewinnen. Bei der Reichstagswahl von 1912 wurde der Kreis Kreuzburg-Rosenberg systematisch bearbeitet, aber der Erfolg war ein sehr mäßiger. Die polnischen Stimmen stiegen nur um 496, die der anderen Parteien um 1944. Wenn sich die Regierung davor hütet, die fraglichen Bevölkerungskreise durch eine allzu hastige und rein schematische Schulpolitik vor den Kopf zu stoßen, erscheint es höchst fraglich, ob wenigstens in den zungenartig weit nach Westen vor springenden schmalen polnischen Landstrichen Mittelschlesiens die großpolnische Propaganda zum Ziele gelangen wird. Auch durch die Äußerungen polnischer Politiker tönt eine resignierte Hoffnungslosigkeit hindurch und auch sie sehen in den evangelischen Polen abtrünnige Söhne ihres Volkes. Im ganzen ist die Zahl dieser Leute in rapider Abnahme. Sie sank im Gesamtstaat von 240836 im Jahre 1890 auf 102012 im Jahre 1905 — für 1910 liegen die Zahlen noch nicht vor —, d. h. auf 0,27% der Bevölkerung, und in Schlesien von 53269 (1,26%) auf 45772 (0,93%). Nur im Regierungsbezirk Oppeln ist die fallende Tendenz zum Stehen gekommen. Dort wurden 1900 nur 32365, dagegen 1905 wieder 33326 evangelische Polen gezählt (Kreis Kreuzburg 18077, Rosenberg 3622, Pleß 5320 usw.).

Weit ungünstiger ist die Entwicklung in Oberschlesien gewesen. Hier trat

eine Zurückdrängung des Polentums im Laufe des vorigen Jahrhunderts nicht ein. 1848 wurde seinem Wunsche gemäß der Regierungs- und Schulrat Bogedain von Posen nach Oppeln versetzt, ein deutscher Katholik, der wegen seiner Gegnerschaft gegen den Oberpräsidenten Flottwell in seinem früheren Wirkungskreise das allerübelste Andenken hinterlassen hat. In Schlesien wurde Bogedain nun als Gegenstück zu seinem Posener Kollegen Brettnér, dem wir großenteils die Polonisierung der Bamberger zu verdanken haben, unter Ausnutzung der erwähnten Gesetze der 40er Jahre zum Schöpfer des polnischen Volksschulwesens. Während 1827 von 800 Schulen des Regierungsbezirks Oppeln nur noch 70 die polnische Unterrichtssprache hatten, gelang es Bogedain durch den Import von Posener Lehrern, durch Besetzung der Seminare mit polnischen Kandidaten, durch Einführung des obligatorischen polnischen Unterrichts und durch Verbreitung polnischer Lehrbücher den Oberschlesiern die polnische Litteratursprache einzupfen und einen geistigen Zusammenhang mit ihren Landsleuten anzubahnen. Im ersten Statut der polnischen Fraktion von 1859 wird ausgedrückt, daß diese sich auch als Verteidigerin des Polentums in Oberschlesien fühle. Bereitwillig nahm sie die beiden hier gewählten Abgeordneten, darunter den von Bismarck in seiner Rede von 1886 und seinen „Gedanken und Erinnerungen“ unsterblich gemachten Pfarrer Szafranek, als Mitglieder auf.

Die Sünden Bogedains konnte die neue Schulpolitik nach 1872 nicht mehr vertilgen. Auch für den Mangel an einem eigenen Klerus fand man Ersatz durch enge Anlehnung an die Landsleute in Galizien. Alljährlich werden dorthin eine Menge von Turnfahrten, Ausflügen u. dgl. unternommen. Allein an der Pfingstwallfahrt zu den Krakauer Königsgräbern beteiligten sich 1908 3000 Oberschlesiener, die dort aus heiligem Mund über ihre patriotischen Pflichten aufgeklärt wurden. Seit 1900 gewährt das aus unserer Provinz reich unterstützte Salesianerkloster bei Oświecim 300 Jöglingen, die sich dem geistlichen oder Handwerkerstand widmen wollen, Erziehung und Unterkunft, so daß für polnischen Nachwuchs an Priestern gesorgt ist.

Die durch die Schule geschlagene Brücke wurde rasch mit Hilfe der Presse verstärkt, deren Aufblühen hier nicht wie anderwärts Folge, sondern Ursache der Organisation war. Für den Nationalitätenkampf in Preußisch-Schlesien ist die Gründung des „Katolik“ in Beuthen 1867 ebenso ein Wendepunkt, wie die des polnischen Gymnasiums in Teschen für Österreichisch-Schlesien, das den dort lebenden 220 472 Polen (1900) das geistige Rüstzeug für die Rivalität mit den Deutschen und Tschechen in den höheren Berufsklassen liefern soll. Den „Katolik“ erwarb 1869 Karl Miarka, der besonders in katholischen Gesellenvereinen Anhänger suchte, dann der Geistliche von Radziejewski, der, aus seiner amtlichen Stellung verdrängt, sich ganz der Redaktion widmete und dem Blatt eine demokratische Richtung gab. 1886 verkaufte er es an seine Schwester Ludwika, die 1889 die Leitung an Adam Napieralski übertrug. 1898 wurde der „Katolik“ in eine G. m. b. H. umgewandelt und hat sich seitdem zum größten polnischen Verlags- und Druckereiunternehmen der Welt entwickelt.

Napieralski ist der geschickteste, verschlagenste und arbeitskärfigste jener Posener Sendboten, die seit etwa 1880 zumeist als Stipendiaten des Marcinkowskivereins Oberschlesien überschwemmt und hier die Führung an sich gerissen haben, Rechtsanwälte, wie Adamczewski und Seyda, der Gründer des schlesischen Vereins

„Unterrichtshilfe“, welcher nach Posener Muster Stipendien, 1908 schon 4200 Mark, ausstellt, Ärzte, wie Trzebiatowski, der Leiter des oberschlesischen Volksbüchereiwesens, Apotheker, Kaufleute usw. Gegen die feine Diplomatie Napieralskis kam das radikale Draufgängertum Adalbert Korfantys nicht auf. Nachdem dieser finanziell abgewirtschaftet hatte, mußte er die Hand zum Frieden bieten und durch Ankauf der Korfantypresse in Rattowitz („Polak“, „Górnoślązak“ [Der Oberschlesier] und „Kuryer Ślązki“) hat Napieralski seit 1910 fast das ganze polnische Zeitungswesen Oberschlesiens in seiner Hand monopolisiert. Er verfügt heute über 8 Blätter mit erheblicher Abonnementenzahl. Der „Katolik“ hatte 1903 schon 17000 (heute über 20000), der „Górnoślązak“ (seit 1902) 8000, der „Dziennik Ślązki“ (Schles. Tageblatt) in Beuthen (seit 1897) 10000 Leser. Dem gegenüber nehmen sich die 1600 Getreuen der sozialdemokratischen „Gazeta robotnicza“ (Arbeiterzeitung) in Rattowitz (seit 1890) recht ärmlich aus. Das Zentrumsblatt (Gazeta katolicka) in Königshütte (seit 1895) hat gar 1910 sein Erscheinen eingestellt. Im Frühjahr 1912 wurde zwar durch das Katholische Wochenblatt (Tygodnik katolicki) Ersatz geschaffen, doch anscheinend glaubt das Organ sich nur bei Vertretung einer ausgesprochen polnischen Tendenz über Wasser halten zu können.

Aber Napieralski ist weit mehr als der unbestrittene Zeitungskönig Oberschlesiens. Er wurde der im stillen arbeitende Organisator der gesamten nationalen Bewegung, in dessen Händen alle Fäden zusammenlaufen. Seine Offiziere waren, wie nochmals betont sein mag, vorwiegend gleich ihm selbst geborene Posener. Sie haben die großpolnische Propaganda künstlich nach Oberschlesien hineingetragen und eine wirtschaftliche Einheitlichkeit mit ihrer Heimatprovinz hergestellt. Sie haben alle im Posenschen bewährten Kampfmittel auch in Schlesien angewendet, haben hier eine Menge von Vereinen begründet, die unter unverdächtigem Alushängeschild die Absonderung der Polen befördern, sie haben den wirtschaftlichen Boykott gegen die Deutschen gepredigt und ihre Landsleute in ökonomischer Hinsicht auf eigene Füße zu stellen versucht. Herr v. Koscielski nahm es deshalb schon 1894 auf einem allpolnischen Fest in Lemberg als Verdienst der Posener Polen in Anspruch, daß sie „ihre jüngsten Brüder“ zu nationaler Arbeit aufgerufen hätten.

Heute ist über den ganzen Industriebezirk ein Netz von den berüchtigten polnischen Turn- (Sokol-) Vereinen, denen bis 1908 Seyda als Leiter des 6. (Schlesischen) Gaues vorstand, verbreitet, ebenso von Mäzigekeits-, Gesangs-, Männer-, Jünglings- und Frauenvereinen; in letzteren wird dem weiblichen Geschlecht die Pflicht vorgehalten, als Vestalinnen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu schüren. Noch wichtiger sind die wirtschaftlichen Organisationen und Institute. Die polnische Arbeiterschaft ist in dem 1889 gegründeten „Oberschlesischen christlichen Arbeiterverein zu gegenseitiger Hilfe“, der auch über eine Sterbekasse verfügt und sich 1909 mit den entsprechenden Verbänden in Posen und Bochum vereinigte, dem „Bund polnisch-katholischer Arbeiter“ und der revolutionären, enge Beziehungen mit Russisch-Polen unterhaltenden „Polnischen Sozialistenpartei“ gewerkschaftlich zusammengeschlossen. Als jüngste Gruppe ist die „Polnische Berufsvereinigung“ (Polski związek zawodowy) hinzugereten, deren Sitz bald von Bochum nach Rattowitz verlegt wurde. Schon 1910 umfaßte sie 5580 schlesische Bergarbeiter. 1895 wurde die erste Volksbank (bank ludowy) zu

Beuthen begründet; 1902 gab es deren acht. Ihre Einnahmen stiegen 1895 bis 1901 von 179826 auf 7248486, ihr Gewinn von 4858 auf 34528 Mark. Allein die Kattowitzer bank ludowy hatte 1911 17600000 Mark Umsatz und schüttete 7% Dividende aus. Heute haben wir in jedem größeren Orte ein derartiges Institut nebst ebensoviel Spar- und Darlehnskassen. Im Herbst 1900 trat ferner in Beuthen eine Parzellierungsgenossenschaft (Spółka parcelacyjna) ins Leben, die den Kampf um Grund und Boden nach Posener Beispiel führt. 1903 kam eine Baugenossenschaft in Kattowitz hinzu. Die Depositen dieser Institute darf man auf über 20000000 Mark veranschlagen. Die Gründung erfolgte mit Hilfe des Schöpfers der Posener Genossenschaften, des Prälaten Warzyniak, der dabei ein Gegenseitigkeitsverhältnis anbahnte, so daß Posen-Westpreußen und Schlesien einander Rückhalt gewähren. Die schlesischen Institute haben zumeist hohe Einlagen und Aktienanteile der Posener Verbandsbank übernommen.

Nebenher gingen Versuche der Polen, sich in einzelnen Erwerbszweigen vom Deutschtum loszulösen. Wir treffen nicht bloß polnische Ärzte, Zahnärzte, Rechtsanwälte, Gastwirte, sondern auch schon an 200 selbständige Kaufleute, die im Verein junger polnischer Kaufleute sich zusammengetan haben. Selbst an industrielle Unternehmungen wagte man die Hand zu legen (Errichtung einer Kammgarnspinnerei in Lublinitz, Ankauf der Bavariabrauerei und Gründung einer schlesischen Exportgesellschaft 1909 in Kattowitz).

Um die Jahrhundertwende gedachte Napieralski sein Werk durch die politische Emanzipation der Polen krönen zu können. Während unter den 20 oberschlesischen Landtagsabgeordneten auch drei Polen saßen, hatten seine Landsleute für den Reichstag bisher stets mit dem Zentrum gestimmt. 1903 trat Napieralski aber aus dieser Partei aus. Allerdings war er zu vorsichtig, um sofort einen völligen Bruch herbeizuführen. Er betrat den Weg des Wahlbündnisses, der seiner Partei auch den Einzug in die Stadtparlamente der Industriorte ebnen sollte, der ihr allerdings nur in Beuthen (seit 1903) in einem Falle geglückt ist. Erfolgreicher war sie bei den Kirchenwahlen. Dann wurden 1903 zum ersten Male eigene polnische Reichstagskandidaten nominiert, die wenige Monate nach der erwähnten Auflistung des Fürsten Hatzfeld 44175, 1907 schon 115090 Stimmen auf sich vereinigten, was zur Wahl von 5 Abgeordneten führte. 1912 sank aber die Zahl auf 94000 und das Zentrum eroberte den Kreis Lublinitz-Tost-Gleiwitz zurück.

Anscheinend haben die Führer in Überschätzung ihrer Kräfte zu früh der Zentrumspartei ihr „Fundament“ zu entziehen gewagt. Der Mittelstand ist in Schlesien doch noch zu schwach, um, wie in Posen und Westpreußen, dem Polentum seine Schlachten zu schlagen. Unter der dünnen deutschen Oberschicht der großen Grundbesitzer und Industriellen steht ohne Zwischenglied ein Arbeiterproletariat, dem der nationale Gedanke noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nach der Berufszählung von 1905 waren von den polnischen Männern 83079 = 26,78% in der Landwirtschaft, 167115 = 53,90% im Handwerk und den verschiedenartigsten industriellen Betrieben, keineswegs bloß in der Montanindustrie, beschäftigt. Von den überhaupt in Landwirtschaft und Industrie ihren Lebenserwerb findenden Personen beider Geschlechter hatten nur 45106 (5,02 bzw. 1,76%) eine selbständige wirtschaftliche Existenz, wogegen 290533 den handarbeitenden Klassen zugehörten. Wenn in den drei Hochburgen des Polentums, den Wahlkreisen Beuthen, Kattowitz und Pleß trotz einer Zunahme der

Wahlberechtigten um rund 22000 die polnischen Stimmen von 73454 auf 54923 gefallen, die sozialdemokratischen von 11986 auf 28858 emporgeschossen sind, so scheint es fast, als ob neuerdings der Lockruf der roten Internationale sich in der oberschlesischen Bergarbeiterschaft zugkräftiger erweisen wollte als die nationale Parole. Bisher hatte die Sozialdemokratie im Industriebezirk wenig Freude erlebt. Ihre Agitatoren fanden dort schon eine polnische Organisation vor, deren beide Strömungen, Napieralski wie Korfanty, sich in der Bekämpfung jener einig sind. Auf dem letzten polnisch-sozialdemokratischen Parteitag im April 1912 waren nur 39 oberschlesische Vereine mit 1015 Mitgliedern vertreten. Die *Gazeta robotnica* hat es freilich auf 7000 Abnehmer gebracht.

Zum Teil ist der polnische Mißerfolg aber zweifellos auch dem durch die Volkszählung von 1910 belegten, erfreulichen Erstarken des Deutschtums auf Rechnung zu sehen. Die übrigen deutschen Parteien haben in obigen drei Kreisen 62301 Stimmen gegen 46182 im Jahre 1907 aufgebracht. Zahlenmäßig haben die Polen im Regierungsbezirk Oppeln stets das Übergewicht gehabt. 1861 stellten sie mit 665865 Köpfen 59,12% der Gesamtbevölkerung. Später gestaltete sich das Verhältnis folgendermaßen:

Jahr	Deutsche		Deutsch und polnisch Sprechende	Polen	
	überhaupt	vom Tausend der Bevölkerung		überhaupt	vom Tausend der Bevölkerung
1890	566 523	359,07	—	918 728	582,31
1900	684 397	366,35	—	1 048 230	561,11
1905	757 187	371,97	54 094	1 158 765	569,25
1910	884 045	400,39	88 798	1 169 340	529,60

Im letzten Jahrzehnt sind also die Deutschen um 154,59, die Polen nur um 9,08 vom Tausend ihrer Zahl gewachsen.

Die jüngste Volkszählung und die jüngste Reichstagswahl zeigen also, daß die polnische Flut in Oberschlesien nicht unüberwindlich ist. 1908 schrieb der mit Napieralski eng befreundete Krakauer Geschichtsprofessor Koneczny, in Schlesien gedeihe die nationale Sache so prächtig, daß er die Provinz stets gehobenen Mutes verlasse. Er ermahnt seine Landsleute, ihre Erfolge mit Stolz, wenn auch ohne Dünkel zu betrachten und nicht zu vergessen, daß es nicht genüge, Schlesien moralisch erobert zu haben, man es vielmehr auch ökonomisch erobern müsse, daß der Weg zum Ziel noch mindestens ebenso weit sei wie die schon zurückgelegte Strecke, und daß bis zur Vollendung! (do zrobienia) noch wenigstens zwei Generationen ihre Kräfte der schlesischen Sache würden widmen müssen. Ich weiß nicht, ob Koneczny auch heute noch solche Jubelhymnen anstimmen würde.

Zedenfalls müssen für die Deutschen ihre letzten Erfolge ein Ansporn zur Ausdauer sein. Der Ausgang des Kampfes wird wesentlich abhängen von der Haltung des katholischen Klerus, die um so wichtiger ist, weil auch die deutsche Bevölkerung Oberschlesiens zumeist dem Katholizismus zugehört (1905: rund 150000 Protestanten und 600000 Katholiken). Auch die Polen kennen sehr wohl die Gefahr einer Gegnerschaft der Kirche und klagen über die stetige Besetzung des Breslauer Stuhles mit einem wütenden Germanisator (zacieklym germani-

zatorem). Viel kommt ferner auf die Magnaten an, in deren Händen sich Grundbesitz und Industrie konzentriert. Die Großindustrie ist abhängig von der Arbeiterfrage und Schwierigkeiten in dieser mindern den Ertrag jener. Nicht mit Unrecht hat Bernhard schon 1909 auf die Gefahr verwiesen, daß unsere oberschlesischen Magnaten nach dem Beispiel ihrer böhmischen Standesgenossen in der nationalen Frage den Weg zur Parität und schließlich zum Renegatentum gehen werden.

Entscheidender ist aber doch die Haltung der Regierung und der Masse des deutschen Volkes. Die deutsche Schule, namentlich die Einführung einer obligatorischen deutschen Fortbildungsschule, Volksbüchereien, das Heer, deutsche Kreditinstitute, die Nichtteilung des Revisionsrechtes an die polnischen Banken, das Besitzbefestigungsgesetz und die Übertragung der in Posen und Westpreußen mit bestem Erfolg arbeitenden Kampfmittel, geben der Staatsregierung Wege an die Hand, um der gewerkschaftlich nationalen Bewegung Oberschlesiens ebenso wie der bäuerlichen und kleinbürgerlichen der Nachbarprovinzen entgegenzutreten. Den Deutschen Schlesiens aber mögen die Worte unvergeßlich sein, die ihnen vor 1½ Jahrzehnten der beste lebende Kenner unserer Provinz in die Seele schrieb: nie soll ihnen das Bewußtsein sich mindern, daß sie auf einem wichtigen Vorposten des deutschen Volkes stehen und desto gebieterischer die Forderung sich aufdrängt, im eigenen Hause darüber zu wachen, daß die Geltung der deutschen Sprache keinen Abbruch erleide, sondern mit allen gesetzlichen Mitteln vollere Kraft und freieren Raum gewinne.

(Geschrieben im Juni 1912.)

Litteratur.

Buzek: *Historya polityki narodowościowej rządu pruskiego wobec Polaków* (Geschichte der nationalen Politik der preußischen Regierung gegenüber den Polen). Lemberg 1909.

Koneczny: *Stosunki społeczne i ekonomiczne na Śląsku polskim* (Soziale und ökonomische Zustände in Polnisch-Schlesien). Sonderabdruck aus „Polska, obrazy i opisy“ (Polen in Bild und Wort). Lemberg 1908.

Schlesische Zeitung. *Denkschrift des Beuthener Ostmarkenvereins* 1903.

Hoehs: *Oberschlesien und seine Polenfrage* (Köln. Zeitung 1909, Nr. 1134, 1141, 1144).

Kardinal v. Widdern: *Die Unterwerfung Oberschlesiens durch die Posener Polen*. 2. Aufl. Berlin 1910.

Partsch: *Schlesien. I. Teil*. Breslau 1896.

Zielkursch: *Das Ergebnis der friderizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins. Am Beispiel der schlesischen Städte dargestellt*. Jena 1908.

Geschichte der Befreiungskriege 1813 bis 1815. Teil 1, Bd. 2: v. Holleben: *Die Ereignisse von Ende April (1813) bis zum Waffenstillstand*. Berlin 1909.

Baumgarten: *Die evangelischen Polen in Südpolen und Schlesien* (Deutsche Erde 1911, Heft V).

Erdmann: *Oberschlesischer Polenspiegel*. Breslau 1911.

Vierteljahrsschrift des statistischen Landesamtes.

Broesike: *Die oberschlesischen Polen* 1905. Zeitschr. des Königl. Preuß. Statistischen Landesamtes, Berlin 1909, S. 25—62.

Derselbe: *Einiges über Deutsche und Polen nach der Volkszählung von 1910*. Dasselbst 1912, S. 87—89.

Kürschner's deutscher Reichstag 1912.

Bernhard: *Das polnische Gemeinwesen im preußischen Staate*. Leipzig 1910.

Napieralski: *Der „Katalik“ und das schlesische Centrum von 1889—1903*. Beuthen (D.S.) 1903.

Küster: *Kulturelle Wohlfahrtspflege in Oberschlesien*. Katowic 1907.

Die Volksbücherei in Oberschlesien, Jahrg. 1—6.

XII.

Schlesische Wirtschaftsgeschichte

von der Germanisierung des Landes bis zum 19. Jahrhundert.

Von Professor Dr. Johannes Ziekursch-Breslau.

Wie für die politische Geschichte bildet auch für die Wirtschaftsgeschichte Schlesiens die Germanisierung des Landes das wichtigste, die weitere Entwicklung beherrschende Ereignis. Nicht als ob die Kulturarbeit der früheren Zeiten nutzlos gewesen oder wieder verloren gegangen wäre; im Gegenteil, der Anbau etwa eines Drittels des Landes durch die Slaven bildete die notwendige Voraussetzung für die zielbewußte Anlage deutscher Dörfer, vor allem deutscher Städte, aber wir beginnen trotzdem die Betrachtung des schlesischen Wirtschaftslebens erst mit den Tagen der Germanisierung, weil damals in Schlesien wie allenthalben in den deutschen Kolonialgebieten östlich der Saale-Elbelinie eine wirtschaftliche Arbeitsteilung zwischen Städten und Dörfern geschaffen wurde, die dem ostdeutschen Wirtschaftsbetriebe auf Jahrhunderte das charakteristische Gepräge gab und zum Teil bis auf unsere Tage noch fortwirkt.

Man legte damals im 13. und 14. Jahrhundert die Städte an, um den neu begründeten zahlreichen deutschen Bauerndörfern einen für ihre agrarischen Erzeugnisse aufnahmefähigen Markt zu schaffen; denn die dünne slawische Bevölkerung hatte sich bisher schon selber ernährt; aber die ins Land gerufenen deutschen Bauern hätten nicht gewußt, woher sie die ihnen bei der Übergabe der Hufen auferlegten Geldzinsen hätten nehmen und wie sie die über ihren Familienbedarf hinausgehenden Überschüsse ihrer Wirtschaft hätten verwerten sollen, wenn sie ihnen nicht die Handwerker und Kaufleute der neu begründeten Städte abgenommen hätten. Andererseits, da diese Städte in der Regel nicht allmählich aus den Bedürfnissen ihres eigenen und des Wirtschaftslebens ihrer Umgebung herauswuchsen, sondern plötzlich und systematisch aus finanziellen Interessen heraus begründet wurden, mußten Maßnahmen ergriffen werden, die ihr Dasein sicherstellten, um so mehr, als mit der Größe des Marktes oder Ringes die Zahl der auf ihm möglichen Verkaufsbuden und Handwerksbänke und damit die Entwicklungsfähigkeit der Stadt festgelegt war. Man mußte sich also, ehe man zur Stadtgründung schritt, überlegen, wieviel Bürger in ihr wohl ihre Nahrung finden könnten. Fiel der Markt zu groß aus, so reichte die Zahl und finanzielle Leistungsfähigkeit der Bürger, die sich in dieser Stadt behaupten konnten, zu ihrer Befestigung und Verteidigung nicht hin; gab man dem Marktplatz eine zu geringe Ausdehnung, so vermochte die Stadt über ein beschränktes Maß nicht hinaus zu wachsen, sie konnte auch dann die den Eigenbedarf übersteigende Lebensmittelproduktion der benachbarten deutschen Bauerndörfer nicht verzehren, so daß auch deren Blüte in Frage gestellt wurde. Die Begründung einer zweiten Stadt in unmittelbarer Nähe oder einer Neustadt dicht neben der ersten bereitete vielerlei Schwierigkeiten.

Die beste Bürgschaft für das Gedeihen einer Stadt bot, falls die nötige Anzahl

von Bauerndörfern in ihrer Umgebung erstanden, das Meilenrecht, das heißt das Verbot, im Umkreis von etwa einer Meile um die Stadt einen Markt anzulegen, einen Krämer oder Handwerker anzusehen oder einen Landbier verschenkenden Krug zu errichten. Auf eine mit diesem Meilenrecht bedachte Stadt war die Landbevölkerung von mehr als drei Quadratmeilen zur Deckung aller ihrer gewerblichen Bedürfnisse angewiesen. In der Regel wurde daher schon bei der Begründung oder wenig später den schlesischen Städten das Meilenrecht verliehen; die das Gewerbeleben beherrschende Kunstverfassung und das Meilenrecht gehörten zusammen und bedingten einander. Demgemäß mußte in den von Deutschen besiedelten Gegenden eine Stadt von der anderen mindestens zwei Meilen entfernt liegen, und dem ist auch vielfach so. Als Beispiel diene die Eisenbahnlinie von Raudten (0 km) über Lüben (18 km von Raudten entfernt), Liegnitz (39 km von Raudten), Sauer (61), Striegau (76), Schweidnitz (96), Reichenbach (114), Frankenstein (136), Patschkau (158), Ottmachau (168) nach Neiße (184), oder, wenn wir das Land in der anderen Richtung durchqueren, von Kreuzburg (0 km) über Konstadt (12 km von Kreuzburg entfernt), Namslau (36 km von Kreuzburg), Bernstadt (50), Dels (64), Breslau (94), Neumarkt (124), Nikolstadt (146), Liegnitz (159), Haynau (178) nach Bunzlau (205), so ergibt sich auch hier das gleiche Bild, wenn man berücksichtigt, daß sich das große Breslau die Nachbarstädte weiter vom Leibe hielt. Würde man auf einer Karte Schlesiens die im 13. und 14. Jahrhundert begründeten deutschen Städte mit ihrem Bannmeilenbezirk eintragen, dann dürfte von dem dichter besiedelten Gebiet nicht allzuviel übrig bleiben. Diese Herrschaft über das platteland bildete die Grundlage für das Erblühen der Städte.

In diesen neubegründeten Städten hielten Handwerker und Kaufleute ihren Einzug, natürlich zunächst die Vertreter der einfacheren Gewerbe, deren Erzeugnisse im täglichen Leben am wenigsten entbehrlich werden konnten, während die Kaufleute feinere Waren und Produkte fremder Länder und wärmerer Zonen feilhielten. Wenn nun auch für die Kaufleute der meisten Städte die Versorgung der unmittelbaren Umgebung ihrer Stadt zur Lebensaufgabe wurde, so entwickelte sich doch bald in Schlesien und durch die schlesischen Kaufleute ein hochbedeutsamer Warenaustausch zwischen West- und Osteuropa.

Aus Süddeutschland lief die Handelsstraße über Regensburg und Prag oder über Nürnberg und um den Nordfuß des Erzgebirges; diese Linie vereinigte sich mit dem Weg, der von England, den Niederlanden und der deutschen Nordseeküste her oder aus dem Westen über Frankfurt a/M. nach Leipzig und von dort als Hohe Straße durch das älteste deutsche Kolonialgebiet Meißen und über Görlitz, Bunzlau, Haynau, Liegnitz, also südlich der niederschlesischen Heide, auf Breslau zustrebte; erst später entwickelte sich die Niedere Straße, die die Heide nördlich umging und schließlich Magdeburg und Hamburg erreichte. Die Oder vermittelte den Verkehr mit der Ostsee. Über Wien oder Süddeutschland schickten Benedig und andere italienische Städte die aus dem Orient geholten Waren. Mit Ungarn stellte der Jablunkapass die Verbindung her. Nach dem Osten führte der Weg von Breslau über Oppeln, Krakau, Lemberg bis Kiew, über Dels, Wartenberg, Lublin nach dem gleichen Ziel oder von Wartenberg nach Kalisch und Warschau oder über den Strompaß von Militsch nach Danzig, sei es über Jarotschin

und Peisern, sei es über Posen, Gnesen und Thorn. Auf diesen Straßen kamen die Waren des Ostens: Pferde und Vieh, Felle, Häute, Leder, Pelze, Inselt, Wachs, besonders für den Gottesdienst, Honig, der Zucker des Mittelalters, Hanf, Flachs usw., um gegen Salz, Kolonialwaren, Weihrauch, getrocknete Südfrüchte, Waid aus Thüringen und den Niederlanden zum Tuchfärben, die Erzeugnisse der Schmiedekunst, Tand und französische Seidenwaren, vor allem gegen Tuche und andere Wollwaren eingetauscht zu werden; Holland und England lieferten die feineren, Niedersachsen die gröberen Stoffe. Von der Ostsee brachte man die unentbehrliche Fastenspeise, gesalzene oder getrocknete Fische, aus dem Westen und Süden den schon für den Gottesdienst notwendigen Wein.

Die geographischen Verhältnisse, das Verkehrshindernis der niederschlesischen Heide auf dem linken und die meilenweiten Sümpfe der Bartschniederung auf dem rechten Oderufer, brachten es mit sich, daß die aus Westdeutschland südlich des Flämings und der Mark mit ihrem Sande, ihren Heiden und Sümpfen nach dem Osten ziehenden Kaufleute mit Notwendigkeit auf Breslau hingeführt wurden, um dort unterhalb der durch Ohle und Weide geschaffenen sumpfigen Niederung, ehe die Wasser der Lohe, Weistritz und Weide das Flüßbett der Oder erweiterten, auf den Oderinseln bei Breslau den Strom zu überschreiten. Die in der Nähe Breslaus mündenden Flüsse gewährten im Verein mit der Oder der Stadt trefflichen militärischen Schutz; das Schwarzerzgebiet im Süden und Südwesten, die fruchtbaren Gefilde bis Strehlen, Nimptsch und Schweidnitz, die ältesten Siedelplätze in Schlesien, ermöglichen mit ihrem Getreidereichtum einer größeren Volksmasse in Breslau den nötigen Lebensunterhalt. Unter Berücksichtigung dieser Umstände wählte man denn auch bei der Anlage der deutschen Stadt Breslau für den Markt Größenverhältnisse, wie sie im ganzen deutschen Osten nicht ein zweites Mal mehr anzutreffen sind; trotzdem entstand hier neben der ersten bald eine zweite deutsche Stadt, eine Neustadt, mit einem recht ausgedehnten Markt. Das 1274 von Herzog Heinrich IV. Breslau verliehene Niederlagsrecht erkannte die Konzentration des Großhandels mit dem Auslande in Breslau an und verwandelte die Ordnungen dieser Beziehungen durch den Breslauer Rat in ein gesetzlich geschütztes, sich allmählich über ganz Schlesien ausdehnendes Vorrecht: die vom Westen kommenden deutschen Kaufleute wie die Osteuropäer durften ihre Waren nicht über die Oderlinie, das hieß über Breslau hinaus, selber weiter vertreiben. Auf diesem Niederlagsrecht beruhte für Jahrhunderte die Handelsstellung und der Wohlstand dieser Stadt, freilich zugleich eine recht fühlbare Einengung der Entwicklungsmöglichkeit der anderen schlesischen Städte, denn wenn auch ihnen Niederlagsrechte zuteil wurden, so erhielten sie diese im Gegensatz zu Breslau doch nur für einzelne Waren, z. B. die Stadt Schweidnitz für Waid oder Freiburg für Mühlsteine.

Neben dem Handel und durch seine Nachfrage teilweise hervorgerufen, erwuchsen in den schlesischen Städten eine Reihe von Gewerben, die über die Bedürfnisse des lokalen Marktes hinaus einen weiteren Abnehmerkreis für ihre Erzeugnisse suchten. Dem Tuchhandel mit Westeuropa folgte die Tuchweberei, sie wurde in den meisten schlesischen Städten heimisch und bald das wichtigste und ertragreichste Handwerk; die starke Zufuhr von Pelzen, Fellen und Häuten aus dem Osten verursachte ein rasches Aufblühen des Gerber-, Riemer-, Sattler- und Kürschnergewerbes. Wenn auch in

Schlesien, der Mark und selbst in Westpreußen noch Wein gebaut wurde, so befand man sich doch zum mindesten an der Nordgrenze des Weinbaugebietes; deshalb vermochte die schnell erstarkende Bierbrauerei der schlesischen Städte weite Striche des Nordens und Ostens mit ihrem Gerstensaft zu versorgen. Zu den Metallen, die der Kaufmann aus dem Süden und Westen heranholte, gesellten sich die Schäze, die der Schoß der Berge in der Heimat hergab. Silber entstieg den Schächten in Beuthen, Blei wurde in Tarnowitz gewonnen, Gold in Goldberg, Nikolstadt, Reichenstein, Zuckmantel und Freudenthal, Eisen in Schmiedeberg. Neben der Sehnsucht nach Ackerland und der Hoffnung auf Gewinn aus gewerblicher und kaufmännischer Tätigkeit hatte der Hunger nach Edelmetall die Deutschen nach dem Osten gelockt, und die Erfüllung dieses Wunsches trug zu dem überraschenden Aufschwung Schlesiens im 13. Jahrhundert viel bei; mit dem Bergbau gediehen die Metalle verarbeitenden Zünfte.

So entwickelte sich vielgestaltig und reich das Wirtschaftsleben der schlesischen Städte vom 13. bis zum 16. Jahrhundert und mit ihm die materielle und geistige Kultur, dann trat langsam und allmählich ein Stillstand und bald der Niedergang ein, aber keineswegs ohne die Schuld der Städte, sondern durch viele ihrer Maßnahmen vorbereitet. So hatten sie die Finanznot der Landesherren, deren Schlesien im Mittelalter infolge der dauernd fortgesetzten Länderteilungen eine Fülle besaß, trefflich ausgenützt, ein Privileg nach dem anderen, ein staatliches Hoheitsrecht nach dem anderen erworben, durch einmalige Zahlungen sich von dauernden Leistungen befreit, sie hatten auf diesem Wege immer größere Freiheit und Unabhängigkeit errungen, aber auch zur Lähmung der Staatsgewalt viel beigetragen, so daß die Landesherren in ihrer Ohnmacht nicht mehr ihren Aufgaben gewachsen blieben, noch Ordnung und Recht schützen konnten. Durch scharfe Wahrung des Meilenrechts beherrschten die Städte das Wirtschaftsleben ihrer Umgebung, durch eine Ausgestaltung des Marktrechtes, die auf Kosten des Landmannes den Vorteil des Städters suchte, wurde diese Herrschaft zur Knechtung, die den Widerstand und die Durchbrechung aller dieser Rechtszusagen herausforderte; zu dem Neide auf den Reichtum der Bürger gesellte sich berechtigter Ingrimm über den schonungslosen Mißbrauch ihrer Macht. So wuchs der bei der Kolonisation geschaffene Gegensatz zwischen Stadt und Land. Nunmehr hatte der Übergang der Gerichtshoheit vom Landesherren auf Städte und adelige Grundherren zur Folge, daß das Stadtgericht dem klagenden Edelmann und Bauern wohl einen Rechtsentscheid, aber keine Gerechtigkeit zuteil werden ließ, und das Patrimonialgericht im Dorfe und das adelige Standesgericht im Fürstentum verfuhr gegen den Bürger in gleicher Art. Die Auflösung Schlesiens in eine Unzahl von staatlichen Zwerggebilden, die dadurch oft genug gegebene Notwendigkeit, den Schutz eines im Nachbarterritorium gelegenen und damit landfremden Gerichts anzu rufen, vollendete die Rechtlosigkeit. So blieb nur noch der Appell an die Gewalt. Und wenn die Städte auch noch so oft die in den Dörfern sich einnistenden unzünftigen Handwerker, die Pfuscher, verjagten, das Brauen auf dem Lande gewaltsam hinderten, die adeligen Schnapphähne und Wegelagerer züchtigten, ihr Wirtschaftsleben litt doch am stärksten unter der staatlichen Zersplitterung, der Ohnmacht der Landesherren, der Rechtlosigkeit und dem Fehdwesen. Um so mehr, als die Bürger der schlesischen Städte, wie allenthalben in deutschen Landen und darüber hinaus, in verhängnis-

voller Kurzsichtigkeit übersahen, daß die blanke Wehr der schönste Schmuck des Mannes sei, ja daß der Verlust der Wehrhaftigkeit zur Knechtschaft führe. Selbst die entsetzlichen Erfahrungen der Hussitenzeit wirkten nicht allzulange nach, trugen sogar teilweise dazu bei, die Städter an die Verteidigung ihrer Sache durch Söldner zu gewöhnen.

Wenn wenigstens die Städter unter sich zusammengehalten hätten, aber, abgesehen von den Kämpfen der Zünfte mit den Patriziern innerhalb derselben Stadt, galt meist die Nachbarstadt als ärgerster Feind; zur besseren Wahrung ihres auf den Handel zwischen Westen und Osten zugeschnittenen Niederlagsrechtes sah es die Stadt Breslau gern, daß alle Versuche, die Oder dem nord-südlichen Warenverkehr durch Fürsorge für das Flußbett möglichst dienstbar zu machen, an ihrem stillen Widerstande scheiterten. Je mehr sich der Verkehr auf der Niederlausitz und nach Leipzig und Magdeburg belebte, desto stärker bemühte man sich in Niederschlesien, besonders in Glogau, den unmittelbaren Verkehr mit Polen unter Ausschaltung Breslaus nördlich der Bartschniederung aufzunehmen; eine ähnliche Rolle wie Glogau unterhalb Breslaus strebte für den Verkehr Polens mit Böhmen und Mähren oberhalb Breslaus die Stadt Brieg an. Als das rasch erstarrende Polen an der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert seine Staatsgewalt in den Dienst der dem Breslauer Niederlagsrecht feindlichen Kaufmannschaften von Posen, Kalisch und Krakau stellte, jeder von diesen Städten ein das weitere Vordringen deutscher Händler nach Polen hinein unterbindendes Niederlagsrecht verlieh, 1511 zur Zeit der Herrschaft des elenden Wladislav den Handel mit Breslau sperrte, und als die Glogauer den Polen sich willig zur Verfügung stellten, mußte Breslau 1515 schweren Herzens auf sein Niederlagsrecht den Polen gegenüber verzichten.

Das siegreiche Vordringen der Türken in Ungarn nach der Schlacht von Mohácz und die langwierigen Türkenkriege des 16. Jahrhunderts lähmten völlig den Handel der Breslauer und Schlesiern mit Ungarn und den Gebieten an der unteren Donau; damit begann jener für das Mittelalter in Schlesien charakteristische Warenaustausch zwischen West- und Osteuropa abzusterben. Nur der rasch erstarrenden Staatsgewalt der Habsburger, die dem Lande den inneren Frieden zurückgab und die Kriegsfurie für ein Jahrhundert von den Gefilden Schlesiens fernhielt, verdankten es die Städte, wenn sie im 16. Jahrhundert die früher errungene wirtschaftliche Höhe im allgemeinen, wenn auch mühsam behaupteten; ihr Kulturleben zeigte jetzt unter dem Einfluß der Renaissance und der Reformation erst die schönsten Blüten; die Prachtbauten, mit denen die Städte sich schmückten, die Förderung, die wissenschaftliche und kulturelle Bestrebungen vielfach, besonders bei den Breslauer Patriziern fanden, der Aufschwung, den das Schulfesen erlebte, bewiesen, daß die Bürger den angesammelten Reichtum würdig zu verwenden verstanden.

Für die Zukunft stellten das wirtschaftliche Gedeihen der meisten, das heißt der kleineren Städte, die gewaltigen Veränderungen der schlesischen Agrarverfassung in Frage. Betrachten wir zunächst Deutsch-Schlesien, das Gebiet der deutschen Kolonisation: etwa das heutige Nieder- und Mittelschlesien mit Ausnahme der früher zur Lausitz gehörigen Teile und ein großes Stück des links der Oder gelegenen Oberschlesiens. Unter welchen Bedingungen hier im 13. und 14. Jahrhundert auf Veranlassung der Grundherren, nämlich des Landes-

herrn, der Kirche und des Adels, Bauern angesiedelt wurden, ist in einem anderen Abschnitt schon erzählt worden. Aus den privaten Grundherren wurden gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit Gutssherren. Die im Mittelalter allbekannte Finanznot der Landesherren, die in Schlesien durch die weitgehende Zersplitterung des Landbesitzes der Piaisten noch gewaltig gefördert wurde, und die Notwendigkeit, die ritterlichen Vasallen durch Schenkungen für ihre Leistungen im Felde zu belohnen, bei guter Stimmung zu halten und ihnen schwere Kriegsschäden zu vergüten, führten dahin, daß die dem Landesherrn schuldigen öffentlich-rechtlichen Leistungen und Abgaben der Bauern, ihre Verpflichtung, beim Straßen-, Brücken- und Burgenbau und zu anderen militärischen Zwecken mit Hand anzulegen, in den privatrechtlichen Besitz der Grundherren übergingen, ebenso wie die Gerichtsbarkeit, Polizeigewalt und das Kirchenpatronat im Dorfe, ganz abgesehen von den gewaltigen Schenkungen und Überweisungen von Land und Leuten, die der Landesherr aus seinem Besitz zugunsten der Kirche und des Adels vornahm. Hatte bisher der Grundherr eines Dorfes seinen in diesem Dorfe gelegenen bescheidenen Landbesitz vielleicht mit Hilfe von slawischen Hörigen bewirtschaftet, einzlig und allein, um aus den Guts-erträgen für sich und seine Familie den standesgemäßen Unterhalt zu gewinnen, so mußten ihn jetzt die ihm zugefallenen Herrenrechte über die deutschen Bauern in seinem Dorfe, die gewonnene Verfügung über einen Teil ihrer Arbeitskraft, anlocken, zu seinem Vorteil, zur Vergrößerung seiner Wirtschaft davon wirklich Gebrauch zu machen. Die gewaltigen Lücken, die im 14. und 15. Jahrhundert der Krieg und die Seuchen in die Reihen der Bauern rissen, dürften zur Ausdehnung des Herrenlandes vornehmlich den Anstoß gegeben haben; der Grundherr zog die freigewordenen Bauernhufen ein und schlug sie zu seinem ursprünglichen Landbesitz hinzu, um auf diesem Weg einen Ersatz für den Zins zu erhalten, den der frühere, jetzt mit seiner Familie ausgestorbene Besitzer ihm bisher bezahlt hatte. Gar mancher in seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit durch Krieg oder andere Heimsuchungen geschwächte Bauer übernahm gern eine Arbeitsverpflichtung auf dem Herrenhofe gegen den Verzicht des Herrn auf den in Bargeld zu entrichtenden Grundzins. Die gewaltige Nachfrage der schlesischen Tuchweber nach Wolle dürfte weiter die Neigung zur Vergrößerung des Herrenlandes auf Kosten der Bauern verstärkt haben, weil erst beim Großbetrieb die Schafzucht erkledlichen Gewinn abwirft. Endlich hatte die Umwandlung der militärischen Verhältnisse, die Ausbildung taktischer Einheiten zunächst beim Fußvolk, und die dadurch herbeigeführte militärische Entwertung des Ritters, der wohl Berufskrieger, aber überwiegend Einzelkrieger war, zur Folge, daß eine wichtige Einnahmequelle, der Anteil an der Kriegsbeute, arg zusammenschrumpfte, vor allem aber, daß die Geschlechtsgenossen und Erben nicht mehr so stark wie früher durch die männermordende Schlacht dezimiert wurden; von dem gleichen Erbe sollten sich fortan mehr Menschen nähren. Das waren wohl die Momente, die zur Ausnützung der über das Landvolk erworbenen Herrschaft anspornten. So geriet das einen mäßig großen Herrenhof umschließende freie Bauerndorf der Kolonisationszeit immer mehr in Abhängigkeit von einem großen Gutsbetrieb, dessen Felder einen recht beträchtlichen Bruchteil der gesamten Dorfflur einnahmen und von der zusammengeschmolzenen Zahl der Bauern in Fronpflicht bestellt werden mußten.

Diese Umwandlung entzieht sich vielfach der Beobachtung, das im 15. und 16. Jahrhundert zutage tretende Ergebnis weicht in tausend feinen Unterschieden von Nachbardorf zu Nachbardorf, von einer Gegend zur anderen ab und entwickelte sich unter der Herrschaft eines sich langsam wandelnden Gewohnheitsrechtes immer weiter; der Gutsherr stand zur Dorfbevölkerung in einem patriarchalischen Verhältnis, und das hieß, wie es die rationalistisch gesinnten preußischen Verwaltungsbeamten des 18. Jahrhunderts bis zur Verzweiflung kennen lernen sollten, in rechtlich niemals ganz klar und eindeutig zu fassenden Beziehungen. Neben den verschiedenen Arten von Bauern gab es schon im 14. Jahrhundert die gleichfalls verschiedene Typen aufweisenden Gärtner, endlich die Häusler und besitzlosen Leute. Jeder Gruppe standen andere Rechte und Pflichten zu; innerhalb jeder Gruppe herrschten verschiedene Besitzverhältnisse. So ist es auf dem hier zur Verfügung stehenden engen Raum ausgeschlossen, diesen Entwicklungsprozeß auch nur in seinen wichtigsten Einzelheiten zu verfolgen und darzustellen, es muß genügen, das Ergebnis um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einzelnen Zügen mit ein paar Strichen zu charakterisieren.

Vorher möchte ich noch betonen, daß während des Dreißigjährigen Krieges der Gutsherr seinen Untertanen wie dem Gefinde die Zügel schießen lassen mußte, sonst wären sie mit dem nächsten Söldnerhaufen auf und davon gegangen, nachdem sie ihm den roten Hahn aufs Dach gesetzt; in den Kriegszeiten hielten sich Freund und Feind mit ihren Forderungen von Kontributionen und Lieferungen an den Leistungsfähigsten, also den Gutsherrn, so hatte er wohl am meisten gelitten. Sein Bedarf an Arbeitskräften zur Wiederherstellung seiner Wirtschaft war daher nach dem Friedenschluß besonders groß, gegen die moralische Verwilderung des Landvolkes, seine durch den Krieg groß gezogene Arbeits scheu, Trunksucht und Unstetigkeit mußte scharf eingeschritten werden. Daher brachten die ersten Friedensjahre, wie vielfach in Ostdeutschland, so auch in Schlesien die volle Durchbildung der persönlichen Erbuntertänigkeit, die völlige Fesselung des Landvolkes an die Scholle und eine sprunghafte Ausdehnung des Herrenlandes durch massenhaftes Einziehen von früherem Bauernland, Ereignisse, die sich heute noch deutlich erkennen lassen und den oben kurz angedeuteten Rückschluß auf die Folgen der Hussitenkriege erlauben.

Im allgemeinen war bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Unterdrückung des schlesischen Bauernstandes weniger weit gediehen als in anderen Teilen Ostdeutschlands und die Ausdehnung des Herrenlandes auf Kosten des bäuerlichen Besitzes in bescheideneren Grenzen geblieben; das aus den Tagen der Kolonisation stammende Obereigentumsrecht des Gutsherrn hatte sich nicht derart entwickelt, daß der Familie des Landmanns das volle Erbrecht irgendwie verkürzt worden wäre. Infolgedessen gibt es heute noch in Nieder- und Mittelschlesien einen kräftigen Bauernstand. Diese recht günstige Rechtslage für die deutschen Bauern in Schlesien zur Zeit der Hörigkeit hat Knapp aus dem weicheren, rücksichtsvolleren Charakter der Oberdeutschen, die Schlesien besiedelten und auch die Adelsgeschlechter stellten, herleiten wollen; vielleicht wird man daneben und stärker als diesen noch einen anderen Grund betonen müssen. Das 16. Jahrhundert sah z. B. im Fürstentum Schweidnitz blutige Kämpfe zwischen Adel und Bauern, während das sonst dem ostdeutschen Bauernstande so verhängnisvolle 17. Jahrhundert dem schlesischen Bauer ungleich gnädiger als etwa dem Märker und Pommern war.

Da liegt die Annahme doch nahe, daß die seitens der habsburgischen Regierung seit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges über alle Schichten des Volkes verhängte protestantenfeindliche Kirchenpolitik zwischen dem protestantischen Guts-herrn und seinem bäuerlichen Glaubensgenossen in Deutsch-Schlesien eine Interessengemeinschaft schuf, die allzu harte wirtschaftliche Reibungen ausschloß. Die katholische Kirche besaß in Deutsch-Schlesien einen sehr ausgedehnten, durch die Reformation ihr nicht entrissenen Landbesitz; auch hier war bei konfessioneller Übereinstimmung unter dem Krummstab gut wohnen. Solche Nachbarschaft verbot einen zu starken Druck auf das Landvolk, damit es nicht durch seinen Übertritt zum Katholizismus sich den Schutz der allmächtigen Kirche gegen den protestantischen Guts-herrn erkaufe.

Das theoretisch gute Besitzrecht der Bauern darf uns aber auch nicht verführen, ihre wirkliche Lage allzu günstig anzusehen. Noch im 18. Jahrhundert war bei Verkäufen das Zurückhalten einer Reihe von Gutsuntertanen als persönliches Gesinde, das sogenannte „Ausziehen“ seitens des das Dorf räumenden Verkäufers, also die Lösung dieser Leute von ihrem Heimatort, gang und gäbe, und unmittelbar vor dem Siebenjährigen Kriege erklärten preußische Landräte rein deutscher Kreise Niederschlesiens, daß die Guts-herrn „die Freiheit genössen, mit ihren Untertanen wie mit ihrem Grund und Boden umzugehen, folglich selbige gegen andere zu vertauschen, an andere zu verschenken oder bei Verkaufung des Gutes sich, soweit als beliebig, auszuziehen, auch mit und ohne Güter zu verkaufen.“ Wir haben hier einen der schreiendsten Widersprüche in der Rechtslage der ländlichen Bevölkerung; die Wirklichkeit dürfte ihn aber nicht allzu oft empfunden haben.

Bei der relativ großen Zahl der Bauern, die die Mitte des 18. Jahrhunderts sah, und der mäßigen Größe der Herrenhöfe waren die Ansprüche an den Frondienst der Bauern zu ertragen, freilich die Behauptung, daß in Niederschlesien zumeist auf zwei Tage in der Woche gemessene Frondienste bestanden hätten, trifft nicht zu. Die persönliche Erbuntertänigkeit drückte schwer durch die überaus weitgehende Ausnutzung der Zwangsgesindedienste der Kinder des Landvolkes in allen Teilen des Landes und durch die Ausnutzung der Gebundenheit an die Scholle in den Gebirgskreisen.

In Polnisch-Schlesien war die Lage des Landvolkes von jeher klaglich, sein Recht an die Scholle überaus prekär, seine Frondienstpflicht gewaltig größer als in Deutsch-Schlesien; in den polnischen Landesteilen herrschte tatsächlich die Leib-eigenschaft.

Diese eben kurz umrissene Umlwälzung der in der Kolonisationszeit geschaffenen Agrarverfassung gab seit dem 14. Jahrhundert in wachsendem Maße dem Adel die Herrschaft über das platt Land und schuf damit ungewollt eine wirtschaftliche Organisation der Landwirtschaft treibenden Teile des Volkes gegenüber den Städtern. Von dem Augenblick an, da der Adel nicht mehr den Hauptteil seiner Einnahmen aus den Zinsen der Bauerndörfer zog, sondern Vieh, Felle, Getreide, Wolle usw. für den Verkauf produzierte, erwachte sein Interesse an der Gestaltung der Marktverhältnisse, er empfand nicht die geringste Neigung, sich vorbehaltlos dem städtischen Markt- und Meilenrecht zu fügen, für seine Erzeugnisse forderte er Verkaufsfreiheit. Auf seinen Gütern errichtete er Brauereien und Krüge, zwang seine Untertanen, ihren Bierbedarf bei diesen ländlichen

Brauereien zu decken; dadurch bedrohte er eines der wichtigsten städtischen Gewerbe. Auf die Dörfer setzte er Handwerker, zog Krämer für den Salzverschleiß aufs Land, suchte einen Marktverkehr auf den Dörfern zu schaffen. Mit diesem Vorgehen stellte der Adel die Grundlage des städtischen Wirtschaftslebens, das Meilenrecht, in Frage.

Jahrhundertelang dauerte dieser Hader zwischen Städtern und Adel; wohl am frühesten begann er in den Fürstentümern Schweidnitz und Sauer, die zu dem ältesten Kulturgebiet in Schlesien gehörten, hier wurde mit der größten Erbitterung gestritten. Am Vorabend des Schmalkaldner Krieges, da der Habsburger Ferdinand auf die Städte seiner Erbfürstentümer schlecht zu sprechen war, kam es zwischen den Landständen und den Städten der Erbfürstentümer Schweidnitz und Sauer am 14. Dezember 1545 zu einem Vergleich, den Ferdinand schon am 1. Januar 1546 bestätigte; es wäre also möglich, daß die Landstände zu ihrem Vorteil die den Städten ungünstige politische Lage ausgenützt haben; sie erhielten nämlich jetzt das Recht, auch innerhalb der städtischen Bannmeile auf ihren Gütern Grobschmiede und Leinenweber anzusezen. Der Grafschaft Glatz brachte das gleiche Zugeständnis für die Weberei der Rudolfinische Vergleich von 1590. Damit war die rechtliche Grundlage für das überraschend schnelle Aufblühen der Leinenweberei in den Dörfern dieser Gebiete gewonnen.

Die natürlichen Vorbedingungen für das Gedeihen dieses Gewerbes, reichliche Holzmassen und fließendes Wasser für die Bleichen, waren in den Sudeten und ihren Vorbergen zur Genüge vorhanden; der ländlichen Bevölkerung gab die Leinenweberei einen Erwerb, der eine längliche Existenz in den Bergen teilweise erst ermöglichte, so daß die Entwicklung der Weberei zur Ausdehnung der Besiedlung und raschen Volksvermehrung in den sogenannten Gebirgskreisen führte. Als unzulängliche Hausindustrie wurde die Weberei von Gärtnern, Häuslern und Einliegern, also von Hörigen, betrieben, die im Sommer zur Erntezeit, bisweilen als Wanderarbeiter, und im Herbst bei der Waldbarbeit mit Hand anlegten und dadurch erst wieder landwirtschaftliche Betriebe und die Ausnutzung der Wälder in den Gebirgsgegenden ermöglichten und erleichterten. Da infolge des Fehlens jeglicher rationeller Forstwirtschaft die Bleichen, wenn sie die Holzvorräte ihrer Umgebung aufgezehrt hatten, den weichenden Wäldern folgen mußten, so sah sich auch die Weberbevölkerung veranlaßt, das gleiche zu tun, und das Anwachsen ihrer Kopfzahl verstärkte diesen Wandertrieb; die für einen Ortswechsel notwendige Zustimmung der Gutsherren mußte aber so teuer erkaufst werden, daß im 18. Jahrhundert auf diesen Einnahmen in erster Linie neben den Erträgnissen der Forstwirtschaft der Wert der Rittergüter im Gebirge beruhte. Die gesamte schlesische Landwirtschaft gewann im Flachsbau eine neue Einnahmequelle; die Zubereitung und das Verspinnen des Flachs fiel hauptsächlich dem Gefinde zu; daher rührte die oben erwähnte starke Ausnutzung der Gefindezwangsdienste. Den Städten der Gebirgskreise lieferte endlich die Leinenweberei einen neuen Handelsartikel, dessen Vertrieb sie derart bereicherte, daß bei ihnen im Gegensatz zu den anderen schlesischen Städten von einem wirtschaftlichen Stillstand oder Rückschritt im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert keine Rede sein konnte.

Zu der Leinenweberei gesellte sich schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Hirschberger Schleierweberei und zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Herstellung von Zeug, halb Wolle, halb Leinen, im Reichenbacher Kreise.

Das Schicksal der Leinenweber war niemals beneidenswert. Das von den derben Fäusten der Mägde und Knechte, der Einlieger und Häusler oft erst nach getaner Feldarbeit des Abends auf der Handspindel hergestellte Garn ließ an Güte und Gleichförmigkeit viel zu wünschen übrig. Der Garnhändler, der den Weibern dieses Material lieferte, und der Leinenkaufmann, der ihnen ihre Ware wieder abkaufte, waren wirtschaftlich dem unorganisierten und weltunkundigen Weber so überlegen, daß sie ihn mit dem dürfigsten, das Leben zur Not fristenden Verdienst abfinden konnten. Alle Versuche der mercantilistischen Wirtschaftspolitik in österreichischer wie in altpreußischer Zeit, durch staatliche Vorschriften die Güte der Ware zu bessern, beengten und belasteten, soweit sie nicht auf dem Papier unbeachtet stehen blieben, sondern wirklich durchgeführt wurden, den Landweber ähnlich wie die Zunftvorschriften die städtischen Handwerker, ohne dem Weber den wichtigsten Vorteil der Zunftverfassung, eine halbwegs gesicherte Existenz, zu verbürgen. Ihren eigentlichen Zweck erreichten jene Vorschriften im besten Falle höchst unvollkommen. So blieb die schlesische Leinwand eine etwas minderwertige Ware, die sich durch ihre Billigkeit den Markt erobern und erhalten mußte; diese Billigkeit ging auf Kosten des Webers.

Ihr Hauptabsatzgebiet fanden Leinwand und überschüssige Garne, vom Lande selber und den Nachbargebieten abgesehen, in Holland, England, Spanien und Portugal und deren überseeischen Kolonien; auf der Hohen Straße über Leipzig und Magdeburg ging die Ware auf der Achse nach der Nordseeküste, besonders nach Hamburg; neben diesem Landwege besaß auch nach dem Bau des Müllroser Kanals der Wasserweg auf der Oder, Spree, Havel und Elbe für die Leinenausfuhr nur eine untergeordnete Bedeutung. Als Rückfracht dienten Kolonialwaren, Seefalz, Weine und westeuropäische Industrieartikel. So trat durch den Leinenhandel Schlesien in sehr viel engere wirtschaftliche Beziehungen zur norddeutschen Tiefebene und zur deutschen Meeresküste als bisher. Den gleichen Weg wie die Leinwand oder den Wasserweg nach Hamburg nahm auch bald ein Teil der schlesischen Wolle und die Schlesien durchquerenden Produkte des Ostens. Hatte bis ins 16. Jahrhundert der Kolonialwarenbezug von Venedig über Wien oder über Süddeutschland und Prag, die Schlesier mit anderen Gründen zusammen veranlaßt, auch in politischer Beziehung nach dem Süden und Westen, nach Böhmen, Mähren und der Donauebene, zu blicken, so wirkten fortan das Absterben des venetianischen Handels, die Türkeneide mit ihren wirtschaftlichen Folgeerscheinungen und die eben berührte Entwicklung des Leinenhandels zusammen mit der protestantenfeindlichen Kirchenpolitik der Habsburger, um einen Übergang Schlesiens unter norddeutsche Herrschaft zu erleichtern.

Überblicken wir noch einmal die bisher geschilderte Entwicklung. Die gewaltige Blüte der schlesischen Städte an der Wende des Mittelalters zur Neuzeit, die auf der Herrschaft über das platt Land der nächsten Umgebung, auf der Tuchweberei, der Brauerei, der Gerberei, den Metall verarbeitenden Gewerben und auf dem von Breslau geleiteten Fernhandel zwischen West- und Osteuropa beruhte, war zu Beginn des 17. Jahrhunderts trotz des Aufschwungs der Leinenausfuhr im Welken begriffen. Als sich die Habsburger unter dem Druck der finanziellen Ansprüche der Türkeneide genötigt sahen, den staatlichen Domänenbesitz in Schlesien zu verpfänden und schließlich zu verkaufen, wie es schon vor ihnen die Luxemburger und Matthias Corvinus getan hatten, suchten manche Städte im

Wettbewerb mit dem Adel die Gelegenheit zu ausgedehntem Landerwerb auszunutzen, aber herzlich wenigen glückte es wie Grünberg, Sprottau, Bunzlau und Neustadt, den Versuch durchzuführen, gar manche Stadt brach unter der Last der übernommenen Verpflichtungen schließlich zusammen; der Rivale der Städter, der Adel, dagegen vermochte auf diesem Weg seit dem 14. Jahrhundert allmählich in den Besitz der für Schlesien charakteristischen Latifundien zu gelangen und dadurch seine Überlegenheit gewaltig zu steigern. Immer stärker befestigte der Adel seine Herrschaft über das Landvolk, immer entschiedener und erfolgreicher nahm er den Kampf mit den städtischen Vorrechten auf. Auf dem Lande blühte längs des Gebirges seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Leinenweberei auf, etwa zur selben Zeit begann der Adel im Waldenburger Revier mit dem Kohlenbergbau; allenthalben suchte er seinen ausgedehnten Waldbesitz durch Glashüttenbetrieb auszunutzen.

So war die Lage vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges; durch ihn wurde der Wohlstand vernichtet, Stadt und Land verwüstet, die Bevölkerung gewaltig vermindert, die Leistungsfähigkeit der Überlebenden geschwächt, manche technischen Kenntnisse wurden vergessen, der Schaden, den der Krieg verursachte, war unermeslich groß, aber die Entwicklungsrichtung des schlesischen Wirtschaftslebens wurde durch ihn nicht durchbrochen, nach dem Friedensschluß suchte man, soweit es nur irgend möglich war, die alten Verhältnisse wieder aufzuleben zu lassen, und so blieb es im großen und ganzen bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus. In dieser Periode bildeten die Tuchweberei in den Städten und die Leinenweberei auf den Dörfern die wichtigsten für den Export arbeitenden Gewerbe, wenngleich während und nach dem Dreißigjährigen Kriege Tausende von Tuch- und Leinenwebern infolge der protestantfeindlichen Kirchenpolitik der Habsburger in die sächsische Lausitz und über die polnische Grenze ausgewandert waren und ihr Gewerbe dorthin zum Schaden ihres früheren Vaterlandes verpflanzt hatten. Das langsame und allmähliche Absterben des schlesischen Fernhandels zwischen West- und Osteuropa vollzog sich weiter; die Verbindung Kursachsens mit Polen am Ende des 17. Jahrhunderts durch August den Starken hatte zur Folge, daß der polnische Handel die sächsischen Waren fortan den schlesischen vorzog, in Leipzig, und nicht mehr in Breslau den Austausch in der Hauptsache vornahm; und, als Friedrich der Große nach der Eroberung Schlesiens durch überaus hohe Zölle und mancherlei Schikanen diesen durch Niederschlesien gehenden sächsisch-polnischen Warenverkehr zugunsten des schlesischen Handels unterbinden wollte, scheuteten die Polen vor dem weiten Umweg über Galizien, Mähren und Böhmen nach Leipzig nicht zurück, da ihnen die Österreicher die Nutzung dieser Straße erleichterten. Die russische Handelspolitik seit den Tagen Peters des Großen, der zweite nordische Krieg, die Maßnahmen des Schwedenkönigs Karls XII. zugunsten des Ostseehandels über Danzig zu der Zeit, da er mit seinen Truppen in Polen stand und dort den Ausschlag gab, der Zollkrieg, der nach der preußischen Eroberung Schlesiens zwischen Preußen, Österreich und Sachsen ausbrach, das energische Vorgehen der österreichischen Regierung zur Förderung der Volkswirtschaft Böhmens, besonders seiner Leinenweberei, um dadurch das verhaftete Preußen in seiner neuen Provinz zu schädigen, die erste polnische Teilung, die den wichtigen Handelsweg durch Galizien unter österreichische Herrschaft brachte, und die folgenden Teilungen, welche die Gebiete dem preußi-

schen Staate einverleibten, deren rücksichtslose Ausbeutung die Schlesier bisher für ihr gutes Recht gehalten hatten, alle diese Ereignisse mußten dem Handel, vornehmlich Breslaus, eine Wunde nach der anderen schlagen. Die Kriegsstürme und die Wirtschaftspolitik im Zeitalter der französischen Revolution und Napoleons I., der Rückgang der schlesischen Leinenausfuhr seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, die Überweisung des größten Teiles von Polen an Russland auf dem Wiener Kongress, die Einverleibung Krakaus in Österreich 1846 und die Einbeziehung Russisch-Polens in das russische Zollsystem bildeten die letzten vernichtenden Schläge, die das Erbe des Mittelalters völlig zerstörten und die letzten Reste des alten europäischen Großhandels der Schlesier vernichteten.

In gleicher Richtung wirkte die Städtepolitik des altpreußischen Staates. Wenn sie die aus dem Streite mit dem Adel ins 18. Jahrhundert hinübergeretteten kümmerlichen Überbleibsel des Meilenrechts vieler Städte wie das Breslauer Stapelrecht für die Oderschiffahrt aufhob und sonst noch vielfach den Städten die Waffen mittelalterlicher Wirtschaftspolitik aus den Händen rang, wenn sie durch die völlige Verstaatlichung der Stadtverwaltung, durch die Unterstellung der Zünfte unter staatliche Aufsicht, wie es schon in österreichischer Zeit geschehen, endlich durch Ansetzung von Freimeistern unter Begünstigung zunftfreier industrieller Unternehmungen innerhalb und außerhalb der Städte die Zunftverfassung ein wenig erschütterte und dadurch, zumeist unbewußt, der völligen Umwälzung der Produktionsbedingungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorarbeitete, so trugen doch zunächst alle diese Maßnahmen schon durch ihre Haltetheit neben den gewaltigen finanziellen Ansprüchen des Staates an die Steuerkraft der Städte und neben den Begleiterscheinungen der drei schlesischen Kriege eher zur Schwächung als zur Stärkung der städtischen Wirtschaftskraft bei. An der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert trug die städtische Bevölkerung Schlesiens, vielleicht von Breslau und den Leinwandstädten abgesehen, einen ausgesprochen kleinbürgerlichen Charakter. Armelige Handwerker, Krämer, Gastwirte und Alkoholiker wohnten innerhalb der Stadtmauern, die vornehmsten und reichsten Bürger waren — bezeichnend genug — die Vorwerksbesitzer.

Man begeht überhaupt einen schweren Fehler, der wohl Vorstellungsschreien entstammt, die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entnommen sind, wenn man infolge des ungeheuren Arbeitsaufwandes der merkantilistischen Wirtschaftspolitik für das städtische Wirtschaftsleben immer auf diesem Gebiete die Leistungsfähigkeit des friderizianischen Staates erweisen und in den städtischen Verhältnissen des 18. Jahrhunderts die ersten Ansätze zu den Neubildungen suchen will, die das 19. Jahrhundert brachte. Der altpreußische Staat war ein Agrarstaat, dessen Eigenart, wie schon die kümmerliche Definition des Bürgerstandes im Allgemeinen Preußischen Landrecht verrät, Städtern und städtischem Wesen nur eine bescheidene untergeordnete Stellung einräumen wollte und konnte. Man muß die Herrenschaft des den Staat tragenden Adels aufsuchen, wenn man beobachten will, welchen ungeheuer fördernden Einfluß die altpreußische Herrschaft auf Schlesiens Volkswirtschaft ausübte. Dort zeigten sich in der Zeit nach dem Siebenjährigen Krieg die ersten Ansätze und Anfänge, aus denen heraus sich zuerst auf dem Lande und dann sehr viel später in den Städten das kapitalistische Wirtschaftsleben des 19. Jahrhunderts entwickelte.

Ähnlich wie der Dreißigjährige Krieg hatte der Siebenjährige die Großgrundbesitzer mit Lieferungen und Kontributionen am meisten heimgesucht und dem die Rittergüter besitzenden Adel eine schwere Schuldenlast aufgeladen; wo ihm Geld geliehen wurde, oft in lächerlich kleinen Summen von 40, 50, 60 Taler, von Witwen und Waisen, Beamten, Geistlichen, von einer LInzahl von kleinen Kaufleuten hatte er borgen müssen. Beim Friedensschluß wollte jeder seine Aufenthalte einziehen, gerade die Fülle der kleinen Gläubiger verhinderte jede Regelung. Ferner hatten während des Krieges Freund und Feind hohe Preise für Vieh und Getreide gezahlt, man hatte lieber Ställe und Scheuern zum Verkaufe geleert, dem Getreide war das Stroh gefolgt, ehe man wartete, bis alles gewaltsam requirierte wurde. So fehlte es bald an dem nötigen Dünger, trotzdem trieb man Raubbau, um aus dem Boden herauszuholen, was er noch hergeben wollte. Nach dem Friedensschluß handelte es sich darum, den Viehstand zu ergänzen, das Ackergerät wieder instand zu setzen, die verbrannten Gebäude wieder aufzubauen und den erschöpften Acker wieder ertragfähig zu machen; unter diesen Umständen sollten noch die Kriegsschulden bezahlt werden. Wie schlimm es um die schlesischen Rittergüter stand, mögen folgende Beispiele beweisen. Auf 36 Rittergütern des Koseler Kreises standen 1750 rund 26000 Taler Schulden, 1775, 12 Jahre nach dem Kriege, nachdem man schon die schlimmsten Zeiten überwunden hatte, 136000 Taler, also mehr als das Fünffache. 1750 waren von 36 Gütern 24 völlig schuldenfrei, 1775 nur 7. Im Lübener Kreise stiegen die Hypothekenschulden von 98000 Taler im Jahre 1750 auf 308000 Taler 1775. 1750 waren hier von 62 Gütern 38 schuldenfrei, 1775 nur noch 14. Bei einem Anwachsen der Hypothekenschulden um 419% waren in dem Zeitraum von 1750—1775 die Güterpreise im Koseler Kreise durchschnittlich um 30% gefallen, während im Lübener Kreise die Hypothekenschulden um 215% gestiegen, die Güterpreise um 5% gefallen waren.

Schon während des Krieges hatte der König dem bis an den Hals verschuldeten Rittergutsbesitzern einen gesetzlichen Aufschub für Zins- und Schuldzahlungen gewährt; seine Verlängerung nach dem Friedensschluß zerstörte den letzten Rest an Kredit; ein Gnaden geschenk von 300000 Taler bildete doch nur einen Tropfen auf den glühend heißen Stein. Rettung brachte endlich 1770 die Errichtung des landschaftlichen Kreditinstituts durch die Verwandlung der Individualschulden in Pfandbriefe, für die der gesamte adelige Grundbesitz bürgte. Den Gläubigern war geholfen, sie brauchten sich nicht mehr an den säumigen Schuldner fern von der Stadt auf dem Dorfe am anderen Ende der Provinz zu halten, ihnen zahlten die landschaftlichen Kassen die Zinsen. Die Pfandbriefe stellten zinsentragendes Geld dar und genossen daher den Vorzug vor Bargeld. Das städtische Kapital floß jetzt aufs Land. Bis 1805 hatte die schlesische Landschaft für mehr als 24 Millionen Taler Pfandbriefe ausgegeben.

Für die Gutsbesitzer trat ein durchaus neuer Zustand ein. Hatte man bisher nach Großväterweise gewirtschaftet und den Gutsertrag zum standesgemäßen Lebensunterhalt der Familie verwandt, so mußte man ihn jetzt zu einem großen Teil zu Zinszahlungen an die Landschaft hergeben. Die Landschaft forderte Bargeld zu bestimmten Terminen; sie ließ sich nicht vertrösten wie bisher die Gläubiger; sobald sie nicht befriedigt wurde, nahm sie das Gut in eigene Verwaltung; kam sie dabei nicht auf ihre Rechnung, so erfolgte der Zwangsverkauf. Jetzt hieß es also, jahraus jahrein größere Summen zur rechten Zeit zu beschaffen, oder man

verlor die Herrschaft über den eigenen Hof und bald darauf das Eigentum an der eigenen Scholle. So rückte die Geldwirtschaft plötzlich den Gutsherren auf den Leib. Wer aus den Schwierigkeiten herauskommen wollte, mußte fortan mit Überlegung wirtschaften, neue, möglichst Bargeld abwerfende Einnahmequellen sich erschließen und Verbesserungen im Wirtschaftsbetrieb vornehmen. Mit der gewaltigen Energie, dem unerschütterlichen Siegesbewußtsein und der Brutalität, die der Siebenjährige Krieg ausgelöst hatte, trat der schlesische Adel an diese Aufgabe heran.

Vielleicht noch bedeutsamer wirkte das Pfandbriefsystem noch nach einer anderen Richtung. Wer bisher ein Gut kaufen wollte, mußte es in der Regel sofort bar bezahlen; die Aufnahme von Hypotheken, das Stehenlassen eines Teiles des Kaufschillings auf einige Jahre waren nach Ausweis der Hypothekenbücher selten gebrauchte Hilfsmittel. Da nun die wenigsten ein Gut bar bezahlen konnten, mußte diese Unbeweglichkeit des Immobilienbesitzes dazu führen, daß jeder behielt, was er hatte, dem Vater der Sohn nachfolgte, der Sohn, der mit den Bauernjungen des Dorfes als Knabe gespielt, mit ihnen vielleicht unter einer Fahne gedient hatte, der genau wußte, was er von jedem seiner Bauern zu erwarten hatte, wie es um sie stand und wie es ihnen zumute war. Auf der überaus schwierigen Verkäuflichkeit großer Güter beruhte das patriarchalische Verhältnis zwischen Erbherren und Erbuntertanen.

Mit dem Wachsen der Hypothekenschulden, mit der Durchführung des Pfandbriefsystems wurden Grund und Boden beweglich. Wer ein schuldenfreies Gut besaß, brauchte es nur zur Hälfte mit Pfandbriefen belasten, um mit dem freigewordenen Geld ein zweites, gleich wertvolles, ebenso hoch belastetes Gut kaufen zu können. Die starke Verschuldung des Adels schuf ein überreiches Angebot, drückte die Preise und lockte die Kauflustigen an. Ihre Zahl war durch den Krieg stark gewachsen, denn mancher hatte bei den Armeelieferungen sein Schäfchen ins Trockne gebracht. Die alten Besitzverhältnisse waren erschüttert, mit ein paar tausend Talern in der Tasche konnte der Wagemutige sein Glück sich selber schmieden, wenn er es verstand, aus dem mit seiner kleinen Anzahlung erworbenen Gute höhere Beträge als bisher herauszuziehen.

Die Ertragssteigerung wurde erreicht zunächst durch die Vergrößerung der Ackerfläche, durch die Benutzung bisher unbebauten, am Rande der Dorfflur gelegenen Bodens, durch Austrocknen von Sümpfen und Mooren, durch die Rodung von Buschland und Waldboden. So dehnte sich im Vergleich mit dem Kataster aus den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in Niederschlesien die Ackerfläche um nicht weniger als 23% aus, im Beuthner Kreise in Oberschlesien sogar um 43%. Wem durch die Verhältnisse eine nicht mehr ausdehnungsfähige Fläche zugemessen war, der begann einen Teil der Brache, jenes nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft jährlich unbenuzt bleibenden Drittels der Feldflur, zu bebauen. Auf dieser Brache baute man fortan, anfangs unter staatlichem Zwang, Kartoffeln, sehr bald auch Klee und andere Futterkräuter oder Erbsen, Kraut, Kohlrüben usw.; durch Kraut und Kartoffeln sparte man einen Teil der früheren Getreidenahrung des Gesindes für den Verkauf oder die sich rasch entwickelnde Schnapsbrennerei; mit dem Brenner hielt sein getreuer Gefolgsmann, das bisher hauptsächlich auf Polnisch-Schlesien beschränkte Schwein, seinen Einzug in den deutschen Teilen des

Landes. Die Futterkräuter erlaubten eine Vermehrung und Verbesserung des Viehstapels und den Übergang zur Stallfütterung und damit zur Sammlung des Düngers, der bisher im Sommer auf der Weide verloren gegangen war. Mit der Menge des Düngers wuchs die Möglichkeit, immer regelmäßiger immer größere Teile der Flur zu düngen; um so reichlicher fielen die Ernten aus. Die Dreifelderwirtschaft, die mit den deutschen Kolonisten nach Schlesien gekommen war und in allem Wechsel der Geschichte sich behauptet hatte, wurde im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts auf den meisten schlesischen Rittergütern durch die sogenannte veredelte Dreifelderwirtschaft, durch die völlige Bebauung der vorhandenen Ackerflur, überwunden.

Hierzu traten noch mancherlei andere wichtige Fortschritte, die Veredelung der Schafzucht und dadurch die Verdoppelung der Wollpreise, die Ausdehnung des Flachsbaus und der Obstzucht, der Beginn einer rationellen Forstwirtschaft; die Kalkdüngung kam auf, man lernte in Schlesien damals die bisher wertlosen Moore durch den Torfstich auszunutzen. In ihren weiten Waldungen legten die Gutsherren zur Verwendung der sonst wertlosen Holzmassen Glashütten, Pottaschefabriken und, wo sich Raseneisenerz fand, Schmelzen und Hütten an. Auf den Herrenhöfen entstand ein industrielles Unternehmen nach dem andern, Färbereien, Spinnereien, Stärkefabriken, Ziegeleien, Kalköfen, Papier- und Ölmühlen und so fort; die vorhandenen Brauereien erweiterten ihren Betrieb, neue wurden zahlreich gegründet. Handwerker fiedelte man massenweise gegen die Verpflichtung zur Zahlung eines Grundzinses in den Dörfern an, und sie erwiesen sich, da sie die Zunftvorschriften aus Mangel an Aufsicht außer acht lassen konnten, als gefährliche, ja überlegene Konkurrenten der Städter.

Ein derartiger gewaltiger Aufschwung im Wirtschaftsbetriebe mußte in den Güterpreisen zum Ausdruck kommen. Im Lübener Kreise standen sie, wie schon erwähnt, in den zwölf Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege um 5%, tiefer als in der vorhergehenden Zeit, bis 1806 stiegen sie um 80% im Durchschnitt (1), bis 1850 nur um 22%, bis 1875 um 95%. Die ob ihrer technischen Fortschritte mit Recht so viel geprägte Periode von 1850—1875 schuf also eine prozentuale Wertsteigerung der Güter, die nicht viel größer war als jene im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts. Im Nimptscher Kreise gingen in der Periode von 1763 bis 1806 die Gutspreise um 100% hinauf, im Roseler Kreise von 1763—1780 um 30%, im nächsten Vierteljahrhundert um 180%. Eine ähnliche Preissteigerung wie in Schlesien läßt sich für jene Zeit in Ost- und Westpreußen und in Teilen von Pommern und der Mark nachweisen; damals legte der ostelbische Kleinadel das Fundament zu seinem Wohlstand.

Schon äußerlich konnte man am Ende des 18. Jahrhunderts auf den Herrenhöfen den Wandel der Zeit erkennen. Früher hatte die große Masse des Adels unter dem Stroh- und Schindeldach in einem Fachwerkhaus gewohnt; jetzt erstanden die Herrensitze und Schlösser im Rokoko- und Sopffstil mit großen Parkanlagen nach französischem und holländischem, bald auch nach englischem Geschmack und daneben hochgewölbte massive Ställe und Scheuern. Wer einmal sein Augenmerk darauf richtet, dem muß bei jeder Fahrt durch Schlesiens Gefilde auffallen, wie viele Landedelsitze in jener Periode errichtet wurden; um ein paar bekannte Beispiele herauszugreifen, das Schloß des Grafen Malhan in Militsch,

Sibyllenort, Dyhrenfurth, ein Teil von Fürstenstein, das prachtvolle Schloß der Grafen Schaffgotsch in Warmbrunn, das vom Grafen Reden geschaffene Schloß Buchwald mit seinem hochberühmten Park, sie wurden in der Zeit zwischen dem Hubertusburger Frieden und dem Jahre 1806 erbaut; endlich wer kennt nicht das romantische Schloß auf stiller Höh', das von Eichendorff so viel besungene Vaterhaus in Lubowitz; zwei Jahre vor seiner Geburt entstand es auf dem Platz, den früher ein kleines mit Schindeln gedecktes Wohnhaus eingenommen hatte. Man mustere endlich die Reihen unserer Dichter und Denker in jener Zeit; es ist kein Zufall, daß unter ihnen in der Periode von 1763—1806 der preußische Adel in einer Stärke vertreten ist, wie nie zuvor und nie hernach, man denke an die Brüder Humboldt, an Fouqué, Arnim, Schenkendorf, Gaudy, Kleist, — Chamisso muß kulturell dieser Gruppe zugezählt werden, — in Schlesien an Eichendorff und den Sohn des Husarenoffiziers Holtey. Es verbreitete sich damals eine hochentwickelte aristokratische Kultur, getragen von dem gewaltigen Aufschwung der ostelbischen Gutswirtschaft. Mit Eichendorff und dem Ringelstechen vor der Königin Luise auf der künstlichen Ruine der alten Burg oberhalb des Fürstensteiner Grundes zog in Schlesien die Romantik ein. Die Tragik des preußischen Staates wollte, daß zu gleicher Zeit der demokratische Nationalitätsgedanke, von einer mächtigen Bourgeoisie getragen, in Frankreich mit elementarer Gewalt und revolutionären Explosionen siegreich aufstieg, um Europas soziale Gliederung von Grund aus umzugestalten.

Der Boden für diese Umwälzung wurde in Schlesien durch die eben geschilderten Vorgänge vorbereitet, denn die mannigfachen Veränderungen und die gewaltigen Verbesserungen im Gutsbetriebe, die Notwendigkeit, zu rechnen und zu kalkulieren, geschaffen durch die Verschuldung des Siebenjährigen Krieges und das Pfandbriefsystem mit seinen Folgen, diese rationelle Ausgestaltung der Gutswirtschaft und der gewaltig um sich greifende Güterhandel wirkten zerstörend auf das bisherige Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauer. Zunächst ein Beispiel für den Güterhandel; man klagte damals, daß in Schlesien mit Gütern wie mit Pferden oder wie in Holland mit Tulpenzwiebeln gehandelt würde. Das Gut Comorno im Koseler Kreise wurde 1761 für noch nicht 14000 Taler verkauft, 1777 wechselte es zweimal den Herrn für 15000 und 17000 Taler, 1781 kostete es 26000 Taler, 1788: 45000, 1790 die gleiche Summe, 1793: 78000, 1794: 70000, 1796: wieder 78000, 1797: 79500, 1803: 60000, 1811: 40000 Taler. In einem halben Jahrhundert wechselte also dieses Gut zwölfmal den Herrn, im Durchschnitt alle vier Jahre, und in 42 Jahren, bevor durch die Franzosenzeit die Gutspreise wieder gedrückt wurden, vervierfachte sich der Gutswert. Daß hier kein patriarchalisches Verhältnis mehr bestehen konnte, und daß sich bei einem derartigen Steigen des Gutswertes die Arbeitsbedingungen der Untertanen stark veränderten mußten, liegt auf der Hand.

Wenn sich das Ackerfeld vergrößerte, wenn die Brache bebaut wurde, wenn der Viehstand wuchs und die Ernterträge stiegen, wenn Forstwirtschaft getrieben wurde, ein neues Schloß und neue Ställe und Scheuern gebaut wurden, Glashütten, Kalköfen usw. entstanden, in dem Maße wuchs die zu leistende Arbeit, und da die ländliche Bevölkerung an die Scholle gebunden war, Wanderarbeiter aus dem Auslande oder Arbeitskräfte aus anderen Teilen des Landes nur in

sehr beschränktem Maße zur Verfügung standen, mußte die eigene Dorfbevölkerung die größere Arbeitslast tragen. Dort, wo ungemessene Dienste bestanden, hatte der Guts herr ohne weiteres das Recht, die Untertanen stärker als früher zu beladen; alle bei Neubauten erforderlichen Dienste bis zu den Holzfuhrten waren nirgends in Schlesien gemessen, mußten also nach Belieben des Herrn geleistet werden; unter gemessenen Diensten verstand man vielfach qualitativ beschränkte Dienste, also die Verpflichtung, sämtliche Getreidefuhrten, aber nur Getreidefuhrten nach dem nächsten Marktplatz zu leisten oder die Getreidefelder zu bestellen und abzuernten, derart gemessene Dienste konnten in ihrer Quantität gewaltig gesteigert werden; endlich wurden auch zeitlich gemessene Dienste, die auf eine bestimmte Tagezahl in der Woche beschränkt waren, stärker ausgenutzt durch das Zusammenlegen der Tage aus allen 52 Wochen auf bestimmte, sehr arbeitsreiche Monate, ferner durch Halbierung und Drittteilung der Frontage, um keine Stunde den Leuten zu schenken, und durch das Absagen des Frondienstes beim Eintritt von schlechter Witterung. Wieviel Zwangsgesinde der Herr aus der Dorfjugend auf seinen Herrenhof fordern wollte, stand völlig in seinem Belieben, und er verwandte es für seine Brauerei, Brennerei, Ziegelei usw., in Oberschlesien sogar für die Bergwerke und Hütten. Wenn der Erbherr schließlich in der Leistungsfähigkeit seiner Untertanen eine Grenze fand, die er, ohne sich selbst zu schaden, nicht überschreiten durfte, so fiel diese Selbstbeschränkung für den fort, der das Gut in wenigen Jahren mit ansehnlichem Gewinn zu verkaufen gedachte.

So wuchsen die vom Landvolk zu leistenden Frondienste. Das Altgewohnte war zu ertragen gewesen, das neue Mehr drückte durch das Mehr und die Neuheit doppelt schwer. Die Bauern wurden unruhig, die Zahl der Bauernprozesse wuchs von Jahr zu Jahr, und als die Nachricht durch die Lande flog, daß der alte König in dem berühmten Müller-Arnoldprozeß dem kleinen Mann zu seinem vermeintlichen Recht verholfen und die Richter für ihre angebliche Rechtsbeugung bestraft habe, da konnten sich die Gerichte der Klagen nicht mehr erwähren, und von Jahr zu Jahr ständig anschwellende Massen von Landvolk umlagerten den königlichen Wagen auf allen Halteplätzen während der bekannten Revuereisen. Den Prozessen folgten bald die Erntestreiks und die Bauernunruhen; ein Militärkommando nach dem andern mußte abgeschickt werden, um den Widerstand gewaltsam zu brechen. Als endlich aus Böhmen Erzählungen über die tiefgreifenden Agrarreformen Kaiser Josephs II. nach Schlesien vor drangen, als in Polen durch den Staatsstreich von 1791 für einen Augenblick die Leibeigenschaft theoretisch aufgehoben wurde, als die aus dem Kriege gegen die französische Republik zurückkehrenden Kantonisten von den wundersamen Vorgängen in jenem Lande erzählten, und als die durch jene Revolutionskriege verursachte Stockung der Leinwandausfuhr die vor Hunger verzweifelte Weberbevölkerung zum Auftand trieb, da zogen zugleich die Agrarrevolten immer weitere Kreise. Mußte doch gelegentlich der schlesische Provinzialminister Graf Hoym nach Berlin melden, daß die Unruhen Gebiete umfaßten, die von nicht weniger als 200 000 Menschen bewohnt wären.

Die mannigfachen Maßnahmen, die die Regierung einmal unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege und dann seit den letzten Jahren Friedrichs des Großen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ergriff, um zugunsten des Landvolks die

schlesische Agrarverfassung zu mildern und umzubilden, können hier übergangen werden, schon weil ihnen ein größerer Erfolg zumeist nicht beschieden war. Da man die zwanzig Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen, Jahre eines dauernden, raschen wirtschaftlichen Aufschwunges, nicht für tiefgreifende Reformen rechtzeitig ausnutzte, so war man gezwungen, unter dem furchtbaren Druck der Franzosenzeit die Hand ans Werk zu legen. In dem Augenblick, in dem der kapitalistische Geist die Verwaltung der Rittergüter voll erobert hatte, seitdem die Herren auf dauernde Ertragssteigerungen sannen, mußte die alte, unklare auf den dehnbarsten Gewohnheitsrechten beruhende Arbeitsverfassung gleichfalls rationalisiert werden, das heißt, das frühere patriarchalische Verhältnis durch einen eindeutigen Arbeitsvertrag ersetzt werden. Diese Veränderung konnte jetzt auch eintreten, weil unterdessen ein Heer von besitzlosen Landarbeitern herangewachsen war. 1740 wohnten in Schlesien rund 850 000 Menschen auf dem Lande, 1806: 1600 000, also beinahe das Doppelte. Die Bauern- und Gärtnerstellen hatten sich nicht vermehrt, die friderizianische Kolonisation hatte fast ausschließlich Landarbeiter oder Weber als Häusler in Schlesien angesiedelt; so war die Hauptmasse des Bevölkerungszuwachses in die landlose Schicht der Knechte und Mägde und der verheirateten Einlieger übergegangen. Sie besaßen keine eigene Wirtschaft, die sie vom Herrendienst ablenkte, sie konnten bedingungslos als Arbeiter in den Großbetrieb eingestellt werden, damit der Bauer mit seinen Hilfsdiensten aus der Gutswirtschaft ausscheide. Der kapitalistische Geist schuf sich jetzt auf dem Lande die rein kapitalistische Produktionsweise, bei der der Kapitalist, hier der Großgrundbesitzer, einem besitzlosen Arbeiterheer gegenübertrat.

Durch das Oktoberedikt von 1807 wurden alle ständischen Unterschiede, die bisher rechtlich zwischen dem Adel, dem Bürger und Bauern bestanden hatten, aufgehoben; der Edelmann durfte fortan jedes beliebige Gewerbe treiben, ohne deshalb aus seinem Stande ausscheiden zu müssen, zur Vergrößerung oder Abrundung seiner Wirtschaft durfte er Bauernland aufkaufen; der von Friedrich dem Großen durchgeführte Bauernschutz, der das weitere Anwachsen der Rittergüter auf Kosten des bäuerlichen Besitztums fast völlig verhindert hatte, dieser halb sozialistische Versuch, die Besitzverteilung zwischen den Großen und Kleinen durch die Staatsgewalt zu regeln und aufrecht zu erhalten, verschwand zugunsten völliger Bewegungsfreiheit; so durfte auch der Edelmann sein Gut an einen Bürgerlichen verkaufen oder, was dann in Schlesien ziemlich häufig geschah, es unter seine Bauern parzellieren. Andererseits brauchte das Landvolk seine Kinder nicht mehr zu Zwangsgesindediensten hergeben, niemand war mehr an die Scholle gebunden, niemand brauchte sich mehr die Bewegungsfreiheit mit hohen Zahlungen an den Gutsherrn erkaufen, jeder genoß fortan Freizügigkeit, damit erhielt jene so gewaltig angewachsene Schicht der landlosen Leute die Möglichkeit, in die Gegenden abzuströmen, die ihnen Arbeit und Lebensunterhalt boten. Aus den Gebirgskreisen stiegen die Massen herunter in die fruchtbare mittelschlesische Ebene, Breslaus Bevölkerung wuchs von 1808—1829 um 50%, die oberschlesischen Städte erhielten damals vielfach den Grundstock ihrer deutschen Bevölkerung. Der Be seitigung der persönlichen Erbuntertänigkeit mußten die Ablösung der Fronden und Naturalabgaben und die Neuordnung der Eigentumsverhältnisse folgen.

Die deutschschlesischen Bauern schützte ihr gutes Besitzrecht vor Landabtretungen zur Ablösung des Obereigentumsrechtes der Gutsherren, sie konnten nach der Ablösungsordnung von 1821 sich unter billigen Bedingungen von ihren Diensten und Abgaben befreien; die Gemeinheitsteilungsordnung vom gleichen Datum besiegte die Gemengelage. So lösten sich hier die Beziehungen zwischen Gutsherren und Bauern in einfacher und klarer Weise; die Bauern konnten sich vorbehaltlos ihrer Wirtschaft widmen und die Betriebsverbesserungen bei sich einführen, die auf den Herrenhöfen längst erprobt waren. Bei dem unerblich-lässitischen Besitzverhältnis, das in Polnisch-Schlesien galt, verwandelte sich nur ein Teil der Bauern gegen Verzicht auf die Hälfte ihrer Feldflur in dienstfreie Eigentümer. Viele polnisch-schlesische Bauern und große Massen der Gärtner in allen Teilen Schlesiens verloren allmählich von ihren Feldern das meiste oder alles an die Gutsherren, wurden Häusler oder Kleinpächter oder landlose Tagelöhner und traten in den Dienst des Großbetriebes.

So räumte die preußische Agrargesetzgebung in Schlesien auf Kosten der Kleineren und Schwächeren zugunsten der Großen und Starken mit allen Schranken und Hindernissen auf, die der kapitalistischen Ausgestaltung des Gutsbetriebes im Beginn des 19. Jahrhunderts noch entgegengestanden hatten. Die Ackerfläche der Rittergüter dehnte sich gewaltig aus, und die Säkularisation des reichen Kirchengutes trug unter den Umständen, unter denen sie vorgenommen werden mußte, zur weiteren Vermehrung des Großgrundbesitzes und der Latifundienbildung viel bei. Was die spätere Zeit in den Städten mit der Vernichtung zahlloser Handwerkerexistenzen, mit der Ausrottung ganzer Handwerkergruppen und der Verwandlung halb selbständiger Handwerker in gelernte Arbeiter durch den Fabrikbetrieb wieder erlebte, vollzog sich, wenn auch unter anderen Bedingungen, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Lande. Die Wiederaufnahme der Agrarreform zugunsten des Landvolkes nach 1848 vermochte das Ergebnis in seinen Grundzügen nicht mehr allzuviel zu ändern.

So beklagenswert dieser Ausgang des vom Freiherrn vom Stein mit ganz anderen Hoffnungen begonnenen Werkes in sozialer Beziehung war, so fürchterlich die ungünstigen Wirkungen für die Besitzverteilung dieses ohne soziale Rücksichten getriebenen freien Spieles der wirtschaftlichen Kräfte in der oberschlesischen Typhus-epidemie von 1847 auf 48 sich offenbarten, so muß doch andererseits betont werden, daß das schrankenlose Waltenlassen des Großgrundbesitzes durch weitere bedeutende technische Fortschritte zu einer gewaltigen Steigerung der Erträge des Landbaus führte, nachdem die Kriegsnöte von 1813 bis 1815, die folgenden Hungerjahre und manche andere Schwierigkeiten der zwanziger Jahre überwunden waren. Nach den Lehren Thaers ging man von der veredelten Dreifelderwirtschaft zur Fruchtwechselwirtschaft über. Immer weiter griff der Kartoffelbau auf unfruchtbaren Böden um sich, zum Teil wurde sein Ertrag seit Anfang des 19. Jahrhunderts in zahllosen kleinen Branntweinbrennereien verarbeitet; die dabei gewonnene Schlempe diente der Steigerung der Viehzucht und der dadurch vermehrte Dünger der Verbesserung des Bodens. Nach mancherlei vor 1806 noch unternommenen, aber gescheiterten Versuchen, begann seit 1835, diesmal mit Erfolg, Graf Magnis auf Eckersdorff in der Grafschaft Glatz mit der Zuckergewinnung aus Runkelrüben. Der aus dem Rübenbau und der Zuckerfabrikation sich ergebende Vorteil und ihre Rückwirkungen auf die Landwirtschaft Mittelschlesiens waren ungeheuer groß. Endlich

brachte auch das 19. Jahrhundert den großartigsten Aufschwung der schlesischen Schafzucht, bis etwa seit 1870 die auswärtige Konkurrenz einen raschen Niedergang zeitigte.

Bald führte der gleiche Umstand, der Wettbewerb von Osteuropa und der überseeischen Gebiete infolge ihrer billigeren oder besseren Produktionsverhältnisse, zu einem schnellen Sinken der Getreidepreise; damit begann die Zeit der Not für die schlesische Landwirtschaft, verstärkt durch die starke Abwanderung der befreitlosen Landbevölkerung in die Städte und Industriebezirke. So trat die Rache der Geschichte für die sozialpolitischen Unterlassungssünden aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein.

Der im Beginn des 19. Jahrhunderts weit verbreiteten ländlichen Industrie der Leinentheberei war die im Oktoberedikt von 1807 gewährte Freizügigkeit insofern zugute gekommen, als sie die Weber von den meisten, wenn auch nicht von allen Abgaben befreite, die sie bisher den Gutsherren ihres Heimats- und ihres Aufenthaltsortes entrichtet hatten. Trotz dessen ging es mit dieser Hausindustrie weiter bergab; der Übergang Englands zum Fabrikbetrieb unter Verwendung der Dampfmaschine erst in der Garnspinnerei und dann in der Herstellung der Gewebe und endlich die Entwicklung der Baumwollenindustrie schufen den schlesischen Leinenwebern eine auf die Dauer nicht zu ertragende Konkurrenz, da in den Jahren nach den Freiheitskriegen das Kapital und die der Technik kundigen und unternehmungslustigen Menschen fehlten, um auch in Schlesien die gleiche Umbildung der Arbeitsbedingungen durchzuführen. Den Niedergang der hausindustriellen Leinenweberei in Schlesien beschleunigte überdies noch die preußische Handelspolitik, die ihr entgegengesetzte englische, und der Verlust der südamerikanischen Absatzgebiete durch den Abfall dieser Kolonien von ihrem spanischen Mutterlande. Ein namenloses Elend enthüllte vor den Augen ganz Deutschlands der Weberaufstand von 1844. Mit dem Leinenexport verloren die schlesischen Gebirgsstädte und der Breslauer Handelsstand eine ihrer wichtigsten Einnahmequellen.

Wie auf dem Lande vollzog sich auch in den Städten in der preußischen Reformzeit von 1807 bis zum Beginn der zwanziger Jahre eine völlige Umwälzung der Produktionsbedingungen durch die Beseitigung des Zunftzwanges, die Einführung der vollen Gewerbefreiheit in Stadt und Land, die Gewährung der fast schrankenlosen Selbstverwaltung an die Städte, die Reform der Staatssteuern und den Ausbau der Kommunalbesteuerung, die Verwandlung ganz Preußens in ein einheitliches Zollgebiet, die durchgängige Verlegung der Zollstätten von den Stadttoren an die Landesgrenzen und durch den Übergang zum gemäßigten Freihandel.

Manche dieser Neuerungen nahmen die Städter gern hin; wenn sich heute von den im Beginn des 19. Jahrhunderts noch überall vorhandenen Stadtmauern mit ihren Türmen und malerischen Toren nur noch die dürfigsten Reste erhalten haben, so verrät sich in ihrem schnellen Schwinden der Hass der Bürger gegen die ihr Wirtschaftsleben im 18. Jahrhundert fast erdrosselnde Alzise. Man riß die Mauern eiligst nieder, zerstörte die Tore, verschüttete die Gräben und Zwinger, um eine Wiederkehr der alten Besteuerung zu verhindern; denn jene mittelalterlichen Stadtbefestigungen hatten die Kontrolle des Warenverkehrs aus und nach der Stadt stark erleichtert, Unterschleife verhindert und durch die geringen Erhebungskosten der Torüberwachung die Alzise für den Staat so ertragreich gestaltet.

Die geistige Rückständigkeit und wirtschaftliche Schwäche des schlesischen Kleinbürgertums offenbarte sich aber schon bei der Einführung der Städteordnung und vor allem in dem leidenschaftlichen Widerstand gegen die Gewerbefreiheit: die Handwerksmeister glaubten, daß ihnen inmitten der furchtbaren wirtschaftlichen Nöte, die der unglückliche Krieg, die Franzosenzeit und die Kontinentalsperrre über sie verhängt hatten, jetzt das letzte Brett unter den Füßen weggerissen sei und sie in den Abgrund der Not und allgemeiner Verarmung gestürzt werden sollten. Das schlesische Bürgertum besaß seit Einführung der Städteordnung in den Stadtverordnetenversammlungen und Magistratskollegien Organe, durch die die Klagen und Wünsche der Mehrheit dem Throne und der Regierung vorgetragen werden konnten; es bemühte sie jetzt zum ersten Male, nicht um den Reformern den Rücken zu stärken und zuzujubeln, sondern um in durchaus reaktionärem Sinne die düstersten Prophezeiungen durchs Land zu tragen und sich gegen eine Reform aufzulehnen, die schon infolge der früher erwähnten tatsächlichen Überlegenheit der Landhandwerker über die Städter, der auf dem Lande sich ausbreitenden Industrien gegenüber den städtischen Gewerben zur unabsehbaren Notwendigkeit geworden war. Die Ablösung der Gewerbegerechtigkeiten, die bei der Geschlossenheit der meisten schlesischen Zünfte einen ziemlichen Kapitalswert darstellten und deshalb zumeist mit Hypotheken von Korporationen, milden Stiftungen, Waisengeldern usw. belastet waren — nach dem Grundsatz: Das Haus kann abbrennen, die Gerechtigkeit nie —, zog sich Jahrzehntelang hin und bereitete viele Schwierigkeiten. Wie wenig selbst die Bevölkerung der Provinzialhauptstadt auch nach den Freiheitskriegen die Bedeutung der neuen Reformen für die Zukunft des Bürgerstandes begriff, bewies der Tumult im August 1817, ihr Widerstand bei der Vereidigung der Landwehr.

Es fehlte dem Bürgertum das Verständnis für die neue Zeit und ihre Bedingungen, das Kapital und der Unternehmersinn, um sich den veränderten Verhältnissen geschickt und schnell anzupassen. Ähnlich wie der ländlichen Leinenweberei erging es denn auch der zumeist handwerksmäßig betriebenen Tuchmacherei, dem wichtigsten städtischen Gewerbe; nur überaus mühselig vermochte sie sich neben der auswärtigen Konkurrenz zu behaupten; die russische Zollpolitik raubte ihr 1823 ihr bestes Absatzgebiet, den osteuropäischen Markt. Viel Zeit verging, bis die Tuchmanufaktur aus der Überlegenheit der englischen Maschinenweberei die notwendige Folgerung zog und sich nach ihrem Muster zum Fabrikbetrieb umbildete. So waren die zwei Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen für das städtische Wirtschaftsleben Seiten des Rückschrittes, des Stillstandes und recht langsam Sammlung.

Mit staatlicher Hilfe wurden damals neue Industriezweige in Schlesien eingebürgert als Maßnahmen zur Abwehr der Webernot. Unter der preisdrückenden Konkurrenz der englischen Maschinengarne und infolge des Wegfalls der Zwangsgesindedienste, die, wie oben erwähnt, seitens der Gutsherren zur Verarbeitung des Flachs ausgenutzt worden waren, ging das Spinnen in Schlesien so zurück, daß es den Weibern an Garn zu fehlen anfing; deshalb begründete mit Unterstützung des Staates Johann Gustav Wilhelm Alberti aus Waldburg 1818 die erste Maschinengarnspinnerei; 1843 errichtete die Seehandlung eine in Landeshut, 1845 eine zweite in Erdmannsdorf, zugleich unterstützte sie und übernahm später eine 1837 in Bernstadt errichtete derartige Fabrik; sie begünstigte ferner

durch starke finanzielle Beihilfen den Übergang zur fabrikmäßigen Maschinenweberei in der Grafschaft Glatz und in Wüstegiersdorf. Seit der Mitte der dreißiger Jahre rührte sich stärker der private Unternehmersinn, und allmählich unter mancherlei Schwierigkeiten entstand auf moderner Grundlage eine neue schlesische Textilindustrie.

Griff auf diesem Gebiete der Staat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur ein, weil aus eigener Kraft neues Leben nicht recht aufblühen wollte, so behauptete er noch aus dem Ende des 18. Jahrhunderts her die Führung bei der Entwicklung des oberschlesischen Industriegebietes. Dort war wohl im 13. und viel stärker im 16. Jahrhundert Bergbau getrieben worden; er war aber schon wieder im Niedergang begriffen, als die Vertreibung der protestantischen Bergknappen im Dreißigjährigen Kriege ihm den Gnadenstoss gab; nur die dürf- tigsten Reste erhielten sich bis ins 18. Jahrhundert. Eine neue Entwicklung setzte ein, als Freiherr Friedrich Wilhelm von Reden die Leitung des schlesischen Bergamtes übernahm. 1784 begann der staatliche Erzbergbau auf der Friedrichsgrube, zwei Jahre später die Verarbeitung der gewonnenen Erze in der staatlichen Friedrichshütte; zur Beseitigung der Wasser unter Tage wurde 1788 auf der Friedrichsgrube die erste mit Dampf betriebene Wasserhebemaschine auf- gestellt und zur Beschaffung des geeigneten Heizungsmaterials der Kohlenberg- bau vom Staat in Zabrze begonnen. 1794 schritt man zur Errichtung der königlichen Gleiwitzer Hütte, 1796 wurde dort der erste Koksofen angeblasen, während zur selben Zeit durch den Kłodnickanal eine Verbindung mit der Oder und damit die Möglichkeit eines Absatzes auf weitere Gebiete hin geschaffen wurde. Die Bedeutung dieser staatlichen Maßnahmen beruhte darin, daß man mit voller Überlegung die unmittelbare Nachbarschaft großer Erz- und Kohlenlager zur Grundlage der neuen Industrie nahm. An der weiteren Ausnutzung der oberschlesischen Bodenschäfte beteiligte sich neben dem Staat der dort heimische Adel. Weiteren Kreisen der Bevölkerung ermöglichte erst die Verwandlung von Berg- und Hüttenwerken in Aktiengesellschaften etwa seit 1870 eine bescheidene Teil- nahme an dem Bergsegen.

Im niederschlesischen Bergrevier gehörten von früher her die meisten Kohlen- gruben dem Adel, einige den Bauerngemeinden, der Betrieb lag aber seit der Bergordnung von 1769 in der Hand des Staates, und nirgends traten wohl die Schattenseiten dieses Bevormundungsverfahrens schroffer zutage als hier; erst in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts fiel dieser Hemmschuh. Die geographisch ungünstige Lage des oberschlesischen Reviers und die Abgelegenheit des niederschlesischen von der Oder erlaubten bei den bis zu Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts zur Ver- fügung stehenden überaus bescheidenen Transportmitteln keine allzu starke Entwicklung des schlesischen Berg- und Hüttenwesens.

Wenn man sich diesen Zustand zusammen mit dem früher geschilderten Ab- sterben der letzten Reste des alten Fernhandels wie des Leinenexports in den vierziger Jahren vergegenwärtigt, begreift man erst voll, welche ungeheure Wichtigkeit für Schlesiens Volkswirtschaft die Begründung des preußischen Zollvereins, also die Herstellung eines großen deutschen Marktgebietes ohne Zollschränken im Jahre 1834, und der dieses Gebiet für den Absatz erst recht erschließende Bau der Eisenbahnen erlangen mußten. Es war wohl kein Zufall,

sondern das Ergebnis der geographischen Doppelfstellung Schlesiens zwischen der norddeutschen Tiefebene und dem Flußgebiet der Donau, eine Nachwirkung der Handelsbeziehungen aus alter Zeit, ein Beweis für die wirtschaftlich immerhin noch lockere Verbindung Schlesiens mit den anderen preußischen Provinzen, daß zuerst, seit 1838, an den Plänen für den Bau einer Eisenbahn von Breslau nicht nach Berlin und dem Meer, sondern nach Oberschlesien gearbeitet wurde, um über Breslau mit der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn in Verbindung zu treten und dadurch über die damals noch bestehende Republik Krakau hinweg die Handelsbeziehungen zu Österreich weiter auszustalten. 1841 erhielt die für den Bau dieser Linie begründete Aktiengesellschaft die staatliche Genehmigung, im nächsten Jahre wurde die Strecke bis Ohlau eröffnet, 1843 Oppeln, 1845 das oberschlesische Bergbaurevier erreicht. Die Verbindung der Provinzialhauptstadt mit dem niederschlesischen Revier diente der 1842 begonnene Bau der Freiburger Bahn; Ende 1843 war sie von Breslau bis zu der ihr den Namen gebenden kleinen Stadt am Fuße der Waldenburger Berge vorgedrungen, im nächsten Jahr zweigte man die Linie nach Schweidnitz ab, 1853 baute man die Strecke von Freiburg nach Waldenburg aus. Die Schienenstränge dieser beiden schlesischen Bahnen reichten schon bis Oppeln und in die Nähe von Freiburg, als der erste Spatenstich für die niederschlesisch-märkische Bahn zur Verbindung Breslaus mit Berlin vorgenommen und damit die notwendige und entscheidende Folgerung für das Wirtschaftsleben aus der Zugehörigkeit Schlesiens zum preußischen Staate und dem preußischen Zollverein gezogen wurde. Fortan dienten die oberschlesische und die Freiburger Bahn als Zufahrtslinien für die niederschlesische Strecke; die anfangs vorhandene zentrifugale Tendenz der schlesischen Eisenbahnen schlug rasch in ihr Gegenteil um; endgültig lenkten die Schlesier ihre Blicke von Russisch-Polen und von Krakau, von Wien und Böhmen ab nach dem Norden und Westen Deutschlands.

Wie ein Regen in dürrer Wüste wirkte der Ausbau des Schienennetzes auf die von ihm durchschnittenen Gebiete. Man lese die Schilderung von Joseph Partsch über die durch den Freiburger Eisenbahnbau hervorgerufene industrielle Entwicklung von Saarau, Königszelt und Ingramsdorf unter der Führung von Carl Kulmiz und seinen Nachkommen. 1854 erreichte eine Abzweigung der Freiburger Bahn von Königszelt aus Striegau und Jauer, noch in demselben Jahre begann Carl Kulmiz die Ansiedlung der Granitbrüche jener Kreise. Nur die Geschichte des Eisenbahnbau's erklärt die Entstehung der weltberühmten Freiburger Uhrenfabriken, die Entwicklung der Waldenburger Porzellanmanufaktur und des Bergbaus im Waldenburger Revier. Wo die Eisenbahn hinkam, schoßen die Fabrikschornsteine wie die Spargelköpfe in der Sonne aus dem Boden. Hatte bisher jeder Kreis ein eigenes Wirtschaftsgebiet mit selbständiger Preisregulierung gebildet, hatte der Planwagen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert überwiegend nur Qualitätswaren befördert, jetzt konnten auf weite Strecken Massengüter verfrachtet werden; Deutschland wuchs zu einem einheitlichen Markt zusammen, die Erzeugnisse der Landwirtschaft und der Wälder wurden fortan in den überall an den Eisenbahnlinien und in den kleineren Städten entstehenden Fabriken verarbeitet und dann in weite Fernen geschafft. Der Bahnbau übte die denkbar stärkste Wirkung auf den Arbeitermarkt, die Eisenindustrie, die Geldzirkulation, das Bank- und Börsenwesen.

Man müßte ein Buch und nicht wenige Zeilen schreiben, wenn man die Wirkung des neuen Verkehrsmittels und seiner Entstehung auf die Entwicklung der schlesischen Volkswirtschaft nach allen Richtungen darstellen wollte. Wir müssen uns hier mit der Schlußbemerkung begnügen, daß die Lokomotive der kapitalistischen Produktionsweise in Schlesien zum Siege verhalf und daß jetzt erst der volle Anschluß des zwischen dem österreichischen und russischen Zollgebiet eingeklemmten Schlesiens an das Wirtschaftsleben Norddeutschlands erreicht wurde; so vollendete die Eisenbahn, was Friedrich der Große bei Mollwitz begonnen hatte, und die Verbindung mit der Meeresküste, die der schlesische Leinenexport seit dem Ende des 16. Jahrhunderts und der Mühlroser Kanal des Großen Kurfürsten im 17. Jahrhundert angeknüpft hatten, gestaltete sich jetzt voll aus. Wenn heute zwei stolze Schiffe unserer Kriegsflotte die Namen Schlesien und Breslau tragen, so deuten sie damit durchaus richtig an, daß die Verbindung mit dem lebenspendenden Meer, der Handel und die Herrschaft auf dem Meer auch für Schlesien und seine Hauptstadt zur Notwendigkeit geworden sind.

Das Ergebnis dieser Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart soll der folgende Abschnitt geben.

Litteratur.

Bei weitem das Beste, was über schlesische Wirtschaftsgeschichte geschrieben ist, findet sich bei Joseph Partsch, Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk. 2 Bde. (Breslau 1896 u. 1911). Für das 19. Jahrhundert verweise ich noch auf seine Rede in: Die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur (Breslau 1904) S. 51 ff. — Einen ganz knappen, aber auf umfassenden, leider nicht mehr zur Veröffentlichung gelangten Studien beruhenden Überblick gewährt H. Markgraf in der Einleitung der Festschrift zur Feier der 29. Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure (Breslau 1888). — Endlich verweise ich auf die Litteraturangaben zu den beiden Abschnitten über die politische Entwicklung Schlesiens. Zur Ergänzung mögen noch folgende Angaben dienen:

Für die ländlichen Verhältnisse: G. Deßmann, Geschichte d. schles. Agrarverfassung. Abhandl. aus dem staatswiss. Seminar zu Straßburg Heft 19 (Straßburg 1904); s. dort die weiteren Litteraturangaben.

Für die Wirtschaftsgeschichte Breslaus: Breslau. Lage, Natur und Entwicklung. Eine Festgabe dem 13. Deutschen Geographentage (Breslau 1901). — H. Markgraf, Der Breslauer Ring u. seine Bedeutung für die Stadt; derselbe, Die Straßen Breslaus nach ihrer Geschichte. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv u. d. Stadtbibliothek zu Breslau, Heft 1 u. 2. — Derselbe, Die öffentlichen Verkaufsstätten Breslaus in der Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 18. — Derselbe, 3. Gesch. d. Bresl. Kaufhauses, a. a. O. Bd. 22. — M. Rauprich, Der Streit um die Breslauer Niederlage a. a. O. Bd. 26 u. 27. — O. Beyer, Schuldenwesen der Stadt Breslau im 14. u. 15. Jahrh. a. a. O. Bd. 35. — H. Wendt, Breslaus Streben nach Landbesitz im 16. Jahrh., a. a. O. Bd. 32. — Derselbe, Die Bresl. Stadt- u. Hospitallandgüter. Mitt. aus dem Stadtarchiv u. d. Stadtbibliothek zu Breslau, Heft 4. Für den 30j. Krieg: Krebs in d. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 38 u. für das 18. Jahrh.: die Aufsätze Markgrafs u. Grünhagens a. a. O. Bd. 28, 38 u. 39.

Gewerbe: G. Korn, Schles. Urkunden zur Gesch. d. Gewerberechts, insbesondere des Innungswesens aus der Zeit vor 1400. Codex dipl. Silesiae Bd. VIII. — Fr. Eulenburg, Die Innungen der Stadt Breslau vom 13. bis 15. Jahrhundert (Berlin 1892). — Derselbe, Gewerbestatistik Alt-Breslaus 1470—1790 in Vierteljahrsschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Bd. 2. — Fr. Webner, Zunftkämpfe in Schweidnitz bis zum Ausgang des Mittelalters (Breslau 1907). — Grotewind, Die Streitigkeiten zwischen Adel und

Städten der Fürstentümer Schweißnitz u. Jauer in d. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 10. — A. Zimmermann, Die Parchnerzunft zu Breslau in vorpreuß. Zeit, a. a. D. Bd. 18. — G. Croon, Kunstzwang und Industrie im Kreise Reichenbach, a. a. D. Bd. 43. — Alfred Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien (Breslau 1885). — Kurt Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens (Tübingen 1905). — W. Sombart, Zur neueren Litteratur über Hausindustrie in dem Jahrb. f. Nationalökonomie u. Statistik 3. F. Bd. 61. — Frhr. v. Schroetter, Die schles. Wollindustrie im 18. Jahrh. in d. Försch. z. brand. u. preuß. Gesch. Bd. 11—14.

Codex dipl. Silesiae Bd. XII, XIII, XIX, XXIII (Schlesiens Münzgeschichte), XVII (Oder-schiffahrt), XX, XXI (Bergbau- und Hüttenwesen).

Die lezte Zeit der österreichischen Herrschaft: S. Tschierschky, Die Wirtschaftspolitik des österreichischen Kommerzkollegs 1716—1740 (Gotha 1902) und die dort angeführte Litteratur.

Seine zahlreichen Arbeiten zur schlesischen Wirtschaftsgeschichte in altpreußischer Zeit hat Hermann Fechner zusammengefaßt in seiner Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit (Breslau 1907). Vgl. dazu seine Auseinandersetzungen mit G. Croon in der Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 42 ff.

Für das 18. und 19. Jahrhundert habe ich viel Material aus dem Breslauer Staatsarchiv verwendet.

XIII.

Wirtschaftliche Kultur der Gegenwart.

Von Dr. O. Chr. Fischer-Breslau.

Einleitung.

Wirtschaftliche Kultur baut sich auf den Ergebnissen der vom menschlichen Geiste ersonnenen und durchgeführten Arbeitsleistung auf. Wo die Natur ihre Gaben dem Menschen mühelos schenkt, fehlt es an eigentlicher wirtschaftlicher Kultur, die nur dort existiert, wo zielbewußte menschliche Arbeit, bzw. der in der Vergangenheit aufgesammelte Fonds an Arbeitsleistungen die Befriedigung des Durchschnittsbedürfnisses der Volksgemeinschaft — nicht nur der Bedürfnisse einzelner Schichten — ermöglicht.

Um höchsten zu bewerten ist diejenige Arbeit, bei welcher die Erfindungsgabe des Menschen seine Kraft ins Hundert- und Tausendfache vergrößert, und die daher mit der geringsten Kraftaufwendung die höchste Leistung hervorbringt. Der Stand der Technik ist der Messer zwar nicht rein menschlicher, wohl aber der wirtschaftlichen Kultur. Die Beurteilung des Standes der Technik ist jedoch Sache des Fachmanns — der Volkswirt kann nur aus den Ergebnissen gewisse Schlüsse ziehen. Da die Technik zur Voraussetzung die Kapitalinvestition hat, so wird im letzten Ende die Möglichkeit der Bereitstellung von Kapital und seine tatsächliche Verwendung ausschlaggebend für wirtschaftlich-kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten sein, und zwar nicht nur für Industrie und Handel, sondern auch für die Landwirtschaft, wenn auch bei dieser die Wirkungen der Kapital-

investition begrenzt bleiben müssen. Das Kapital führt aber wieder zu den von der Natur gegebenen Vorbedingungen des Arbeitsertrages zurück, da die Hergabe von Kapital dort ausgeschlossen ist, wo die äußeren Vorbedingungen den Erfolg der Arbeit als unsicher oder sogar unmöglich erscheinen lassen.

1. Die wirtschaftlich-kulturellen Vorbedingungen.

A. Schlesiens Bodenbeschaffenheit.

Schon dem flüchtig Schlesien Durchreisenden tritt die außerordentliche Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit klar vor Augen. Wer von Mitteldeutschland kommend über Kohlfurt nach Oderberg fährt, passiert zunächst die niederschlesisch-lausitzer Heide, einen ausgedehnten, zwischen den Grenzpunkten Ruhland, Sagan, Görlitz, Haynau gelegenen, meist waldbestandenen Komplex, der dem rasch Durchfahrenden einförmig erscheinen mag, der aber bei näherer Betrachtung neben manchem dürftigen Bestande viele schöne, das ästhetisch betrachtende wie das wirtschaftlich rechnende Auge gleich befriedigende Partien aufweist. Kurz vor Liegnitz ändert sich das Bild; die zahlreichen Zuckerrüben- und üppig stehenden Weizenfelder, die den Reisenden bis hinter Brieg begleiten, und die — im Südwesten Breslaus und in der Gegend von Jauer sich in besonderer Fruchtbarkeit entfaltend — das ganze von den vier Punkten Liegnitz, Brieg, Neiße, Jauer begrenzte Gebiet umfassen, kennzeichnen die günstigen Vorbedingungen für die Erzeugung der wertvollsten landwirtschaftlichen Produkte. Hinter Oppeln bis in die Cöseler Gegend wechseln Forsten, Wald und Wiese miteinander ab. Der Südwesten der Provinz, insbesondere der Kreis Leobschütz, weist wieder vortrefflichen Ackerboden auf. Den Westrand schützen waldbestandene Gebirgszüge.

Weniger große Gegensätze in der Bodenbeschaffenheit zeigt das rechte Ufer der Oder, das neben zahlreichen Waldbegenden nur in einzelnen Teilen¹ über das Mittelmaß hinausragende Bodenqualität aufweist.

Nachfolgende Tabellen zeigen das statistische Bild:

	Lehm- boden	Ton- boden	Gemischt Sand- und Lehmboden	Sand- boden	Moor- boden
Reg.-Bez. Breslau	41,0	6,8	24,3	24,7	1,9
" Liegnitz	19,2	12,6	28,2	35,9	2,8
" Oppeln	22,4	8,4	33,1	33,2	1,8
Provinz Schlesien	27,5	9,3	28,5	31,3	2,2
Königreich Preußen	15,8	9,7	34,4	30,0	5,2

Es entfallen auf:	Ackerland und Garten	Wiesen	Weiden	Forste und Waldungen	Unproduktives Land, Hofraum usw.
Schlesien	55,6	8,8	1,4	28,8	5,2
Preußen	50,6	9,4	5,9	23,7	10,4

¹ Nämlich den Kreisen Brieg, Breslau, Trebnitz und im Nordosten der Provinz.

Der günstige Eindruck, den diese Ziffern hinterlassen, wird verstärkt durch den Reichtum an unterirdischen Bodenschäden.

Die Heide Niederschlesiens umfaßt zahlreiche ertragreiche Braunkohlenfelder und birgt erstklassiges Material für die Glas-Ton- und Chamottefabrikation. Von der Liebau-Landeshuter Gegend über Waldenburg bis hinunter in die Grafschaft Glatz erstrecken sich weite Steinkohlenfelder, die eine besonders intensive Ausbeute bei Gottesberg und Neurode zulassen. Die Erschöpfungszeit der Felder, deren Ausbeute infolge ungünstiger Lagerung mit recht hohen Gestehungskosten — angeblich den höchsten Preußens — verbunden ist, schätzt man auf etwa 200 Jahre. Auf das mächtigste Steinkohlenlager nicht nur Deutschlands, sondern vielleicht der ganzen Welt, stößt man in Oberschlesien; seine Erschöpfungszeit wird auf 1000 Jahre berechnet, und es soll nach fachmännischer Berechnung ausreichen, um die ganze Erde während 150 Jahren mit Kohlen zu versorgen. Die Ausbeutung der Läger, deren Zentrum zwischen Zabrze und Kattowitz-Myslowitz sich findet, ist mit relativ geringen Umlosten verknüpft infolge der geringen Durchschnittstiefe der Kohlenlager¹ und der günstigen Größenverhältnisse der einzelnen Flöze.² Damit hängt auch zusammen, daß der einzelne oberschlesische Bergmann im Jahresdurchschnitt 311 t Kohlen zu fördern vermag, was ein Plus von 62 t gegenüber der Arbeitsleistung des rheinisch-westfälischen Knappen bedeutet. Weniger günstige Verhältnisse zeigt mit einigen Ausnahmen das Pleß-Rybniker Revier, dessen eigentliche Bedeutung daher erst später im vollen Umfange in Erscheinung treten wird. — Die Qualität der Kohle ist im allgemeinen gut — ihr Aschengehalt beträgt weniger als 5% —, für die Eisenindustrie entsteht aber aus ihrem, sie von der niederschlesischen Kohle unterscheidenden Mangel an Bitumen, der Nachteil, daß sie im Feuer nicht schmelzend zusammenbackt und daher für den Hochofenprozeß nicht recht geeignet ist. Nur in einigen, hauptsächlich in fiskalischem Besitz befindlichen Gruben bei Zabrze, sowie in den neuerschlossenen Gruben bei Gleiwitz werden die Koksbereitung begünstigende Backkohlen gefördert. Die geringe Tragfähigkeit des oberschlesischen Koks erklärt eine dem mit der rheinisch-westfälischen Industrie Vertrauten auffallende Erscheinung, nämlich die geringe Abmessung der Hochöfen, — ein die Selbstkosten der Roheisenproduktion ungünstig beeinflussendes Moment.

Überhaupt findet die Eisenindustrie gegenwärtig wenig befriedigende Verhältnisse vor. Die oberschlesischen Eisenerzlager, die ursprüngliche Grundlage der Industrie, sind im wesentlichen erschöpft, die noch vorhandenen Eisenerze decken nur $\frac{1}{7}$ des Bedarfs der Hochöfen. Da die sonstigen Eisenerze der Provinz, namentlich die Magneteisenerze der Schmiedeberger Gruben³, bei weitem nicht zur Befriedigung des Bedarfs ausreichen, muß ausländisches Erz in großen Mengen eingeführt werden.⁴

Besser sind die Vorbedingungen für die oberschlesische Zinkindustrie, deren Voraussetzung das reiche Vorkommen von Galmei- und Zinkblenden in der Muschelkalkformation, namentlich in der weiteren Umgegend von Beuthen

¹ Die durchschnittliche Teufe beträgt etwa 300—350 m. Näheres Bd. I, S. 317 ff.

² Im Durchschnitt 2—6 m. Vgl. Bd. I, S. 138 ff. und 142 f.

³ Vgl. Bd. I, S. 113.

⁴ Nähere Angaben darüber siehe unten S. 209 f. und Bd. I, S. 346.

und Schoppiniß ist. Man schätzt die Lebensdauer der Zinkerzgruben auf 80 bis 100 Jahre. — Im Anschluß an die Zinkerze finden sich reiche Bleierze mit einem nicht unerheblichen Gehalte an Silber. (Vgl. Bd. I, S. 147.)

B. Bevölkerung.

Die Frage, ob der Schlesier den Gaben der Natur eine gleichwertige Arbeitsleistung zur Seite setzt, ist im Rahmen einer Skizze schon infolge der Nationalitätenmischung schwer generell zu beantworten. Wenn gleichwohl der Versuch gemacht wird, die wirtschaftlichen Eigenschaften des Schlesiern zu würdigen, so kann dies nur mit der Unmöglichkeit, an dem Problem achtsam vorbeizugehen, gerechtfertigt werden.

Was die körperlichen Fähigkeiten anlangt, so lehrt die Statistik, daß Schlesien hinsichtlich der Militärauglichkeit zusammen mit Brandenburg an letzter, bezüglich der Sterblichkeit, insbesondere aber der Säuglingssterblichkeit, an erster Stelle steht. Außerordentlich hoch sind die auf Tuberkulose zurückzuführenden Todesfälle, namentlich im Regierungsbezirk Breslau.¹

Diese Feststellungen bestätigen die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehende Wahrnehmung, daß die körperliche Beschaffenheit des Schlesiern hinter dem deutschen Durchschnitt zurückbleibt, und der Schluß, daß dies von Einfluß auf die wirtschaftliche Schaffenskraft werden kann, dürfte kein zu weitgehender sein. Die Tatsache, daß die unbefriedigenden statistischen Ergebnisse zu einem großen Teil auf Rechnung der polnischen Landesteile zu sehen sind, kann wohl dem, der die Dinge vom deutsch-nationalen Standpunkte ansieht, nicht aber dem oberschlesischen Unternehmer einen Trost gewähren. Es wäre aber auch ganz verfehlt, nur in Oberschlesien die Ursache zu suchen; auch anderswo, insbesondere in den Hunger und Elend gewohnten Weberdörfern des Gebirgsrandes, ferner in der niederschlesischen Heide² und auch in der Provinzhauptstadt läßt der äußere Eindruck der Bevölkerung auf einen unbefriedigenden Körperzustand der in der Hauptsache auf die schlechten Wohnungsverhältnisse und unzureichende bzw. unrationelle Ernährung, namentlich auch den *Alkohol*³ zurückzuführen sind, schließen. Alles in allem sind diese Feststellungen nicht sehr erfreulicher Natur. Sie erhalten zwar dadurch einen freundlicheren Anstrich, daß nicht nur in letzter Zeit, sondern schon während des ganzen 19. Jahrhunderts erhebliche Fortschritte zu verzeichnen sind⁴, sie zeigen aber, welch weites Tätigkeitsfeld die Pflege der Volksgesundheit, insbesondere die Jugendfürsorge noch vorfindet.

¹ In Schlesien, das mit seiner Bevölkerungsdichte von 129,6 pro Quadratkilometer gegenüber dem preußischen Durchschnitt von 115,2 an vierter Stelle und mit der Zunahme von 0,86% p. a. gegenüber dem preußischen Durchschnitt von 1,16% p. a. an achter Stelle unter den Provinzen steht, kamen auf 10000 Einwohner im Jahre 1909 Geburten 36,2 gegenüber preußischem Durchschnitt von 32,6, andererseits aber Todesfälle auf 1000 Einwohner 22,4 in Schlesien, gegenüber 17,9% in Preußen. Ferner kamen auf 1000 lebend Geborene in Schlesien 21,6 Todesfälle im ersten Jahre, gegenüber einem preußischen Durchschnitt von 16,4. Von europäischen Großstädten haben nur Prag, Bukarest, Warschau und Moskau eine höhere Säuglingssterblichkeit als Breslau. Im übrigen vgl. Bd. I, S. 433 ff.

² Vgl. Partsch a. a. O. S. 388 über die außergewöhnlich hohe Zahl von Totgeburten in Niederschlesien.

³ Die auf ihn zurückzuführenden Erkrankungen und Todesfälle überragen nicht unerheblich den preußischen Durchschnitt.

⁴ Vgl. insbesondere für Oberschlesien Partsch a. a. O. S. 20 ff.

Arbeitswilligkeit und Fleiß wird man bei dem Schlesier in hohem Maße finden, — auch bei dem polnischen Industriearbeiter, der sich freilich immer noch nicht des Rechts auf „Bummelschichten“ ganz entwöhnen kann, trotz der Bemühungen der Unternehmer, ihn durch geschickte Festsetzung der Lohnsätze an ein gleichmäßiges Schaffen zu gewöhnen. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß man dem hierbei zutage tretenden Mangel an Ausdauer auch außerhalb Oberschlesiens begegnet. Als „nicht vorzugsweise dauerhaft und sorgfältig, nicht so eilig bei der Tat, wie behende und reichlich bei den Worten“, charakterisiert ihn Gustav Freytag. Auch eine gewisse Unentschlossenheit ist ihm eigen, die sich bisweilen in einem Mangel an großzügiger wirtschaftlicher Initiative — nicht zu verwechseln mit einer dem Schlesier in hohem Grade innenwohnenden Rührigkeit und Betriebsamkeit — äußert. Ungerecht wäre es, aus diesem Mangel an Initiative auf wirtschaftlichem Gebiet dem Schlesier einen Vorwurf zu machen. Als äußerster Vorposten deutscher Sprache und Gesittung hat Schlesien lange sein Hauptaugenmerk nicht so sehr auf wirtschaftliche Dinge, als auf politische, namentlich auf die Verteidigung seines Deutschtums richten müssen. Der Weltwirtschaft steht es nicht so nahe wie die in dem Bannkreise der Nordsee gelegenen Länder; der mächtige Pulschlag wirtschaftlichen Lebens, der von dem der ganzen Welt geöffneten Westen Deutschlands ausgeht, kann nur noch einen abgeschwächten Widerhall in Schlesien finden, und die täglich neuen Probleme der Weltwirtschaft und die daraus entspringenden Unregungen wirken nicht mit der Deutlichkeit und Kraft auf ihn wie auf den Rheinländer, den Westfalen, den Bewohner der Elbmündung oder der Reichshauptstadt. — So erklärt es sich auch, daß in Schlesiens Handel und Industrie, soweit sie nicht in ihren Urranfängen auf die Befriedigung lokaler Bedürfnisse zurückzuführen sind, fremde Initiative und fremder Unternehmungsgeist eine auffallend große Rolle gespielt haben, besonders in dem mit Recht als Kolonieland bezeichneten Oberschlesien.¹ Man wird in diesem Zusammenhang auch der wirtschaftlichen Seite der bekannten Liebe des Schlesiers für seine Heimat gedenken müssen, die trotz einer bisweilen zu konstaternden kritiklosen Zuneigung zum Fremden oft zum Glauben an die Unübertrefflichkeit oder doch Unabänderlichkeit der eigenen Einrichtungen und Zustände, zur Vernachlässigung der Beobachtung und Prüfung fremden wirtschaftlichen Fortschritts führen, und dadurch großzügigem Vorwärtsstreben den kräftigsten Sporn nehmen kann. Aber, ohne allzusehr in Lokalpatriotismus zu verfallen, darf hierin gegen frühere Zeiten eine durchgreifende Besserung festgestellt werden, die in der Erkenntnis wurzelt, daß die Liebe zur Heimat nur dann kräftig blühen kann, wenn ihrem Boden nicht anders geartete Kräfte und Einflüsse verschlossen bleiben. Insbesondere ist auch zu erwarten, daß in Verfolgung der Intentionen ihres hohen Gründers es der Technischen Hochschule zu Breslau neben ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Schlesier die Erlangung technischer Kenntnisse im Lande selbst zu ermöglichen, gelingen wird, ihm auch den Blick für die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes zu erweitern und damit einer neuen Phase in Schlesiens wirtschaftlicher Entwicklung den Weg zu öffnen.

¹ Prof. R. Schenck in der Industrienummer der Schles. Zeitung, Juni 1911.

C. Das Kulturbedürfnis.

Schon oft ist hervorgehoben worden, daß der äußere Zuschnitt der schlesischen Städte, Dörfer, Bäder usw. hinter dem westlichen mitteldeutschen oder süddeutschen Durchschnitt zurückbleibt. Es fehlt das glänzende Straßenbild vieler westlicher Städte — auffallend ist namentlich die relativ geringe Verwendung von sogenanntem echten Material —, der Komfort der Mietshäuser entspricht nicht immer den modernen Anforderungen, die Hotels, Restaurants, Theater, Geschäfte befriedigen — namentlich außerhalb Breslaus — nicht alle Wünsche, obwohl gerade auf diesem Gebiete in letzter Zeit sehr viel geleistet worden ist. Auch die finanziellen Schwierigkeiten, wirklich großzügige, künstlerische oder sportliche Veranstaltungen ins Werk zu setzen, müssen hier erwähnt werden. Es wird dies häufig und das nicht ganz mit Unrecht — soweit man nicht mit dem hämischen Schlagwort „Rückständigkeit“, „zurückgebliebene Großstadt“ usw. operieren will — mit der Bedürfnislosigkeit des Schlesiens erklärt. Diese Eigenschaft, deren Vorherrschen, dem gesunden Streben nach wirtschaftlichem Fortschritt und Reichtumsvermehrung leicht verhängnisvoll werden kann, ist aber keineswegs auf eine absonderliche Gemütsverfassung des Schlesiens zurückzuführen, sondern ist als Begleiterscheinung der ungünstigen Besitz- und Einkommensverteilung anzusehen.

Die Ergebnisse der Einkommensteuer zeigen einen relativen Mangel an zahlungsfähigen Konsumenten. Während in Preußen 51% der Bevölkerung im Jahre 1910 zur Steuer nicht veranlagt waren, steigert sich der Prozentsatz in Schlesien auf 65,2%.¹ Unter den 10 größten preußischen Städten steht Breslau zusammen mit Königsberg bezüglich des Prozentsatzes der zur Steuer nicht Veranlagten (35%) an schlechtester Stelle. Städte wie Ratibor, Oppeln, Schweidnitz, Brieg, Neiße zählen ca. 50% nicht steuerpflichtige Einwohner.² Der auf den Kopf der Bevölkerung entfallende Durchschnittssteuerbetrag beträgt 4,47 Mark gegen 6,25 Mark im preußischen Durchschnitt, und von den Gesamt-einkommensteuern Preußens entfallen auf Schlesien, in dem ca. 12% der Preußen beheimatet sind, nur 8,70%, und während endlich in Preußen 5,22% der Gesamtbevölkerung ein Einkommen über 3000 Mark versteuerten, ist dies in Schlesien nur bei 3,85% der Fall.³ Ganz anders verhält es sich mit dem großen Einkommen. So wohnen in Schlesien 13,4% der Preußen,⁴ die ein Einkommen über 100000 Mark haben, gegen 21,2% der Preußen, die ein Einkommen über 500000 Mark haben. Von den zweifachen Millionären wohnen in Schlesien 13,5%, von den fünffachen 17,2%, von den dreißigfachen sogar 27,6%. Diese Zahlen sind zum Teil identisch mit den Anteilsquoten des Großgrundbesitzes am schlesischen Boden. Es entfallen nämlich von Oberschlesien (mit Ausnahme der Kreise Neiße und Kreuzburg) 57% auf Gutsbezirke mit einem Gesamtbesitz von 5908 qkm; hiervon sind 4705 qkm in Händen von 54 Besitzern, wobei wiederum

¹ Auf dem Lande waren nicht veranlagt 71% gegenüber 60% im preußischen Durchschnitt, in den Städten 51% gegenüber 40% im preußischen Durchschnitt.

² Besser stehen die Städte des Industriebezirkes da.

³ Regierungsbezirk Breslau 4,90%, Liegnitz 3,87%, Oppeln 2,95%. — Im Durchschnitt entfallen an Sparkassenguthaben in Preußen auf den Kopf 257, in Schlesien nur 169 Mark.

⁴ Aus naheliegenden Gründen wird hierbei Berlin und die Provinz Brandenburg nicht mitgerechnet.

7 Besitzer zusammen 2720 qkm ihr Eigentum nennen.¹ In Mittelschlesien, einschließlich Neiße und Kreuzburg, haben 8 Besitzer mehr als 10000 ha (zusammen 193409 ha, 6 Besitzer 5—9000 ha, 33 Besitzer 2—4900 ha, 91 Besitzer 1—2000 ha).² In Niederschlesien gehören ca. 260000 ha 22 Besitzern³, in deren Händen demnach etwa ein Fünftel der Gesamtfläche ist. Für ganz Schlesien ergibt sich, daß von 100 ha nutzbarer Fläche auf den Großgrundbesitz, d. h. auf den Besitz von 500 Elr. Grundsteuerertrag an, 51 ha entfallen, gegenüber dem preußischen Durchschnitt von 38 ha.

Das durch diese Zusammenstellung illustrierte Fehlen von solchen Einkommen, die soweit das Existenzminimum überragen, um dem Gewerbeleib oder einer ausgedehnten Betätigung des Handels die Grundlage geben zu können, bedeutet eine erhebliche Erschwerung für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes. Die großen Vermögen bieten kein Äquivalent, da ihre Besitzer die Einkünfte meist außerhalb Schlesiens verzehren oder sie durch Anlage in auswärtigen Unternehmungen, die zum Teil der schlesischen Industrie scharfe Konkurrenz bereiten, der Heimatprovinz entziehen. Gleiches gilt von den Reingewinnen der großen Aktiengesellschaften, die auch nur zum geringen Teil in Schlesien bleiben dürfen. Daß die etwa aus dem Fremdenverkehr von außerhalb nach Schlesien gelangenden Beträge im Vergleich hierzu keine Rolle spielen, bedarf kaum besonderer Erwähnung.

Für Oberschlesien kommt noch Folgendes hinzu: Wie in allen Industriebezirken, so bilden sich auch dort ständig und manchmal mit großer Schnelligkeit Vermögen und zwar regelmäßig im Anschluß an den Arbeiterkonsum bzw. an den Bedarf der großen Unternehmungen und nur ganz selten an den Konsum einer kaufkräftigen Mittelschicht. Da nun das soziale Milieu, dem eine breite wohlgestaltete Mittelschicht fehlt, wenig zum dauernden Aufenthalt lockt, da ferner die Reize der Natur versagen, und endlich die hohen Kommunalsteuern⁴ abschreckend wirken, so wandert ein hoher Prozentsatz der zu Vermögen Gelangten zur Fortsetzung der Erwerbstätigkeit oder zum behaglichen Ausruhen nach der Reichshauptstadt aus. Die damit verknüpfte Vermögensverpflanzung bedeutet ein schweres Hindernis für die Entwicklung des Landes, und nur den äußersten Anstrengungen der Gemeindeverwaltungen und der großen Werke ist es zu danken, wenn sich trotzdem das äußere Bild der oberschlesischen, speziell der im Industriebezirk gelegenen Orte, von Jahr zu Jahr freundlicher gestaltet.

Solange infolge der ständigen Vermögens- und Kapitalsabwanderung die breite Kluft zwischen Großkapital und Proletariat nicht durch eine seßhafte, bemittelte Schicht Handel- und Gewerbetreibender ausgefüllt ist, solange aber andererseits

¹ Partsch, Bd. II, S. 8.

² Einzelheiten s. bei Partsch, Bd. II, S. 199.

³ Einzelheiten s. bei Partsch, Bd. II, S. 473.

⁴ 1003000 ha des schlesischen Bodens entfallen auf Güter mit einem 200 ha übersteigenden Flächeninhalt. Für Ganz-Preußen beträgt die entsprechende Zahl nur 6576000 ha.

⁵ Im Jahre 1911 betrug der Kommunalsteuerzuschlag in Königshütte und Schwientochlowitz 200%, in Gleiwitz 255%, Tarnowitz 250%, Zabrze 245%, Kattowitz und Bismarckhütte 240%, Myslowitz 225%, Ratibor 205%, Beuthen 195%. In Breslau wird ein Zuschlag von 172% erhoben.

die Mittel zur Befriedigung des Bedarfs der Industrie und ihrer Arbeiterscharen ständig bereit gehalten werden müssen, spielt naturgemäß der Kredit eine besonders bedeutsame Rolle. Dieses an sich legitime Kreditbedürfnis führt oft zu einer ungünstigen Relation zwischen den eigenen und fremden Mitteln des Kreditnehmers, und die dadurch eintretende Kreditanspannung trägt nicht selten eine gewisse Unsicherheit in die wirtschaftlichen Verhältnisse hinein.

In erster Linie leiden unter dieser geringen Bodenständigkeit und ihren Folgen die industriellen Teile Oberschlesiens, aber der Zug nach der Reichshauptstadt findet sich in der ganzen Provinz — wenn auch abgeschwächt — wieder. Auch in dieser Hinsicht ist ein ungünstiger Unterschied zum Westen Deutschlands zu konstatieren, wo zwar auch häufig rasch gewonnener Reichtum von der Erwerbstätte nach Gegenden verfeinerter Kultur verpflanzt wird, wo aber fast regelmäßig solche Orte gewählt werden, die gewissermaßen zum Aktionsradius der heimischen Industrie und des heimischen Handels gehören.¹

D. Die geographisch-politische Lage.

Schlesien ist ein kapitalbedürftiges Land, insofern die Ausbeute der vorhandenen Bodenschäze, insbesondere der Kohlenlager, sich durch Kapitalszuführung erheblich steigern ließe. Wenn gleichwohl die Einkünfte des Landes ihrem gewissermaßen natürlichen Betätigungsgebiete zum großen Teil entzogen werden und vielfach sogar an anderer Stelle, etwa an den Ostseehäfen oder am Rhein, dem Mutterlande Konkurrenz bereiten, so kommt darin zum Ausdruck, daß die Kapitalsanlage in Schlesien einen geringeren Profit verspricht. Der Hauptgrund hierfür ist die geographische Lage Schlesiens, die ihm die Konkurrenzfähigkeit und damit dem Kapital den Anreiz zur Anlage nimmt. Solange Schlesien noch die für seine Industrie erforderlichen Rohmaterialien selbst hervorbrachte, war dies nicht von so einschneidender Bedeutung als jetzt, wo die Erzeugnisse der Industrie, namentlich der Eisen- und Textilindustrie sowohl als Rohmaterial wie auch als Fertigprodukt weite Entfernungen durchlaufen müssen. Die hohen Transportkosten vermindern oder beseitigen sogar ganz die Konkurrenzfähigkeit Schlesiens auf dem Weltmarkt und an den Hauptkonsumstellen Deutschlands. Die Oder, die an sich als billiger Transportweg dienen könnte, vermag diese Aufgabe bisher noch nicht zu erfüllen. Infolge des häufigen Wechsels von Hoch- und Niedrigwasser war im Durchschnitt der

¹ Folgende Zahlen, welche die Unruhe in der Bevölkerungsbewegung zeigen, sind in mehr als einer Hinsicht nicht ohne Interesse.

Von den im Jahre 1907 außerhalb Schlesiens in Preußen wohnenden 537 000 (d. s. 11,7% der anwesenden Bevölkerung) leben in Berlin und Brandenburg 273 500, also ca. 51%, während beispielsweise von den 246 000 (d. s. 2,4% der anwesenden Bevölkerung) in Preußen außerhalb der Provinz wohnenden Rheinländern und Westfalen nur 56 000, also 13,5%, auf Berlin-Brandenburg entfallen. Die Zahl der in Berlin-Brandenburg lebenden, aus Schlesien stammenden Rentiers läßt sich nach der Zahl der Beruflosen (31 000, gegenüber 6300 Rheinländern und Westfalen) nur annähernd schätzen. Den aus diesen Zahlen zu folgernden Verlusten an Arbeits- und Kapitalkraft steht eine Zuwanderung von ca. 177 000 Personen nach Schlesien aus dem übrigen Preußen gegenüber. Auffallend gering ist die überseeische Auswanderung aus Schlesien, d. h. 12 auf 100 000 im Jahre, gegenüber 35 im preußischen Durchschnitt.

lechten 13 Jahre nur während eines Drittels der Schifffahrtsperiode eine volle Ausnutzung der Ladefähigkeit möglich. In einem weiteren Fünftel konnte die Ladefähigkeit der relativ kleinen Rähne¹ nur zu $\frac{3}{4}$, und während der übrigen Zeit sogar nur zur Hälfte und noch weniger ausgenutzt werden. Daher sind die Frachtsäze auf der Oder vergleichsweise hoch und betragen z. B. auf der Strecke Cosel-Berlin etwas weniger als 1 Pfg. für eine Tonne Kilometer, während man beispielsweise auf dem Rhein mit Einheitsräzen von nur halber Höhe rechnet.² Diese hohen Frachten wirken aber nicht nur ungünstig auf die Industrie, sondern auch auf die Zucker und Getreide exportierende Landwirtschaft ein. Man kann daher mit Recht behaupten, daß die Weiterentwicklung der gesamten produktiven Tätigkeit vor allem von der Erleichterung des Fernverkehrs durch eine möglichste Verminderung der Frachtsäze abhängt, und daß für die Industrie Schlesiens die Möglichkeit des billigen Wasserversandes eine Lebensfrage ist. Man darf hoffen, daß die augenblicklich schwelenden Projekte mit der unzulänglichen Verfassung der Oder aufräumen und dem auf die Dauer unerträglichen Zustände abhelfen werden.

Bis dahin ist der in großem Umfange über die Bedürfnisse ihres tatsächlichen Absatzgebietes hinaus produzierenden Provinz der Markt Deutschlands verschlossen, bzw. nur auf Grund billiger Bahntarife erreichbar. Es trifft dies Schlesien um so härter, als die Zollpolitik, die durch die Verteuerung der Lebensmittel die Löhne in die Höhe getrieben hat, dem früher blühenden Absatz nach Russland und Österreich ganz oder doch zu einem erheblichen Teil ein Ende gemacht hat. So bleibt nur ein enges Gebiet für die Tätigkeit der Industrie übrig, und das Streben, sich dort wenigstens zu behaupten, kann natürlich leicht zu Preisunterbietungen der einzelnen Werke und damit zur gänzlichen Unrentabilität der Arbeit führen. Aber selbst da, wo verständiges Zusammenhandeln die Gefahr selbstmörderischer Preisunterbietung abwendet, bleibt eins unvermeidlich, daß nämlich die Produktion der einzelnen Unternehmungen sich der Vielgestaltigkeit des Konsums anpassen muß. Die einzelnen Betriebe können sich daher nicht auf die Herstellung nur weniger Artikel beschränken, wodurch eine ständige intensive produktionsverbilligende Ausnutzung der vorhandenen Anlagen zur Unmöglichkeit wird. Die der Vielgestaltigkeit des Konsums entsprechende Vielgestaltigkeit der Anlagen erfordert aber wieder die Investition großer Kapitalien, deren Beschaffung angesichts der ungünstigen Verhältnisse auf immer größere Schwierigkeiten stoßen muß.

2. Die Ergebnisse der wirtschaftlichen Tätigkeit.

A. Forst- und Landwirtschaft.

Der Betrieb der Landwirtschaft, der ca. 30 % der Bevölkerung ernährt,³ nutzt etwa 66 % der schlesischen Bodenfläche.

¹ Die Oderkähne umfassen nur 400 t, die Elbkähne dagegen 1000, und die Rheinkähne sogar 2500 t.

² Für Oberschlesien wirkt besonders verteuernd die 75 km lange Bahnfahrt bis Cosel. Cosels Oderhafen hat infolgedessen den größten Umschlagsverkehr Deutschlands.

³ Hauptberuflich waren 1907 in ihr tätig 873000 Personen gegen 780000 i. J. 1882, in Industrie und Handel 1100000 gegen 687000 i. J. 1882.

Über die Leistungen auf dem Gebiete des Körnerbaues gibt folgende Tabelle Aufschluß:

	Jahr	Anbau	Ertrag pro ha	Ertrag auf den Kopf der schles. Bevölkerung	Bedarf pro Kopf in Deutschland
Weizen ¹	1878	161 577 ha	1900—1909		1893—1910
	1893	215 498	18,6 dz	82,3	90,9
	1910	212 217	(20,6) „ ²		
Roggen	1878	637 686	1900—1909		
	1893	604 221	14,9 dz	184,5	148,5
	1910	579 539	(15,7) „		
Gerste	1878	164 490	1900—1909		
	1893	168 105	19,3 dz	57,3	75,4
	1910	147 904	(19,7) „		
Hafer	1878	331 649			
	1893	355 352	18,1 dz	135,5	116,2
	1910	373 670	(18,5) „		

Schlesien produziert also an Roggen und Hafer nicht unerheblich über den Durchschnittsverbrauch, während die Erzeugung von Gerste und Weizen hinter dem deutschen Durchschnittsbedarf zurückbleibt. Die Tatsache, daß es gleichwohl bisweilen noch Weizen exportiert, zeigt aber, daß der schlesische Markt ausreichend versorgt wird, was mit dem im Vergleich zu dem Westen geringeren Konsum an Weizen zu erklären sein dürfte. Im allgemeinen ist seit 1893 ein kleiner Rückgang in den Anbauflächen zu konstatieren, zum Teil offenbar zugunsten der Zuckerrübenpflanzung, die im Jahre 1878 ca. 25000 ha, im Jahre 1910 bereits ca. 71000 ha einnahm.³

Den meisten Raum unter den Hackfrüchten beansprucht die Kartoffel. Mit ihr waren bepflanzt

1878: 317 008 ha, 1910: 334 384 ha.

Der Ertrag belief sich im Jahre 1910 auf 5040 430 t, was einem Ertrage von 140,4 t pro ha (preußischer Durchschnitt 136 t) gleichkommt; während der Bedarf an Kartoffeln in Deutschland pro Kopf 602,6 kg beträgt, produziert Schlesien 965 kg pro Kopf.⁴

Im ständigen Rückgang, wenn auch mit kleinen Schwankungen ist der Anbau des Flachs, der 1878 noch 15 600 ha, 1900 4357 ha betrug.⁵

Die Obstkultur ist nicht ohne Bedeutung. Mit Recht aber hebt Partsch⁶ hervor, daß sie in Schlesien noch nicht die Rolle einnimmt, zu welcher sie ihrer Natur nach berufen erscheint, so daß eine bedeutende Erhöhung des

¹ Über die Hauptanbaugebiete s. Partsch S. 284—287.

² Die in Klammern stehenden Zahlen bedeuten den preußischen Durchschnitt.

³ Über die Hauptanbaugebiete vgl. Partsch, Bd. I, S. 290. Schlesien steht damit hinter Sachsen unter den preußischen Provinzen (insgesamt ca. 400 000 ha) an zweiter Stelle.

⁴ Vgl. Hauptanbaugebiete Partsch S. 289.

⁵ Deutschlands mit Flachs bestandene Gesamtfläche beträgt 1900 ca. 60 000 ha, die Einfuhr an Flachs war mit 30 Millionen Mark bewertet.

⁶ a. a. O. I, S. 289.

Ertrages, namentlich die Verbesserung einer den örtlichen Verhältnissen genau angepaßten Auswahl der Fruchtsorten zu wünschen und zu erreichen wäre. Endlich sei noch auf die Weinkultur in der Grünberger Gegend hingewiesen. Sie nimmt — im ständigen Rückgange begriffen — jetzt noch ca. 1200 ha ein mit einem Mostertrage im Werte von 300000 Mark p. a.¹

Über die Biehzucht² gibt folgende Tabelle Aufschluß:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine	Ziegen	Federvieh	Bienenkörbe
1816	159 912	681 201	741 813	90 741	25 607		
1867	219 009	1 226 000	263 360	445 663	126 037		
1907	330 355	1 644 565	277 870	1 220 597	269 677	4 571 581	183 338
es entfielen auf ein Tier Menschen in Schlesien	15,8	3,23	18,7	4,3	19,3	1,17	28,5
in Preußen	13,1	3,33	7,37	2,64	18	0,87	26

In der Tabelle fällt auf der angesichts des großen Wollkonsums der schlesischen Textilindustrie zunächst überraschende, durch die Welthandelsverhältnisse aber durchaus erklärbare Minderbestand an Schafen, ferner die geringe Entwicklung der Geflügelzucht, die eine große Einfuhr an Geflügel und Eiern aus Russland und Galizien erforderlich macht. Bedauerlich ist das auf das Vorwiegen des Großgrundbesitzes zurückzuführende Defizit an Schweinen, welches durch eine große Einfuhr aus Russland ausgeglichen wird.³

Im ganzen genommen sind aber die Erfolge der schlesischen Landwirtschaft so, daß sie mit vollem Rechte als die unverrückbare Grundlage eines gesunden Wohlstandes bezeichnet werden kann. Das teilweise Zurückbleiben der Erträge hinter dem preußischen Durchschnitt erklärt sich aus der Verschiedenartigkeit des Bodens. Darauf, daß die technischen Fortschritte beobachtet und praktisch angewendet werden, weist die relativ starke Verwendung von Maschinen in den landwirtschaftlichen Betrieben hin.⁴ Daß sich manche theoretische Entwicklungsmöglichkeit nicht in die Tat umsetzen läßt, ist wie überall zum guten Teil auf das Konto der leidigen Arbeiterfrage zu setzen. Hierin ist von den Überlandzentralen, die übrigens meist nicht aus den Kreisen der Landwirte selbst heraus entstehen, sondern ein Anhängsel großkapitalistischer Unternehmungen sind, einige, wenn auch natürlich nur beschränkte Abhilfe zu erwarten.

Die Einkommensverhältnisse in der Landwirtschaft sind infolge der starken Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, die Schlesien mit den übrigen östlichen

¹ Der Wert der sich auf ihr aufbauenden Kognakfabrikation wird auf 1½ Millionen Mark, der Sektfabrikation (1909 136000 Flaschen gegen 7134000 in Preußen) auf 600000 Mark p. a. geschätzt.

² Näheres Bd. I, S. 237 ff., 279 ff.

³ Im letzten Jahre durften 135000 Schweine in den oberschlesischen Industriebezirk aus Russland und 80000 aus Österreich-Ungarn zollfrei eingeführt werden.

⁴ Von den in Preußen benutzten landwirtschaftlichen Maschinen entfielen 15,9 % auf Schlesien.

Provinzen teilt, nicht besonders günstig.¹ Die Vermutung liegt nahe, daß die Abnahme der sogenannten selbständigen landwirtschaftlichen Betriebsleiter hierauf zurückzuführen ist.² Beschleunigt wird der Rückgang durch die Ankäufe des Großgrundbesitzes und die Bildung der Fideikomisse, welch' letztere zum Teil infolge statutarischer Bestimmung ihren Bestand in gewissen Zeiträumen vergrößern müssen.

Von den auf den landwirtschaftlichen Produkten sich aufbauenden Industrien ist in erster Linie die Zuckerindustrie zu nennen. Unter den 358 deutschen Fabriken im Jahre 1908 waren 50 schlesische, und von den 118 Millionen Doppelzentner in Deutschland verarbeiteten Rüben entfielen 19 Millionen auf Schlesien. Der prozentuale Anteil Schlesiens an der Rübenverarbeitung im Deutschen Reiche steigert sich

von 13,68 % im Jahre 1898/1899
auf 15,35 " " 1907/1908.

Um Rohzucker wurden in Schlesien gewonnen 3145000 dz gegen 19800000 in ganz Deutschland. Typisch für die schlesische Zuckerindustrie ist die verhältnismäßig große Anzahl von Weißzuckerfabriken, d. h. solcher Fabriken, die auch Konsumzucker herstellen.³ Er geht zum Teil in das Ausland, insbesondere nach England, Norwegen, zum Teil nach den Provinzen Posen, Brandenburg, Pommern und dem Königreich Sachsen. Von großer Wichtigkeit für die Rohzuckerindustrie ist die Benutzung der Oder und billige Tarife, ohne welche die schlesische Zuckerindustrie auf eine kleine Anzahl von Fabriken beschränkt sein würde, während sie jetzt in der Lage ist, auch pfälzische, englische und amerikanische Raffinerien mit Rohzucker zu versorgen.⁴

In den Spiritusbrennereien wurden in der Kampagne

1907/1908:	615410 hl	(Deutschland 4571000 hl)
1908/1909:	614677 "	4262982 "
1909/1910:	489484 "	3647504 "
1910/1911:	476058 "	3473707 "

gewonnen.

¹ Die Verschuldung der Güter von 100—150 Taler Reinertrag beträgt bei 23,75 % mehr als 60 % gegenüber einem preußischen Durchschnitt von 14,69 %. Von den Gütern zwischen 30—100 Tälern Reinertrag sind 19,88 % mit mehr als 60 % verschuldet gegenüber einem preußischen Durchschnitt von 12,33 %. Über Genossenschaftswesen s. Bd. I, S. 289.

² 1895 waren von 375262 Landwirten 210386 selbständig, davon 160880 ohne Nebenberuf. Im Jahre 1907 waren von 366849 Landwirten nur 189994 selbständig, davon 141924 ohne Nebenberuf. Der überall in Preußen zu konstatierende Rückgang selbständiger landwirtschaftlicher Betriebe (Abnahme von 1895—1897 um 3 %) kommt in Schlesien ganz besonders scharf zum Ausdruck (in der gleichen Zeit um 10 %). Andererseits ist der Anteil der Fideikomisse am Gesamtboden von 13,66 % im Jahre 1895 auf 15,60 % im Jahre 1907 gestiegen, während der Durchschnittssatz in Preußen nur 6,9 % beträgt.

³ Schlesien hat unter seinen 50 Betrieben 13 Weißzuckerfabriken, während die Provinz Sachsen unter 104 Betrieben nur 8 Weißzuckerfabriken zählt.

⁴ Vgl. Steffens, Die Rübenzuckerindustrie der Provinz Schlesien in der Festschrift zur 52. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Breslau 1911. Vgl. ferner Bd. I, S. 293 ff.

Der Verbrauch zu Trinkzwecken betrug:

1907/1908:	313946 hl	(Deutschland 2370560 hl)
1909/1910:	239484 "	1798393 "
1910/1911:	264304 "	1961918 "

Es entfallen also auf den Schlesiern ca. 5,61 Trinkspiritus, d. h. 2,51 mehr, als der deutsche Durchschnitt beträgt.¹

In der Mühlenindustrie ist der endgültige Sieg der auf kapitalistischer Grundlage arbeitenden Mühlen, insbesondere der Dampfmühlen zu konstatieren. Ihre Rentabilität wird beeinträchtigt durch den auf den Anbau geringerer Sorten zurückzuführenden Mangel eines wirklich backfähigen Weizens und durch die schwere Konkurrenz der in Russisch-Polen gelegenen Mühlen, welche in großem Umfange von Schlesien mit Hilfe der Einfuhr scheine ausgeführtes deutsches Getreide, insbesondere Roggen verarbeiten.²

Endlich ist in diesem Zusammenhange noch die Brauindustrie zu erwähnen. 1900/1901 waren 516 Brauereien vorhanden, während im Jahre 1906/1907 noch 636 gezählt wurden, gegen 816 1895/1896 und 1025 1881/1882, eine Folge der Expansionsbestrebungen der großkapitalistischen Brauereien. Die verwendeten steuerpflichtigen Braukosten beliefen sich 1910 auf ca. 519 Millionen Doppelzentner, die Einnahme an Brausteuer betrug 8901457 Mark, das sind ca. 10 % des in Preußen vereinnahmten Betrages. Bezuglich der Qualität hat die Brauindustrie an der alten guten Tradition festgehalten, und die Erzeugnisse mancher Brauereien genießen einen weit über Schlesien hinausragenden Ruf. Näheres Bd. I, S. 303.

Forstwirtschaft. Ca. 29 % der Bodenfläche Schlesiens dienen der Forstwirtschaft. In der Hauptsache kommt Nadelholz in Frage — untermischt mit ansehnlichen Laubholzbeständen, namentlich in den Oberniederungen.³ Die schlesische Forstwirtschaft unterscheidet sich im wesentlichen nicht von der anderer Provinzen. Der starke Bedarf an Grubenholz bringt es natürlich mit sich, daß vielfach mit relativ kurzen Umläufen gearbeitet wird, doch ist von der vorsichtigen Forstpolitik des Staates⁴ zu erwarten, daß ein Mangel an starkem Holz auch für unsere Enkel und Urenkel nicht eintreten wird.

Zahlreiche Industrien finden oder fanden wenigstens ursprünglich ihre Grundlage in den Holzbeständen. In erster Linie ist die Zellstoff- und Papierfabrikation zu nennen, welche letztere, wenn auch nicht der Qualität, so doch der Quantität nach die bedeutendste Preußens sein dürfte.⁵

¹ Von der Gesamternte an Kartoffeln wurden 1909 81 % zu Futter- Speise- und Saatzwecken verbraucht, 6 % für die Brennereien, 3,3 % für die Stärkefabrikation. Der Rest von 9,7 % sind Verlustkartoffeln, zu deren besseren Bewertung die immer mehr zunehmende Kartoffeltrocknung dienen soll; vgl. Schimpff, Die Bedeutung der Kartoffeltrocknung für Schlesien. In der Festschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1911. Vgl. ferner Bd. I, S. 309.

² Nach dem Bericht der Handelskammer (1910) zu Oppeln Nr. 12, S. 287 hielt sich bis 1906 die Ausfuhr nach dem Auslande unter 300 t, 1907 stieg sie auf 7195 t und belief sich im Jahre 1910 auf 16464 t. Bezuglich Einzelheiten s. Bd. I, S. 430.

³ Ca. 135000 ha.

⁴ Ca. 171000 ha sind Staatswald.

⁵ Die Produktion in Papier und Pappeln betrug 1909 180000 t, gegen 1½ Millionen Tonnen in Deutschland.

Ihre Bedeutung und Entwicklung zeigen folgende Zahlen:

	1887		1909	
	Betriebe	Arbeiter	Betriebe	Arbeiter
Papierfabriken	36	2867	39	5984
Pappensfabriken	12	423	21	1197
Zellulosefabriken	9	1158	9	2139
Strohstofffabriken	2	78	1	38
Holzschleifereien	64	598	74	1884
		5124		11233 ¹

Der häufige Wechsel der Kohlenpreise, die wachsenden Schwierigkeiten in der Holzbeschaffung, der unzeitgemäße Holzeinfuhrzoll einerseits und der unzureichende Schutz für Papier und Halbstoff anderseits und endlich die geographische Lage in Verbindung mit ungünstigen Eisenbahntarifen erschweren außerordentlich die Konkurrenzfähigkeit der Industrie.

Im Anschluß daran ist die neu entstandene Textilosefabrikation zu erwähnen, d. h. die Herstellung von Stoffen mittels eines aus Papier gefertigten Garnes. Sowohl das Garn als auch die Stoffe werden in Schlesien hergestellt und sind bereits zu einer Konkurrenz für die Tuteindustrie geworden.

Weiter fand auch die Möbelindustrie ursprünglich wohl ihre Grundlage in dem Holzreichtum der Provinz. Trotz des starken Wettbewerbes, dem sie seitens der viel kapitalkräftigeren auswärtigen, namentlich Berliner Fabriken ausgesetzt ist, hat sie es verstanden, sich durch guten Geschmack und künstlerische Ausführung nicht nur in Schlesien, sondern auch außerhalb eine treue Anhängerschaft zu sichern.²

Angesichts des großen, auf jährlich 1 Million Kubikmeter geschätzten Bedarfs an Grubeholz, des nicht unerheblichen Exports nach dem Westen, der für die Zellulosefabrikation und das Baugewerbe benötigten Holzmengen ist es leicht erklärlieblich, daß Schlesien mit seinen eigenen Holzbeständen nicht ausreicht. Tatsächlich findet denn auch ein reger, sowohl den Landweg als auch den Wasserweg benützender Import statt, der auf 82% des gesamten Bedarfs geschätzt wird.³

Zur Deckung dieses Bedarfs hat der Holzhandel, und zwar namentlich der oberschlesische zum Ankauf russischer und galizischer Wälder schreiten müssen — eine Kapitalinvestition, die schon mit Rücksicht auf die Persönlichkeit der Gegenkontrahenten nicht immer ungefährlich ist. Da die Kapitalkraft des oberschlesischen Holzhandels von jeher keine bedeutende ist, und da andererseits mit der Abholzung der nächstgelegenen Wälder die Transportkosten erheblich wachsen,

¹ In ganz Preußen ca. 57600 Arbeiter.

² Von den Spezialzweigen ist die Pianoforte- und Billardfabrikation, namentlich aber die hoch bedeutende Fabrikation der Freiburger Uhren, die in großem Maße in das Ausland, namentlich auch nach Frankreich, exportiert werden, zu erwähnen. Beschäftigt werden bei einer Gesellschaft, wohl der größten Preußens, 2200 Arbeiter. Von den ca. 15500 Uhrmachern in Preußen entfallen ca. 3000 auf Schlesien.

³ Oberschlesien bezog aus dem Auslande

	1908	1909	1910		1908	1909	1910
Rußland	23 085 t	26 646 t	29 177 t	Ungarn	8 163 t	10 799 t	8 900 t
Polen	184 551	149 683	113 634	Böhmen	161	217	270
Galizien	249 599	237 168	211 684	Übriges Österreich	48 071	34 155	32 020

so erklärt sich leicht die starke Abhängigkeit des Holzhandels von den verbrauchenden Industrien. Läßt bei Konjunkturrückgängen usw. der Verbrauch der Industrien nach, so werden die einsetzenden Preisunterbietungen regelmäßig von katastrophaler Wirkung für einige Firmen, was wiederum bei der großen Bedeutung des Holzhandels und seinen nahen Beziehungen zum Baumarkt für das Wirtschaftsleben des ganzen oberschlesischen Industriebezirks Erschütterungen mit sich bringt.

Die Bestrebungen der Holzhändler, durch Zusammenschluß ihre Lage zu verbessern, haben bisher bei dem für Oberschlesien typischen Mißverhältnis ihrer Kapitalkraft zu der ihrer Abnehmer durchgreifende Erfolge nicht erzielt.

B. Industrie. — Die Montanindustrie.

a) Der Kohlenbergbau.

Der Kohlenbergbau nimmt den ersten Platz unter den schlesischen Industrien ein.¹

Oberschlesien zählte 1910 70 Steinkohlengruben, in denen 119000 Arbeiter mit einem Gesamtjahreslohn von ca. 136 Millionen Mark beschäftigt waren. Die Kohlenförderung ist von erst $5\frac{1}{4}$ Millionen Tonnen im Jahre 1860 auf 36 Millionen Tonnen im Jahre 1912 — bei einer Gesamtförderung von $173\frac{1}{2}$ Millionen in Deutschland — gestiegen.

Bemerkenswert ist die starke Erhöhung der Arbeitslöhne. Während im Jahre 1889 der Durchschnittslohn des Arbeiters über 16 Jahre 680,7 Mark betrug, belief er sich im Jahre 1911 auf 1188 Mark. In der gesamten Montanindustrie betrug der Durchschnittslohn der männlichen Arbeiter über 16 Jahre im Jahre 1889 665,50 Mark gegen 1167 Mark im Jahre 1911.² Diese Steigerung der Löhne ist an sich sehr erfreulich, doch basiert auf ihnen keine entsprechende Erhöhung des Existenzniveaus, da ungleich größere Beträge wie früher für die Beschaffung der Lebensmittel aufgewendet werden müssen.³

Von relativ geringer Bedeutung für den Kohlenversand ist die Oder. Von den im Jahre 1910 versandten 25200000 Tonnen wurden auf ihr verladen 2225000, während im Jahre 1909 von den 24900000 versandten Tonnen sogar nur 1740000 Tonnen den Wasserweg benutzt. Der Bahntransport ist also von überwiegender Bedeutung und zeigt, wie einschneidend für den oberschlesischen Bergbau der so oft zu beklagende Wagenmangel ist. Die ungünstigen Transportverhältnisse sind die Ursache der bedauerlichen Tatsache, daß Oberschlesien in dem Konkurrenzkampfe mit der englischen Kohle bei der Versorgung Berlins immer schlechter abschneidet. Während noch im Jahre 1890 von dem Kohlenbedarf Groß-Berlins ca. $72\frac{1}{2}\%$ durch oberschlesische und nur $7\frac{1}{2}\%$ durch englische Kohle gedeckt wurden, wurden im Jahre 1911 39,5% englische und $37\frac{3}{4}\%$ oberschlesische Kohle verbraucht. Dieses Resultat ist für Oberschlesien um so niederschmetternder, als im allgemeinen die Einfuhr an englischer Kohle in Deutschland im Jahre 1911 zurückgegangen war.⁴

¹ Näheres s. Bd. I, S. 316 ff.

² In Dortmund-Nord betrug 1910 der Durchschnittstagelohn eines Arbeiters 5,43 M., in Dortmund-Süd 5,15 M., in Oberschlesien 3,91 M., in Niederschlesien 3,46 M. pro Tag.

³ Die Durchschnittspreise der Haupklebensmittel in Königshütte unterscheiden sich nur wenig von den Preisen in Dortmund. Vgl. Statist. Jahrbuch f. d. Preuß. Staat 1909, S. 334. Vgl. Bd. I, S. 3317.

⁴ S. auch Bd. I, S. 141 f., S. 317 ff.

Betrieb	Zahl der Arbeiter			Arbeitslöhne Jahresgesamtbetrag		
	1908	1909	1910	1908	1909	1910
Koksanstalten und Zündstofffabriken	4052	3705	3692	3748457	3575720	3612522
Bricktfabriken	224	315	315	189524	262170	250415

Dagegen ist erfreulicherweise eine ständige Erweiterung des Absatzgebietes in Sachsen und Süddeutschland zu konstatieren. Vom Auslande ist in erster Linie der Absatz nach Österreich-Ungarn, das im Jahre 1910 7 600 000 t, im Jahre 1911 8 300 000 aufnahm, und nach Russland, wohin die Verladungen in den entsprechenden Jahren 1050000 t bzw. 1360000 t betrugen, zu erwähnen.¹

Die Bedeutung der auf der Montanindustrie sich aufbauenden Nebenindustrien kennzeichnet obenstehende Tabelle.

Die Bedeutung des Kohlenbergbaues im Waldenburger Revier erhellt uns die neben- und untenstehende Tabelle. Für Einzelheiten vgl. Bd. I, S. 342.

An Nebenprodukten wurden gewonnen:

Jahr	Öfen im Betrieb		Kohlen- besatz trocken	Koks		Teer		Ammonium- sulfat		Benzol u. Homologen, roh	
	ohne	mit		Production	Durchschnitts- verkaufswert à t	Production	Durchschnitts- verkaufswert à t	Production	Durchschnitts- verkaufswert à t	Production	Durchschnitts- verkaufswert à t
	Neben- produktent- gewinnung			t	t	Mt.	t	Mt.	t	Mt.	Mt.
1884	306	20	226816	142894	12,20	129	55,00	35	270,00	—	—
1890	551	100	385434	254178	20,86	1659	36,60	449	224,73	—	—
1900	635	313	705350	535562	19,96	7347	24,06	1977	204,68	—	—
1910	160	747	1080356	866714	16,48	25046	22,50	8547	235,14	3914	132,20

Die Rentabilität der niederschlesischen Kohlenindustrie wird stark beeinträchtigt durch die hohen Gestehungskosten und die weite Entfernung von der Oder. Da hierunter naturgemäß auch die Lohn-² und sonstigen Arbeitsverhältnisse leiden, findet ein ständiger Abfluss von Bergarbeitern nach den westdeutschen Industriebezirken statt. Günstige Bahntarife sind daher eine unbedingte Voraussetzung für die Existenzfähigkeit der Industrie.

¹ Beziiglich Preiskonventionen, Rentabilität, öffentlichen Lasten usw. vgl. Bd. I, S. 321.

² Die Löhne sind seit 1888 um Mt. 1,19 gestiegen, gegen Mt. 1,59 in Oberschlesien und Mt. 1,85 im Ruhrgebiet. Die Steigerung der Kohlenförderung seit 1876 betrug 161,29 % gegen 309,26 % in Oberschlesien und 381,21 % im Ruhrrevier.

	Produktion in Tonnen			Geldwert der Produktion in Mark		
	1908	1909	1910	1908	1909	1910
Röls	1564798	1493170	1523966	22091871	21431534	21257834
Zündker	115133	102739	94507	745358	678474	575445
Teer	94396	106819	122709	1889462	1995296	2377782
Schwefelammoniak	21881	21780	26305	4671395	4275381	5956336
Steinkohlenbriketts	219697	270370	331365	2658936	3213252	3816416

Die Kohlenförderung betrug:

im Jahre	Tonnen	Wert der verkauften Kohlen	Auslandsabsatz
1895	3877139	23676085 Mt.	33,77 %
1900	4767454	38110121	35,53
1905	5304480	37474740	32,18
1906	5403056	39859611	33,58
1907	5579702	44213552	33,85
1908	5623882	49685862	36,99
1909	4619474	49399677	38,68

Pech	Roh-naphthalin		Teeröl		Roh-antracen		Wert				
	Produktion	Durchschnitts- verkaufswert à t	Produktion	Durchschnitts- verkaufswert à t	Produktion	Durchschnitts- verkaufswert à t	Produktion	Durchschnitts- verkaufswert à t	an Röls	an Neben- produkten	in Summa
t	Mt.	t	Mt.	t	Mt.	t	Mt.	Mt.	Mt.	Mt.	Mt.
—	—	—	—	—	—	—	—	1743306,80	16555,00	1759851,80	
—	—	—	—	—	—	—	—	5302153,08	161623,17	5463776,25	
—	—	—	—	—	—	—	—	10689817,52	581471,18	11271238,70	
1371	32,50	427	21,42	756	55,00	130	15,00	14283446,72	3187941,22	17471387,94	

b) Die Eisen- und Stahlindustrie.

Im Jahre 1910 waren in der Eisen- und Stahlindustrie tätig ca. 41000 Personen, deren Löhne sich auf $41\frac{1}{2}$ Millionen beliefen, und die sich auf 13 Eisen-erzgruben, 14 Rölsanfalten, 9 Rölschocochofenwerke, 24 Eisen- und Stahlgießereien und 15 Eisenwalzwerke verteilt. Die Förderung an Eisenerzen, die im Jahre 1900 noch ca. 400000 t betrug, ist auf 150000 t im Jahre 1911 zurückgegangen, während der Bedarf an Eisenerzen sich auf ungefähr gleicher Höhe, nämlich 1100000 t, gehalten hat. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit eines erheblichen

Transportes an Eisenerzen, die hauptsächlich aus Schweden und Russland, aber auch aus Algier, Portugal, Spanien stammen.¹

Den rastlosen Bemühungen einer großen oberschlesischen Eisenerzfirma ist es bisher gelungen, trotz der überall sich zeigenden Schwierigkeiten Oberschlesiens in ausreichender Weise mit Eisenerzen zu versehen; es ist aber verständlich, wenn die Eisenerzversorgung ein Gegenstand ständiger großer Sorge für die oberschlesische Industrie bleibt, zumal stets zu befürchten ist, daß mit der Industrialisierung Russlands die Eisenerzexporte infolge von Ausfuhrverboten der russischen Regierung von dort aufhören. Die Versuche einiger Werke, sich durch den Erwerb eigener Gruben in Norwegen zu sichern, haben leider den erwünschten Erfolg nicht gehabt, da sich die Förderungs- und Transportkosten zu hoch stellen. Andererseits hat auch die teilweise Verpflanzung der Industrie nach Russland durch Gründung von Tochtergesellschaften sich als zweischneidiges Mittel erwiesen.

Die durch den Erzimport bedingte Produktionsverteuerung, ferner die ungünstigen Koksverhältnisse erklären es, daß Oberschlesien mit viel höheren Selbstkosten arbeiten muß, als etwa Rheinland-Westfalen oder Lothringen, und zwar stellen sich die Selbstkosten für Oberschlesiens auf 57,25 Mark pro Tonne Roheisen, während die entsprechenden Zahlen für Rheinland-Westfalen und Lothringen auf 50,54 bzw. 50,41 pro Tonne lauten.² Andererseits hat die Beschränktheit des Absatzgebietes ungünstige Verkaufspreise zur Folge, die sich stets, und zwar bisweilen nicht unerheblich unter den im Westen zu erzielenden Preisen bewegen. Während z. B. im Jahre 1910 die Durchschnittspreise für Gießereiereisen sich in Rheinland-Westfalen auf 64,25 Mark pro Tonne stellten, d. s. 5% über den schlechten Preisen des Vorjahres, beliefen sie sich in Schlesien auf 61,60 Mark, was nur eine Steigerung von $3\frac{1}{2}\%$ bedeutete. Dazu kommen die ungünstigen Frachtverhältnisse, die z. B. zur Folge haben, daß die Fracht für Walzfabrikate von Ruhrort nach Stettin-Danzig-Elbing rund 3 Mark pro Tonne billiger ist als von Königshütte, nach Königsberg sogar um 6 Mark pro Tonne. So ist es erklärlich, daß Schlesien an einer Hochkonjunktur nur in den seltensten Fällen voll teilnehmen kann, während der Rückschlag nach einer Konjunktur es um so härter trifft, und so ist es auch nur möglich, daß die westlichen Werke den oberschlesischen nicht nur in der übrigen Provinz Schlesien, sondern sogar in dem eigentlichen Industriebezirk mit Erfolg Konkurrenz bereiten können. Die schlechten Ergebnisse legen den schon öfter ventilirten Gedanken nahe, durch Vereinheitlichung der Leitung, Stilllegung einzelner Betriebe, forciertere Ausnutzung der übrigbleibenden und Ausschaltung jeglicher Konkurrenz, mit anderen Worten, nicht mit Hilfe der jetzt bestehenden Syndikate, sondern durch Vertrustung der oberschlesischen Eisenindustrie, die Basis zu einem rentableren Arbeiten zu legen. Ob dieser Gedanke durchführbar ist, muß dahingestellt bleiben, ebensowenig kann ein Urteil darüber abgegeben werden, ob wirklich ein Heilmittel für die oberschlesische Industrie darin liegt. Jedenfalls dürfte die Einheitlichkeit der Leitung den Aktionen der oberschlesischen Industrie eine größere Wucht und Stofskraft verleihen als wie jetzt, wo sie nach außen hin nicht immer da, wo es notwendig wäre, als ein einheitliches Gebilde erscheint.

¹ Nicht uninteressant ist es, daß die russischen Eisenerze zum Teil einen Bahntransport von 2000 km von der Produktionsstätte bis zum oberschlesischen Hochofen durchlaufen müssen. Bgl. Bd. I, S. 346.

² Bgl. Berg- und Hüttenmännische Rundschau 1912 Nr. 14 S. 151.

Im übrigen geben nachstehende Tabellen einen Überblick über die Bedeutung der Hochofen- und Hüttenindustrie.

Betrieb	Zahl der Arbeiter			Arbeitslöhne Jahresgesamtbetrag		
	1909	1910	1911	1909	1910	1911
Hochofenbetrieb . . .	4882	4872	4989	4766032	4895950	5119426
Eisen- und Stahlgießerei (24 Betriebe ¹) . . .	3157	3411	3679	2970168	3255662	3560577
Fluß- und Schweißseifen- erzeugung, Walz- werksbetrieb . . .	20079	19111	19688	20380812	19700481	21220487
Verfeinerungsbetriebe .	13558	13779	14737	12787183	13607225	15096767

	Produktion Tonnen			Geldwert der Produktion Mark		
	1909	1910	1911	1909	1910	1911
Roheisen	849766	900366	963382*	52418323	55898263	60689446
Gusswaren, II. Schmel- zung	68603	74348	80992	9742222	9991644	11034421
Stahlformguß I . . .	7290	8902	10049	2576028	3036180	3377547
Stahlformguß II . . .	6910	7883	9130	2161573	2446347	2765280
Halbzeug	470860	205827	226770	43354773	20304242	22401934
Fertigerzeugnisse der Walzwerke	711724	793030	806617*	98280000	104315872	114134883
Erzeugnisse der Verfeine- rungsbetriebe aller Art	234549	250861	289162	66659196	69062412	75586360

Die Zinkindustrie beschäftigt in 22 Zink- und Bleigruben⁴, 12 Zinkblenderöfen-
anstalten, 15 Rohzinkhütten, 8 Zinkblechwalzwerken 25000 Arbeiter mit einem
Einkommen von 23000000 Mark.⁵

Verarbeitet wurden im Jahre 1910 an Galmei und Zinkblende 489000 t, wo-
von 77000 t aus dem Auslande⁶, zum Teil aus Australien stammten.

Gewonnen wurden 84000 t Rohzink (in Deutschland 157000 t), 54000 t raffi-
niertes Zink (57000 in ganz Deutschland). An der Weltproduktion, die sich im
Jahre 1908 auf ca. 1200000 t belief, war Schlesien im Jahre 1890 noch mit
25,5% beteiligt, gegen 19,5% im Jahre 1908. Der Rückgang ist offenbar
zurückzuführen auf den aus hygienischen Gründen den Zinkhütten auferlegten
Zwang, Schwefelsäure herzustellen. Durch den ungünstigen Tarif für
die Beförderung der Schwefelsäure wird, obwohl die Schwefelsäure schon
lange häufig unter den Selbstkosten abgegeben wird, der Absatz durch die erwähnten
Tarifverhältnisse immer schwieriger, zumal Russland und Österreich durch die hohen

¹ Im gesamten Schlesien befinden sich 94 Betriebe mit 12000 Arbeitern.

² D. h. 6,21% der 15534223 t betragenden deutschen Gesamtproduktion. 1912 betrug die Produktion 1048556 t gegenüber einer Gesamtproduktion von 17653502 t.

³ D. h. ca. 6,50% der deutschen Gesamtproduktion.

⁴ Die zu der Blei-Schafgrube gehörige Erzaufbereitungsanstalt (Georg v. Giesches Erben) dürfte die modernste u. grösste der zurzeit existierenden sein. Vgl. Bd. I, S. 329.

⁵ Näheres s. S. 364 ff.

⁶ In ganz Deutschland wurden 659000 t verarbeitet, wovon 157000 aus dem Aus-
lande stammten.

Zölle verschlossen sind. Die Tatsache, daß im Jahre 1910 auf 1 t Zink 1,38 t Schwefelsäure entfielen, kennzeichnet hinreichend die Bedeutung dieser Frage für die oberschlesische Zinkindustrie.¹

Von sonstigen in Schlesien gewonnenen bergbaulichen Produkten sind noch zu nennen Blei (1910: 43000 t), Glätte (3000 t), Silber (9,5 t), Cadmium², sowie das in der Reichensteiner Gegend gewonnene Arsen (Gesamtproduktion jährlich etwa 2000 t) und Gold (ca. 60 kg jährlich). Endlich sei noch die Nickelgewinnung bei Frankenstein erwähnt. Bgl. Bd. I, S. 116f. und S. 118f.

Die auf der schlesischen Montan- und Eisenindustrie sich aufbauenden Verfeinerungsindustrien können als noch entwicklungsfähig bezeichnet werden. Wohl leistet Schlesien im Waggon- und Schiffsbau³, in der Konstruktion von Brückenbaumaterialien Hervorragendes; es hat ferner Fabriken für den Bedarf von Gruben- und Hüttenwerken, Zucker-, Papierfabriken und Holzbearbeitungsanstalten, für die Herstellung landwirtschaftlicher Wärme- und Kältemaschinen von bedeutendem Rufe. Nach sachverständiger Ansicht ist aber noch manche Lücke zu konstatieren, und zwar nicht nur in der schweren Maschinenindustrie, sondern ganz besonders in der Herstellung von Werkzeugmaschinen, namentlich von Maschinen für die Textilindustrie. Auch die im Rheinland und in Westfalen eine so große Rolle spielende Kleineisenindustrie ist in Schlesien relativ schwach vertreten, desgleichen die Herstellung feinmechanischer Apparate aller Art.⁴ Daß Schlesien ein sicheres Absatzgebiet für alle diese Erzeugnisse ist, zeigt der leider nicht zahlenmäßig zu fassende starke Import aus anderen Provinzen; andererseits ist anzunehmen, daß nicht nur der Hüttenindustrie ein neues Absatzgebiet eröffnet werden, sondern auch die Hüttenindustrie wieder günstig auf den Beschäftigungsgrad der Maschinenfabriken zurückwirken würde. Damit ist die Frage nach einer gesicherten Rentabilität natürlich noch nicht beantwortet. Dies muß dem Fachmann überlassen bleiben, dem auch die Aufgabe zufallen würde, das etwas schlesienmüde Kapital dafür zu interessieren.

Die Textilindustrie.

Die ca. 80000 Arbeiter beschäftigende Textilindustrie nimmt die zweite Stelle unter den schlesischen Industrien⁵ ein. Ihre Stellung im deutschen Textilgewerbe sowie die Lohnverhältnisse der Arbeiter zeigt folgende Tabelle.⁶

¹ Es wurden 1910 produziert 192000 t (Wert 2830000 Mark), d. h. 10% der gesamten deutschen Erzeugung.

² 1911 41811 t im Werte von ca. 240000 Mark. Hierfür hat Oberschlesien in Deutschland das Monopol.

³ Schiffe einer Breslauer Werft sind selbst auf den Strömen Sibiriens zu finden. Bezuglich der Ausfuhr anderer Werke s. Bd. I, S. 416ff.

⁴ Von den in der Herstellung von Maschinen und Apparaten sowie der Metallverarbeitung gewidmeten Fabriken investierten deutschen Gesellschaftskapitalien von 1808,7 Millionen entfallen nur 77 Millionen auf Schlesien, d. h. 4,2%. In der Fabrikation von Maschinen und Apparaten, Werkzeugen, Automobilen, Fahrrädern, elektrischen Maschinen sind 25157 Personen beschäftigt gegenüber einer Gesamtzahl von 342992 in Preußen, von denen 39700 auf Westfalen und 89382 auf das Rheinland entfallen. In der Näh- und Stecknadel-, und Drahtfabrikation waren 1907 tätig 772 Personen gegen 6561 im Rheinland. (Bgl. auch Schilling in der Industrienummer der Schles. Zeitung v. Juni 1911 und Bd. I, S. 412ff.

⁵ In Gesellschaftskapitalien waren 1909 investiert 63 Mill. gegen 323 Mill. in Preußen.

⁶ Die Leinenindustrie ist in ihr nicht berücksichtigt.

Textilberufsgenossenschaft	Versicherungspflichtige Betriebe	Versicherte Personen	Durchschnittslöhne
Norddeutsche	2247	131 128	829,6
Süddeutsche	1140	125 495	768,3
Elsaß-Lothringische . .	441	68 100	777,4
Rheinische	2768	148 839	912
Sächsische	6319	254 805	762,7
Schlesische	519	59 389	614,9 ¹

Hinzu kommen noch schätzungsweise 9000 Hausindustrielle, in der Hauptsache Handweber, die sich auf die Baumwoll- und Leineweberie etwa im Verhältnis von $\frac{1}{3}$ zu $\frac{2}{3}$ verteilen dürften² und ca. 10000 in der mechanischen Leinenindustrie beschäftigte Weber. Im übrigen geben folgende zwei Tabellen einen Überblick über die Lage der schlesischen Textilindustrie. Aus ihnen geht mit besonderer Deutlichkeit die Abnahme der Kleinbetriebe hervor, womit die Verringerung der in der Spinnerei und Weberei überhaupt beschäftigten Personen zusammenhängt.

	Betriebe	Hauptbetriebe	
		1895	1907
Flachsspinnerei	Klein-	478	87
	Mittel-	3	6
	Groß-	21	18
Baumwollspinnerei	Klein-	716	50
	Mittel-	17	10
	Groß-	6	8
Wollspinnerei	Klein-	194	10
	Mittel-	17	26
	Groß-	11	11
Leinenweberei	Klein-	9 854	5 767
	Mittel-	84	69
	Groß-	21	42
Baumwollweberei	Klein-	8 314	2 234
	Mittel-	55	28
	Groß-	20	31
Wollweberei	Klein-	1 661	745
	Mittel-	43	40
	Groß-	25	32
Seidenweberei	Klein-	200	151
	Mittel-	2	3
	Groß-	—	3
Weberei von gemischten Stoffen	Klein-	1 731	233
	Mittel-	47	19
	Groß-	18	14

¹ Gegen 493 Mark im Jahre 1892. Vgl. auch Bd. I, S. 424 f.

² Die gesamte hausindustrielle Produktion wurde 1898 auf 24 Millionen geschätzt.

³ Kleinbetriebe bis 5 Personen, Mittelbetriebe bis 50 Personen, Großbetriebe die übrigen Betriebe.

Gewerbearten	Zahl der Betriebe (am 12. Juni 1907)	Zahl der darin beschäftigen Personen	Davon männliche		Zahl der Betriebe (am 12. Juni 1907)	Zahl der darin beschäftigen Personen	Davon männliche	
			Davon weibliche	Davon männliche			Davon weibliche	Davon männliche
a) Zubereitung von Spinnstoffen . . .	144	1581 (11 866) ¹	266	1 045	—	—	—	—
Wollbereitung . . .	—	—	—	—	61	1 168	408	760
Flachsroßstanstalten, Brecherei . . .	—	—	—	—	83	413	128	235
b) Spinnerei, einschließlich Hechelei, Haspeleri, Spulerei, Zwirnerei u. Wattefabrikation . . .	272 ²	12 701 ³ (79 832)	4 324	8 377	—	—	—	—
Seiden- und Seiden- föhdysspinnerei . . .	—	—	—	—	10	12	3	9
Wollspinnerei . . .	—	—	—	—	47 ⁴	2 732	1 000	1 732
Kunstwollherstellung u. Spinnerei . . .	—	—	—	—	9	581	223	358
Flachs- u. Hanfhechelei und Spinnerei . . .	—	—	—	—	118	7 465	2 588	4 897
Jute- und Zellstoffspinnerei	—	—	—	—	2	133	43	90
Baumwollspinnerei . . .	—	—	—	—	87 ⁵	1 880	558	1 322
Spinnerei and. Stoffe	—	—	—	—	8	471	152	327
c) Weberei inll. Band- weberei	11 019 ⁶	48 177 ⁷ (234 221)	17 738	30 429	—	—	—	—
Seidenweberei . . .	—	—	—	—	115	694	329	365
Wollweberei . . .	—	—	—	—	852 ⁸	6 502	2 230	4 272
Leinenweberei . . .	—	—	—	—	693 ⁹	19 488 ¹⁰ (35 177)	7 086	12 402
Jute- und Zellstoff- weberei	—	—	—	—	3	49	13	33
Baumwollweberei . .	—	—	—	—	2 657 ¹¹	15 383 (53 314)	6 143	9 240
Weberei von gemischten Stoffen	—	—	—	—	304 ¹²	5 491	1 731	3 740
Teppichfabrikation . .	—	—	—	—	107	570	377	193

¹ Die Klammern enthalten die Zahlen für Preußen.

² 1885 noch 1787 — also offenbar starke Abnahme der Handspinner, da nur noch 79 Alleinbetriebe für Flachs- und Hanfhechelei existieren.

³ Gegen 15 213 Personen im Jahre 1902.

⁴ 1885 noch 270, vgl. Ann. 2.

⁵ 1885 noch 885. ⁶ 1885 noch 26 642.

⁷ 1902 noch ca. 60 000. ⁸ 1885 noch 1915.

⁹ 1885 noch 12 672. ¹⁰ Darunter 3127 Alleinbetriebe und 2682 mit 3 Personen.

¹¹ 1885 noch 9794. ¹² 1885 noch 2042.

Gewerbearten	Umlauf der Betriebe (am 12. Juni 1907)	Umlauf der darin beschäftigten Personen	Davon männliche	Davon weibliche	Umlauf der Betriebe	Umlauf der darin beschäftigten Personen	Davon männliche	Davon weibliche
d) Gummi- u. Haarflech- terei und -Weberei . .	187	222 (3 619)	119	103	—	—	—	—
Strickerei u. Wirkerei (Strumpfwirkerei) . .	1 203	3 576 (17 677)	607	2 669	—	—	—	—
Häkeli, Stickerei, Spitzenfabrikation . .	1 024	2 586 (12 462)	237	2 349	—	—	—	—
Bleicherei, Färberei, Druckerei u. Appretur von Spinnstoffen, Gar- nen, Geweben u. Zeugen aller Art	331	10 078 (54 133)	7 030	3 048	—	—	—	—
Posamentenfabrikation	112	363 (16 237)	87	276	—	—	—	—
Seilerei u. Reepschlä- gerei, Verfertigung v. Nugen, Segeln, Säcken und dergl.	426	1 026 (12 402)	751	275	—	—	—	—

An erster Stelle steht die Leinenindustrie.¹ Ihre Gespinnste und Gewebe erfreuen sich in Deutschland wie am Weltmarkt eines wohlverdienten Ansehens. Für 1905 wird die Zahl der Spindeln, einschließlich 20000 Zwirn- und Bind- fadenspindeln, 4000 Hanfspindeln und 22000 Jutespindeln, auf 176000 Stück geschätzt.² Von den Garnen werden die gröberen schlesischen mit den feineren rheinisch-westfälischen ausgetauscht.³

In der Weberei spielen die Stapelartikel die Hauptrolle, daneben haben auch feine Tischtücher, Taschentücher, kunstvolle, besonders auch durch ihre Appretur ausgezeichnete Damaste einen bedeutenden Ruf. Ein reger Export findet nach den Niederlanden, der Schweiz, den Balkanstaaten, Skandinavien, Nord- und Südamerika, Australien u. a. m. statt. Dass die Handweber noch einen nicht ganz geringen Anteil an der Produktion haben, wurde bereits bemerkt. Nach sachverständiger Ansicht werden sie auch nicht in allernächster Zeit verschwinden, namentlich nicht in der Grafschaft Glaz, vor allem wohl weil es nicht leicht ist, die älteren, an ihren Beruf gewöhnten Leute für eine neue Tätigkeit einzurichten,

¹ In Schlesien entfallen auf 106 Einwohner ein in der Leinenindustrie tätiger gegen 351 in Rheinland-Westfalen und 525 im gesamten Königreich Preußen.

² Gegen 381000 in ganz Deutschland, vgl. Frahne, „Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens“, Tübingen 1905, S. 239 f.

³ Für die Zahl der Handspinner vgl. S. 214 Anm. 2.

⁴ Über die sonstige Einfuhr s. Frahne S. 232.

und weil ferner für viele die Weberei nur eine während der Wintermonate ausgeübte Nebenbeschäftigung ist. Die oft gehörte Behauptung, daß, wenn sehr viele verschiedene Muster anzufertigen sind, die Handweberei profitabler sein soll als die Maschinenweberei, wird nicht allenthalben als stichhaltig anerkannt und dürfte für Qualitätsware keinenfalls zutreffen.

Der für die Industrie benötigte Flachs wird infolge des Rückganges der heimischen Produktion meist aus Rußland bezogen. Die völlige Abhängigkeit vom Ausland für den Bezug des Rohmaterials birgt naturgemäß große Gefahren und Unbequemlichkeiten in sich.

Von den der Leinenindustrie nahestehenden Gewerbszweigen sei noch die Spangenindustrie erwähnt. Die namentlich in den Gebirgsgegenden hergestellten Nadelspangen stehen den besten Mustern des Weltmarktes nicht nach.¹

In der Baumwollspinnerei hat, wie die Abnahme der kleineren Betriebe zeigt, der Konzentrationsprozeß in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Aber nur 4 Spinnereien zählen über 10000 Spindeln — hiervon eine über 30000 —, während allein das Rheinland 72 solcher Betriebe hat.² Ihre Erzeugnisse decken den Bedarf der Webereien nicht, so daß Garne aus Sachsen, Hannover und Rheinland-Westfalen eingeführt werden müssen. Die Zahl der Webstühle wird auf annähernd 15000 geschätzt.³ Hergestellt werden fast ausschließlich Buntwaren, in denen Schlesien noch immer an erster Stelle steht. Diesen Platz zu behaupten, ist um so schwieriger, als der häufige Modewechsel in diesen Fabrikaten an die Beobachtung und Anpassungsfähigkeit besonders hohe Ansprüche stellt.

Die Lage der Baumwollenindustrie ist wenig erfreulich, da zu der in Deutschland allgemeinen Kalamität, nämlich der Abhängigkeit vom ausländischen Baumwollmarkt, noch die weite Entfernung von den Hafenplätzen und den Absatzgebieten des In- und Auslandes hinzukommt. Der Kampf gegen den außerschlesischen Wettbewerb, namentlich den der elsäßisch-lothringischen Industrie, wird dadurch sehr erschwert. Gleichwohl hat sie ihren Platz im Exportverkehr zu behaupten verstanden. Hauptabnehmer sind die Balkanstaaten, Rußland, Frankreich, Spanien, Portugal u. a. m.

Auch die schlesische Wollindustrie, die ihren Hauptsitz in Niederschlesien hat, produziert weit über den Bedarf der Provinz. Von relativ geringer Bedeutung ist die Kammgarnspinnerei, insbesondere spielt die Vereinigung von Kammgarnspinnerei und Weberei keine Rolle. Die Erzeugnisse der wenigen vorhandenen Kammgarnspinnereien erfreuen sich aber eines guten Rufes und werden im Austausch mit den Fabrikaten anderer Provinzen in diesen und auch im Auslande abgesetzt. Streichgarnspinnerei ist überall in Verbindung mit der Weberei zu finden. Von großer Bedeutung auch für den Export sind die Halb-

¹ Der Umsatz ist von 11761 Mark im Jahre 1907 auf 43000 Mark im Jahre 1911 gestiegen. In ganz Schlesien sind in der Häkeli, Stickerei- und Spangenfabrikation 2586 Personen tätig. Näheres s. im Schles. Jahrbuch für 1913 S. 130 ff.

² Die Zahl der Spindeln wird 1905 auf 115000 gegen 9½ Millionen in ganz Deutschland beziffert. Bgl. Frahne, a. a. O. S. 240. Betriebe mit über 200 Personen gibt es in Schlesien 3, im Rheinland 30, in ganz Preußen 55.

³ Von den 56 preußischen Spinnereien, die über 200 Personen beschäftigen, entfallen 18 auf Schlesien.

woll- und ferner die Kunstwollfabrikate, die durch ihren billigen Preis und ihre geschmackvollen Muster einen bedeutenden Absatz auch außerhalb Deutschlands haben. Hergestellt werden außer Tüchen für die Herren- und Damenkonfektion aller Art, Uniformtüche, Billard- und Besatztüche, Decken, Strick- und Strumpfwaren. Als Exportländer kommen namentlich Belgien, Holland, Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, Norwegen und Amerika in Betracht. Auch für die Wollindustrie macht sich die Konkurrenz von Elsaß-Lothringen stark fühlbar. Den feineren, aus England zu uns gelangenden Stoffen kann die schlesische Industrie bisher Gleichwertiges nicht gegenüberstellen.

Für den Bezug des Rohmaterials gilt mutatis mutandis das bei der Baumwollindustrie Gesagte.

Von Spezialindustrien sei noch die Teppichindustrie erwähnt. Dass ein großer Teil der „echten“ Smyrnateppiche in Schmiedeberg im Riesengebirge hergestellt werden, dürfte allgemein bekannt sein.

Von den Bekleidungsgewerben ist am bedeutendsten die hauptsächlich in Breslau domizilierende Konfektions- und Wäscheindustrie,¹ ferner die Stroh- und Filzhutfabrikation, die beide nicht nur an das übrige Deutschland, sondern in erheblichem Maße auch an das Ausland liefern.² Endlich ist zu erwähnen die Schuhfabrikation,³ die, soweit sie auf kleinkapitalistischer Grundlage beruht (namentlich in der Potschau-Neustädter Gegend), gegenüber den großkapitalistischen Unternehmungen nicht mehr als recht konkurrenzfähig erscheint, wogegen die auf breiterer Basis arbeitenden Unternehmungen durch die Qualität ihrer Fabrikate einen regen und lohnenden Absatz auch außerhalb Schlesiens und selbst Deutschlands finden. Das Übergewicht der großkapitalistischen Unternehmungen zeigt sich auch in der Gerbereiindustrie, wo das langsame billigere Verfahren der kleineren Gerbereien gegenüber dem schnelleren, wenn auch kostspieligeren der großkapitalistischen Unternehmungen die Möglichkeit eines erfolgreichen Wettbewerbs nicht mehr zulässt.

Chemische Industrie.

Sowohl die Herstellung der Mineralsäuren (Schwefelsäure⁴, Salzsäure, Salpetersäure) als auch die der Alkalien, namentlich von Soda und Pottasche, ferner die Gewinnung vieler Salze (Ammoniumsalze, Glaubersalz, Chromate, Litopone) wird in Schlesien in umfassendem Maße betrieben. Auf der Gewinnung von Schwefelsäure baut sich eine bedeutende Kunstdüngerfabrikation auf, desgleichen auf den Schlacken des Thomasprozesses. Kunstdünger liefert auch die Knochenverarbeitung, die gleichzeitig der Herstellung von Gelatine und Leim dient.

¹ Die Bekleidungsindustrie ist jetzt die bedeutendste Hausindustrie Schlesiens. Im Jahre 1910 wurden 4281 männliche und 10749 weibliche ihr angehörige Hausindustrielle gezählt.

² Von den 186 Betrieben mit 1813 Personen in Preußen entfallen 99 Betriebe mit 548 Personen auf Schlesien, darunter der einzige mit über 200 Beschäftigten.

³ 19682 Betriebe, darunter 24 mit 150—200, 3 mit 200—1000 Arbeitern.

⁴ Über die Gewinnung der Schwefelsäure als Nebenprodukt der Zinkindustrie s. o. S. 211.

Von sonstigen Zweigen der anorganisch-chemischen Industrie seien noch erwähnt die Zündholzfabrikation¹, die Ultramarinfarbenerzeugung und die in großzügiger Weise bei Breslau betriebene Herstellung von reinen Tonerden, die — zum Teil aus Frankreich stammend — nach Verarbeitung bei Breslau, in Neuhausen (Schweiz) zur Aluminiumfabrikation verwandt werden.

Von den organisch-chemischen Industrien ist die große Bedeutung der mit der Land- und Forstwirtschaft verbundenen Nebenindustrien, nämlich der Zucker-, Spiritus-, Bier-, Zelluloseerzeugung, bereits hervorgehoben worden. Ferner gehört hierher noch die Gewinnung von Stärke, sowie der Fette und fetten Öle, für welch letztere freilich die heimischen Rohmaterialien keine ausreichende Basis mehr bieten.² Die auf der Fett- und Ölindustrie beruhende Kerzen- und Seifenfabrikation³ deckt den Bedarf der Provinz nicht.⁴ Die in den Handel gelangenden Parfüms stammen infolge des Brachliegens dieses Industriezweiges nur zum allerkleinsten Teile aus Schlesien.⁵

Die Bedeutung der bei der Steinkohlendestillation gewonnenen Rohmaterialien zeigen die oben (S. 208) wiedergegebenen Tabellen. Aber sowohl die Reindarstellung der in den Teerölen vorhandenen Verbindungen als namentlich die weitere Veredelung dieser zu Farbstoffen, Arzneimitteln usw. ist zurückgeblieben.⁶ Alles in allem ist festzustellen, daß die Entwicklung der rein organisch-chemischen Industrie nicht ihren günstigen Vorbedingungen entspricht, obwohl gerade für sie die unbefriedigenden Fracht- und Zollverhältnisse nicht eine so bedeutende Rolle spielen dürften wie bei anderen Industriezweigen.

Anhang.

In Schlesien werden gezählt 557 Betriebe, in denen 6700 Arbeiter beschäftigt sind, gegen 8702 Betriebe in Deutschland mit 220 000 Arbeitern. Von den in der deutschen chemischen Industrie investierten gesellschaftlichen Kapitalien von 610,5 Millionen entfallen nur 20,2 Millionen auf Schlesien. Mit der relativ geringen Entwicklung der chemischen Industrie dürfte es auch zusammenhängen, daß von den 152653 in der Zeit von 1878—1910 in Deutschland erteilten Patenten nur 5714 auf Schlesien entfielen.

Keramische Industrie.

Niederschlesien hat als Wiege der modernen Kunstsiefefabrikation zu gelten und es hat seinen alten guten Ruf bis heute bewahrt. Ihr schließt sich würdig an die Fabrikation der weltbekannten Bunzlauer Tonwaren und die Fabrikation von Tonröhren.⁷

¹ Ca. 25 % der in Preußen hergestellten Zündhölzer stammen aus Schlesien.

² Namentlich die Rapsölserzeugung ist in starkem Rückgang.

³ 1907 958 beschäftigte Personen gegen 11888 in Preußen.

⁴ Die der Fettindustrie nahestehende Erzeugung von Nitroglycerin wird in Verbindung von Nitrozellulose zur Grundlage der Dynamit- und Pulverfabrikation. Beschäftigt in ihr waren 1907 nur 854 Personen, gegen 20869 in Preußen.

⁵ Nur 67 Personen waren 1907 in ihm tätig gegen 2178 in Preußen (vgl. Semmler in der Industrienummer der „Schles. Zeitung“ Juni 1911).

⁶ In der Herstellung von pharmazeutischen und photographischen Artikeln und in der Farbenherstellung waren 1904 beschäftigt 4130 Personen, gegen 62189 in Preußen.

⁷ Eine der größten Tonwarenfabriken Deutschlands befindet sich bei Münsterberg, die allein 800 Arbeiter beschäftigt und neben Wasserröhren auch säurefeste Behälter aller Art für die chemische Industrie herstellt. Vgl. Bd. I, S. 160.

Die schlesische Porzellanindustrie ist die bedeutendste Preußens.¹ Die größten Betriebe befinden sich in Waldenburg und Altwasser; sie versorgen nicht nur einen großen Teil Deutschlands mit ihren Fabrikaten, sondern exportieren auch in erheblichem Maße und zwar besonders nach Amerika. Neben Geschirr für den Haushalt spielt die Herstellung von Artikeln für gewerbliche Zwecke, namentlich für die Elektrizitätsindustrie eine immer größere Rolle.

In der Glasindustrie² sind zu unterscheiden die alten, Luxusartikel von höchstem künstlerischen Werte herstellenden Hütten, die namentlich in den Gebirgsgegenden zu finden sind, und die neueren, die im wesentlichen Massenartikel für gewerbliche und Zwecke des Haushalts fabrizieren. Während die ersten meist schlesischer Initiative und schlesischem Kapital ihre Entstehung verdanken, sind letztere vielfach Tochtergesellschaften auswärtiger groß- und größtkapitalistischer Unternehmungen. So stehen insbesondere einige Werke in Weißwasser, das mit seinen 11 Betrieben vielleicht der bedeutendste Glasort Deutschlands ist, in Abhängigkeit von den großen Elektrizitätsgesellschaften, deren ständig wachsende Bedürfnisse eine entsprechende Erweiterung der Betriebe zur Folge haben.

Stein- und Zementindustrie.

Die schlesische Granit-, Basalt- und Marmorindustrie haben eine mehr lokale Bedeutung im Gegensatz zu der Sandsteinindustrie, deren Material wie z. B. die Verwendung bei dem Reichstagsgebäude und bei dem Neubau der königlichen Bibliothek in Berlin zeigt, einen regen Absatz auch außerhalb der Provinz hat. In Schlesien selbst könnte der namentlich in der Grafschaft Glas sowie den Kreisen Bunzlau und Löwenberg gewonnene Sandstein häufiger benutzt werden. Vgl. Bd. I, S. 143, 149, 156.

Die Zementindustrie, die hauptsächlich in der Gegend von Oppeln ihren Sitz hat, zählt elf in Form von Aktiengesellschaften betriebene Unternehmungen.³ Der Absatz der schlesischen Zementindustrie hat sich von 95000 Fäß (à 170 kg) im Jahre 1872 auf 4040000 Fäß im Jahre 1910 gesteigert. Der früher lebhafte Export nach dem Auslande, insbesondere nach Österreich, Russland und dem Orient, ist durch die Zölle unprofitabel geworden, ja die österreichischen Fabriken machen sogar zeitweise den schlesischen eine nicht unerhebliche Konkurrenz im eigenen Lande. Der dadurch verursachte Preisdruck hat zur genauesten Beobachtung der technischen Fortschritte gezwungen, wie die Tatsache zeigt, daß, während im Jahre 1888 auf einem Arbeiter eine Jahresproduktion von 480 t entfiel, sich diese 1910 auf 1430 t gesteigert hatte. Ferner hat sich der Zusammenschluß in Form eines Syndikats als dringend erforderlich erwiesen, zeitweise Preiskämpfe haben die Notwendigkeit einer Kartellierung noch unterstrichen.

¹ In Deutschland kommt sie hinter der thüringisch-sächsischen und der bayrischen Gruppe an dritter Stelle. Von den 295 Betrieben mit 10603 Personen in Preußen entfallen 93 Betriebe mit 6824 Personen auf Schlesien, darunter die einzige mit mehr als 1000 beschäftigten Personen.

² In ganz Schlesien werden gezählt 411 Betriebe (in Preußen 1196) — darunter 18 (62) mit mehr als 200 beschäftigten Personen — mit insgesamt 12359 (47750) tätigen Personen. Vgl. Bd. I, S. 159.

³ Von den 150 Millionen Mark in der deutschen Zementindustrie investierten Aktienkapitalien entfallen 26,6 Millionen auf Schlesien. Näheres s. Bd. I, S. 152 ff.

C. Handel.

Schlesiens Handel beruht in der Hauptsache auf den Erzeugnissen und dem Bedarf der Provinz oder negativ ausgedrückt, es existiert im wesentlichen kein Handel, der nicht ihren eigenen Konsum oder ihre eigenen Produkte zur Grundlage hätte. Wohl herrscht ein reger Warenaustausch mit den Nachbarprovinzen und dem angrenzenden Auslande, namentlich mit Russland, wie sich z. B. daraus ergibt, daß unter allen preußischen Handelskammerbezirken Oppeln den quantitativ erheblichsten Handel mit Russland hat. Während aber z. B. früher Breslau als Handelsplatz internationale Bedeutung zukam, ist diese infolge der Ungunst der Lage Schlesiens, der veränderten Verkehrs- und Zollverhältnisse und endlich der Schlesiens feindlichen Tarifpolitik der österreich-ungarischen Bahnen zu einer lokalen geworden. Nur für einige Artikel, unter denen die wichtigsten Flachs, Getreide, Holz, Häute und Felle sind, ist Breslau noch der Sitz eines internationalen Handels.

Die ausgedehnte, teilsweise den Bedarf der Provinz stark übersteigende Produktion ermöglicht naturgemäß einen blühenden Handel mit schlesischen Erzeugnissen. Der Zwischengewinn dieses Handels kommt zum größten Teil dem schlesischen Kaufmann zugute, der sich freilich oft nur mit Mühe der Anziehungskraft des Berliner Marktes erwehren kann. Speziell der Handel mit schlesischer Kohle zieht sich immer mehr in Berlin zusammen.

Für den Detailhandel bedeutet die so häufig zu konstaterende — und leider nicht abnehmende — Neigung gerade der wohlhabendsten Schlesiern, die Provinz und ihre Hauptstadt bei Einkäufen zugunsten von anderen Plätzen, namentlich von Berlin und Wien zu übergehen, eine schwere Schädigung.

Im Bankwesen¹ vollzieht sich wie überall eine rasche Konzentrationsbewegung unter der Alide Berliner Großbanken. Die Zusammenbrüche mehrerer kleiner Provinzbanken im Jahre 1912 sind aber weniger auf die verschärzte Konkurrenz als auf übermäßige, zum Teil mit den oben geschilderten Einkommens- und Vermögensverhältnissen zusammenhängende Kreditgewährung und auf Spekulationsucht zurückzuführen.

Der Breslauer Effektenbörse hat die Bank- und Börsenkonzentration kaum noch lokale Bedeutung gelassen.

D. Soziale Fürsorge.

Nicht der geringste Ruhmestitel Schlesiens liegt auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge.

Die überall zu findenden musterhaft eingerichteten Krankenhäuser und Gesundungsheime dürfen sich mit den besten ihrer Art messen. Die Fürsorge für den Arbeiter beschränkt sich nicht darauf, ihm die notwendigen Lebensbedürfnisse zu kommen zu lassen, sondern kommt auch seiner Liebe zur Natur, der erfreulichen

¹ Im Geld und Kreditwesen waren 1907 in Schlesien tätig 2568, gegen 39294 in Preußen. Von dem Gesamtumsatz der Reichsbank von 377502536900 Milliarden Mark im Jahre 1911 entfielen auf Schlesien 14808698700. Breslau steht mit 7436560700 Mark Umsatz am sechster Stelle hinter Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig.

Begabung des Schlesiens für Musik in verständnisvoller Weise entgegen. Arbeiterkolonien wie Gieschewald dürfte nicht viel Ebenbürtiges an die Seite zu setzen sein. Die Notwendigkeit der Beschaffung menschenwürdiger Wohnungen ist um so dringender, als Schlesien die schlechtesten Wohnungsverhältnisse in Preußen aufweist¹, und das Verdienst der Unternehmer ist um so größer, als die Gewöhnung des schlesischen, namentlich des oberschlesischen Industriearbeiters an Hygiene und Sauberkeit größere Schwierigkeiten bereitet, als es im Westen der Fall ist. In dem schwierigen Kampfe gegen den Alkohol hat das verständnisvolle Zusammenwirken von Kirche, Staat und Unternehmer schon große Erfolge gezeitigt. Eine besondere Aufmerksamkeit wird der körperlichen und geistigen Heranbildung der Jugend gewidmet, wobei neben der humanen Gesinnung die Erwägung obwaltet, daß die oben berührten gesundheitlichen Verhältnisse auch eine bedeutsame wirtschaftliche Seite haben, und daß mit der Heilung des Übels bei der Jugend begonnen werden muß.²

E. Folgerungen.

Der hier gegebenen Übersicht über die Wirtschaft Schlesiens ist noch hinzuzufügen, daß bezüglich der hier nicht speziell erwähnten Gewerbezweige, die im wesentlichen der Deckung des Lokalbedarfes dienen, bemerkenswerte Unterschiede von den anderen Provinzen nicht zu konstatieren sind. Andererseits wird durch die Übersicht die Zahl der Exportindustrien auch nicht erschöpft; so haben beispielsweise die Stanniol-, Bürsten-, Zigaretten-, Schokoladen-, Konserven- und Kunstdruckfabriken ihren Absatz in allen Teilen der Welt. Letztere dürfte die ausgedehnteste künstlerische — im weiteren Sinne — Tätigung Schlesiens sein, der sonst noch die Möbel-, Glas- und Spülensfabrikation zuzurechnen sind.

Im übrigen bleibt die Entwicklung des Künstlergewerbes und der hoch- und höchstqualifizierte Gebrauchsartikel herstellenden Industrien hinter dem Verbrauch der Provinz zurück.³ Ob dies in erster Linie darauf zurückzuführen ist, daß die oben geschilderten Einkommensverhältnisse nicht einen Konsum ermöglichen, der zur Alimentierung dieser Industrien ausreichte, soll dahingestellt bleiben, desgleichen, inwieweit es Ursache oder Wirkung der geringen Entwicklung der sogenannten Luxusindustrien ist, wenn ein großer Teil der zahlungsstarken Schlesiern für seine Einkäufe mit besonderer Vorliebe die Reichshauptstadt wählt. Selbstverständlich ist es für jedes Land ausgeschlossen, daß es seinen gesamten Bedarf an diesen Gegenständen selbst herstellt, und jedes dahingehende Streben wäre eine Utopie. Was für das Gewerbe gilt, trifft aber nicht für den Handel zu, und es ist daher als ein unbefriedigender und im Vergleich zu anderen Provinzialhauptstädten ungewöhnlicher und anormaler Zustand anzusehen, wenn ein großer Teil der wohlhabendsten Schlesiern gewissermaßen grundsätzlich den schlesischen Markt mit Einschluß des Breslauer zugunsten fremder, insbesondere des Berliner Marktes meidet. Die übrigens oft stark übertriebenen Klagen über die Un-

¹ S. Breslauer Zeitung 1912 Nr. 521.

² Vgl. auch Bd. I, S. 333 f. und S. 435 ff.

³ In den künstlerischen Gewerben sind beschäftigt 1735 Personen, gegen 39235 Personen in Preußen.

zulänglichkeit des heimischen Marktes treffen daher auch keineswegs in erster Linie den Kaufmann, sondern den Konsumenten, denn eine etwaige zu geringe Auswahl heimischer Geschäfte wird verursacht durch die hinter dem tatsächlichen Verbrauche der Provinz zurückbleibende Nachfrage und nicht durch die Gleichgültigkeit oder Unaufmerksamkeit oder den unmodernen „rückständigen“ Geschmack des Kaufmanns. Die Hoffnung, daß die Umgehung des Breslauer Marktes von selbst aus provinzipatriotischen Motiven wieder aufhören, und daß Breslau nochmals jene Anziehungskraft auf die vermögenden Kreise der Provinz ausüben wird wie in jenen Wintern, die uns Gustav Freytag in „Soll und Haben“ schildert, ist leider recht gering. Eher darf man noch hoffen, daß die Besserung in den Einkommensverhältnissen aller Bevölkerungsschichten und eine sie begleitende Gewöhnung an Komfort und äußere Kultur hierin zum Nutzen aller produktiven Stände Wandel schaffen wird.

Eine gewisse Parallele zu der geringen Entwicklung der ebengenannten Gewerbezweige scheint die oben gemachte Feststellung zu bilden, daß die Verfeinerungsindustrien, namentlich die Maschinen- und die chemische Industrie, nicht die Bedeutung haben, die sie an sich haben könnten. Sache des Fachmannes ist es, zu ergründen, ob die relativ geringe Beteiligung des Kapitals an diesen Industrien berechtigt ist, weil die Gründe, die die schlechte Situation der Urstoffindustrien verschuldet haben, auch für die Verfeinerungsindustrien zutreffen, oder ob die Unrentabilität der Urstoffindustrien von vornherein das Kapital selbst von solchen Unternehmungen abhält, deren Rentabilität als möglich oder sogar wahrscheinlich angesehen werden muß. Daß vermöge der Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Industrien die neu entstehenden auch auf die Lage der alten einen günstigen Einfluß ausüben könnten, wird man bejahren müssen, wenn man sich auch infofern vor einer Überschätzung dieser Einwirkung hüten muß, als man nicht vergessen darf, daß jede neu geschaffene Industrie einer Reihe von Versuchs- und Entwicklungsjahren bedarf, innerhalb deren die günstigen Wirkungen nicht voll zum Ausdruck gelangen. Soweit diese Wirkungen in einem erhöhten Verbrauch der Erzeugnisse der alten Industrien bestehen, muß aber zunächst dafür Sorge getragen werden, daß der jetzige unnatürliche Zustand, nämlich die Möglichkeit einer Konkurrenz der nichtschlesischen Werke innerhalb der Provinz beseitigt wird. Die Gründe für die Konkurrenzmöglichkeit, in erster Linie also die hohen Selbstkosten der schlesischen Industrien, sind in der Hauptsache zurückzuführen auf die mit der Steigerung der Lebensmittelpreise Hand in Hand gehenden Erhöhung der Arbeitslöhne und ferner in den durch die geographische Lage bewirkten Transport- und Absatzschwierigkeiten. Hierin kann ohne Mitwirkung des Staates keine Abhilfe geschaffen werden. Dem Einwand, daß der Staat nicht dazu da sei, für private Vermögensinteressen auf Einnahmen zu verzichten oder Ausnahmevereinstimmungen zu treffen, ist entgegenzuhalten, daß privatwirtschaftliche und nationale Interessen in diesem Falle untrennbar sind. Ein Zusammenbruch der schlesischen bzw. eines Teils der schlesischen Industrien würde für ganz Schlesien und darüber hinaus unberechenbare und nicht wieder gut zu machende Nachteile mit sich bringen und zu einer erheblichen Verschlechterung des schon jetzt unerfreulichen Bildes, das die Bevölkerungs-, Wohnungs-, Krankheits-, Militärauglichkeitsstatistik zeigt, führen. Ein solcher Zusammenbruch ist aber auf die Dauer kaum zu vermeiden, da die Einführung der Fortschritte der Technik eine

einigermaßen befriedigende Rentabilität voraussetzt. Wenn der Staat im Interesse eines leidenden Gliedes seines Körpers außerordentliche Heilmittel anwendet, so handelt er damit keineswegs seiner Pflicht, als Wahrer der Gesamtinteressen sich nicht zum einseitigen Förderer von Sonderinteressen einzelner Stände oder Landesteile zu machen, entgegen. Daher muß die besondere Berücksichtigung der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie Schlesiens unter Abwägung der etwa kollidierenden Interessen dieser verschiedenen Wirtschaftszweige untereinander bei allen Fragen der Handelspolitik, insbesondere bei der Verkehrs-, Zoll- und Tarifpolitik, bei der Vergabe staatlicher Aufträge usw. unter Hintansetzung rein fiskalischer Gesichtspunkte immer wieder gefordert werden. Die dem Staat hierdurch vorübergehend erwachsenden Kosten und Mindereinnahmen kann er ebensowenig als Verlust ansehen, als wie etwa der weise Hausvater die Erziehungskosten für seine Kinder als verlorenes Kapital betrachtet. Ganz falsch wäre es, aus der augenblicklich unbefriedigenden Lage zu folgern, daß die schlesische Industrie dauernd konkurrenz- und existenzunfähig sei. Schon die treffliche Eignung des Bodens für landwirtschaftliche Zwecke im Zusammenhang mit der in Aussicht genommenen und hoffentlich bald in die Tat umzusetzenden Besiedelung des Ostens mit einer konsumkräftigen Bevölkerung und der ungeheuere Reichtum an Kohle sind Aktiva in der wirtschaftlichen Bilanz Schlesiens, die nach Überwindung der jetzigen Notlage die Konkurrenzfähigkeit der schlesischen Industrie und damit auch eine reichliche Verzinsung der etwa vom Staat gebrachten Opfer verbürgen. Daß damit den westlichen Industrien zum Teil Eintrag geschehen wird, ist kaum zu bezweifeln, aber ebensowenig, daß es diesen rasch gelingen wird, sich außerhalb Deutschlands neue Absatzgebiete zu erschließen. Und wenn wirklich dadurch zugunsten Schlesiens die Überschüsse des Handels und Gewerbes anderer Landesteile sich etwas verringern würden, so wäre das sicherlich das kleinere Übel im Vergleich zu einem dauernden Siechtum der Wirtschaft Schlesiens.

Litteratur.

Dieses Werk Bd. I.

Partsch, Schlesien. Breslau 1896—1911.

Schlesisches Jahrbuch 1913. Berlin 1912.

Frahne, Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens. Tübingen 1905.

Industrie- und Ingenieurwesen in Mittel- und Niederschlesien. Festschrift zur Festversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Breslau 1911.

Berichte der Handelskammern Breslau und Oppeln.

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich.

Statistisches Jahrbuch für den preußischen Staat.

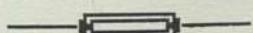
Quartalshefte zur Statistik des Deutschen Reichs.

Statistik des Deutschen Reichs. Berufs- und Betriebszählung vom 12. Juni 1907.

Bericht über die Ergebnisse der Einkommensteuer in Preußen.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Berg- und Hüttenmännische Rundschau.



Bildungswesen

XIV.

Das Schrift-, Buch- und Bibliothekswesen in Schlesien.

Von Bibliothekar Dr. Wilhelm Molsdorf-Breslau.

Nicht in dem Maße, wie es für andere Gegenden zutrifft, vermag man den schlesischen Klöstern eine Pflege des geistigen Lebens nachzurühmen. Die unter dem Herzog Heinrich I. (1201—1238), dem Gemahl der h. Hedwig, zunächst nur strichweise einsetzende, nach dem Mongolensturme (1241) aber von den Landesherren wie der Kirche in großem Umfange betriebene deutsche Kolonisation Schlesiens mit Bauern aus Thüringen, Obersachsen und vornehmlich Franken war eine Tat, die in erster Linie wirtschaftliche Interessen verfolgte. Dass sich an der Lösung dieser Aufgabe die Eistercienserklöster in hervorragender Weise beteiligten, lag in dem Charakter des Ordens, der den Ackerbau zum persönlichen Beruf seiner Mitglieder gemacht hatte. Aber bei der durch die Unwirtlichkeit der Gegend um so dringender geforderten Konzentrierung der Kräfte auf eine rein praktische Betätigung beschränkte sich die Pflege der Wissenschaften so gut wie ausschließlich auf einen allerdings mit großem Eifer betriebenen Schulunterricht. Sind dennach die schlesischen Eisterciensemönche auf litterarischem Gebiete mit namhaften Leistungen so gut wie nicht vertreten, so haben wir dem Sinn der Augustiner und Prämonstratenser für Überlieferung alter heimischer Nachrichten immerhin eine Reihe wichtiger Chroniken wenigstens aus dem ausgehenden Mittelalter zu verdanken, wenn sie sich auch an historischem Wert nicht mit der polnischen Geschichte des Krakauer Kanonitus Johann Dugosz vergleichen lassen und in ästhetischer Hinsicht den Leistungen der einheimischen weltlichen Schriftsteller wie Martins von Bolkenhain und Peter Eschenloers nachstehen. Ebenso wenig aber darf verschwiegen werden, dass die unter der Regierung Heinrichs I. und seiner Gemahlin einsetzende Förderung von Kunst und Wissenschaften einzig und allein von den Liegnitz-Brieger Herzögen auch weiterhin eine Unterstützung erfahren hat, bei denen freilich die Erinnerung an große Vorfahren am lebendigsten bleiben musste.

Handschriften.

Nach diesen Bemerkungen über die kulturellen Verhältnisse Schlesiens wird man hier kaum die Voraussetzungen für eine glänzende Entwicklung des Schriftwesens suchen wollen. Recht und schlecht schrieb man in den Klöstern, was für liturgische Zwecke oder theoretische Bildung der Geistlichkeit erforderlich war. Zur Anfertigung von Prachthandschriften, wie sie im Westen des Reiches bereits zur Zeit der Karolinger und der Sächsischen Kaiser entstanden, scheint sich im Osten — wenigstens nach dem Erhaltenen zu schließen — nur selten Gelegenheit geboten zu haben, und auch das, was sich hiervon bis auf unsere Tage gerettet hat, kann nicht den Anspruch erheben, als ersterklassig bewertet zu werden.

Wie die Anfänge nahezu jeder Kulturarbeit in Schlesien mit den Namen Heinrichs I. und seiner Gemahlin, der h. Hedwig, verknüpft sind, so fällt auch die Entstehung der ältesten noch erhaltenen schlesischen Bilderhandschrift in die Zeit ihrer Regierung. Das Denkmal, um das es sich hier handelt, ist — wie nicht anders zu erwarten — ein liturgisches, ein für den klösterlichen Nachtgottesdienst bestimmter Psalter, und befindet sich jetzt in der Königlichen und Universitäts-Bibliothek zu Breslau (Cod. ms. I. Fol. 440), wohin er bei der 1810 erfolgten Auflösung der Klöster Schlesiens aus dem Cistercienserinnenstifte zu Trebnitz gelangte. Geschrieben ist der Pergamentkodex nicht vor 1200, da in der Litanei die in diesem Jahre heilig gesprochene Kunigunde genannt wird, aber auch nicht später als in den ersten Dezennien des 13. Jahrhunderts. Die Handschrift zieren jetzt noch siebzehn blattgroße Darstellungen vorwiegend aus dem Leben Christi und eine Reihe Initialen von seltener Gestaltungskraft, sämtlich sehr sauber in Deckfarben auf Goldgrund ausgeführt (s. Taf. XXXII). Nach der ganzen Art der Ausstattung, der Verteilung der Bilder und Initialen sowie der angewandten Technik gehört unser Psalter zu der Gruppe jener Prachthandschriften, deren Entstehung mit vollem Rechte auf eine thüringisch-sächsische Malerschule zurückgeführt wird, die mit dem kunstliebenden Hofe des Landgrafen Hermanns I. von Thüringen († 1217) enge Fühlung gehabt haben muß. Allerdings können die Beziehungen des Breslauer Kodex zu jener thüringisch-sächsischen Handschriftenfamilie nur als indirekte angesehen werden in Unbetracht der triftigen Gründe, die dafür sprechen, daß es sich hier nicht um ein Original, sondern um die Kopie eines verloren gegangenen Psalters aus jener Gruppe handelt.

Zu der gleichen Gattung von Handschriften gehört nun aber auch ein zweiter, zwar nicht mit Bildern aber gleichfalls mit zahlreichen Initialen geschmückter Pergamentkodex der Breslauer Universitätsbibliothek (Cod. ms. I. Fol. 414), der eine Sammlung von Messgesängen enthält, die man Graduale zu nennen pflegt (s. Taf. XXXIII und die Initialie N oben im Text). Dass das Buch ursprünglich Eigentum des Cistercienserklösters zu Leubus war, bezeugt ein Besitzvermerk von alter Hand, auf Grund dessen man auch die Entstehung des Graduale wie des Psalters in Leubus hat annehmen wollen; indessen ist der Beweis nicht erbracht, daß die Notiz noch von dem Schreiber selbst herrührt. Doch wie dem auch sei, jedenfalls sind beide Handschriften alter Besitz der Klöster Leubus bzw. Trebnitz, und es bleibt zwischen ihnen und den für Hermann I. von Thüringen ausgemalten

ein enger Zusammenhang bestehen, den man wohl auf die verwandtschaftlichen Beziehungen zurückführen darf, die den schlesischen und thüringischen Fürstenhof miteinander verbanden. Die h. Hedwig war eine Tante der h. Elisabeth, der Schwiegertochter des Landgrafen Hermanns I. von Thüringen; und wie es bekannt ist, daß durch eine Schenkung der h. Elisabeth an ihren Oheim, den Patriarchen Berthold V. von Alquileja, den Bruder der h. Hedwig, eines jener thüringisch-sächsischen Prachtbücher nach Cividale gelangte, so läßt sich auch die Wanderung einer anderen solchen Handschrift nach Schlesien sehr wohl mit einer Stiftung der Elisabeth an ihre Tante Hedwig in Zusammenhang bringen. Darf diese Voraussetzung gelten, dann liegt der Schluß nahe, daß die h. Hedwig das Psalterium dem von ihr gegründeten Cistercienserinnenkloster zu Trebnitz, dessen zweite Äbtissin ihre Tochter Gertrud war, als Geschenk überwies, und hier jene Kopie angefertigt wurde, die uns wenigstens von der Schönheit des leider verloren gegangenen Originales eine gute Vorstellung zu übermitteln vermag.

Die politischen Ereignisse, die der Regierung Heinrichs I. folgten, waren für die Entfaltung des geistigen Lebens in Schlesien die denkbar ungünstigsten. Nach dem Mongoleneinfall mußte an vielen Orten mit der Kultivierung des Landes erst wieder begonnen werden, und zwar diesmal unter erschwerenden Umständen, da der Regierung eine starke Hand fehlte, um einigermaßen geordnete und sichere Zustände zu schaffen. War es Heinrich II. schon nicht leicht gemacht, den ererbten Länderkomplex zusammenzuhalten, so begann nach dem heldenmütigen Tode des Herzogs in der Schlacht bei Wahlstatt (1241) infolge der Uneinigkeit seiner Söhne das Reich zu zerbröckeln. Noch einmal freilich schien die ruhmwürdige Zeit Heinrichs I. wieder aufzuleben zu wollen, als sein Urenkel Heinrich IV. (1266—1290) den Thron bestieg. Man möchte erwarten, daß die glänzende Hofhaltung dieses ritterlichsten Fürsten Schlesiens, die selbst einem Tannhäuser zu begeistertem Lobe Anlaß gab, auch auf die künstlerische Behandlung der Schriftwerke nicht ohne Einfluß hätte sein sollen. Aber je mehr solche Voraussetzung an Wahrscheinlichkeit noch dadurch gewinnt, daß der Herzog selbst auf dem Gebiete der Dichtkunst sich in einer Weise betätigte, die ihm einen der ersten Plätze in der Reihe der späteren höfischen Poeten sichert, um so auffallender bleibt die Tatsache, daß aus jener Epoche kein Denkmal auf uns gekommen ist, das von einer Förderung des Schriftwesens Zeugnis ablegt.

Einem solchen begegnen wir erst wieder, als unter den kleineren Herrschaften, die die zunehmende Zersplitterung Schlesiens begründet hatte, das Herzogtum Brieg während der langen Regierung Ludwigs I. (1352—1398) zu einer gewissen Blüte erwuchs. Von ihm ward 1353 der Auftrag erteilt zur Anfertigung einer lateinischen Hedwigslegende, der ältesten bekannten illustrierten Lebensbeschreibung der Heiligen. Über die Entstehung des Werkes sind wir dank der ausführlichen Schlusschrift recht gut unterrichtet. Demnach ist die Legende in der von Ludwig I. noch zu Lebzeiten seines Vaters Boleslaw im Südosten von Lüben erbauten und der h. Hedwig gewidmeten Burgkapelle, die zugleich der Stadt als Zitadelle diente, von einem gewissen Nikolaus Pruzie (d. h. aus Preußen) gefertigt worden. Da die Schlusschrift sonst auf alle Einzelheiten der Entstehung Bezug nimmt, läßt sich annehmen, daß sie auch des Illuminators Erwähnung getan haben würde, wenn die Bilder von einer anderen Hand als der des

Schreibers herührten. Da sie dies nicht tut, werden wir den Nikolaus von Preußen auch als den Maler ansprechen dürfen, der die Pergamenthandschrift mit einer ganzseitigen und sechzig halbseitigen Illustrationen zierte, die sich sämtlich auf das Leben der h. Hedwig beziehen. Die Zeichnungen sind, soweit sich das nach der Wolfstron'schen Reproduktion des Kodex beurteilen lässt, ziemlich flott in zarten Umrissen entworfen, und die Innenflächen leicht ausgetuscht, wenn auch oft nur in den Schattenpartien. Daz̄ die menschliche Gestalt vielfach Disproportionen aufweist, der Gesichtsausdruck so gut wie keine Abwechselung bietet, die Personen recht haltlos dastehen, als fehlte ihnen Mark und Bein, und die Gegenstände perspektivisch noch nicht richtig aufgefaßt werden (s. Taf. XXXIV), sind Schwächen, die der gesamten gleichzeitigen Buchmalerei mehr oder minder anhaften. Freilich als ein künstlerisch hervorragendes Denkmal der Handschriftenillustration darf man die Hedwigslegende von 1353 nicht einschätzen, von um so größerer Bedeutung aber sind die Miniaturen für die Kulturgeschichte.

Als Ludwig I. die Legende dem von ihm 1369 gegründeten Kollegiatstift zur h. Hedwig in Brieg überließ, wollte er jedenfalls die Handschrift an einer Stätte wissen, die der Beziehung zu der Heiligen nicht erlangte. Leider sind derartige Rücksichten für das spätere Schicksal der Legende nicht mehr bestimmend gewesen. Wohl gelegentlich der Umwandlung des Brieger Hedwigstiftes 1564 in ein Gymnasium kam der Kodex mit in die Bibliothek des letzteren und wurde dort 1630 von Johann Christian, Herzog zu Liegnitz und Brieg, entliehen, worüber dieser dem Bibliothekar Johann Buchwälder ordnungsgemäß eine Quittung ausstellte. Die nun folgenden besonders stürmischen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges dürften die Veranlassung zu einer Verschleppung der Handschrift gegeben haben, so daß sie in die umfangreiche Bibliothek des Kaiserl. Rates Franz Gottfried von Troilo auf Lessot, eines schlesischen Bibliophilen gelangen konnte, dessen Ex libris (s. Abb. 19) der Band noch heute trägt. Nach dem um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgten Tode Troilos war die Legende Eigentum des zu Schlackenwerth in Böhmen residierenden Hauses Sachsen-Lauenburg, und zwar wie ein handschriftlicher Vermerk bezeugt, im Besitz der Prinzessin Maria Benigna, der Gattin des bekannten Feldherrn Octavio Piccolomini. Auf eine der vielen Kunstbezeugungen dieser Fürstin gegenüber den Schlackenwerther Piaristen ist es zurückzuführen, daß auch die Hedwigslegende an das Kollegium kam, um dann nach Aufhebung des Ordens mit dessen Bibliothek der Gemeinde Schlackenwerth zuzufallen. Diese veräußerte im Jahre 1911 die Büchersammlung, bei welcher Gelegenheit die Handschrift in den Besitz des Großgrundbesitzers Rudolf Ritter von Gutmann in Wien überging, trotz der angestrengtesten Bemühungen des Bibliotheksdirektors Milkau, dieses Denkmal schlesischer Buchmalerei der Heimatprovinz wieder zuzuführen.

Der Wunsch, den Kodex für die Breslauer Universitätsbibliothek zu erwerben, war um so berechtigter, da sich hier bereits eine um etwa 100 Jahre jüngere Bilderhandschrift der Hedwigslegende (Cod. ms. IV. Fol. 192) befindet. Verdankt die ehemalige Schlackenwerther Handschrift ihren Ursprung dem familiengeschichtlichen Sinne eines Fürsten, so liefert die spätere Legende den Beweis, daß auch das Breslauer Patriziertum den Besitz gut ausgestatteter Bücher sehr wohl zu würdigen wußte. Über die Entstehung des Werkes gibt uns die Handschrift selbst Auskunft. Danach ließ der Breslauer Ratsherr Anton Hornig 1451 die Hedwigs-

legende soweit bekannt zum erstenmal ins Deutsche übertragen und zwar nach der verloren gegangenen lateinischen Ausgabe von 1380, die auf Herzog Ruprechts von Liegnitz Anregung entstanden und aller Wahrscheinlichkeit nach eine Kopie des ehemaligen Schlaackenwerther Kodex war. Von der gedachten Übersetzung hat nun der Breslauer Birdungschreiber Peter Freytag aus Brieg noch in demselben Jahre und gleichfalls in Hornigs Auftrage eine mit Illustrationen ver-



Abb. 19. Ex libris des Kaiserlichen Rats Franz Gottfried Troilo auf Lessot.

sehene Abschrift gefertigt, die jahrhundertelang als wertvolles Erbstück in jener Patrizierfamilie verblieb. Die sechzig halbseitigen schwarzen Federzeichnungen, die den Pergamentkodex zieren und jedenfalls auch von der Hand des Schreibers herrühren, lassen in Reihenfolge, Anordnung und in der allgemeinen Darstellung den Zusammenhang mit den Bildern der Hedwigslegende von 1353 aufs deutlichste erkennen, wie ihn vermutlich die oben erwähnte vom Herzog Ruprecht von

Liegniz veranlaßte Kopie dieser Handschrift vermittelte (s. Taf. XXXV). An künstlerischem Werte überragt der Breslauer Kodex den jetzt in Wien befindlichen, auch wenn man von den Fortschritten einer zwischen beiden liegenden 100jährigen Entwicklung der Malerei absieht. Die Federzeichnungen sind recht geschickt entworfen und trotz der einfarbigen Ausführung ungemein wirkungsvoll. Das stereotype Aussehen der Personen hat individuellerer Auffassung Platz gemacht, sowohl im Gesichtsausdruck wie in den Bewegungen. Trotz alledem kann man auch dieser Handschrift nicht den Rang eines erstklassigen Denkmals des mittelalterlichen Schrifttums zusprechen. Sicherlich war Peter Freytag bemüht, sein Bestes zu geben, aber die zwiespältige Behandlung von Schrift und Bild zeigt doch recht deutlich den Mangel eines geläuterten Geschmacks. In dieser Hinsicht steht jedoch die deutsche Buchmalerei überhaupt etwas zurück, namentlich wenn man sich vergegenwärtigt, welchen Aufschwung das Schriftwesen in den Niederlanden, Frankreich und Italien allein im Bereiche des Gebetbuches nahm. Es wäre jedoch ungerecht, den Schlesiern aus ihrer wenig hervortretenden Be-tätigung auf diesem Gebiete ein mangelhaftes Verständnis für die Kleinodien der Miniaturmalerei nachzusagen zu wollen. Eine solche Behauptung würde schon der hingebende Sammeleifer des Breslauer Patriziers Thomas von Rehdiger Lügen strafen. Denn daß sich unter den Schäzen, die er im Auslande während der Jahre 1561—1576 für seine Vaterstadt erwarb, auch die berühmte, jetzt der Stadtbibliothek gehörige Handschrift der Chronik des Froissart (s. Taf. XXXVI) befand, die um 1468 für den großen Bastard Anton von Burgund angefertigt wurde, stellt jedenfalls seinem Geschmacke das glänzendste Zeugnis aus.

Man wird eine auch noch so kurze Betrachtung über Handschriftenwesen nicht gut beschließen können, ohne der Einbände mit einem Worte gedacht zu haben. Die Bibliotheken Schlesiens besitzen bekanntlich in den ehrwürdigen Klosterbüchern eine Menge mittelalterlicher Einbände, die als wahre Muster von Solidität klösterlicher Buchbinderarbeit zu gelten haben. Nur selten sind die mit starkem Leder überzogenen und mit kräftigen Schließen versehenen Deckel ganz schmucklos geblieben, zum mindesten zierte sie ein einfaches Liniornament, viel häufiger jedoch der Abdruck mehr oder minder zahlreicher Stempel. Außer den besonders beliebten Spruchbändern „Jesus“ und „Maria“ mit und ohne Abkürzung begegnen wir den verschiedenartigsten Formen von Sternen, Rosen, Lilien, Eicheln, Blattranken und Tiergestalten. Eine deutlichere Sprache hinsichtlich der Herkunft solcher Einbände reden die Abdrücke des böhmischen Löwen, des schlesischen Adlers, des Breslauer Hellers oder des Brustbildes des heiligen Dominikus. Neben vielen Stücken, deren Betrachtung den Eindruck des Überladenen hinterläßt, ist auch hier mancher Band, der infolge geschickter Verteilung von Linien und Stempeln im Verein mit geschmackvollen Metallbeschlägen der künstlerischen Wirkung nicht entbehrt, und dem man gern eine eingehendere Würdigung gönnte, wenn es nicht die Rücksicht auf den Raum verbüte. Um so mehr muß aber auf die Tatsache hingewiesen werden, daß auch in Schlesien schon recht früh der Lederschnitt beim Bucheinband zur Anwendung gekommen ist. Und zwar scheint das ehemalige Eistercienserkloster Rauden in Oberschlesien den Ruhm für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, diese Technik in besonderem Maße gepflegt zu haben. Denn unter den fünf Lederschnittbänden der Breslauer Universitätsbibliothek befinden sich drei Handschriften, deren Herkunft aus dem Kloster Rauden direkt bezeugt

ist. Da ihre Entstehungszeiten nicht unerheblich auseinander liegen, ist damit zugleich ein interessanter Einblick in die Entwicklung der Technik ermöglicht. Der älteste der Einbände, der einer Handschrift vom Jahre 1275 (Cod. ms. I. Fol. 5) angehört, zeigt neben ausgiebiger Benutzung des Stricheisens eine nur vereinzelt vorkommende und noch recht unsichere Anwendung des Messers und erwandelt auch infolge der sehr groben Punzierung des Grundes der plastischen Wirkung. Dagegen haften dem Einbande der 1426 geschriebenen Summa Pisani (Cod. ms. II. Fol. 80) diese Schwächen nicht mehr an (s. Taf. XXXVII). Die Liniensführung der vorzugsweise dem Blattwerk entnommenen Ornamente zeigt kaum noch eine Entgleisung des Messers, und aus dem fein gepunzten Grunde treten die Bildflächen reliefartig hervor. Besondere Beachtung verdient noch der gleichfalls eingeschnittene Besitzvermerk „Monasterium Ruda“, der in Verbindung mit dem Mönchsbilde einen nicht minder kräftigen Beweis für den Ursprung des Einbandes im Kloster Rauden liefert, wie die Schlusschrift des Textes für die Entstehung der Handschrift an diesem Orte.

Buchdruck.



nnähernd 30 Jahre nach Gutenbergs Erfindung fällt der erste Versuch, dem Buchdruck in Schlesien eine Stätte zu bereiten. Stellt man in Vergleich, daß die Typographie 1470 in Nürnberg, 1481 in Leipzig, 1482 in Wien Fuß faßt, so erscheint das Jahr 1475, in welchem für Breslau die Geburtsstunde des Buchdrucks schlug, weder als ungewöhnlich frühes noch als auffallend spätes Datum im Siegeslaufe der schwarzen Kunst. Merkwürdig bleibt nur die Tatsache, daß sie hier ihren Einzug nicht einem berufsmäßigen Buchdrucker, sondern dem aufopfernden Dilettantismus eines Klerikers zu danken hatte.

Es ist noch nicht allzulange her, daß der Prototypograph Schlesiens, Kaspar Elyan, aus dem Dunkel der Vergessenheit zu einer wenn auch nur bescheidenen Wesenhaftigkeit gekommen ist. Die wenigen sicheren Daten, die ein Licht auf das Leben dieses stillen Mannes fallen lassen, sind bald aufgezählt. Geboren war Kaspar Elyan in Glogau, und zwar werden wir aus dem Umstande, daß er 1451 in Leipzig studiert, das Jahr seiner Geburt etwa um 1430 ansehen dürfen; 1467 führt ihn die Matrikel der Universität Erfurt als Hörer auf, und zwei Jahre später wird er als Baccalaureus in den geistlichen Rechten erwähnt. 1475 bekleidet er das Amt eines Succentors, etwa eines Assistenten des Kantors an der Kreuzkirche zu Breslau, und aus diesem Jahre stammen auch seine ersten Druckversuche, die Statuta synodalia episcoporum Vratislaviensium (Taf. XXXVIII), sowie die Historia de transfiguratione domini. Nur in dem zuerst erwähnten Drucke, der am 9. Oktober die Presse verließ, hat sich Elyan genannt, während der letztere bloß die Angabe des Jahres enthält, seine Entstehung dürfte aber noch einige Monate früher anzusezen sein. Beide Schriften haben mäßigen Umfang, die Historia de transfiguratione zählt 18, die Statuta synodalia 64 Blätter eines sehr kleinen Quartformates bei höchstens 24 Zeilen auf der Seite. Daß die Drucke nicht gerade sehr korrekt sind, und einmal durch Vertauschung der Blätter ein größeres Versehen vorkommt, das allerdings durch eine beigedruckte Notiz berichtigt ist, kann bei Erstlingsarbeiten nicht wundernehmen, dagegen verdient der für jene frühe Zeit

typographisch sehr interessante Versuch einer Hinzufügung von Signaturen wenigstens bei den ersten zwei Faszikeln der Statuta besondere Beachtung.

Nicht unberechtigt erscheint die Annahme, in der Anerkennung der Verdienste Elyans um die Einführung der Druckerkunst in Breslau und in der Absicht, seinen Unternehmungsgeist weiter anzuspornen den Grund für jenen hochherzigen Entschluß des Breslauer Domherrn Sigismund Vorsthover zu suchen, infolgedessen dieser zugunsten Elyans 1477 auf Kanonikat und Präbende an der Breslauer Kathedrale verzichtete. Obwohl von Hause aus nicht ganz unvermögend, wird Elyan die mit der Domherrnstellte verknüpfte Steigerung der Einnahmen im Interesse seiner typographischen Arbeiten recht gut haben gebrauchen können, denn darin teilte er jedenfalls das Los Gutenbergs, daß ihm seine Druckertätigkeit nicht viel Geld eingebracht hat, sonst würde bei dem 1485 oder 1486 erfolgten Tode nicht auf sein „Geräte“ Beschlag gelegt worden sein. Außer den bereits erwähnten beiden Drucken sind nur noch sechs weitere Erzeugnisse seiner Presse bekannt, die sämtlich zu den größten Seltenheiten gehören. In der äußereren Ausstattung zeigen sie keinen nennenswerten Fortschritt; nur werden die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte nicht mehr mit den sonst verwendeten Majuskeln gedruckt, sondern ein kleinerer oder größerer Raum bleibt für ihre Ausmalung durch den Miniatur ausgespart. Auch das Format hat nur ein einziges Mal gewechselt, indem für ein umfangreicheres Buch nicht eine Quart-, sondern Folioausgabe gewählt wurde.

Elyans Werk ward nach seinem Tode nicht fortgeführt, und zwei Jahrzehnte hindurch bestand jetzt weder in der Hauptstadt noch an einem anderen Orte Schlesiens die Möglichkeit, etwas drucken zu lassen. Wenn nun 1499 das Breslauer Domkapitel die Herstellung des Meßbuches der Peter Schöfferschen Offizin in Mainz zuweist, so wird damit die eigene Heimat noch nicht gerade in ein schlechtes Licht gesetzt, denn der monumentale Charakter eines solchen Werkes möchte auch unter anderen Verhältnissen seine Drucklegung durch eine auf diesem Gebiete ganz besonders leistungsfähige Firma als erwünscht erscheinen lassen, wie dies ja bereits auch bei dem Drucke des Breslauer Missales im Jahre 1483, also zur Zeit des Bestehens der Elyanschen Presse geschehen war. Wenn aber die Octavausgabe des Vaticum Vratislavense 1499 und 1501 in Benedig gedruckt werden muß, so liegt darin doch für die schlesischen Verhältnisse etwas Beschämendes, und fast will es wie eine Ironie des Schicksals erscheinen, wenn man sich vergewißtigt, daß 1477 ein Breslauer, Nicolaus Laurentii, der Gründer einer der leistungsfähigsten Buchdruckereien in Florenz wird. Aber gerade diese Tatsache gibt denen recht, die für den Untergang von Elyans Werk in erster Linie nicht die Personen, sondern die damaligen Verhältnisse verantwortlich gemacht haben. Schon vor Einführung der Reformation bildete in Breslau weltliches und geistliches Regiment einen scharfen Gegensatz, und die Politik, die Magistrat und Bürgerschaft betrieb, deckte sich nur selten mit den Zielen, die Kapitel und Klerus verfolgten. Unter solchen Umständen hatte ein unternehmender Geist für eine erfolgreiche Durchführung seiner Pläne nur mit der Unterstützung einer der beiden Parteien zu rechnen, und der Inhalt der Drucke Elyans zeigt ja auch aufs deutlichste, wie sehr seine Tätigkeit im Dienste des Klerus gestanden hat. Und diese Verhältnisse verschlechterten sich noch erheblich durch bald nach der Inthronisation des Bischofs Johann IV. Roth (1482) im Domkapitel eintretende und fast zwei

Jahrzehnte anhaltende Streitigkeiten. Andererseits darf aber auch nicht unbeachtet bleiben, daß die einfache Weiterführung der Druckerei Elyans nur ein recht läglisches Dasein hätte fristen müssen. Denn wenn auch seine Drucke zweifellos einem Dilettanten alle Ehre machen und neben den Leistungen der berufsmäßigen Typographen aus der Zeit um 1475 noch bestehen können, so trifft das doch schon für die allernächsten Jahre nicht mehr zu. Der bereits beobachtete Mangel jeder vervollkommen in der Einrichtung seiner Druckerei gegenüber den überall rasilos fortschreitenden Verbesserungen der Typographie in den achtziger und neunziger Jahren namentlich in bezug auf technische Sicherheit und Abwechslung des Satzes wie geschmackvolle Anwendung des Farbendruckes hätte begreiflicherweise den Erzeugnissen dieser Presse je später desto merklicher den Stempel einer zurückgebliebenen Offizin aufdrücken müssen, und schließlich wäre doch ein Bezug von auswärts unvermeidlich gewesen.

Einen Wandel in diese Verhältnisse brachte erst das Jahr 1503, in welchem der Buchdrucker Konrad Baumgarten mit seiner Presse in die Hauptstadt Schlesiens einzog. Baumgarten repräsentiert so recht den Typus jener eigenartigen Erscheinungen aus der Frühgeschichte der Buchdruckerkunst, die man Wanderdrucker zu benennen pflegt. Gebürtig war er aus Rothenburg o. d. Tauber, 1499 erwirbt er sich den Ruhm des Prototypographen von Danzig, 1500 drückt er in Olmütz, und am 15. Februar 1503 wird er Bürger in Breslau. Was ihn zu seiner Übersiedlung nach Schlesien bewogen haben mag, wissen wir nicht genau, doch möchte man annehmen, daß er bei dem außerordentlichen Interesse, das die höher gebildeten Geister der humanistischen Bewegung entgegenbrachten, hier reiche Gelegenheit zum Drucken voraussetzte, um so mehr, da bereits in jenen Tagen die Bestrebungen, in Breslau eine Universität zu gründen, aufkamen. Baumgarten brachte eine schon gut eingerichtete Druckerei mit. Ob er sich gleich auf der Schmiedebrücke, wo er später ein Haus besaß, niederließ, bleibt fraglich. Seine Schäfsten enthielten ein mittelgroßes gotisches Missalealphabet, mehrere Arten gotischer Texttypen und Schwabacher Lettern. Für eine gefällige Ausstattung sorgte ein nicht unerheblicher Bestand an Initialen (s. das A und S im Text), und auch der Holzschnitt ward als Illustrationsmittel herangezogen. Nur selten

Sedruckt vñ volendet In der koniglichen Stat Breszlaw. Durch mich Konradum Baumgarthen. Am mitwochen vor Johani des teuflers. Nach Christi geburdt Tausent funshundert vnd ym vyrdēn yare.



Abb. 20. Schlusschrift von Baumgartens Druck der Hedwigslegende von 1504 mit dessen Druckerzeichen
(Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau).

verließ ein Buch die Presse ohne das in der Form mehrfach abweichende Signet seiner Firma (s. Abb. 20).

Bereits noch im April 1503 erschienen als erste Erzeugnisse der Breslauer Druckertätigkeit die humanistischen Dichtungen des Sigmund Buchwald (Fagilucus) und Lorenz Rabe (Corvinus). Handelte es sich bei diesen Büchern, die Baumgarten auf eigene Rechnung verlegte, um verhältnismäßig kleine typographische Arbeiten, so ward 1504 seine Kunst vor eine größere Aufgabe gestellt.

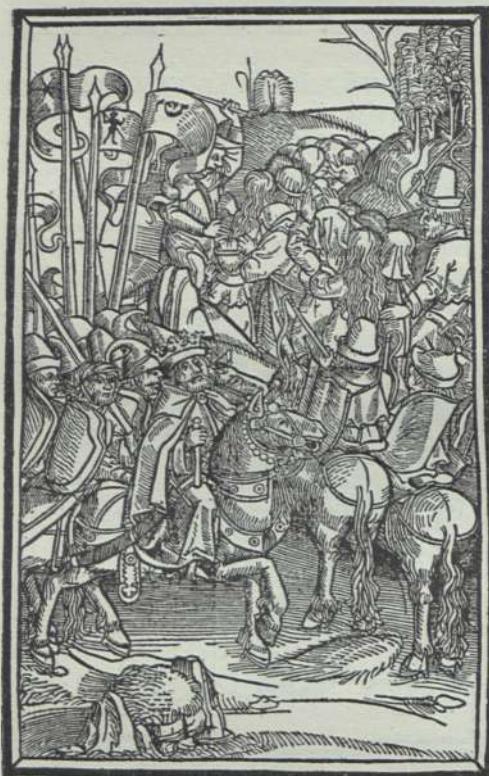


Abb. 21. Einfall der Mongolen. Holzschnitt aus Baumgartens Druck der Hedwigslegende von 1504

(Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau).

Druck wird sie auch dauernde Bedeutung behalten. Im ganzen übersteigt die Zahl der aus seiner Breslauer Offizin bekannt gewordenen Drucke kaum ein halbes Dutzend; daß sich aber darin die fast vier Jahre an diesem Orte andauernde Druckertätigkeit des rührigen Mannes nicht erschöpft haben kann, ist selbstverständlich. Vieles, namentlich von kleineren Gelegenheitsschriften ist zweifellos untergegangen oder ruht im Dunkel der Vergessenheit; für letztere Annahme liefert der 1910 von der Breslauer Universitätsbibliothek erworbene, bisher unbekannte Druck der *Epistolae ad familiares* des Cicero von 1505 den Beweis. Allerdings scheint Baumgarten auch in Breslau einige Enttäuschungen erlebt zu haben. Erwuchs seiner Firma

Der gelehrte Stadtschreiber Gregorius Morenberg, der Hauptförderer jener Bestrebungen, die auf Gründung einer Universität in Breslau abzielten, übernahm im Verein mit Heinrich Steinmeß die Rolle eines Verlegers der *Hedwigslegende*, deren Drucklegung Baumgarten übertragen wurde. Über den Kontrakt, den die drei schlossen, sind wir so weit unterrichtet, daß nach Rückerstattung der von den Verlegern vorgeschoßenen Druckosten an dem Reingewinn jeder der Beteiligten zu einem Drittel Anteil haben sollte. Baumgarten bemühte sich redlich, die Legende in einer ihrer Bedeutung für Schlesien würdigen Ausstattung herauszugeben. Dem Text liegt in der Hauptsache die deutsche Übersetzung der oben erwähnten Handschrift von 1451 zugrunde, und auch die Holzschnitte (s. Abb. 21), die vermutlich von einem Formschneider aus der Wolgemutschens Schule herrühren, wiederholen meist nur in großen Zügen den Inhalt der Federzeichnungen Peter Freytags. Die *Hedwigslegende* blieb Baumgartens hervorragendste typographische Leistung, und als Schlesiens erster illustrierter

zwar am Orte selbst keine Konkurrenz, so ging doch jetzt noch wie vordem mancher Auftrag nach auswärts, insbesondere nach Krakau, wo auch 1505 die neue Ausgabe des Breslauer Missale gedruckt wurde. Jedenfalls können diese Umstände sehr gut mit die Veranlassung gewesen sein, daß er 1506 gleich nach Gründung der Universität Frankfurt a. O. von Breslau dorthin übersiedelte.

Die nun folgende Periode des Breslauer Buchdruckes vermag nicht mehr das gleiche Interesse wie die Frühgeschichte zu erwecken. Weder die persönlichen Verhältnisse der Typographen noch ihre Leistungen bieten etwas Ungewöhnliches. Nach Baumgartens Fortgang scheint in Schlesien wieder ein gutes Jahrzehnt hindurch eine Druckerei nicht bestanden zu haben, denn 1512 lassen einige Breslauer Bürger bei Adam Dyon in Nürnberg drucken und veranlaßten ihn vielleicht dadurch zu seiner späteren Überfiedelung nach Breslau, wo er von 1518 bis in den Anfang der dreißiger Jahre tätig war, vorwiegend im Dienste der reformatorischen Bewegung. Umgang zur gleichen Zeit (1520 bis ca. 1540) druckte auch Kaspar Lybisch die Schriften Luthers, Zwinglis, Schwenfelds und daneben zahlreiche amtliche Verfligungen. Seine Offizin geriet allerdings in Verfall, als 1538 der erste Rektor des Elisabethgymnasiums, der gelehrte Magister Andreas Winkler, eine Druckerei errichtete, die im Vergleich mit den älteren die bedeutendste von Breslau ward. Winkler erfreute sich von Anfang an eines besonderen Wohlwollens der städtischen Behörden, und seine Fügsamkeit gegenüber der Zensur des Rates verschaffte ihm Privilegien, die sich für seine Presse geradezu zu einem Monopol des Buchdruckes in Breslau ausbildeten. Unter mehrfacher Erneuerung seitens des Rates gingen diese Vorrechte auf die beiden Scharffenberg sowie auf deren Nachfolger Georg Baumann d. Ä. über. Obwohl sich der Rat bei Erteilung dieser Privilegien in keinerlei Weise mit den Rechten der böhmischen Landesherrschaft auseinandersetzte, so bestätigte noch Ferdinand III. 1643 dem jüngeren Georg Baumann die Gerechtsame der Stadtbuchdruckerei; und das muß um so auffallender erscheinen, da der Rat bei Ausübung der Zensur eine höchst sonderbare Praxis an den Tag legte. Er verbot zwar ausdrücklich den Vertrieb reformatorischer Schriften, verhinderte aber auf der anderen Seite ebenso energisch jedwede Drucklegung katholischer Litteratur. Wegen dieses allerdings recht bequemen Mittels zur Aufrechterhaltung des konfessionellen Friedens ereiferten sich nun die Jesuiten und sezten es schließlich auch beim König durch, daß neben der Baumannschen Druckerei 1702 eine katholische bischöfliche Presse auf dem Dome durch Andreas Franz Pega errichtet wurde. Aber auch als die Zeiten des Monopoles für die Stadtbuchdruckerei vorüber waren, wußte sie ihr altes Ansehen zu wahren. Von den späteren Besitzern, den Gliedern der Familien Graß und Barth, unter deren Namen die Offizin noch heute blüht, entfaltete vornehmlich Johann August Barth eine rege Betriebsamkeit. So vereinigte er 1799 mit seiner Firma die Druckerei der katholischen Leopolds-Universität, und das von ihm mehr der Ehre als des Gewinnes halber anlässlich der Friedensschlüsse von 1814 und 1815 herausgegebene „Monumentum pacis“ mit dem Text einer Hymne in mehr als hundert Sprachen zeugt von der Reichhaltigkeit seiner Alphabete, besonders auch der orientalischen. Bei dieser Gelegenheit verdient noch angemerkt zu werden, daß sich der Unternehmungsgeist der schlesischen Typographen verhältnismäßig fröhle, und zwar gerade an kleinen Orten der Herausgabe hebräischer Werke zugewandt hat. So erschien 1530 in Oels der Anfang eines Pentateuchs,

und 1543 druckte Paul Helsz in Hundsfeld bei Breslau ein „Elemental oder Lesebüchlein, wie man deutsch Büchlein, so mit ebreischen Buchstaben geschrieben werden, lesen soll“, offenbar als eine Gebrauchsanweisung zur Lektüre seiner in Krakau 1540 herausgekommenen jüdisch-deutschen Ausgabe von Luthers Neuem Testament. Das Schriftchen erweckt insofern noch ein besonderes Interesse, als es der einzige Druck geblieben ist, der die Hundsfelder Presse verlassen hat.

Es ist hier nicht beabsichtigt, von den zahlreichen Druckereien Schlesiens aus der früheren wie gegenwärtigen Zeit auch nur die bedeutendsten namhaft zu machen oder eine Auswahl ihrer hervorragendsten Leistungen zu bringen. Nur das Zeitungswesen gibt noch zu einigen Bemerkungen Anlaß. Nachweislich gab es in Schlesien 1629 eine Zeitung, denn aus diesem Jahre stammt das Privileg des Breslauer Buchdruckers Georg Baumann d. J. für seine „Wochentlichen Avisen“. Viel wollte freilich ein solches Vorrecht damals nicht besagen, und sein Besitz gewährte den Inhabern meist keine reine Freude. So führte namentlich Gottfried Jonisch einen erbitterten Kampf gegen die vom Breslauer Magistrat geduldete Einführung fremder Journale, und 1671 konnte man in Breslau geradezu von einem „Zeitungskriege“ reden. Ähnliche Schwierigkeiten stellten sich auch Karl Leopold Bachler mit seinem „Schlesischen Nouvelles-Courir“ in den Weg, und daß er die Angriffe seiner Gegner auf sein Privileg während einer fast dreißigjährigen Verlegertätigkeit erfolgreich abschlug, hatte er nur der besonderen Gunst Kaiser Josephs I. und Karls VI. zu danken. Nach Bachlers Tode trat Johann Franz Aldamez in die Rechte seines Schwiegervaters ein; indessen ergaben sich jetzt infolge der durch Friedrichs des Großen Einmarsch in Schlesien (1740) veränderten politischen Lage für die Redaktion erhebliche Schwierigkeiten, da der Magistrat der neutralen Stadt Breslau auch in der Zeitung absolute Parteilosigkeit gewahrt wissen wollte, so daß Aldamez mehrfach zu Berichtigungen und Widerrufen veranlaßt wurde. Bei der Flucht der Kaiserlichen Behörden im Herbst 1741 hatte auch Aldamez Breslau verlassen, und als er nach seiner Rückkehr bei Friedrich um Bestätigung seines Privilegs einkam, konnte er nur einen abschlägigen Bescheid erhalten. Denn bereits hatte der König dem rührigen Breslauer Buchhändler Johann Jakob Korn aus Brandenburg die Gerechtsame für die zu gründende „Schlesische Zeitung“ erteilt, von der er sich bei der ihm bekannten Ergebenheit des Verlegers eine für die Beherrschung der neuen Provinz günstige Einwirkung auf die Gesinnung und Stimmung der Bewohner versprechen durfte. Die erste Nummer des Blattes erschien am 3. Januar 1742, und ein kräftiger Hauch echt friderizianischer Regierungspraxis weht uns aus der Mitteilung eines Zeitgenossen entgegen, wonach Aldamez bereits vorher in seinem „Schlesischen Nouvelles-Courir“ zum Abonnement auf das neue Journal auffordern und so an seinem eigenen Untergange mitarbeiten mußte. Die „Schlesische Zeitung“ erschien zunächst wöchentlich dreimal, und der König bekundete sein Wohlwollen dem neuen Unternehmen gegenüber dadurch, daß er unter dem Titel „Relationen eines vornehmen preußischen Offiziers“ mehrfach selbst an dieser Stelle über Kriegsereignisse Bericht erstattete. Das Privileg der Zeitung wurde später noch dreimal prolongiert, so daß sie bis 1810 das einzige Blatt war, das in Schlesien bestehen durfte. Glänzende Beweise patriotischer Gesinnung lieferte die Zeitung während der Freiheitskriege; in der Nummer vom 20. März 1813 veröffentlichte sie zuerst den Aufruf des Königs „An Mein

Volk", dem unmittelbar die Ansprache „An Mein Kriegsheer“ und die Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes folgten, und ein gewaltiger Weckruf an das nationale Bewußtsein ist in jenen Tagen von ihr ausgegangen. Den großartigen Aufschwung, den das Blatt in neuerer Zeit genommen und seinen Einfluß in freikonservativer Richtung weit über die Grenzen der Provinz Schlesien hinaus getragen hat, verdankt es nicht zum mindesten der langen Mitarbeiterchaft Heinrich von Blankenburgs, der nach mehrjähriger militärischer Berichterstattung von 1871—1890 auch politischer Leiter des Blattes war.

Es ist sehr begreiflich, daß das der Firma Korn erteilte Monopol in Breslauer Drucker- und Verlegerkreisen als ein beneidenswerter Besitz angesehen wurde und den Buchdrucker Johann August Barth, von dessen Betriebsamkeit bereits berichtet ist, 1801 bei seiner Bewerbung um das Privileg einer Handelszeitung zu dem Anerbieten veranlassen konnte, statt des von Korn erlegten jährlichen Kanons von 200 Tälern die doppelte Summe zu entrichten, falls ihm das Privileg für die „Schlesische Zeitung“ mit übertragen würde. Barth erreichte seinen Zweck jedoch nicht, die Konkurrenz aber brachte der Regierung den Vorteil, daß Korn sich bereit finden ließ, den Kanon auf 600 Taler zu erhöhen. So erwuchs denn erst im Jahre 1820 der „Schlesischen Zeitung“ eine Rivalin in der von dem damals populärsten Manne Breslaus, dem Litteraten Karl Schall, gegründeten „Breslauer Zeitung“, die anfangs noch eine gouvernementeale Richtung einschlug, dann aber das führende Blatt der liberalen Partei in Schlesien wurde. Nicht annähernd lassen sich an Bedeutung mit den genannten Journals die beiden Blätter vergleichen, die hier nur ihres ehrwürdigen Alters wegen noch genannt seien: die „Görlitzer Nachrichten“, 1799 begründet, und der „Oberschlesische Anzeiger“, der jetzt im 111. Jahrgange erscheint.

Bibliotheken.



Schließlich erübrigt noch, über die Bibliotheken als den zur Aufbewahrung und Benutzung der Schrift- und Druckwerke berufenen Stätten ein Wort zu sagen. Bekanntlich war Schlesien reich gesegnet an Klöstern und Stiften, und 1810 wurden ihrer nicht weniger als 91 aufgelöst. So unerfreulich das Bild ist, das der von der „Hauptäkularisationskommission“ mit der Auf- und Übernahme der Bibliotheken beauftragte Büsching von dem damaligen Zustande der meisten Büchersammlungen entwirft, so reden die alten Bände doch oft genug eine recht deutliche Sprache, daß ihnen dereinst ein würdigeres Dasein beschieden war. Zahlreiche Einbände zeigen die auch heute noch lesbare Aufschrift von Signaturen, die auf eine nach Fächern geordnete Gruppierung der Handschriften und Drucke hindeutet, und nicht selten stellt eine kurze Notiz die Katalogisierung der Werke außer Zweifel. Gemäß der den mittelalterlichen Bibliotheken eigenen Praxis, die Bücher nicht, wie jetzt üblich, aufzustellen, sondern auf dachförmigen Pulten nebeneinander hinzulegen — eine Einrichtung, von der uns heute noch die alte Kirchenbücherei zu Goldberg i. Schl. eine gute Vorstellung übermittelt (s. Taf. XXXIX) — tragen viele Bände entweder auf dem vorderen Deckel, zum Teil noch unter der schützenden Hülle eines Hornblättchens oder auf der dem Benutzer

sich zunächst präsentierenden Fläche des unteren Schnittes die Aufschrift des Titels. Alles das sind doch Spuren, die darauf hinweisen, daß sich die Bibliotheken der schlesischen Klöster zur Zeit ihrer Blüte in wohlgeordneten Verhältnissen befunden haben. Auch stößt man gelegentlich in Handschriften oder Drucken auf eine Notiz, die ein warmes Interesse des Abtes für die Büchersammlung seines Klosters bekundet; so erfahren wir, daß z. B. im Augustiner-Chorherrenstift zu Sagan während des 15. Jahrhunderts die Äbte Ludolf I., Heinrich Stislaw, Simon Arnoldi und Martin Rinkenberg sowohl ihre Mönche selbst haben fleißig schreiben lassen, wie auch durch Kauf manches Stück in die Bücherei gebracht haben. Viele Klöster verfügten bei ihrer Säkularisation über recht erhebliche Bestände; so hatten in Breslau die Augustiner-Chorherren rund 17000 Bände, das Prämonstratenserkloster zum heiligen Vincenz 15 000, das Matthiasstift der Kreuzherren 13 000 Bände, und annähernd ebensoviel wie letzteres besaßen auch die Cistercienserabteien Grüssau, Leubus und Rauden.

Aber das Interesse an einer Büchersammlung bleibt nicht auf die Klostergeistlichkeit beschränkt. In Breslau sorgte der humanistisch gebildete Bischof Johann IV. Roth (1482—1506) in hochherziger Weise für eine erhebliche Vermehrung der Bücher des Kapitels, wozu ihm die eben erfundene Buchdruckerkunst reiche Gelegenheit gab, so daß er das Verdienst des eigentlichen Begründers der Dombibliothek für sich in Anspruch nehmen darf, deren weitere Geschichte in der fast ununterbrochenen Kette ansehnlicher Schenkungen recht deutlich die Wertschätzung zum Ausdruck bringt, die der Breslauer Klerus jener Schöpfung zollte. Die Bereicherungen, die der Bibliothek durch die Vermächtnisse der Domherren zingingen, spornten auch andere Geistliche und Bücherliebhaber zu Schenkungen an, unter denen die Stiftung des Junkers Hans von Schönberg an erster Stelle steht. So konnte denn das im Jahre 1615 vollendete Verzeichnis nicht weniger als 2719 Bände aufführen, wobei jedoch die zahlreichen Sammelbände nur als eine Nummer gezählt sind. Raum aber hatte Berghius seinen Katalog, in dem er auch den Stiftern ein ehrendes Denkmal setzte, fertiggestellt, als das Unheil des Dreißigjährigen Krieges der mit so viel Liebe zusammengebrachten Bibliothek ein frühes Ende bereitete. In den ersten Tagen des Septembers 1632 hatten die Sachsen im Verein mit einem schwedisch-brandenburgischen Korps die Kaiserlichen bei Steinau a. O. geschlagen und überfluteten nun bei der Verfolgung des nach Breslau abziehenden Feindes die wehrlose Dominsel. Fast drei Jahre hausten die Truppen hier, und wie sie die Kirchen und die von den Domherren verlassenen Kurien ausplünderten, so machten sie auch nicht vor der Bibliothek halt, und was in jenen Tagen an Bücherschätzen geraubt, verbrannt oder in die Oder geworfen wurde, darüber vermag der durch einen Zufall erhalten gebliebene Katalog Auskunft zu geben.

Nach der Rückkehr der Domherren machte sich Berghius daran, die Reste der Bibliothek zu sammeln; dabei kehrte denn auch gelegentlich ein verschlepptes Buch wieder an seinen Platz zurück und erinnert noch jetzt durch eine kurze aber vielfagende Notiz wie „um drei Behme gelöst“ oder „für achtzehn Groschen einem gottlosen Soldaten abgekauft“ an sein trauriges Geschick. Von neuem aber erwachte auch der Geist der Opferfreudigkeit bei dem Klerus. Vor allem sind es zwei Männer, deren Namen unvergessen bleiben werden: der Breslauer Bischof Sebastian von Rostock († 1671) mit seiner reichen Bücherschenkung und der

Weihbischof Karl Franz Neander († 1693), bekannt auch als hochherziger Förderer der Bibliothek des Jesuitenkollegs, der dem Domkapitel die Summe von 1000 Talern vermachte, deren Zinsen die Anstellung eines eigenen Bibliothekars ermöglichen sollten. Neanders Stiftung trat ins Leben, ein Bibliothekar wurde ernannt, und bald war auch wieder ein Katalog zur Stelle. Leider kam zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Büchersammlung wohl infolge des Krieges und der Säkularisationsgefahr, vor allem aber wegen der Unzulänglichkeit der Räume in Unordnung, aus der ihr zwar das energische Eingreifen des Domherrn Ritter, unterstützt durch die sachkundige Hilfe des Breslauer Universitätsbibliothekars Unterholzner, herauhalf, aber der Mangel an Platz blieb doch nach wie vor ein unerträglicher Übelstand, bis Fürstbischof Kopp 1897 die Bibliothek in ein ihr würdiges Heim überführen ließ, in dem sie jetzt neu geordnet und katalogisiert eine segensreiche Tätigkeit entfaltet.

Damals freilich, als die humanistischen Bestrebungen auch in Schlesien einen begeisterten Widerhall fanden, war es um die Befriedigung der litterarischen Bedürfnisse recht kläglich bestellt. Ohne größere Reisen konnte bei dem völligen Mangel an älteren Handschriften oder wenigstens guten Abschriften das Studium der klassischen Altertumswissenschaft kaum aufgenommen werden, eine Beschränkung, deren sich nur diejenigen zu entziehen vermochten, denen es auf ein pekuniäres Opfer nicht ankam. Es gereicht daher dem Breslauer Patriziertum zur höchsten Ehre, daß es einer aus ihren Reihen war, in dem der Entschluß reiste, seine reichen Mittel in ähnlicher Weise in den Dienst der Wissenschaft zu stellen, wie es Johann Jakob Fugger durch Gründung der Augsburger Bibliothek getan hatte. Auf seinen Reisen durch Frankreich, Italien und die Niederlande kaufte der junge Gelehrte Thomas von Rehdiger neben Münzen und Werken der bildenden Künste vornehmlich gute Handschriften und Drucke aus den verschiedensten Litteraturgebieten auf, und als der kaum Fünfunddreißigjährige 1576 in Köln an den Folgen einer ungeschickt behandelten Arzverlehung starb, da legte sein testamentarischer Wille den Erben die Verpflichtung auf, seine Sammlungen in Breslau an einem zweckentsprechenden Orte zum öffentlichen Gebrauche aller Gelehrten unter dem Namen „Rehdigersche Bibliothek“ zugänglich zu machen. Zunächst freilich verschoben Streitigkeiten in der Rehdigerschen Familie wegen des Testamentes sowie der Mangel geeigneter Lokalitäten die Auffstellung der Bibliothek, und infolge des bald ausbrechenden Dreißigjährigen Krieges geriet die Angelegenheit überhaupt in Vergessenheit. So kam erst 1645 der Wille des Testators zur Ausführung, und zwar in der Weise, daß die Erben dem Breslauer Magistrat die Sammlungen überließen, der die Kunstsäcke und Bücher in einem Raume der Elisabethkirche unterbrachte und als „Rehdigersche Bibliothek“ der allgemeinen Benutzung freigab. Obschon hier auf eine Würdigung des hohen Wertes der Stiftung verzichtet werden muß, so sei doch wenigstens auf ein paar kostbarkeiten kurz hingewiesen. An der Spitze der theologischen Manuskripte steht die altlateinische Übersetzung der Evangelien aus dem 7. Jahrhundert, sowie Willirams Paraphrase des „Hohenliedes“ aus dem 11. Jahrhundert. Recht zahlreich und besonders wertvoll sind die Codices der griechischen und lateinischen Klassiker, die teilweise, wie z. B. Homer, sogar in mehreren Exemplaren vorliegen. Als ausgezeichnete Denkmäler der Miniaturmalerei beanspruchen hohe Beachtung ein Dante aus dem 14. Jahrhundert und der bereits früher erwähnte

Froissart, sowie ein allerdings erst später der Rehdigerschen Bibliothek von Veit Ferdinand von Mudrach gestifteter Valerius Maximus (s. a. Mittelalterliche Geschichte Taf. XI), gleichfalls vordem im Besitz des Bastards Anton von Burgund. Und den Handschriften steht die Sammlung der Inkunabeln nicht viel nach, die namentlich an Frühdrucken deutscher Bibeln reich ist.

Die Rehdigersche Bibliothek hat sich auch in der Folge ansehnlicher Schenkungen zu erfreuen gehabt, so daß ihre Bestände einen vorzüglichen Grundstock bilden konnten für jene Schöpfung großen Stiles, die sich 1865—1867 durch die Vereinigung der vorzugsweise auch aus Privatbesitz zusammengebrachten Kirchenbüchereien von St. Maria Magdalena und St. Bernhardin mit der Rehdigerschen Sammlung als Stadtbibliothek vollzog. Zugleich wurden der Anstalt geeigneter Räume in dem eben erbauten Stadthause zur Verfügung gestellt, bis sie 1891 in das für ihre Zwecke mit errichtete Sparkassengebäude übersiedeln konnte. Nicht lange nach der Gründung der Stadtbibliothek trat aber auch in Hermann Markgraf ein Mann an ihre Spitze, der als Organisator wie Gelehrter gleich hervorragend, ihren Namen zu einem der bekanntesten in Deutschland machen sollte. Durchführung eines zielbewußten Programms, nicht alles mögliche zu sammeln, sondern mit den verfügbaren Mitteln innerhalb bestimmter Litteraturgebiete das Erreichbare zu gewinnen, Fertigstellung eines alphabetischen Kataloges, der dem Publikum die Benutzung der bisher schwer zugänglichen Schätze der einzelnen Sammlungen erleichtern sollte, Inangriffnahme eines systematischen Kataloges und verständnisvolles Eingehen auf die Wünsche der Benutzer, das sind vornehmlich die Verdienste seiner dreißigjährigen Wirksamkeit, die in der Geschichte der Bibliothek unvergessen bleiben werden. Vor allem aber ist seiner nie versagenden Hilfsbereitschaft zu gedenken. Gleichviel, ob sich ein Anfänger oder Gelehrter von Ruf an ihn wandte, stets hat sich Markgraf die Zeit genommen, zu raten und zu fördern. Und fast noch höher als der Denkstein, den ihm in Breslau seine Verehrer auf seinem Grabe errichtet haben, wird man für die Bewertung seiner bibliothekarischen Tätigkeit die Anerkennung einschätzen dürfen, die ihm ungezählte Autoren in den Vorreden ihrer Veröffentlichungen gezollt haben. Aber auch nach Markgrafs Tode blieb der Geist der Anstalt der alte, und daß jetzt die Verwaltung von Archiv und Bibliothek in getrennten Händen ruht, kann nur der Entwicklung der beiden Sammlungen zugute kommen. Von Jahr zu Jahr steigert sich noch die Benutzung der Bibliothek, und ein Blick auf ihre letzte Betriebsstatistik mit über 13000 Besuchern des Lesezaales und einer Verleihung von mehr als 60000 Bänden zeigt, welche Dienste sie der Förderung des geistigen Lebens zu leisten vermag auch neben jenem Institute, das in erster Linie berufen ist, die litterarischen Bedürfnisse der Provinz Schlesien zu befriedigen.

Der Breslauer Königlichen und Universitäts-Bibliothek ist erst unlängst von Milkau eine ebenso gründliche wie glänzend geschriebene Darstellung ihrer Geschichte beschert worden, auf die hier verwiesen werden muß, da die wenigen Zeilen, die dem Institut an dieser Stelle gewidmet werden können, nicht mehr als eine Registrierung der wichtigsten Daten zu bieten vermögen.

Die Gründung der Bibliothek fällt zusammen mit der am 3. August 1811 vollzogenen Vereinigung der Frankfurter Hochschule mit der Breslauer katholischen Leopolds-Universität. Beider Bücherbestände sollten den Grundstock für die

Bibliothek der neuen Schöpfung abgeben. Das war zwar herzlich wenig, denn jede der Sammlungen hatte schon seit Jahrzehnten den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr genügen können, aber man rechnete mit dem Zuwachs, den ihre Verschmelzung mit der aus den Büchern der säkularisierten Klöster Schlesiens zu gründenden Zentralbibliothek bringen würde.

Man muß es dem jugendlichen Eifer Büschings zugute halten, daß er den Mut fand, als alleiniger Kommissär und ohne jede sachverständige Unterstützung die Riesenaufgabe der Einziehung der Klosterbibliotheken zu übernehmen, und unter diesen Umständen war es noch nicht das schlechteste Programm, wenn er die Bestände der einzelnen Stifte ohne Prüfung ihres Wertes und auf die Gefahr hin, zahllose Dubletten zu erwerben, einfach in das Breslauer Sandstift überführen ließ. Bereits war ein gutes Drittel der Bibliotheken auf diese Weise geborgen, als die „Haupt säkularisationskommission“ gegen Büschings Verfahren Einspruch erhob. Die sich hieraus ergebenden Reibungen im Verein mit den halben Maßnahmen, die nunmehr getroffen wurden, sind schuld daran, daß das ganze Unternehmen ein klägliches Ende nahm, und die Zentralbibliothek zahlreicher Werke verlustig gegangen ist — ein Ausgang, der um so beschämender erscheint, wenn man bedenkt, wie zielbewußt die gleiche Aktion in Bayern durchgeführt ward.

So konnte denn bei Eröffnung der Universität von den Büchermassen, die das Sandstift barg, nur die alte Frankfurter Bibliothek und die der Leopoldina für eine Benutzung in Frage kommen, erstere mit rund 28000, letztere mit 8000 bis 9000 Bänden; alles andere harrte noch der Ordnung und Verzeichnung. Damit hatte es nun freilich gute Weile. Insbesondere bei der Katalogisierung ging die Verwaltung so wenig zielbewußt zu Werke, daß sie sich in immer größere Schwierigkeiten verwickelte, und die Jahrzehnte lange Arbeit mit einem ausgesprochenen Misserfolge endete. Über die verfehlte Katalogisierung blieb leider nicht die einzige schwache Seite der Bibliothek. Wenn irgendwo das Prinzip der nebenamtlichen Verwaltung üble Folgen gezeitigt hat, dann ist es auf der Breslauer Universitätsbibliothek gewesen, denn schließlich versagte der Betrieb auf der ganzen Linie dermaßen, daß dem Tiefstande des Instituts nur durch eine Reorganisation abgeholfen werden konnte. Mit ihr wurde der erst dreißigjährige Karlsruher Gymnasialprofessor Dziażko betraut, der sich bei der Neuordnung der Bonner Bibliothek unter Ritschl trefflich bewährt und später, wenn auch nur für kurze Zeit, die Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B. geleitet hatte. In ihm erhielt am 1. Oktober 1872 das Institut zum ersten Male einen Leiter, dem die Verwaltung der Bibliothek im Hauptamte übertragen wurde, und an dem gleichen Grundsätze hielt man auch bei Besetzung der erledigten Kustodenstellen fest. Dziażko hat den auf ihn gesetzten Erwartungen voll entsprochen. Unter Zugrundelegung sorgfältigst ausgearbeiteter Regeln, derselben, die das Fundament der heute gültigen „Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der Preußischen Bibliotheken“ bilden, schuf er innerhalb neun Jahren den allgemeinen Zettelkatalog, das Hauptverdienst seiner Breslauer Tätigkeit. Nebenher aber ließen eine Reihe Maßnahmen, die auf eine leichtere und bequemere Benutzung der Bibliothek hinwirkten, wie Gewinnung besserer Lese- und Geschäftsräume und Aufstellung einer Handbibliothek im Lesesaale mit einem gedruckten Kataloge, dem ersten dieser Art in Deutschland. Vor allem aber war Dziażko auf eine

Befferung der Finanzen bedacht, und das Ergebnis seiner sich immer erneuernden Anträge war, von zahlreichen außerordentlichen Zuschüssen abgesehen, eine allmähliche Steigerung des Anschaffungsfonds von rund 14000 Mark bis schließlich auf 27000 Mark. Wo aber die Mittel des Etats versagten, legte er sich aufs Betteln, und die enorm hohe Ziffer der Geschenke in jenen Jahren beweist, daß er auch in dieser Kunst ein Meister gewesen ist. Durch geschickte Verhandlungen erreichte er auch 1885 die Angliederung der Bibliothek der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur“ mit einem Bestande von rund 68000 Bänden. Nur einer solchen Rührigkeit war es zu danken, wenn im Jahre 1886 beim Fortgange Działos aus Breslau die Universitätsbibliothek nicht mehr wie bei seinem Amtsantritt die letzte Stelle unter ihres Gleichen in Preußen einnahm, sondern die dritte.

Und wie verlief die Entwicklung in den nächsten fünfundzwanzig Jahren? Die Zeit liegt noch zu nahe für ein abschließendes Urteil; wer aber Zahlen in diesen Dingen überhaupt eine Bedeutung beilegt, wird auch hier ihre Beweiskraft für eine weitere ungeahnte Aufwärtsbewegung anerkennen müssen. Aus den 27000 Mark Anschaffungsfonds sind es 60000 Mark geworden, und der Besitz der Bibliothek ist in dieser Zeit von 240000 auf über 390000 Bände angewachsen. Schließlich sind aber der Etat und die damit im engsten Zusammenhange stehende Vermehrung Faktoren, deren Gestaltung im letzten Grunde nicht bei der Bibliothekswaltung liegt; für die Beurteilung ihrer eigenen Leistungsfähigkeit sprechen daher die Ziffern der Benutzung das entscheidende Wort, und diese hat sich in dem letzten Vierteljahrhundert mehr als verdoppelt: von 42000 Bänden im Jahre 1886 ist sie 1911 auf 94000 Bände gestiegen. Mitbewirkt haben diesen Aufschwung in erster Linie eine Reihe Betriebsverbesserungen vorwiegend aus jüngster Zeit, wie die durch Einführung der elektrischen Beleuchtung ermöglichte Verlegung der Öffnungszeiten auf geeigneteren Stunden, die Erleichterung der Bücherbestellung, die Bekanntgabe der neuen Erwerbungen durch wöchentlich wechselnde Ausstellungen und die Bereithaltung eines von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnenden alphabetischen Kataloges im Lesezimmers, der über den Besitz der seit 1910 erschienenen Werke Auskunft gibt. Vor allem aber ist einer wesentlichen Verbesserung zu gedenken, deren Segen in der oben angeführten Benutzungsziffer nicht mit zum Ausdruck kommt, das ist die Schaffung eines Zeitschriftenzimmers, in welchem jetzt die neueste periodische Litteratur allgemein zugänglich ist, während vordem ihre Benutzung an die Erwerbung der Mitgliedschaft des akademischen Lesevereins gebunden war. Allerdings ist die Bibliothek mit dieser Einrichtung zurzeit ein Gast im Universitätsgebäude, aber der geplante Neubau wird ihr auch in diesem Punkte eine weitere Verbesserung bringen.

Wie es die Rücksicht auf den Raum nicht gestattet, auch nur der größeren auf die Pflege bestimmter Litteratur gerichteter Bibliotheken in der Hauptstadt zu gedenken, deren Kreis sich erst jüngst wieder infolge der Gründung der Technischen Hochschule um eine erweitert hat, ebensowenig können auch die zahlreichen Bibliotheken der Provinz in unsere Betrachtung mit einbezogen werden. Aber wenigstens zwei Schöpfungen sollen nicht ungenannt bleiben, in denen sich der Adel Schlesiens ein hervorragendes Denkmal gesetzt hat: die Reichsgräflich Schaffgottsch'sche Majoratsbibliothek zu Warmbrunn und die Reichsgräflich von Hochberg'sche Majoratsbibliothek in Fürstenstein. Erstere, eine Gründung aus dem Jahre 1733,

ist allmählich auf 66 000 Bände gewachsen und besonders geschässt durch ihren Reichtum an Werken zur Landesgeschichte; letztere, mindestens bis 1609 zurückreichend, besitzt in ihrem Bestande von 45 000 Bänden auch zahlreiche wertvolle Handschriften.

Noch augenfälliger aber als die stark ansteigende Entwicklung der größeren wissenschaftlichen Bibliotheken ist der Aufschwung, den das Volksbibliothekswesen während der letzten Jahrzehnte in Deutschland genommen. Auch Schlesien hat an diesem Segen reichen Anteil. Nicht allein die kommunalen Behörden betrachten es als ihre Pflicht, dem Bildungsbedürfnisse insbesondere der unteren Stände durch Bereitstellung geeigneter Litteratur in weitgehender Weise entgegenzukommen, auch private Opferfreudigkeit ist mit ihnen in Wetteifer getreten und hat Schöpfungen ermöglicht, die, wie die Görlitzer Volksbücherei, auch in ihrem Äußerem das wachsende Verständnis für die Bedeutung solcher Bildungsstätten erkennen lassen. Vor allem aber sind hier die Bestrebungen um die kulturelle Wohlfahrtspflege in Oberschlesien zu erwähnen, die besonders im Bereiche der Volksbibliotheken dank der ungemeinen Rührigkeit des Oberregierungsrats Küster ganz bedeutende Erfolge zu erzielen gewusst haben, die um so höher bewertet werden müssen, da sie nicht allein der Förderung der Bildung, sondern auch der Erstärkung des nationalen Bewußtseins unter den arbeitenden Klassen der Bevölkerung in der Ostmark zugute kommen.

Litteratur.

C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens I. II, Gotha 1884—86. — W. Schulte, Die Anfänge d. deutsch. Kolonisation in Schlesien (Silesiaca, Festschr. f. Grünhagen, Breslau 1898, S. 35 f.).

Zu den Handschriften: A. Schulz, Urkundl. Geschichte d. Breslauer Malerinnung, Breslau 1866, S. 183 f. — Derselbe, Schlesiens Kunstleben im 13. u. 14. Jahrh., Breslau 1870, S. 9. — A. Haseloff, Eine thüring.-sächsische Malerschule d. 13. Jahrh., Straßburg 1897. — A. v. Wolfstzron, Die Bilder d. Hedwigslegende nach einer Handschr. v. J. 1353, Wien 1846. — C. Grünhagen, Beiträge z. Geschichte der Hedwigslegenden (Festschr. d. Ber. f. Geschichte u. Altert. Schlesiens Bd. 5 [1863] S. 160 f.). Die hier versuchte Identifizierung des Nikolaus von Preußen mit Nikolaus von Posen, der einen Nachtrag zur Legende lieferte, entbehrt der sicheren Grundlage. — H. Luchs, Über die Bilder der Hedwigslegende, Breslau 1861; Nachträge dazu in Schlesiens Vorzeit Bd. 3 (1881), S. 99 f. — (R. Stronczynski) Legenda obrazowa o Swietej Jadwidze. Krakau 1880. — E. Hora, Die ehemalige Schlackenwerther Handschrift der Hedwigslegende (Mitteil. d. Ber. f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen, Jahrg. 49 [1911] S. 540 f.).

Zum Buchdruck: F. Kapp, Geschichte d. deutschen Buchhandels bis ins 17. Jahrh., Leipzig 1886. — K. Działko, Caspar Elyan, Breslaus erster Drucker (Festschr. d. Ber. f. Geschichte u. Altert. Schlesiens Bd. 15 [1879], S. 1 f.; 16 [1882], S. 290 f.; 19 [1885], S. 386 f.). — G. Bauch, Bibliographie d. schles. Renaissance (Silesiaca, Festschr. f. Grünhagen, Breslau 1898, S. 145 f.). — Derselbe, Drucke von Frankfurt a. O. (Zentralbl. f. Bibliothekswesen, Jahrg. 15 (1898), S. 241 f.). — W. Molzdorf, Der Formschneider der Holzschnitte in dem Breslauer Drucke der Hedwigslegende v. 1504 (Repertorium f. Kunsthiss. Bd. 28 [1905], S. 244 f.). — A. Göze, Die hochdeutschen Drucker d. Reformationszeit, Straßburg 1905, S. 17 f. — J. E. Scheibel, Geschichte der in Breslau befindl. Stadtbuchdruckerei, Breslau 1804; nebst Forts. 1863. — M. Brann, Die Hundsfelder Druckerei, Breslau 1882. — L. Salomon, Geschichte d. deutschen Zeitungswesens I—III, Oldenburg u. Leipzig 1900—06. — B. Schierse, Das Breslauer Zeitungswesen vor 1742, Breslau 1902. — L. Müller, Die Breslauer polit. Presse von 1742—1861, Breslau 1908. — R. Weigelt, 150 Jahre Schlesische Zeitung, Breslau 1892.

Zum Bibliothekswesen: J. Jungniß, Geschichte der Dombibliothek in Breslau (Silesiaca, Festschr. f. Grünhagen, Breslau 1898, S. 187f.). — A. W. J. Wachler, Thomas Rehdiger und seine Büchersammlung in Breslau, Breslau 1828. — Negebaur, Die Stadtbibliothek in Breslau (Neuer Anzeiger für Bibliographie u. Bibliothekswiss. 1865, S. 246—253; 293—296). — M. Hippé, Hermann Markgraf (Zentralbl. f. Bibliothekswesen, Jahrg. 23 [1906], S. 205f.). — J. Ständer, Die Handschriften der Königl. u. Univ.-Bibliothek zu Breslau (Zeitschr. d. Ver. f. Geschichte u. Altert. Schlesiens, Bd. 33 [1899], S. 1f.). — F. Milkau, Die Königl. u. Univ.-Bibliothek zu Breslau, Breslau 1911 (S.-A. aus der Festschrift z. Feier d. 100jähr. Bestehens d. Univ. Breslau). — H. Nentwig, Zwei schlesische Majoratsbibliotheken (Beiträge z. Bücherkunde u. Philologie, A. Wilmanns gewidmet, Leipzig 1903, S. 129f.). — Küster, Kulturelle Wohlfahrtspflege in Oberschlesien, 2. Aufl., Kattowitz 1907.

Für die Beigabe der Abbildungen bin ich zu besonderem Danke verpflichtet den Herren Bibliotheksdirektoren Geheimrat Dr. Milkau und Professor Dr. Hippé in Breslau, Herrn Ritter von Gutmann in Wien, Herrn Pastor prim. Guhl in Goldberg i. Schl. und Herrn Direktorialassistenten Dr. Lindner in Breslau.

XV.

Das Schulwesen Schlesiens in der Gegenwart.

Von Dr. Wilhelm Rudkowski - Breslau,
Professor am Gymnasium zu St. Elisabet.

Wenn man fragen wollte, worin der Wert eines Überblicks über das Schulwesen einer einzelnen Provinz beruht, so ist zu erwägen, daß Schlesien die größte Provinz Preußens ist, daß sie auch an Volkszahl nur von den Rheinlanden übertroffen wird, daß sie endlich als Kolonialland und ausgesprochenes Grenzland besondere Verhältnisse der konfessionellen und sprachlichen Mischung zeigt. So muß es von einiger Bedeutung und einem gewissen Interesse sein, wenn auch nur in einem Abrisse, für den wenig Zeit zur Verfügung stand, darzustellen, inwieweit schon äußerlich das Schulwesen Schlesiens die großartige Ausdehnung der staatlichen und kommunalen Fürsorge erweist. Ein Vergleich mit der Zeit vor etwa 25 Jahren möge die Grundlage dazu schaffen.

A. Für die Übersicht des Volksschulwesens empfiehlt sich die Teilung nach den drei Regierungsbezirken.

Im Jahre 1887 hatte der Regierungsbezirk Oppeln acht Lehrerseminare und acht Präparandenanstalten, im Jahre 1911¹ dagegen elf Lehrerseminare, eines für Volksschullehrerinnen, 14 für Präparanden und eine für Präparandinnen, sowie einen außerordentlichen Präparandenkursus in Neurode. Die neuen Seminare sind Ratibor, gegründet 1899, Leobschütz 1902, Beuthen für Volksschullehrerinnen 1906 und Myslowitz 1909. Der ganze Bezirk war 1887 in 37 Kreisschulinspektionen geteilt, 1911 in 45, von denen nur zwei im Nebenamte ver-

¹ Die Zahlen für 1912 stehen noch nicht zur Verfügung.

waltet werden.¹ Im Jahre 1888 unterrichteten 3118 Lehrer und Lehrerinnen an 1304 Schulen 276546 Schulkinder, so daß auf eine Lehrkraft 88 Schüler entfielen; 1911 gab es 6445 Lehrkräfte an 1558 Schulen mit 7178 Klassen und 434656 Schülern, so daß auf eine Lehrkraft nur noch 66 Schüler entfallen.

Der Bezirk Breslau hatte im Jahre 1888 fünf Seminare und drei königliche Präparandien, 1911 neun Seminare, zwölf Präparandien und einen außerordentlichen Präparandenkursus. Die neuen Seminare sind Brieg, gegründet 1891, Breslau für Lehrerinnen 1902, Frankenstein 1903, Schweidnitz 1907. Dazu ist noch 1912 das von der Stadt Schweidnitz unterstüttete private Volksschullehre-rinnenseminar getreten. Der Bezirk war 1888 in 38 Kreisschulinspektionen geteilt, davon waren 13 hauptamtliche, 1911 in 39, davon waren 16 hauptamtliche. Im Jahre 1888 unterrichteten 3311 Lehrer und Lehrerinnen an 1709 Schulen mit 4599 Klassen 265968 Schulkinder, so daß auf eine Lehrkraft 80 Schüler entfielen; 1911 gab es 4819 Lehrkräfte an 1922 Schulen mit 5665 Klassen und 303855 Schulkindern, so daß nur noch 60 auf 1 Lehrkraft entfallen. Auch das Verhältnis der Klassen zu den Schulen ist verbessert worden; während im Jahre 1888 durchschnittlich auf eine Schule 2,6 Klassen kamen, sind es jetzt fast drei.

Im Jahre 1886² hatte der Bezirk Liegnitz fünf königliche Seminare und eins der Brüdergemeine, drei Privatpräparandien, 1911 dagegen sieben Seminare, sechs Präparandien und zwei königliche außerordentliche Präparandenkurse in Hoyerswerda. Neubegründet wurde das Seminar Löwenberg im Jahre 1904. Der Bezirk zerfiel 1886 in 44 Schulinspektionen, wovon nur eine hauptamtlich war, 1911 in 53, worunter drei hauptamtliche waren.³ 1886 unterrichteten 2049 Lehrkräfte an 1271 Schulen mit 3227 Klassen 166696 Schulkinder, so daß auf eine Lehrkraft 81 Schüler entfielen; 1911 gab es 2903 Lehrkräfte an 1388 Schulen mit 4325 Klassen und 191762 Schulkindern, so daß auf eine Lehrkraft nur 66 Schüler kommen. Die Zahl der Klassen ist von 2,7 auf 3 an einer Schule gestiegen.

Einen besonderen Platz behauptet das Volksschulwesen der Stadt Breslau.

Es bestanden 1888 93 Schulen mit 608 Klassen, 93 Rektor- und 607 ordentlichen Lehrerstellen und 36512 Schülern. Die Gesamtausgaben dafür betrugen 1827841 Mark, so daß auf den Kopf eines Schulkindes 44,6 Mark regelmäßiger Ausgaben entfielen. 1912 bestanden dagegen 148 Schulen und elf Hilfsschulen mit 1310 Klassen und 1427 Lehrkräften, die 65607 Kinder unterrichteten. Die dauernden Ausgaben dafür einschließlich der Koch- und Haushaltungsschulen setzte der Stadthaushaltssplan für 1912 auf 7713600 Mark fest (wozu noch für Jugendförderung 11650 Mark traten), so daß auf jedes Schulkind ein Zuschuß von 99,43 Mark entfällt.

Knabenmittelschulen hatte die Stadt Breslau im Jahre 1888 nicht, weil die jetzigen Realschulen als „höhere Bürgerschulen“ das Mittelglied zwischen Volksschule und höherer Schule bildeten. Die drei Mädchenmittelschulen hatten 943 Schülerinnen und kosteten 110415 Mark. 1912 gab es vier Knaben- und fünf

¹ 1912 wurden im Nebenamte drei verwaltet.

² Die Zahlen von 1887 oder 1888 sind nicht veröffentlicht.

³ Im Jahre 1912 gab es nur 45 Bezirke, aber deren acht hauptamtliche.

Mädchenmittelschulen mit 37 bzw. 71 Klassen und 43 Lehrern und 91 Lehrerinnen; jene hatten 1362 Schüler und kosteten 250 210 Mark, diese hatten 2615 Schülerinnen und kosteten 377 290 Mark.

In ganz Schlesien bestanden 1886¹ 26 Mittelschulen mit 201 Klassen und 6956 Schulkindern; diese Zahlen waren 1911 auf 36, 322 und 9958 gestiegen, die von 183 vollbeschäftigte Lehrern, 175 vollbeschäftigte Lehrerinnen und außerdem von 105 Lehrern und 58 Lehrerinnen unterrichtet wurden.²

Das letzte Vierteljahrhundert brachte also für die Volkschullehrer weit günstigere Unterrichtsbedingungen, es brachte ihnen dazu noch die Erfüllung berechtigter Wünsche in bezug auf ihr Einkommen und ihre materielle Lage, zumal der Staat durch Übernahme von $\frac{1}{3}$ der Kosten den Schulhausbau auf dem Lande wesentlich gefördert hat; in den schönen Schulhäusern mit ihren trefflichen Obstgärten ist regelmäßig eine sehr gute Familienwohnung für den ersten Lehrer, während allerdings für den zweiten nur eine Junggesellenwohnung vorgesehen ist. Besonders erfreulich wurde es auch in Schlesien empfunden, daß den Einzel-Lehrern, die in oft recht abgelegenen Orten amtieren, eine Erhöhung des Grundgehalts um 100 Mark zugebilligt wurde. Denn das sind zu allermeist treue Männer, wahrhafte Führer der Gemeinde und gewissermaßen Träger der Kultur.

Auch sonst machte der Stand der Volkschullehrer große äußere Fortschritte, besonders durch die Neuordnung des Seminarwesens von 1901 und durch die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst. „Der Grundzug jener Neuordnung ist eine Steigerung der wissenschaftlichen Ausbildung durch einen Seminarunterricht, der möglichst ein propädeutisch-wissenschaftlicher zu werden sucht.“ Das Ministerium folgte hierbei doch zumeist den Wünschen des Standes, die auch von den schlesischen Verbänden lebhaft unterstützt worden waren. So gewiß nun kein Lehrer irgendeiner Stufe nur soviel wissen darf, als er später zu lehren hat, so bleibt die Frage doch offen, ob die neuen Seminarlehrpläne nicht eine falsche Richtung der Lehrerbildung darstellen und diese sich nicht vielmehr nach der praktisch-wirtschaftlichen Seite bewegen sollte. Stufig machen muß jeden Unbefangenen die Beobachtung, daß die Bildung, welche die Volkschule selbstständig gibt, trotz aller Hebung der Lehrerbildung jetzt für das praktische Leben durchaus nicht höher bewertet wird, als vor 30 oder 50 Jahren. Die soziale Stellung der Volkschullehrer war in Schlesien immer eine sehr gute; auch ehe die Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst ausgesprochen war, zweifelte niemand, daß sie eine Bildung besäßen, die über das Mindestmaß der dafür geforderten hinausginge. Die Krisis der evangelischen Kirche geht die Lehrer der Volkschule, wo der Religionsunterricht so hohe Bedeutung hat, mehr als jeden anderen Stand an. Der gesunde Sinn der Schlesier bewahrt sie aber innerlich und äußerlich vor dem Radikalismus.

B. In der gewaltigen Entwicklung des höheren Mädchen Schulwesens ist Schlesien nicht zurückgeblieben. Es gab 1911/1912 an öffentlichen Schulen: 3 Studienanstalten, 4 wissenschaftliche Seminare, 2 Oberlyzeen, 16 Lyzeen, 4 gehobene Mädchen Schulen; an privaten: 6 Seminare (Oberlyzeen), 7 Frauenschulen (Oberlyzeen) und 37 Lyzeen.

¹ Für 1888 fehlen die Zahlen.

² Diese letzteren Angaben verdanke ich der freundlichen Mitteilung der Redaktion der pädagogischen Zeitschrift „Die Mittelschule“.

C. Übersicht über die höheren Schulen am 1. Febr. 1888 bzw. 1911.

I. Zahl der Lehrer.

Art der Schulen	Zahl der Schulen	An den Schulen						Zu ihren Vorstufen
		a) im Hauptamte			b) im Nebenamte			
		Directoren und wissenschaftl. Lehrer	technische und Elementarlehrer	wissenschaftliche Hilfslehrer	Directeure	wissenschaftliche Lehrer	Elementarlehrer	
Gymnasien								
	1888	37	421	47	78	51	14	37
	1911	41	574	76	60	66	8	40
Progymnasien								
	1888	2	12	2	3	2	—	1
	1911	3	18	6	4	2	—	1
Realgymnasien								
	1888	8	88	14	10	9	3	1
	1911	11	134	24	8	18	2	7
Realprogymnasien								
	1888	3	16	4	4	2	—	1
	1911	2	10	4	2	3	—	—
Oberrealsschulen								
	1888	2	23	4	12	6	5	4
	1911 ¹	8	107	30	9	10	2	5
Realschulen								
	1888	5	37	31	1	4	2	6
	1911	9	62	22	5	6	2	6
	¹ 1912	9	113		18			

II. Zahl der Schüler.

Art der Schulen	a) Auf den Schulen									Summe	b) Auf den Vorschulen		
	in den Klassen										Zahl der Klassen	der Schüler	
	O I	U I	O II	U II	O III	U III	IV	V	VI				
Gymnasien													
1888	404	589	761	1096	1232	1475	1675	1724	1630	10586	25	820	
1911	683	865	1110	1434	1621	1765	1769	1777	1858	12882 ¹	25 ¹	916 ¹	
Progymnasien													
1888	—	—	9	16	26	38	44	49	56	238	2	17	
1911	—	—	—	84	108	92	88	99	108	579 ²	—	—	
Realgymnasien													
1888	37	53	67	182	164	280	344	334	356	1817	15	330	
1911	116	122	175	293	360	411	462	449	479	2867 ³	13 ³	427 ³	
Realprogymnasien													
1888	—	—	8	27	20	43	84	105	130	417	2	15	
1911	—	—	—	31	43	50	43	35	47	249	—	—	
Oberrealschulen													
1888	6	14	23	73	81	103	108	108	111	627	—	—	
1911	64	112	169	337	407	474	571	595	609	3338 ⁴	17	635 ⁴	
Höh. Bürgerschulen													
1888	—	—	—	93	117	184	367	464	538	1763	24	1141	
Realschulen	1911	—	—	—	194	231	400	502	549	609	2485 ⁵	16 ⁵	697 ⁵

¹ Die Zahlen für 1912 lauten 13733, 33, 1158.² " " " " " 556.³ " " " " " 2759, 8, 297.⁴ " " " " " 3850, —, 703.⁵ " " " " " 2576, 21, 791.III. Steigerung des Besuchs der höheren Schulen¹
von 1888 zu 1911.

	Es stieg der Besuch um Prozente in den Klassen								
	O I	U I	O II	U II	O III	U III	IV	V	VI
der Gymnasien	69	46	45	30	31	19	6	3	14
" Progymnasien	—	—	—	487	315	142	100	102	92
" Realgymnasien	213	130	161	61	119	47	34	34	34
" Oberrealschulen	966	700	534	361	402	360	428	450	448
" Realschulen	—	—	—	108	97	117	36	18	13

¹ Die Realprogymnasien sind hier weggelassen, weil ihre Zahl von 3 auf 2 sank, wobei übrigens trotzdem die Frequenz von U III an gestiegen ist.

IV. Konfession der Schüler.

Arten der Schulen	Gesamt- frequenz	an den höheren Schulen				Gesamt- frequenz	an den Vorschulen			
		ev.	kath.	jüd.	Diff.		ev.	kath.	jüd.	Diff.
Gymnasien										
1888	10586	5396	3609	1573	8	820	506	59	249	6
1911	12882	5650	6173	1055	4	916	598	165	150	3
in %										
1888	—	0,509	0,34	0,148	—	—	—	—	—	—
1911	—	0,43	0,48	0,08	—	—	—	—	—	—
Progymnasien										
1888	238	121	99	17	1	17	10	4	3	—
1911	579	245	311	23	—	—	—	—	—	—
in %										
1888	—	0,50	0,41	0,071	—	—	—	—	—	—
1911	—	0,42	0,53	0,039	—	—	—	—	—	—
Realgymnasien										
1888	1817	1173	395	243	6	330	251	47	32	—
1911	2867	1850	781	227	9	427	289	63	74	1
in %										
1888	—	0,64	0,27	0,13	—	—	—	—	—	—
1911	—	0,64	0,27	0,08	—	—	—	—	—	—
Realprogymnasien										
1888	417	194	181	42	—	15	12	1	2	—
1911	249	197	45	7	—	—	—	—	—	—
in %										
1888	—	0,46	0,43	0,10	—	—	—	—	—	—
1911	—	0,79	0,18	0,09	—	—	—	—	—	—
Oberrealschulen										
1888	627	331	197	97	2	—	—	—	—	—
1911	3338	2217	856	261	4	635	493	93	47	2
in %										
1888	—	0,52	0,31	0,15	—	—	—	—	—	—
1911	—	0,66	0,25	0,08	—	—	—	—	—	—
Realschulen										
1888	1763	1302	229	225	7	1141	792	155	185	9
1911	2485	1619	642	221	3	697	472	131	93	1
in %										
1888	—	0,74	0,13	0,12	—	—	—	—	—	—
1911	—	0,65	0,25	0,9	—	—	—	—	—	—

V. Verhältnis der OI bzw. OI, UI, OII zur Gesamtfrequenz.

Art der Schulen	Jahr	Verhältniszahl der Klasse OI	Verhältniszahl der Klassen OI, UI, OII
Gymnasien Schlesiens	1888	0,038	0,165
Gymnasien der Monarchie . . .		0,048	0,19
Gymnasien Schlesiens	1911	0,053	0,203
Gymnasien der Monarchie . . .		0,060	0,221
Realgymnasien Schlesiens . . .	1888	0,020	0,086
Realgymnasien der Monarchie .		0,021	0,097
Realgymnasien Schlesiens . . .	1911	0,040	0,144
Realgymnasien der Monarchie .		0,034	0,155
Oberrealschulen Schlesiens . .	1888	0,0095	0,068
Oberrealschulen der Monarchie .		0,0055	0,041
Oberrealschulen Schlesiens . .	1911	0,019	0,103
Oberrealschulen der Monarchie .		0,032	0,143

Auch für die höheren Schulen der männlichen Jugend und für ihre Lehrer haben die letzten 25 Jahre so starke äußere und innere Veränderungen hervor- geführt, wie schwerlich je ein anderes Vierteljahrhundert. Der Oberlehrerstand, dessen Geburtsjahr doch schon 1810 ist, wurde nun erst in die Beamtenhierarchie fest eingewiesen. Der Stand schloß sich nun erst zusammen; der Provinz Schlesien fiel dabei infofern eine besondere Rolle zu, als der Kalender für das höhere Schulwesen, der in Lissa, also schon an der schlesischen Grenze Posens, begründet worden war, sehr bald ganz von Schlesiern übernommen wurde. Und er bedeutet nicht wenig für den Oberlehrerstand. Der Kampf um diese äußeren Fortschritte lag in der Richtung der Zeit mit ihrer Alleinherrschaft des rechnenden und reflektierenden Verstandes. Innerlich war der Stand, die Gymnasiallehrer wenigstens, sicherlich geschlossener, solange er unter der Herrschaft einer Idee stand, solange ihn noch die letzten Wellen des neuhumanistischen Enthusiasmus trugen.

Die Ursachen dieser Wandlung haben auch andere starke Veränderungen im höheren Schulwesen bewirkt. So ist in Schlesien die Zahl der Oberrealschulen von 2 im Jahre 1888 auf 9 im Jahre 1912 gestiegen. Die Realschulen stiegen auf 9, die bezeichnenderweise mit einer einzigen Ausnahme Vorschulen haben, während doch gerade für diese Schulgattung nach der modernen pädagogischen Theorie die Volksschule die beste Vorbereitung geben müßte. Die Schüler der Gymnasien und Progymnasien bildeten 1888 von der Gesamtfrequenz 70%, 1912 nur noch 60%; umgekehrt bildeten 1888 die Schüler der Oberreal- und Realschulen 15%, 1912 dagegen 27%. Ebenso starke Verschiebungen zeigt die Übersicht der Konfessionen. Im Jahre 1888 kam je ein „höherer“ Schüler gleicher Konfession auf 224 Evangelische, auf 469 Katholiken, auf 22 Juden; 1911 aber schon auf 186 Evangelische, 336 Katholiken und 25 Juden. Die Bevölkerung Schlesiens stieg von 4053580 (am 1. Dezember 1885) zu 5161897 (1. Dezember 1910), d. h. um 27%; die Zahl der höheren Schüler von 15448 (1. Februar 1888) zu 22400 (1. Februar 1911), d. h. schon in 23 Jahren um 45%.

Das zeigt schon deutlich die furchtbare Gefahr, in die Staat und Nation geraten müssen, wenn die Entwicklung des höheren Schulwesens so fortschreitet. Dem an sich gesunden und notwendigen Streben der unteren und mittleren Volkschichten, ihre Kinder in die höheren sozialen Klassen emporsteigen zu lassen, hat die Vermehrung und Vergrößerung aller höheren Schulen auch in Schlesien einen viel zu weitgehenden und gefährlichen Spielraum gewährt. Die Tabellen III und V geben dafür einen lehrreichen Überblick. Den Beweis aber liefert die chronische Überfüllung aller höheren Berufe, den Infanterieoffizier ausgenommen, und die wachsende Überfüllung auch aller mittleren. Die Forderung des Reifezeugnisses für einen Beruf, der 6 oder mehr Semester Studium verlangt, ist zu verstehen; die anderen Berufsstände aber, die es fordern, tun das nicht, weil sie tatsächlich eine Erhöhung der Schulbildung brauchten, sondern um ihr soziales Ansehen zu heben. Ebenso haben die verschiedensten Behörden, wie Zoll-, Eisenbahn-, politische Verwaltung ihre Anforderungen an ihre Supernumerare und Anwärter zum Nachweis der Reife für UI oder für OI oder gar bis zum Reifezeugnis selbst gesteigert, nicht weil sie meinten, ein oder zwei Jahre mehr auf der Schule bedeuteten etwas Wesentliches für den praktischen Beruf, sondern nur wegen des größeren Angebots von Anwärtern. Diese allgemein gesteigerten Ansprüche an die Schulzeugnisse aber haben wieder die üble Rückwirkung auf die Schule, daß schließlich das Zeugnis der Reife für UI oder OI Schülern gegeben wird, die man früher mit dem Berechtigungsschein abschob. Was für ein Meer des Jammers, um nur ein Beispiel anzuführen, öffnet sich, wenn man hört, daß sich auf einige gering bezahlte Schreiberstellen, die im letzten Sommer durch ein Eisenbahnunglück zugleich frei wurden, die dreißigfache Zahl von Bewerbern meldete, darunter die meisten mit dem Berechtigungsschein, eine ganze Anzahl mit dem Abiturientenzeugnis und ein paar sogar mit einigen Semestern Studium. Das Korrektiv solchen Andranges liegt in dem besonderen Recht gerade der höheren Schulen, nämlich dem Recht der Auslese. So unbequem und peinlich es für die Betroffenen ist (je später, desto peinlicher), so notwendig ist seine strenge Ausübung, und viele schlesische Gymnasien hatten darin einen guten Ruf.

Die Agitation gegen die humanistische Bildung, der man von Seiten der berufenen Stellen in dieser Hinsicht wohl zu wenig entgegnetrat, hatte vor 15 und 20 Jahren das Vertrauen in die Mittel der Auslese recht erschüttert. Die Befürchtungen, die sich gerade in Schlesien in derselben Richtung an einen viel besprochenen Erlass der Unterrichtsverwaltung knüpften, sind zum Glück durch die Verhandlungen im Abgeordneten- und im Herrenhause im Frühjahr 1912 entkräftet worden.

Litteratur.

Schulschematismus für den Bezirk Oppeln von Brauner, Zabrze 1887; dasselbe für die anderen Bezirke und die Jahre 1888 und 1911 von Cyrus Herold. — Preußische Statistik, Heft 120 u. 209. — Zentralblatt für den gesamten Unterricht in Preußen 1888 bzw. 1911. — Verwaltungsbericht der Stadt Breslau für 1886/89. — Kalender für das gesamte höhere Mädchen Schulwesen in Preußen von Werner, Jahrg. 1912. — Kunzelkalender für 1912. — Kalender für Preußische Lehrerbildungsanstalten und Kreisschulinspektoren für 1912.

Herr Professor Bauch hat seine Zusage, einen umfangreicherem Aufsatz mit größerer geschichtlicher Einleitung zu schreiben, nicht eingelöst. In letzter Stunde hat Herr Prof. Rudkowski in dankenswerter Weise das Referat übernommen. Der Herausgeber.

XVI.

Die Universität.

Von Geh.-Rat Dr. Georg Kaufmann-Breslau.

In Breslau war bereits 1702 eine hohe Schule mit dem Namen und dem Anspruch einer Universität eingerichtet worden, und zwar von dem Orden der Jesuiten, durch ein Privileg des Kaisers Leopold, nach dem sie auch den Namen Leopoldina trug. Sie hatte kein Promotionsrecht für Juristen und Mediziner, hatte von diesen Fakultäten auch kaum die dürfigsten Anfänge und bestand eigentlich nur aus den beiden Fakultäten der Theologie und Philosophie. Aber selbst die philosophische Fakultät war unvollständig und hatte mit der Wissenschaft der Zeit, abgesehen von einzelnen Professoren, keinen Zusammenhang. Die Philosophie bestand fast nur in Rhetorik und Poetik. Die Schriftsteller wurden in „gereinigten“ Ausgaben und Bruchstücken gelesen, namentlich wurden solche ausgewählt, die für die Prunkrede und die Disputation geeignet schienen. Die philosophische Fakultät diente der Vorbereitung für die theologischen Studien, und hatte mehr die Aufgabe der oberen Klassen eines Gymnasiums als einer Universität. Auch die Verfassung der Universität entbehrt der Selbständigkeit. Die Professoren lasen nach Anweisung der Oberen und blieben nur solange es den Oberen gefiel. Die Universität ist deshalb nur in ihrer katholisch-theologischen Fakultät als ein Vorläufer der 1811 gegründeten und heute bestehenden Universität Breslau zu betrachten.

Die Gründung von 1811 wurde rechtlich bezeichnet als die Vereinigung der Universitäten Frankfurt a. O. und der Leopoldina; auch wurden ihre Professoren großenteils an die neue Universität übernommen — aber die Alma Mater Vratislaviensis von 1811 ist doch als eine neue Universität zu betrachten, wenn auch Gebäude, Einkünfte, Bücher und Instrumente, endlich auch manche Traditionen mit den Lehrern und den Studenten von den beiden aufgehobenen Universitäten übertragen wurden. Aufgabe und Verfassung wurden in dem Geiste geregelt, der sich an den protestantischen Universitäten entwickelt und in der Gründung von Berlin 1810 von manchen überlebten Einrichtungen befreit und erneuert hatte. Frankfurt stellte zu der Vereinigung vier Fakultäten: protestantische Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie. Die Leopoldina gab die katholisch-theologische Fakultät, die aber eine größere Selbständigkeit erhielt und erhöhtes wissenschaftliches Leben entwickelte. Zwischen ihrem Zustand nach 1811 und dem früheren liegen zwar viele Brücken, aber es sind doch wesentlich verschiedene Bildungen. Die Anforderungen an die Vorbildung der Studenten, ihr Leben inmitten der anderen Fakultäten, Ziele, Wege und Hilfsmittel der Ausbildung — alles war freier und reicher.

Die neue Universität gewann für Breslau rasch eine große Bedeutung, auch für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Stadt und der Provinz, und 1813 bildeten ihre Studenten und einige ihrer Professoren ein besonders wichtiges Element der vaterländischen Begeisterung, welche Breslau damals zum Mittelpunkte der Bewegung machte, die das Land vom Feinde befreite.

Hier ist der Groftat des Professors Henrik Steffens zu gedenken. Der König war am 25. Januar 1813 nach Breslau gekommen, um sich dem Einfluß und der Gewalt der Berlin beherrschenden Franzosen zu entziehen, aber auch in Breslau schwankte er noch zwischen den mutigen Ratschlägen der Gruppe Scharnhorsts und der scheinbaren Klugheit einer einflussreichen Höflingschar. Er schwankte selbst noch, nachdem er den vom 3. Februar datierten, am 8. Februar in der Schlesischen Zeitung veröffentlichten, noch vorsichtigen Aufruf erlassen hatte, der die jungen Männer der von der Aushebung zum Heer befreiten Klassen zum freiwilligen Eintritt in das Heer aufforderte. Aber als nun Professor Henrik Steffens am 8. Februar die Bürger und Studenten, die sich in seinem Hörsaal (im Konvikthause an der Schmiedebrücke) drängten, mit stürmischen Worten fortrifß, die Waffen zu nehmen zum Kampf für die Befreiung des Landes: da steigerte sich die Volksbewegung zu einer Gewalt, die erheblich dazu beitrug, dem Schwanken des Königs ein Ende zu machen. „Steffens,“ rief Scharnhorst, indem er ihn umarmte, „Sie wissen nicht, was Sie getan haben.“ Es bildet dieser Akt und sein gewaltiger Erfolg einen Ruhmestitel der Universität, so oft jener Tage gedacht wird, „da in Breslau das Herz der deutschen Nation schlug,“ da hier die Männer sich verbanden, die den großen Gedanken des Vaterlandes in seiner ganzen Tiefe und schöpferischen Kraft erfaßt hatten. In dem nächsten Jahrzehnt litt Breslau unter der sinnlosen Demagogenverfolgung, und viele tüchtige Studenten sind um ihrer vaterländischen Begeisterung willen im Kerker verkommen, aber die Universität behauptete sich trotzdem als ein Sitz freier Forschung und männlicher Selbständigkeit. Auch entwickelte sie ihre 1816 verliehene Verfassung in dem Geiste ihrer Gründung. Alle Fakultäten hatten tüchtige Vertreter und unter den Studenten beseitigte die durch den Freiheitskrieg geweckte burschenschaftliche Richtung wenigstens die schlimmsten Roheiten des alten Studentenlebens. Der Physiker Steffens gehörte zu den einflussreichsten Lehrern, mehr aber durch seine Persönlichkeit als durch seine Forschung. Neben ihm sind zu nennen der Mineraloge Carl und der Historiker Friedrich von Raumer, die Philologen Passow, Fr. Ritschl (1833—1839) und Haase, sodann die Theologen David Schulz und Wachler. David Schulz genoß in ganz Deutschland den Ruf eines der bedeutendsten Vertreters der damals herrschenden rationalistischen Theologie und hatte Hunderte von Zuhörern, auch aus anderen Fakultäten.

Unter den katholischen Theologen trat Dereser († 1827) hervor. Unliebsames Aufsehen erregte er jedoch durch die Grobheit, mit der er 1824 dem Minister entgegentrat, als er die Rechte der Fakultät verleugt glaubte. Indessen, mag man die Form tadeln, so bleibt doch die Offenbarung von Kraft und Selbständigkeit wertvoll.

Die beiden theologischen Fakultäten standen in dem besten Verhältnis zueinander, und die katholisch-theologische Fakultät empfahl 1817 sogar, daß ihre Studierenden sprachliche Vorlesungen bei den evangelischen Theologen hören möchten. Äußerlich erhielt sich diese Freundschaft auch später, aber namentlich seit etwa 1840 wurden die konfessionellen Gegensätze wie überall in Deutschland stärker betont. In Breslau entstanden auch innerhalb der katholisch-theologischen Fakultät erhebliche Kämpfe einer strengerer gegen die mehr rationalistische Richtung von Schülern des Bonner Professors Hermes († 1831) und ihm nahestehenden Gelehrten. Der Exeget Professor Müller mußte 1834 seine Entlassung nehmen, Professor Theiner, dessen Schrift über die erzwungene Ehelosigkeit der

Geistlichen von dem Fürstbischof verurteilt wurde, legte 1830 sein Amt nieder, und Professor Balzer erlag 1860—1862 ähnlichen Konflikten. Die Fakultät hat unter diesen und ähnlichen Kämpfen vielfach gelitten, aber sie sind doch auch Zeichen einer freieren Bewegung, als sie in der Fakultät der früheren Universität denkbar gewesen wäre. Ähnliche Vorgänge wiederholten sich, als sich der Kirchenhistoriker Reinkens den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils nicht unterwarf.

Auch in der evangelisch-theologischen Fakultät gewann namentlich seit der Berufung der Professoren Hahn (1834) und Rahnis (1844) die konfessionelle Richtung neben der liberalen größeren Einfluß. Die Regierung förderte (besonders seit 1840) diese sich „rechtläufig“ dünkende, auch als „positive“ bezeichnete Richtung, doch nicht so rücksichtslos wie etwa in Halle, und in dem jüngeren Professor Räßiger erhielt die liberale Richtung einen Vertreter, der ihr auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts großen Einfluß sicherte.

Unter den Juristen fehlte es in den ersten fünf Dezennien ebenfalls nicht an bedeutenden Persönlichkeiten wie Unterholzner, Huschke, Förster, Gaupp, Wilda u. a., und Theodor Mommsen hat hier zwar nur ein Jahr lang (1857/1858) der Fakultät angehört aber durch bedeutende Arbeiten und persönliche Anregung Großes geleistet. Schrieb er doch hier neben wichtigen Abhandlungen einen großen Teil seiner Römischen Geschichte, die wir als eine der größten historischen Darstellungen aller Zeiten bewundern.

Die politischen Bewegungen von 1848 waren in Breslau sehr heftig, auch die Universitätsprofessoren nahmen daran teil, meist im Sinne eines maßvollen Liberalismus. Männer wie der Historiker Röpelt und der Philologe Haase haben damals der wilden Demagogie erfolgreichen Widerstand geleistet und in weiten Kreisen der Bürgerschaft großes Vertrauen erworben. Im Jahre 1861 feierte die Universität das fünfzigjährige Jubiläum und diese Feier wurde belebt durch das Vorgefühl der kommenden Entscheidung über das Geschick des Vaterlandes. Besonders stark trat das auf dem Burschenschaftskommers hervor, in einem poetischen Trinkspruch des Dichters Rud. Gottschall.

Du einig Deutschland, Traum der deutschen Ehre. Wie Deine Flotte ein
Gespenst der Meere!

Jetzt noch ein Geistergruß um Mitternacht! Einst tönt der Hahnenruf —
Du bist erwacht.

Der gewaltige Eindruck dieser etwas gekünstelten Worte war nur eines der vielen Zeugnisse dafür, daß diese Gedanken alle Herzen erfüllten. Auch die Festrede des Rektors, des Philosophen Braniß, und der halbamtliche Festbericht, nahmen ihre stärksten Akzente aus der Sehnsucht des Volkes nach dem Vaterlande, daß ihm nach dem Siege über den fremden Despoten von der Eifersucht der eigenen Fürsten versagt war.

Es zeigte sich wieder, daß die Universitäten im 19. Jahrhundert eine hervorragende Bedeutung für die nationale Bewegung unseres Volkes hatten.

Die Mediziner und Naturforscher litten in den ersten sechs bis sieben Jahrzehnten an dem Mangel genügend ausgestatteter Institute und geeigneter Gehilfen, aber mit persönlichen Opfern jeder Art suchten sie sich zu helfen; der große Forscher Purkinje, der hier von 1823—1850 durch seine bahnbrechenden Arbeiten die Physiologie auf einen naturwissenschaftlich gesicherten Boden stellte,

hat sich mit Räumen und Gerät begnügen müssen, die man heute keinem Anfänger zumuten würde. Ebenso musste vor 1870 der Botaniker Ferdinand Cohn, dem wir die Grundlagen unseres Wissens von den Bakterien danken, um die kleinsten Summen wiederholte Eingaben machen oder aus eigener Tasche sorgen. Es waren die Jahre des Kampfes um die Heeresreorganisation, in denen alle Minister durch Sparen selbst am Notwendigsten helfen mussten die Regierung ohne regelmäßiges bewilligtes Budget weiter zu führen. Die gleichen Erfahrungen machte Professor Foerster, der hier die Augenheilkunde zu einem selbständigen Fache ausbildete, Professor Waldeyer mit dem Institut für pathologische Anatomie, die Leiter der chirurgischen Klinik und andere. Was heute für selbstverständlich gilt, das ward damals als unmögliche oder gar als ungehörige Forderung angesehen. Es entspricht den bescheidenen Verhältnissen und Gewohnungen jener Generationen, die zwischen den Schicksalsjahren 1815 und 1870 heranwuchsen, daß sich auch die größten Forscher in so kleine Verhältnisse flügten: aber freilich, was hätten sie leisten können, wenn sie nicht durch die kümmerlichen Apparate und die vergeblichen Bemühungen um geeignete Räume gehindert gewesen wären, und wie viel Anstrengungen und Operationen der Mediziner sind erfolglos geblieben, weil sie in solchen Räumen und mit ungenügenden Apparaten vorbereitet und ausgeführt werden mußten.

Erst nach den Kriegen von 1866 und 1871 und nach der Gründung des Deutschen Reiches waren für diese wissenschaftlichen Aufgaben Geld und Zeit vorhanden. 1866 wurde dann das Gebäude für das physikalische und für das mineralogische Institut errichtet, 1877 die Augenklinik, 1887—1893 die medizinischen Kliniken in dem Margarten, es folgten das neue physikalische Institut, das zoologische und andere Bauten. So gewann die Universität in den letzten 40 Jahren die Einrichtungen, die sie bis dahin entbehren mußte, und wenn noch manches vergeblich gefordert wurde, so ist doch der Fortschritt groß. Breslau hat in vielen Stücken den Vergleich mit den Instituten keiner anderen Universität zu scheuen.

In den ersten 20 Jahren wurden 5122 Studenten immatrikuliert, das sind im Durchschnitt 128 für das Semester. Der Semesterbestand schwankte zwischen 236 1814 und 1147 1828. Von da ab sank die Zahl bis auf 633 1839 und blieb bis 1861 meist unter 800. Im ganzen wurden in den ersten 50 Jahren 14062 Studierende immatrikuliert, darunter 6712 Protestanten, 6433 Katholiken und 967 Juden. Der Heimat nach stammten etwa $\frac{3}{4}$ aus Schlesien, die übrigen meist aus den Provinzen Posen und Preußen. Aus den übrigen Provinzen Preußens und deutschen Staaten sowie aus dem Auslande kamen nur wenige.

In den letzten 50 Jahren stieg die Frequenz erst nach dem Kriege von 1870/71, dann aber stetig. 1875 war der Durchschnittsbestand 1112, 1895/96 1393, 1909 2288 und außerdem 98 Frauen, im Sommer 1912 waren 2586 rite immatrikuliert, darunter 122 Frauen, und außerdem noch 139 Männer und 79 Frauen zum Hören von Vorlesungen berechtigt. Die Gesamtzahl der Hörer war also 2804. Die Zahl der Professoren und Dozenten wuchs ebenfalls bedeutend, doch namentlich in der juristischen Fakultät nicht in ausreichendem Maße, so daß in den letzten Jahrzehnten auf jeden Ordinarius eine übergroße Zahl von Studenten kommen, und Dozenten, die wichtige Fächer vertreten, schon lange auf Beförderung warten. In der philosophischen Fakultät entstanden zahlreiche neue Fächer, oder es wurden Fächer, die früher mit anderen Zweigen der Wissenschaft einem

Professor zugewiesen waren, zu selbständigen Professuren gestaltet. Im Jahre 1861 zählte diese Fakultät 18 Ordinarien wie 1811, in der Zwischenzeit sank die Zahl meist auf 14—17 und nur einmal stieg sie auf 20. Von 1862—1883 stieg sie langsam von 19 bis 30 und 1910 auf 39. Auch die Zahl der Extraordinarien stieg bedeutend, bis auf 14—16, und darunter sind einige, die zu größerer Geltung aufsteigende Fächer vertreten. Die Zahl der Privatdozenten war bis 1850 gering, meist waren es nur 2—5, dann stieg die Zahl, um in den siebziger Jahren wieder zu sinken. Seit 1899 stieg die Zahl von 21 bis 36. Ähnlich zahlreich sind sie in der medizinischen Fakultät, deren Ordinarien durch Ausbildung neuer Fächer sich von 6 auf 13 vermehrten, und zwar neben zahlreichen (seit 1878 zwischen 7—17) außerordentlichen Professoren. Die evangelischen Theologen haben ihre Zahl nicht in gleicher Weise vermehrt, zwischen 4—7, ebenso die katholischen Theologen. Bis 1848 schwankten sie zwischen 3—6, seitdem blieb 6 die Normalzahl, von 1887 schwankte sie zwischen 7—10.

Der Austausch der Professoren zwischen Breslau und den übrigen Universitäten war stets sehr lebhaft. Göttingen empfing von uns z. B. den Juristen von Bar, München den Nationalökonom Brentano, Berlin die Historiker Lenz und Dietrich Schäfer, Leipzig den Geographen Putsch, und umgekehrt kamen nach Breslau Kollegen aus Norden und Süden.

Die Stadt ist im Laufe des Jahrhunderts eine Großstadt geworden, die Universität hat aber in ihr eine bedeutende Stellung behauptet. Männer wie der Botaniker Göppert, der Historiker Röpell, der Philologe Haase, der Jurist Felix Dahn, der Mediziner Mikulicz, der Theologe Räßiger und viele andere genossen in der Stadt auch in dieser zweiten Periode eine allgemeine Verehrung und hatten teilweise auch als Stadtverordnete oder in dem Vereinsleben auf die Entwicklung der Stadt erheblichen Einfluss, wie besonders Röpell. Bei dem Jubiläum von 1912 schenkte die Stadt der Universität als Zeichen ihrer Dankbarkeit einen überaus wertvollen Bauplatz und eine große (in Stadt und Provinz gesammelte) Summe zum Bau eines Studentenheims, das dieser für die heutigen Verhältnisse des Studentenlebens sehr wichtigen, bei uns bereits erprobten, aber noch nicht ganz gesicherten Form der Unterstützung einer geordneten Lebenshaltung der Studierenden einen dauernden Halt geben soll.

Litteratur.

Dr. Joseph Reinkens, Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Breslau 1861. Druck von W. Friedrich.

Bernhard Nöbbyl, Chronik und Statistik der Königlichen Universität zu Breslau. Bei Gelegenheit ihrer fünfzigjährigen Jubelfeier 3. August 1861 im Auftrage des akademischen Senats herausgegeben. Breslau. Druck von W. Friedrich.

Richard Röpell, Zur Geschichte der Stiftung der Königlichen Universität zu Breslau. Im Auftrage des Senats der Universität. Breslau 1861. Druck von W. Friedrich.

Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau, herausgegeben im Auftrage von Rektor und Senat von Georg Kaufmann, 2 Teile, Breslau. Ferdinand Hirt. 1911.

Georg Kaufmann, Geschichte der Universität Breslau 1811—1911. 2 Teile. Erster Teil 225 Seiten. Dieser bildet ein selbständiges Werk, das auch gesondert verbreitet wird.

Zweiter Teil: Geschichte der Fächer, Institute und Ämter der Universität Breslau 1811—1911. 634 Seiten.

XVII.

Schlesische Gelehrte Gesellschaften und Vereine.

Von Rgl. Archivar Dr. Viktor Loewe-Breslau.

Die Provinz Schlesien gehört nicht zu jenen deutschen Landschaften, in denen eine Akademie der Wissenschaften die höchste gelehrte Körperschaft darstellt, aber sie besitzt dafür in der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur“ eine ähnliche Einrichtung, die in nun schon mehr als hundertjähriger Wirksamkeit den segensreichsten Einfluß auf das schlesische Geistesleben ausgeübt hat. In der Besonderheit ihrer Organisation und in der Vielseitigkeit ihrer Aufgaben hat sie auf deutschem Boden kaum ein Seitenstück: sie hat sich das gleiche Ziel wie die Akademien gesteckt, in streng gelehrter Arbeit möglichst für alle Fächer der Geistes- und der Naturwissenschaften die Summe menschlicher Erkenntnis zu mehren, sie beschränkt sich aber nicht darauf, die reine Wissenschaft allein zu pflegen und nach dem Muster der Akademien nur Gelehrte in ihren Kreis aufzunehmen, sondern als Mitglieder sind ihr auch alle die willkommen, denen nur um eigene Fortbildung und um einen Einblick in die Fortschritte der Wissenschaft zu tun ist.

Bis auf den heutigen Tag erkennt man in Aufbau und Zielen der Gesellschaft die Grundgedanken wieder, aus denen ihre Vorläuferin, die 1803 gegründete „Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie“ erwuchs. Ihre Absicht war, „mit beständiger Beziehung auf das wirkliche Leben und die Bedürfnisse der Provinz“ das Studium der Naturwissenschaften zu fördern, aber wie vielerorten in Deutschland der Optimismus und das Selbstbewußtsein des Aufklärungszeitalters derartige Gesellschaften schnell entstehen und auch wieder vergehen sah, so wäre wohl auch der unserigen kein besseres Geschick beschieden gewesen, wenn sie nicht wenige Jahre später in der neu gegründeten Breslauer Universität den Nährboden gefunden hätte, der ihr eine dauernde Wirksamkeit verbürgte und ihre Ziele immer höher zu stecken gestattete. Die Grundzüge für eine erweiterte Betätigung der Gesellschaft hat übrigens schon vor Gründung der Universität, in den Tagen, da Wilhelm von Humboldt die ewig denkwürdige Reform des deutschen Bildungswesens einleitete, der spätere Rektor des Elisabethgymnasiums, Reiche, so weitblickend entworfen, daß sie bis auf den heutigen Tag für Gestaltung und Arbeit der Körperschaft die maßgebenden geblieben sind: „Die ihrem Namen nach auf Beförderung der Naturkunde und Industrie eingeschränkte Gesellschaft wird zu dem allgemeinen Institut einer Gesellschaft der Schlesier für ihr Vaterland, an welches alles Geistvolle, jedes treu an Vaterland und Regierung festhängende Herz sich anschließt. Um aber eine sorgfältige Verfolgung einzelner Gegenstände mit der Allgemeinheit der Bestrebungen zu vereinigen, so erwächst das harmonische Ganze aus einzelnen kleinen Vereinen, welche sich zu belehrender Unterhaltung und zur Untersuchung von Gegenständen aus bestimmten Fächern verbinden.“

Die Fragen der Praxis wurden auch in der neu organisierten Gesellschaft anfangs noch erörtert, und alljährlich wurden auch Ausstellungen schlesischer Kunst-, Gewerbe- und Naturerzeugnisse veranstaltet, je mehr aber die Mitglieder

der Universität in den Vordergrund traten, desto mehr nahm auch die Gesellschaft einen wissenschaftlichen Charakter an. Kein geringerer als Goethe war es, der ihr schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens die ehrende Anerkennung ihrer Leistungen aussprach. Er stand mit der Gesellschaft durch die Person ihres Präsidien v. Stein, des jüngsten Sohnes Charlottens v. Stein, in Verbindung und nachdem er im Mai 1822 zum Ehrenmitglied ernannt worden war, äußerte er einige Jahre später: „Mir ist kein gemeinnütziger Verein bekannt, wo mit solcher Ausdauer und mit solchem Erfolge so mannigfaltige Zwecke verfolgt werden, wie es wirklich in der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur stattfindet.“

Der Hauptteil der wissenschaftlichen Arbeit innerhalb der Gesellschaft ist allezeit auf die Sektionen entfallen und wenn die Vereinigung heute kräftiger denn je dasteht, so röhrt das nicht zuletzt davon her, daß sie den einzelnen Sektionen eine weitgehende Freiheit der Entwicklung beläßt und ihnen die Möglichkeit gibt, entsprechend den gerade vorherrschenden Bedürfnissen und Interessen sich ihre Aufgaben selbst zu stellen und den zur Führung geeigneten Persönlichkeiten den nötigen Spielraum zu gewähren. Manch eine Sektion ist erloschen, um später wieder zu neuem Leben zu erwachen und die immer weiter fortschreitende Spezialisierung der Wissenschaften ebenso wie der stetig sich vergrößernde Umkreis der allgemeinen Bildungsinteressen läßt auch für die Zukunft ein weiteres Anwachsen erwarten. Wie es aber vor allem die medizinischen und die naturwissenschaftlichen Sektionen sind, die von jeher eine umfangreiche Tätigkeit ausgeübt haben und wie es vornehmlich die wissenschaftlichen Arbeiten dieser Sektionen sind, die den Veröffentlichungen der Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten weit über die Grenzen Schlesiens hinaus ihren Ruf erhalten und gesteigert haben, so wird wohl auch in Zukunft die Pflege der Wissenschaft und im besonderen die der Naturwissenschaften im Vordergrunde stehen. Denn für allgemeinere Bildungsinteressen sind allmählich zahlreiche selbständige Vereinigungen entstanden und gerade in Schlesiens Hauptstadt werden namentlich durch die Arbeit des Humboldtvereins diese Interessen mit einer Vielseitigkeit und mit einer Höhe des geistigen Niveaus wie kaum in einer anderen deutschen Stadt gepflegt. Daß aber die fachmännische und gelehrte Arbeit auch das Interesse und die Teilnahme der Außenstehenden finde, daß die Wege offen gehalten und verbreitert werden, die aus der Studierstube des Gelehrten in das öffentliche Leben hinüberführen, dafür zu sorgen wird die Gesellschaft stets bedacht sein müssen, wenn sie die festen Grundlagen und die glücklichen Besonderheiten ihrer Organisation nicht aufgeben will, die sich in einem Jahrhundert gedeihlicher Entwicklung erprobt haben.

Aus dem Mutterstamm der Schlesischen Gesellschaft ist der „Verein für Geschichte Schlesiens“ entsproffen, der nun schon seit bald 70 Jahren sich die Erforschung der schlesischen Vergangenheit in Staat und Recht, im kirchlichen und Geistesleben ebenso wie in den vielgestaltigen Entwicklungen des Wirtschaftslebens von den Zeiten der deutschen Kolonisation bis in die Gegenwart hinein angelegen sein läßt. Iwar besaß die Gesellschaft für vaterländische Kultur schon seit 1812 eine historisch-geographische Sektion und gerade nach den Freiheitskriegen arbeiteten in Breslau die v. d. Hagen, Raumer, Wachler, Büsching u. a. mit an der Wiederbelebung der Kunde deutschen Volkstums, aber die entlegen scheinende schlesische Geschichte fand doch erst ausgiebige und planmäßige Pflege, als G. A. H. Stenzel, einer der namhaftesten Gelehrten aus der Frühzeit der

neueren deutschen Geschichtswissenschaft, die Leitung des neubegründeten schlesischen Staatsarchivs übernahm und damit die wichtigste Quelle für die Kenntnis der älteren schlesischen Geschichte der wissenschaftlichen Benutzung erschlossen wurde. War es im Anfange Stenzel allein, der neben seinen Arbeiten zur allgemeinen deutschen und zur preußischen Geschichte grundlegende Beiträge namentlich zur Geschichte der deutschen Besiedelung Schlesiens veröffentlichte, so war es später der auf seine Anregung im Jahre 1846 gegründete schlesische Geschichtsverein, der sich unter der Leitung von Männern wie Wattenbach, Grünhagen und Markgraf die größten Verdienste um die Geschichtsforschung der Provinz erwarb. Als einer der ersten unter den deutschen Geschichtsvereinen, in deren vorderste Reihe er bald einrückte, hat der Verein es sich angelegen sein lassen, seine Veröffentlichungen und Bearbeitungen der schlesischen Geschichtsquellen nach einem vorbedachten Plane zu betreiben und mit Genugtuung darf er auf die 27 Bände des „Codex Diplomaticus Silesiae“, die 17 Bände der „Scriptores Rerum Silesiacarum“ und zahlreiche andere Arbeiten zurückblicken, die er neben der langen Reihe der Bände seiner Zeitschrift bisher veröffentlicht hat.

Während andere deutsche Territorien, namentlich die Rheinprovinz und die sächsisch-thüringischen Lande, zahlreiche Geschichtsvereine besitzen, ist in Schlesien, von wenig nachhaltigen Gründungen älterer Zeit abgesehen, der Verein für Geschichte Schlesiens fast stets der einzige wissenschaftliche Geschichtsverein gewesen, und von den einzelnen Zweigen des öffentlichen Lebens ist es nur die neuere Kirchengeschichte, die durch einen besonderen „Verein für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“ spezielle Pflege findet. Die zahlreichen Fürstentümer, in die Schlesien in früheren Jahrhunderten zerfiel, schienen doch weder in ihrer politischen Geschichte, noch in ihren kulturellen Leistungen genügend Eigenart und Stärke entwickelt zu haben, um die Arbeit eines eigenen größeren Geschichtsvereins beanspruchen zu können, in jüngster Zeit aber sind für Oberschlesien und für das Gebiet des alten Fürstentums Liegnitz Vereinigungen entstanden, die nach ihren bisherigen Leistungen recht wohl die Bürgschaft dauernden Bestandes und fruchtbare Arbeit bieten. Sollte in Zukunft auch außerhalb der Hauptstadt der Provinz die Pflege der wissenschaftlichen schlesischen Geschichtsforschung sich dauernd einbürgern, so wird sich mit der Zeit wohl die Notwendigkeit ergeben, die zersplitterten und isolierten Kräfte für weitausschauende Arbeiten großen Stils in einer Vereinigung nach dem Muster der historischen Kommissionen zu sammeln, die schon in fast allen Landschaften West- und Mitteldeutschlands bestehen.

Die Arbeit kleinerer Geschichtsvereine in der Provinz wird begreiflich genug sich vielfach mit den mehr populären Bestrebungen berühren, die heute allerorten im Dienste des Heimatgedankens stehen, die Provinz Schlesien aber ist eins der nicht zahlreichen deutschen Gebiete, die auch eine wissenschaftliche Körperschaft für die Pflege der Volkskunde besitzen: die noch junge „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ hat durch ihre umfangreiche litterarische Tätigkeit nicht nur in gelehrten Kreisen schnell hohe Anerkennung gefunden, sondern hat durch ihre groß angelegten und musterhaft durchgeführten Sammlungen schlesischer Volksüberlieferungen, namentlich der schlesischen Sagen, auch in der Heimat selbst feste Wurzeln geschlagen.

War der schlesische Geschichtsverein aus der Gesellschaft für vaterländische Kultur hervorgegangen, so ist aus ihm wieder der „Verein für das Museum

schlesischer Altägypter" entsprossen, der seit seiner Gründung im Jahre 1858 sich die Erforschung der Prähistorie und die Sammlung der Denkmäler der schlesischen Kunst- und Kulturgeschichte zur Aufgabe gesetzt hat. Es war der verdiente Lohn für die stetige Arbeit des Vereins, als er gegen Ende der 90er Jahre durch die Schenkung eines Breslauer Bürgers in den Stand gesetzt wurde, seine Sammlungen in dem neu begründeten „Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altägypter“ unterzubringen. Dass der Verein sich niemals auf die bloße Sammeltätigkeit beschränkt hat, dafür legt neben seinen Publikationen seine Zeitschrift „Schlesiens Vorzeit“ Zeugnis ab, an deren Stelle seit dem Jahre 1900 das reich ausgestattete „Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altägypter“ getreten ist. Das der Provinz gehörige „Schlesische Museum der bildenden Künste“ besitzt kein eigenes Organ, doch besteht in Breslau ein „Verein für Geschichte der bildenden Künste“, der seine Hauptaufgabe zwar in der Belehrung und Anregung seiner Mitglieder durch Vorträge sieht, der aber seit seiner Gründung im Jahre 1862 auch durch eine Reihe gelegentlicher Veröffentlichungen sich Verdienste um die Kunstdpflege und Kunsthistorie erworben hat.

Wer die gelehrten Gesellschaften innerhalb der Grenzen unserer Provinz nennt, darf endlich auch die „Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften“ nicht vergessen, die in Görlitz ihren Sitz hat. Auch sie, die ihre Geschichte bis zum Jahre 1779 zurückführt, ist eine Gründung des Zeitalters der Aufklärung und wenn sie, wie es ihr Name bis heute noch andeutet, damals die Pflege aller Wissenschaften auf ihr Programm schrieb, so haben doch die späteren Generationen sich im wesentlichen auf die Erforschung der oberlausitzischen Geschichte beschränkt. Das Organ der Gesellschaft, das „Neue Lausitzische Magazin“, gehört zu den ältesten deutschen geschichtlichen Zeitschriften, daneben ist in einer Reihe von Urkundenpublikationen wertvolles geschichtliches Material der Forschung zugänglich gemacht worden. Die inneren Beziehungen der Gesellschaft und ihres Organs zu Schlesien sind freilich nicht erheblich: nachdem im Jahre 1815 die Oberlausitz zwischen Preußen und Sachsen geteilt worden war, fuhr man fort, gemäß der Ansicht ihrer Stifter in der Gesellschaft eine Vertretung der ungeteilten Oberlausitz zu sehen. Die Berührungsstücke mit der sächsischen Geschichte und ihren Pflegern sind denn auch viel zahlreicher als mit der preußisch-schlesischen und noch Jahrzehnte nach der Teilung von 1815 pflegte man in den Sitzungen der Gesellschaft zu sagen, die preußische Suppe werde schmackhaft durch das sächsische Salz. Auch für die vorgeschichtliche Forschung und die Sammlung der einheimischen Altägypter besitzt die Oberlausitz eine eigene Vereinigung in der 1888 zunächst für den preußischen Anteil gegründeten und später auch auf den sächsischen ausgedehnten „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz“.

Litteratur.

H. Wendt, Die wissenschaftlichen Vereine Breslaus. In: Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlesiens. Jahrg. 1904.

Die Schlesische Gesellschaft für vaterländ. Kultur. I. Die Hundertjahrfeier. II. Geschichte der Gesellschaft. Breslau 1904.

H. Markgraf, Der Verein für Geschichte u. Altertum Schlesiens in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Breslau 1896.

R. Becker, Der Verein für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau 1862—1912. Breslau 1912.

Litteratur und Kunst
Volkskunde

XVIII.

Litteraturgeschichte Schlesiens.

Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Max Koch-Breslau.

Der angesehenste litterarische Vertreter Schlesiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Gustav Freytag, hebt seine Schilderung der Geschichte der „Ahnen“ einer schlesischen Familie, die wir in der Napoleonischen Zeit in einer ansehnlichen Kreisstadt im Flachland der Oder angesiedelt finden und deren letzter Sprosse nach Teilnahme an der Volkserebung von 1848 den Schriftstellerberuf ergreift, vollständig an mit den Kriegstaten eines vandalischen Königsohnes. Vom fernen Oberstrande war Held Ingo mit seinen treuen Gefolgen an den Oberrhein und nach Thüringen gekommen. In der Verehrung des wilden Singschwans, dessen Schwungfedern an die Walküre Schwanhilde, die Urmutter des vandalischen Königshauses der Asdinge, gemahnen sollen, in manchem altvolkstümlichen Brauche bekunden die aus ihrer östlichen Heimat Vertriebenen Empfänglichkeit für die in Stammssage und Volksitte lebendige Poesie. Und von dem letzten Vandalenkönige, dessen traurigen Ausgang der in Breslau schaffende Felix Dahn in seinem Romane aus der Völkerwanderung „Gelimer“ dichterisch verklärte, erzählt der glaubwürdige byzantinische Geschichtsschreiber Prokopius, daß der hartbelagerte Fürst von seinen Feinden drei Dinge forderte: ein Brot, einen Schwamm und eine Leier. Brot habe er lange nicht mehr gekostet, einen Schwamm erbittet er für seine kranken Augen und die Leier, um dazu ein Lied zu singen, das er auf sein Unglück gedichtet habe.

Mit diesem poetischen Ausklang endet die Geschichte des germanischen Volkes, das durch einen seiner Stämme, die Silinger, in der germanischen Frühzeit dem Lande an der Oder und in den Wälfern des Riesengebirges den trotz alles folgenden Wechsels der Besitzer dauernd haftenden Namen Schlesien verliehen hat. Langsam und unter steten Kämpfen, von denen noch weniger wie von den Siegen, Niederlagen und Wanderungen der älteren vandalischen Ansiedler dichterische Überlieferung uns erzählt, vollzog sich die germanische Rückwanderung in das geraume Zeit den Slaven überlassene Land der Silinger. Erst im 17. Jahrhundert verwendete Andreas Gryphius Sagen, die mit dem Namen des Ahnherrn des in Schlesien und weit über seine Grenzen hinaus vielverzweigt und zersplittet herrschenden slavischen Fürstengeschlechtes verknüpft sind, in seinem Lust- und Gesangsspiel „Piastrus“.

Die Mehrzahl der schlesischen Piasten folgte deutscher Art und Sitte, manche hielten es für politisch vorteilhafter, wenigstens zeitweise die Germanisierung des

Landes zu fördern, denn die finanziell starken Städte, auf deren Beistand sie in Krieg und Frieden angewiesen blieben, waren deutsch. Slaven und Deutsche mussten zusammenstehen, als der verwüstende Mongolensturm 1241 über das Land hereinbrach. Die Tartarenschlacht bei Liegnitz am 9. April, auf deren blutgetränktem Kampfgefeld dann das Kloster Wahlstatt zum immer ehrenden Andenken der für Christenglauben und Heimat Gefallenen erbaut wurde, endete zwar mit der Niederlage der Ritter, Bürger und Bergknappen und dem Falle Herzogs Heinrich II. des Frommen. Die Schlacht bewirkte aber trotz dieses betrüblichen Ausgangs den Abzug der durch das Heldentum der Unterlegenen eingeschüchterten wilden Sieger. Die Sage bemächtigte sich sofort, die Kunstdichtung in der Folge dieses gewaltigen Ereignisses, auch hierin wieder Goethes Wort bestätigend, daß das Menschlich-Erste jeder Nationaldichtung es sei, wenn die Völker und ihre Hirten, beide für einen Mann stehen. In diesem Sinne müsse jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten wolle, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichtes nötig sei. Solch einen bedeutenden epischen Hintergrund gab denn auch ohne ein episches Gedicht die lebhaft fortwirkende Erinnerung an den Tartarenkampf, der für Schlesien und seine Dichtung ähnliche Bedeutung hatte, wie Kaiser Ottos Ungarnschlacht auf dem Lechfeld für Süd- und Mitteldeutschland. Manches fromme und patriotische Festspiel von Herzog Heinrich und seinem letzten Kampfe, in dem der Fürst das Schicksal des allerniedrigsten teilte, wurde in Schlesien gedichtet und aufgeführt. Noch 1912 wurde sogar außerhalb der Heimat auf dem Geraer Hoftheater Konrad von Klinggräfs „dramatisches Stück deutscher Geschichte Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien oder die Tartarenschlacht bei Liegnitz“ mit Erfolg gegeben. Klinggräf legt den Polen, die erst zur Schlacht drängten, ehe die Hilfe des deutschen Ordens eintreffen konnte, dann entmutigt vorzeitig das Schlachtfeld verliehen, eine Hauptschuld an der Niederlage zur Last.

Größere Teilnahme noch als dem erschlagenen Herzog wendete sich lange Zeit in Schlesien seiner Mutter zu, der heiligen Hedwig, die als Witwe Herzogs Heinrich I. des Bärtigen 1243 in einer Kapelle des von ihr gestifteten Klosters zu Trebnitz begraben und 1266 von Papst Clemens IV. heilig gesprochen wurde. Die dem mächtigen Geschlechte der bayerischen Grafen von Andechs entstammende Herzogin gewann für die schlesische Dichtung ähnliche Bedeutung, wie für die thüringische Sagendichtung die heilige Elisabet. Während von dem Apostel slavischer Gebiete, dem heiligen Adalbert, nur in engeren kirchlichen Kreisen Legenden gepflegt wurden, wandte sich die allgemeine Verehrung des Landes der heiligen Hedwig als der Schutzpatronin Schlesiens zu. Schon vier Jahre vor ihrer Heiligsprechung hatten sich unter Mitwirkung von Klerikern zu Breslau und im Kloster Leubus die zwölf Kapitel kristallisiert, die in lateinischer Sprache von dem Leben und den Wundern der Landesheiligen berichten. Diese „Vita St. Hedwigis“, die früheste in Schlesien entstandene größere Dichtung, ist auch für die bildenden Künste des Landes wichtig geworden, denn im 14. Jahrhundert wurde die Vita im Kloster Schlackenwerth mit Bildern versehen, nachdem bereits zwei Statuen in der Kirche zu Trebnitz noch im 13. errichtet worden waren. Die dem 15. Jahrhundert angehörende Verdeutschung der lateinischen großen Legende der heiligsten Frauen St. Hedwigis wurde in Breslau 1504 gedruckt durch Konrad Baumgarten aus Rotenburg, der in Breslau die erste Druckerei angelegt hatte.

Weist uns die Statue in Trebnitz auf die kirchliche Legendendichtung hin, so gemahnt ein Grabdenkmal in der Kreuzkirche zu Breslau (s. Taf. V Abschnitt Mittelalterliche Geschichte) an die glänzende weltliche Dichtung des Mittelalters. Herzog Heinrich IV. von Schlesien (1253 bis 1290) ist in seinen Kämpfen mit Verwandten und dem polnischen Adel, seinen Bündnissen mit den deutschen Städten und langwierigen erbitterten Streitigkeiten mit dem Breslauer Bischof, als Mitkämpfer seines Lehnsherrn König Ottokars von Böhmen in der Marchfeldschlacht und als Eroberer Krakaus wohl die bedeutendste Gestalt ist der zahlreichen Schar der schlesischen Piasten. Und Herzog Heinrich von Pressela, der in der großen Heidelberger Liederhandschrift die fünfte Stelle einnimmt, zwischen König Wenzel von Böhmen und Markgrafen Otto von Brandenburg, ist Schlesiens Vertreter in der höfischen Lyrik der mittelhochdeutschen Blütezeit.

Der Breslauer Bürgermeister und Dichter Karl Jänike hat 1900 in seinem historischen Roman „Herzog Heinrich IV. von Breslau“ buntfarbige Bilder entworfen vom Leben und Treiben am Hofe des herzoglichen Minnesängers, wie es in der wohlhabenden und kriegslustigen Residenzstadt an der Oder während der kurz bemessenen friedlichen Ruhepausen zwischen all den Fehden und Feldzügen sich gestaltete. Jänike mag zu seinen Schilderungen angeregt worden sein durch das Bild der manessischen Liederhandschrift, das von Gottfried Keller in der ersten seiner Zürcher Novellen also beschrieben wird: „Herzog Heinrich von Breslau, der umgeben von seinem Turniergefolge gewaffnet zu Pferde saß und von den Frauen den Kranz empfing.“

Schon Ludwig Tieck hat in seiner Bearbeitung der „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ 1803 die fünf Strophen von Heinrichs zweitem Liede aufgenommen, dem Wilhem Storck in seiner ausgezeichneten hochdeutschen Übertragung im „Buch der Lieder aus der Minnezeit“ (Münster 1872) die Überschrift gegeben hat „Der gutmütige Kläger“. In der Handschrift geht dieser an Mai und Sommer, an Heide, augenholden Klee und grünen Wald, ja an Frau Venus selbst gerichteten sehnenden Klage über die Verweigerung der Kunst des minniglichen Weibes ein dreistrophiges Lied voraus, in dem das vielreine selige Weib gepriesen wird, durch das dem Dichter sein Herz froh geworden sei. Auf den besonderen Stand des Minnesängers weist keines der beiden Lieder hin. Aber während das erstere nur das herkömmliche Frauenlob enthält, zeichnet sich das „Ich klage dir Maien“ aus durch die dialogische Einkleidung; alle die angerufenen wollen erst den Grund der Beschwerde vernehmen und versprechen dann ihre Hilfe, Venus sogar die Rache, daß die Spröde von allen Wonnen geschieden sein solle. Aber eher will der Liebende selber sterben, als daß ihrem zarten Leibe so harte Strafe auferlegt werde. So ist das Gedicht entschieden den besseren Erzeugnissen des höfischen Minnesanges zuzurechnen.

Wohl dürfen wir annehmen, daß des Herzogs Pflege der modischen Kunst auf schlesischen Burgen Widerhall gefunden habe, aber Zeugnisse davon haben sich so wenig erhalten, wie ein angeblich noch 1603 vorhandenes Büchlein „Herzog Heinrich von Presslau Liebeslieder“. Ein Freund der Dichtkunst unter den schlesischen Piasten war auch Herzog Bolko II. von Schweidnitz-Jauer, auf dessen Wunsch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein namenlos gebliebener Poet ein episches Gedicht „Die Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen von Thüringen“ in den üblichen Reimpaaren zu vier Hebungen fertigte. Daz der

Dichter, dessen Sprache nichts über seine Abstammung erkennen lässt, zu den Nachahmern Wolframs von Eschenbach sich hält, geht aus diesem einzigen in Schlesien entstandenen höfischen Epos hervor. Aber nicht minder weist die zwischen Geschichte und fabelhaften Legenden schwankende, unbeholfene Darstellung Merkmale der Verfallzeit nur allzu deutlich auf.

Wir haben aus Schlesien nicht Klagen über den Verfall höfischer Zucht und Sitte, wie sie aus Walters Sprüchen, aus der Schilderung in „Meier Helmbricht“ uns entgegen schallen. Aber die Aufzeichnungen, die ein schlesischer Ritter, Hans von Schweinichen (1552—1616), der Hofmarschall Herzog Heinrichs XI. von Liegnitz, von den mit seinem lieberlichen Herrn unternommenen Fahrten nach Polen, Behaimb und durchs Reich aufgezeichnet hat, enthüllen ein entsetzliches Bild von der Roheit und Verwilderung, die im 16. Jahrhundert an den deutschen Höfen, in Adelskreisen herrschten. Der erste Herausgeber dieser frühesten Autobiographie eines Schlesierns, der an der Breslauer Universität wirkende Germanist Johann Gustav Büsching, gab 1820 diesen Denkwürdigkeiten die Überschrift „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts“. Aber das Lieben am herzoglichen Hofe zu Liegnitz, wo der fürstliche Gatte seiner Herzogin öffentlich ins Gesicht schlägt, hat nichts mehr von ritterlichem Frauendienst an sich. Die Lust ist „unendliches Gesäufte der edlen Herrn“, das den letzten Tropfen schlürft und im Rausche das Ziel jeden Tages sieht. Das Leben ist ein fortgesetzter Versuch, durch Schmarotzen und Pumpen Trist vor den Gläubigern zu ergaunern. Für die Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts findet man, wie Jakob Grimm rühmte, „köstliche Sachen“ in diesem merkwürdigen Geschichts- und Ritterbuch, das zwar nach Goethes Urteil kein Lesebuch sei, das man aber gelesen haben müsse. „Es wird für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art.“ Schweinichens Erzählung seiner Abenteuer wurden 1884 von Julius Gesellhofen zu „Fahrten und Leiden eines fröhlichen Gesellen“ umgedichtet. Der in Breslau geborene Ernst von Wolzogen ließ seiner Neubearbeitung des Buches von 1885 das Bühnenspiel „Eine fürstliche Maulschelle“ folgen, das 1912 von Breslau aus die nicht eben glückhafte Fahrt über die deutschen Bühnen antrat.

Zeigt uns die stellenweise an pantagruelsche Schilderungen gemahnende realistisch getreue Erzählung des Ritters von Schweinichen das wohl von Trinkliedern begleitete, doch nicht mehr von der Poesie geleitete Leben in schlesischen Adelskreisen, so mag der Görlitzer Adam Puschmann (1532—1600) als Vertreter der bürgerlichen Dichtung gelten, die in den Meistersingerschulen das Erbe des höfischen Minnesanges „gepflegt und grad' recht nach ihrer Art, nach ihrem Sinne treu gehegt“ hat. Als Puschmann, der sechs Jahre lang in Nürnberg Hans Sachsen's Schüler gewesen war, sich Ende der siebziger Jahre zu Breslau als „deutscher Schuldiener“, d. h. als privater Schul- und Rechenmeister niederließ, fand er dort bereits eine Singschule vor. Von ihren Mitgliedern hatte auch der frühere Schuster, spätere Lehrer Georg Hager als Knabe sich „bei dem Hans Sachsen täglich und viel finden lassen“. Dann war Hager, von dem die Weimarsche Bibliothek ein Meistersangbuch mit siebzehn Tönen aufbewahrt, nach Breslau gekommen, wo der Schuster und Meistersinger Wolf Herolt sein Lehrer wurde. Mit dem eifrig der Kunst beflissen Herolt hat sich Puschmann bald befreundet. Wenn es auch den verbündeten Sangesgenossen nicht gelang, der Breslauer

Singschule eine führende Stellung unter den im 16. Jahrhundert von Regensburg und Mainz bis Danzig, von Iglau bis Görlitz reichenden Singschulen zu erobern, so wurde doch 1598 die Breslauer Meistersingerzunft endlich als solche vom Rat anerkannt.

Adam Puschmann war als ein Meister, ja als Gesetzgeber der schönen Schulkunst an die Oder gekommen, denn schon 1571 hatte er den Bürgermeistern der freien Reichsstädte Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt a. M. seinen „grüntlichen Bericht des deudischen Meistergesangs“ gewidmet. Puschmanns Bericht ist neben Johann Christof Wagenseils ein Jahrhundert später erschienenem berühmten Buche unsere Hauptgeschichtsquelle für „der Meistersinger holdselige Kunst“.

In Breslau stellte Puschmann für auswärtige Liebhaber mehrere Sammlungen von Meistergesängen zusammen und arbeitete seinen gründlichen Bericht um. An dessen Ausgabe hinderte ihn vielleicht ein 1596 in Frankfurt a. O. herauskommender Neudruck der älteren Fassung. Die Handschrift der zweiten Bearbeitung bewahrt die Breslauer Stadtbibliothek in ihrem „Singe Buch“. Der rührige Meister hat nicht bloß als der erste die in den Schulen geltenden Gesetze gesammelt und dadurch für Reinerhaltung seiner geliebten Kunst zu wirken gesucht. Gleich seinem Lehrer Hans Sachs liebte auch er es, zeitweise sich auch an das Volk zu wenden und dramatische Aufführungen zu veranstalten.

Die großen geistlichen Spiele des Mittelalters, von deren Aufführungen in Bauzen und Böhmen wir wissen, scheinen in Schlesien nicht Boden gefaßt zu haben. Nur ein Osterspiel aus dem 15. Jahrhundert liegt vor, in dem wie in dem berühmten Innsbrucker Osterspiel die Komik sich hervordrängt. Von der liebevollen Pflege, die das Weihnachtsspiel in seinen verschiedenen Teilen beim schlesischen Bauern und Bürger gefunden hat, zu berichten, gehört zu den der „Volkskunde“, nicht der Litteraturgeschichte zugewiesenen Aufgaben, wie ja auch die gesamte mundartliche Dichtung Schlesiens in den verschiedenen Jahrhunderten in dieser Festschrift nur vom Standpunkt der „Volkskunde“ und Sprache aus betrachtet werden soll.

Zum großen Teile gehören der mundartlichen Dichtung auch die Erzeugnisse der Grafschaft Glatz an, die zwar naturgemäß von den in Schlesien herrschenden Strömungen stets in Mitleidenschaft gezogen wurde, dennoch eine gewisse Selbständigkeit behauptete. Der „Unteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Litteratur“ hat 1910 eine so erschöpfende Darstellung durch Paul Klemenz erfahren, daß, statt aus seinen gründlichen Studien zu wiederholen, ein für allemal auf sie zur Ergänzung vorliegender Skizze hingewiesen sei.

Fastnachtsspiele, deren reichste Entfaltung uns in Stücken aus Nürnberg und Augsburg, Basel und Lübeck überliefert ist, werden zweifellos auch in den Handwerkerkreisen schlesischer Städte üblich gewesen sein, obwohl davon nur ungenügende Kunde auf uns gekommen ist. Näherten sich doch auch manche Handwerksbräuche, wie sie bei der Mündigsprechung des Gesellen geübt wurden, dramatischen Vorgängen. Drang diese Sitte, wie wir sie aus einem Regensburger Schreiner-, einem Lüneburger Buchdruckerspiel kennen, bis nach Posen vor, von wo uns ein deutsches Handwerkerpiel aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überliefert ist, so dürfen wir derartiges auch für Schlesien schon im 16. Jahrhundert ansehen. Von der Spiellust der Breslauer Handwerker wissen wir, wie ja auch

sonst von der Theatergeschichte so vieler Städte, vor allem durch Verbote der Behörden und Klagen der Geistlichkeit.

Bereits 1522 hatten Handwerksgesellen in Bürgerswohnungen Komödien aufgeführt, bei denen Zuschauer gegen Entgelt von sechs Hellern zugelassen wurden. Der Rat meinte, das sei nicht der schlechteste Zeitvertreib für die jungen Leute, und gönnte ihnen die kleine Einnahme. Die Geistlichkeit aber beanspruchte Ausübung der Zensur und wünschte, als die Spieler sich dieser Bevormundung nicht fügen wollten, gänzliche Unterdrückung solcher theatralischen Lustbarkeiten. Ein ausführlicher Bericht des „Pfarrampts zu S. Elisabet an den erbaren Rat vom 11. Januarii 1582“ zählt sieben Gründe auf, warum die „den Handwerksgesellen Leutlein gemeiner Stadt gewährte Erlaubnis, etliches Komödienspiel zu agiren“, zurückzuziehen sei. Dieses Gutachten wurde durch ein Stück des Leimes(Leinwand)reifers Hans Kurs veranlaßt, der als Schüler Puschmanns anzusehen ist.

Der „Liebhaber und Beförderer der alten deutschen Singekunst und der deutschen Poeterei“, wie Puschmann sich in der Eingabe an den Rat unterzeichnete, hatte 1580 eine „Comedie von den Patriarchen Jakob, Joseph und seinen Brüdern“ verfaßt, deren Aufführung er infolge des Widerstandes der Geistlichkeit jedoch erst drei Jahre später in Breslau und dann auch in anderen schlesischen Städten durchsetzen konnte. Er hatte sich dazu eine Art Wandertruppe von 18 Personen gebildet. In der Vorrede zu dem erst 1592 in Görlitz erschienenen Drucke, der die sieben Alte auf fünf zu je fünf Auftritten mit je folgenden Meistersingerchören einschränkt, erklärt Puschmann gerade diesen Stoff gewählt zu haben, weil Hans Sachs ihn nicht behandelt hätte und alle die anderen zahlreichen Josephsdichter ihre Verse nicht nach den Regeln gebaut hätten. Die vom Breslauer Pfarramt gerügten Obszönitäten finden sich im Drucke nicht mehr, aber der Tadel, „das Gedicht an ihm selber sei gar schlecht und einfältig“, trifft auch bei der letzten Fassung zu.

Bei der Verurteilung der Handwerkerdramen vermerkt der Pfarrherr zu S. Elisabeten ausdrücklich: „Mit den Komödien, so man an den Schulen gebraucht, hat es eins anders und bessers Gelegenheit.“ Den Schulen war die Anregung zu dramatischen Aufführungen von zwei Seiten hergekommen. Der humanistische Einfluß brachte es mit sich, daß man zur Übung im Lateinischen die Gymnasiasten antike Komödien aufführen ließ, und gerade die schlesischen Schulen leisteten, wie Melanchthon rühmte, sehr Gutes im Unterricht des Lateinischen und Griechischen. Andererseits hatte Luther die Aufführung dramatisierter biblischer Stoffe, vor allem aus dem Alten Testamente, empfohlen. Dieser Mahnung folgten die ungelehrten Hans Sachs und Puschmann, mehr aber noch die Lehrer der höheren Schulen, wie an manchen Gymnasien die Anfertigung lateinischer Dramen zu den amtlichen Pflichten des Rektors gehörte. Im oberlausitzischen Nachbarlande brachte der Zittauer Rektor Christian Weise noch im Anfange des 18. Jahrhunderts die Schulkomödie, und jetzt in deutscher Sprache, noch einmal zur Nachblüte, nachdem die lateinische Schulkomödie biblischen Inhalts in der zweiten Hälfte des 16. und in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts im ganzen protestantischen Deutschland sich reich entfaltet hatte. Diese biblische Schulkomödie, wie das prunkvolle Jesuitentheater, dessen Einwirkung selbst bei dem streng lutherischen Gryphius nachgewiesen worden ist, treffen wir denn auch in Schlesien an.

Zum Kreise dieser dichtenden Schulmänner gehört der kaiserlich gekrönte Lehrer am Elisabetgymnasium zu Breslau Andreas Calagius mit seinen Komödien „Rebekka“ und „Susanna“ (1599 und 1604). Von Georg Roll aus Brieg wurde am Andreätag 1579 im Schlosse zu Königsberg eine Komödie aufgeführt, die vom Fall Adam und Eva bis auf den verheizenen Samen Christi leitet. Auch von dem als schlesischen Geschichtsschreiber bekannten Bürgermeister von Sagan Heinrich Räthel erschien 1579 in Görlitz eine „geistliche Aktion vom gulden Kalb Aarons“, nach seinem Tode (1594) in Leipzig 1603 eine „Comödia von dem ungeratenen Sohne Absalom.“

Schlesien nimmt somit Teil sowohl an den von Hans Sachs ausgehenden Versuchen um Ausbildung eines deutschen volkstümlichen Dramas und einer Volksbühne, wie an den durch die Reformation ins Leben gerufenen biblischen Komödien an gelehrten Schulen, aber auf beiden Gebieten ist die Beteiligung eine sehr bescheidene. Zur Bedeutung und auf Jahrzehnte zur kaum bestrittenen Führung in der vaterländischen Litteratur gelangen die Schlesier erst vom zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts an. Hatte Schlesien von der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung und ihrem langsamem Ausklingen, wie an der das derbsatirische liebenden Litteratur des Reformationszeitalters nur einen äußerst bescheidenen Anteil, so beginnt 1624 mit dem entscheidenden Eingreifen von Martin Opiz das stolze Jahrhundert des nach den beiden schlesischen Dichterschulen benannten Litteraturabschnittes.

Die romanischen Länder, England und das in seinem Freiheitskampfe alle Kräfte entwickelnde Holland hatten im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts die zuerst von den italienischen Humanisten erschlossene griechisch-römische Dichtung als Vorbild einer in den Landessprachen gepflegten, kräftig aufstrebenden Litteratur auf sich wirken lassen. In Deutschland dagegen, wo die Teilnahme an den religiösen Kämpfen alles andere beeinträchtigte, verarbeiteten wohl volkstümliche Dichter wie Hans Sachs, Murner, Rollenhagen von der Antike dargebotene Stoffe. Allein eine bildende formale Einwirkung auf die Dichtung der Landessprache fand hier nicht statt, da einerseits die Gelehrten in pedantischem Dinkel die VolksSprache mißachteten, andererseits nicht wie in Frankreich, Italien und England Fürstenhöfe der Kunstdichtung Schutz und Förderung angedeihen ließen. Während König Franz I. die, dann von Opiz nachgeahmten Dichter der Plejade um sich sammelte, seinen Ruhm in den französischen Versen von Ronsards „Franciade“ besingen ließ und die Königin von Navarra in französischer Sprache ein Gegenstück zum Dekamerone schuf, erklärte Kaiser Karl V. das Deutsche als eine Sprache für die Pferde und mußte noch Opiz ein deutsch verfaßtes Gedicht ins Lateinische übertragen, um am Wiener Hofe für seine Poesie Beachtung zu finden. Die volkstümliche deutsche Dichtung hinwiederum zeigte im Ausgang des 16. Jahrhunderts eine solche Verwildderung und Vernachlässigung der Form, daß die Notwendigkeit einer Reform und formalen Schulung sich immer mehr aufdrängen mußte. Der Mainzer Johannes Fischart ließ erkennen, daß schriftstellerische Begabung und genialer Sprachreichtum nicht genügten, um den Stoffreichtum zu bändigen und zu gestalten. Aber auch die Ansätze des in Böhmen tätigen Pfälzers Theobald Hock und des Schwaben Georg Rudolf Weckherlin am Stuttgarter Hofe erwiesen sich nicht kräftig genug, der Dichtung neue Formen zu geben.

Wie weit verbreitet und lebhaft empfunden indessen das Bedürfnis nach einer Umgestaltung unserer Dichtung war, das beweist der Zusammenschluß vaterländisch gesinnter Freunde deutscher Sprache und Litteratur zu Sprachgesellschaften nach dem Vorbilde italienischer Akademien. Das in den fürstlichen Kreisen Thüringens 1617 mit der Gründung der „fruchtbringenden Gesellschaft“ gegebene Beispiel weckte in Nord und Süd, an der Elbe wie an der Donau, Pegnitz und in Straßburg zur Nachreifung. So wohlmeinend indessen die Absichten der Gründer und Leiter dieser verschiedenen Sprachgesellschaften auch waren, so blieben doch die Leistungen weit hinter Wunsch und Erwartung zurück. Was die Vereinigung vornehmer und gelehrter Standespersonen in den alten deutschen Ländern nicht vermochte, das führte der einzelne, aus dem deutschen Kolonialgebiet am Oderstrande hervorgehende schlesische Poet und poetische Gesetzgeber erfolgreich durch.

Auf dem Gebiete des Handwerks behielt die Stadt Bunzlau am schlesischen Bober durch ihre Töpferarbeiten auch dann noch weithin Ruf und Namen, als ihre Wohlhabenheit durch den Dreißigjährigen Krieg vernichtet war. In der deutschen Litteraturgeschichte aber bleibt es für alle Zeit ihr stolzer Ruhmesanspruch, daß in ihren Mauern am 23. Dezember 1597 Martin Opiz geboren wurde, dessen würdevolles Bildnis wir auf der Taf. XL vor uns sehen. Der Heimat gedenkend wählte er bei seiner 1627 erfolgenden „Nobilitation“ den Beinamen „von Boberfeldt“. Den „wolweisen, wolbenambten und wolgelehrten Herren Bürgermeistern und Rathsverwandten der Stadt Bunzlau“, dieser „Erzieherin vieler stattlichen berühmten Leute“ hat er sein an Umfang bescheidenes, an Wirkung unübertroffenes poetisches Lehrbuch gewidmet.

Die Liebe zur deutschen Sprache und Dichtung mußte Opiz angeboren sein, denn schon auf dem akademischen Gymnasium zu Beuthen (in Niederschlesien), wohin er 1616 vom Breslauer Magdalenum übergesiedelt war, betätigte er seine Liebe zur edlen Kunst durch Auffassung des „Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae“. Der Inhalt dieses frühen Versuches ging dann 1624 in sein berühmtes „Buch von der deutschen Poeterey“ über. Daß der cand. poes. ac phil. studiosus die Klage über die Verachtung der deutschen Sprache und Mahnungen zur Pflege deutscher Dichtung in lateinischer Sprache abfassen mußte, wenn er in Gelehrtenkreisen überhaupt Beachtung finden wollte, zeugt mehr als alles von der bedrängten, traurigen Lage der Muttersprache.

Als im Anfang des 19. Jahrhunderts im alten Musensitz am Neckar neues wissenschaftliches Leben und dichterisches Treiben sich regte, da verfaßte im Juli 1806 der sangesfrohe Clemens Brentano das „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke“. Das Lied gedenkt daran, daß am 17. Juni 1619 Opiz als Student in Alt-Heidelberg immatrikuliert worden ist. Der Schlesier trat in einen pfälzischen Dichterkreis ein. Von dem Werte der neuen Kunstformen, wie die antike und die französische Dichtung sie lehrten, war man in diesem Heidelberger „Engern“ durchdrungen, doch glaubte man die fremde Kunst mit dem heimischen Volksliede, das am Rhein und Main noch fröhlich erscholl, verschmelzen zu können. Hat doch Zinkgref, der in Straßburg die erste Sammlung Opizischer Gedichte herausgab, auch die volkstümlichen klugen und scharpffinnigen Sprüche der Deutschen gesammelt. In der alten südwestlichen Heimat deutscher Dichtung schulte sich der schlesische

Poet, der dazu berufen war, seiner östlichen Heimat die Führerstellung in der deutschen Litteratur auf ein Jahrhundert zu erwerben.

Aber schon sollte der frohe, der niederen Minne mehr als billig ergebene Heidelberg Student unsanft daran erinnert werden, unter welch ungünstigen Sternen er eine neue Zeit der deutschen Dichtung herbeiführen wollte. Als der Schlesier in die alte Residenzstadt der pfälzischen Wittelsbacher einzog, war der Pfalzgraf schon zum König von Böhmen gewählt worden. Nach dem Sturze des Winterkönigs rückten spanische Truppen gegen Heidelberg an. Opiz wartete die drohende Belagerung nicht ab, sondern zog mit seinem Freunde Hamilton, der ihn zu sich nach Tütland eingeladen hatte, den Rhein hinab, um in Leyden den berühmten Dichter und Kunstrichter Daniel Heinsius zu besuchen.

Wie politisch, so nahmen die Niederlande im 17. Jahrhundert auch litterarisch eine hervorragende Stellung ein. Es war für die junge schlesische Dichtung von Bedeutung, daß ihre beiden großen Führer Opiz und Gryphius, die beide holländische Werke übersetzten und nachahmten, auch persönlich Fühlung mit den angesehensten holländischen Dichtern nahmen.

Während der Zurückgezogenheit in Tütland arbeitete Opiz die beste seiner poetischen Leistungen aus, die vier Bücher „Trosgedichte in Widerwertigkeit des Krieges“. Ängstlich hielt er dieses Lehrgedicht, mit dem er den Mangel eines in Deutschland so bald nicht zu erhoffenden Epos in etwas ersehen wollte, bis 1633 zurück, da er aus dem offenen Bekennen protestantischer Gesinnung Ungelegenheiten für sich befürchtete. Diplomatische Klugheit gehörte mehr als Charakterstärke zu Opiz' Wesen, aber auch für die Ausbreitung seiner Poetik war diese Gewandtheit und Schmiegsamkeit von Nutzen. Nach Art der früheren italienischen Humanisten strebte Opiz danach, zugleich als Gelehrter und Politiker eine Rolle zu spielen. Es entsprach seiner kühlen, klug berechnenden Natur, so lange wie möglich eine Parteistellung in den heftigen konfessionellen Gegensätzen zu vermeiden.

Im jugendlichen Drange nach Abenteuern folgte Opiz im Frühjahr 1622 einer Berufung Bethlen Gabors als Lehrer an das evangelische Gymnasium zu Weissenburg in Siebenbürgen. In dem Lehrgedicht „Ilatna, oder von Rhue des Gemütes“ erzählte er von seinem Leben in dem noch ganz barbarischen Lande, dessen antiquarische Erforschung ihm ein gelehrtes großes Werk „Dacia antiqua“ zeitigen sollte. Ja er spielte sogar mit dem Gedanken, eine gelehrte Entdeckerreise nach Griechenland zu unternehmen. Allein statt dessen kam er schon im August 1623 wieder nach Schlesien zurück. Als Begleiter einer Gesandtschaft der Herzöge von Liegnitz-Brieg erhielt er im Frühjahr 1626 in Wien die Würde eines kaiserlichen *poeta laureatus*, die jedoch infolge der wahllosen zahlreichen Erteilungen in den nächsten Jahrzehnten immer mehr an Ansehen verlor. Am Kaiserhofe hatte der Dichter den Kammerpräsidenten und Burggrafen Karl Hannibal von Dohna kennen gelernt und im Juni 1626 finden wir ihn in dessen Diensten. Bis zu Dohnas Vertreibung aus Breslau am 9. September 1632 war der Protestant Opiz tätig im Dienste Dohnas, dem die Durchführung der Gegenreformation in Schlesien als Hauptaufgabe zugefallen war. In E. G. Kolbenheyers historischem Roman „Meister Joachim Pausewang“ (1910), der mit großer Anschaulichkeit aus den Lebensschicksalen eines mit Jakob Böhme befreundeten Breslauer Schustergesellen und Schuhmachermeisters erzählt, ist

auch dieser für Opitz bedeutsame Augenblick geschildert, wie Graf Dohna durch eigenmächtiges Abfeuern eines groben Geschützes die neutrale Stadt in Feindseligkeiten mit Schweden und Sachsen zu verwickeln suchte. Während das Volkslied dem Vertriebenen, der schon im Februar 1633 während einer Werbung in Polen starb, Schmähungen nachsandte, trennte sich Opitz von seinem Patron. Durch die Widmung seines beschreibenden Gedichtes „*Vesuvius*“ setzte er sich wieder bei den Brieger Herzögen in Gunst und entfaltete nun seine im Dienste Dohnas gewonnene diplomatische Geschicklichkeit zugunsten der Gegenpartei. Er verhandelte in Frankfurt a. M. mit dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna, machte im Gefolge Banérs dessen Einfall in Böhmen mit und flüchtete dann vor der Rache des Kaisers nach Thorn. Mit Gedichten gewann er sich die Gunst König Wladislaus IV., der ihn zum polnischen Hofhistoriographen ernannte. Mit einer Sammlung kleinerer Aufsätze zur sarmatischen Geschichte bewies Opitz sofort seine Berechtigung zu diesem Amte. Aber schon am 30. August 1639 erlag er zu Danzig der Pest; noch heute zeigt eine Steinplatte im Fußboden der Marienkirche, wo der im Leben so unsägte „Vater der deutschen Poesie“ seine letzte Ruhe gefunden hat.

Diesen Ehrentitel hat noch das ganze 18. Jahrhundert dem Schlesier zugestellt, der bei seinem als nationales Unglück beklagten frühen Tode von Paul Fleming gefeiert wurde als der „Meister deutscher Lieder“, der Pindar, Homer, Maro, „das Wunder unsrer Zeit“. Die Litteraturgeschichte erkennt dem Sachsen Fleming, den Schlesiern Andreas Gryphius und Günther mit gutem Grunde weit größere dichterische Begabung zu als dem Boberschwane. Allein in der Litteraturgeschichte nimmt doch kein Schlesier eine bedeutendere Stellung ein, wie Opitz, in gewissem Sinne erscheint er auch uns noch als erfolgreichster Gesetzgeber und als Führer einer neuen Zeit.

Im Gegensatz zu den Leitern der verschiedenen Sprachgesellschaften, die sich ins spielerische oder bloß gesellschaftliche verloren, ist Opitz ausgezeichnet durch praktisch nüchternen Sinn. Wie er als ausübender Poet überall an fremde Muster sich anschloß, so hat er auch in seinem berühmten Lehrbüchlein, in dem er alle Eigenschaften und Zubehör der Dichtkunst gründlich erzählte und mit Beispielen ausführte, fast jeden einzelnen Satz einem Vorgänger von Horaz und Quintilian bis zu Scaliger, Bida und Ronsard entlehnt. Aber die Forderung nach Originalität, wie die neuere Zeit sie stellte, war auch noch dem Jahrhundert von Opitz und Gryphius so fremd, wie einstens dem Mittelalter. Nicht die Herkunft der einzelnen Vorschriften, sondern ihre gerade durch Begrenzung, ja Oberflächlichkeit erreichte praktische Verwendbarkeit und leichte Verständlichkeit bewirkte, daß Opitz mit seinen Lehren rasch und allgemein durchdrang. Er verstand die Bedürfnisse der Zeit und wußte ihnen zu entsprechen.

In dem Augenblick, als durch die fremden Kriegsvölker die Umgangs- und Schriftsprache irrer Sprachenvermengung, dem sogenannten à la mode-Wesen, zu verfallen drohte, und die Gelehrten sich innerhalb ihrer lateinischen Schanzen hielten, forderte Opitz den Gebrauch eines von Fremdworten wie mundartlichen Provinzialismen freien Hochdeutsch. In der Ausübung haben er selbst und andere Schlesier freilich in Briefen das Latein, in Versen heimatliche Sprachwendungen und besonders nur nach schlesischer Aussprache gültige Reime gebraucht. Grundsätzlich aber vertrat er mit seiner Forderung die gerade für das

In diesen sprachlich-metrischen Vorschriften liegt die eigentliche Bedeutung des berühmten Büchleins, das im Gegensatz zu späteren ästhetischen Lehrschriften jeden philosophischen Einschlag vermißt. Immerhin stellte Opiz auch die allgemeinen Sätze auf, daß die ganze Poeterei im Nachäffen der Natur bestehe, doch der Poet seiner moralischen Absicht gemäß „die Dinge nicht so sehr beschreiben solle, wie sie seien, als wie sie etwa sein könnten oder sollten.“ Das prodesse der Dichtung hielt man noch mehr als ein volles Jahrhundert nach ihm für selbstverständlich. Seine Lehre, daß dem Wesen der Tragödie die Einführung geringer Standespersonen und schlechter Sachen zuwider sei, wurde erst 1755 durch Lessings „Sara Sampson“ erschüttert. Die Notwendigkeit angeborener dichterischer Begabung erkennt Opiz gerne an, erklärt es indessen zugleich für verlorene Arbeit, im Fall sich jemand ohne Kenntnis griechischer und lateinischer Bücher an unsere deutsche Poesie wagen wollte. Die Dichtung wird damit unheilvollerweise eine Kunst von Gelehrten für Gelehrte. Als „Stubenpoesie“ hat Ludwig Uhland in seinem annutigen „Märchen“, einer kleinen Litteraturgeschichte in Reimen, diesen ganzen Zeitabschnitt der Herrschaft der Schlesier, in der das Dornröschen der frischen Volkspoesie im Bauberschlaf versenkt gewesen sei, beklagt und verspottet. Blickt man aber auf Fischart und den Ausgang des 16. Jahrhunderts, so wird man die mit Opiz beginnende streng formale Schulung doch als eine kaum vermeidbare Durchgangsstufe anerkennen. Es war für den Versuch der Herstellung einer Renaissancepoesie in deutscher Sprache nicht günstig, daß Opiz' Reform zeitlich fast mit dem Ausbruch des großen „deutschen Krieges“, wie der Schlesier Laube später in seinem Roman den Dreißigjährigen Krieg nannte, zusammenfiel. Andererseits konnte sich die deutsche Poesie, der ein innerer Gehalt und die Anlehnung an eine Philosophie fehlten, in jener wilden Zeit vielleicht nur durch die einseitige Hervorhebung der formalen Seite und den Anschluß an fremde Vorbilder erhalten. Gegen die gerade in Schlesien so drohende Gefahr des Missbrauchs der durch formale Schulung geförderten Versfertigkeit zu allen Arten niederer Gelegenheitspoesie erhob bereits Opiz selbst mit Nachdruck seine warnende Stimme. Freilich tat er es vergeblich, und die Schlesier brachten es schließlich dahin, daß das Gelegenheitsgedicht, nach Goethes Ausspruch „die erste und ächteste aller Dichtarten, verächtlich auf einen Grad ward, daß die Nation“ auf lange hinaus nicht mehr zu einem Begriff des hohen Wertes desselben, wie Goethe ihnen die Gedichten des schlesischen Günthers zuschrieb, gelangen konnte.

Opiz selbst fühlte sich verpflichtet, auf allen Gebieten der Dichtung Muster zu geben, und wenn seine eigene Kraft dazu nicht reichte, wie beim Drama, suchte er wenigstens durch Übersetzungen die Lücken auszufüllen. Eine dieser Übersetzungen, die Verdeutschung des Operntextes „Dafne“ des Florentiners Rinuccini, erlangte eine von Opiz ungeahnte und ihm unerwünschte Wirkung. Die Aufführung der von Heinrich Schütz vertonten „Dafne“ am sächsischen Hofe in Torgau 1627 leitete den Siegeszug der italienischen mythologischen Oper (Opera seria) in Deutschland ein. Dem allegorisch-politischen Staatsroman brach Opiz 1626 Bahn durch eine Verdeutschung von Barclays lateinischer „Argenis“, dem Schäferroman 1629 durch eine Neubearbeitung von Philipp Sidneys englischer „Arkadia“. Im Jahre darauf ließ er eine Schäferdichtung eigener Erfindung folgen.

Die Poesie und Verse mischende „Schäfferey von der Nymfen Hercinie“ hat für Schlesien besondere Bedeutung. Sie wollte den Ruhm des Hauses Schaffgotsch verkünden, das in dem als Teilnehmer des Wallensteinschen Berrates 1635 hingerichteten Grafen Hans Ulrich der deutschen Dichtung einen protestantischen Märtyrer liefern sollte. Den Schauplatz der „Hercinie“ aber bildet das Riesengebirge, Warmbrunn und die Zalecklamm, die Wanderung auf dem Kamme. Durch die Einführung des Birgmanns Rübezahls liefert die gezierte schäferliche Dichtung auch Beiträge zur schlesischen Volkskunde.

Überraschend schnell erlangten Opiz' Dichtungen allgemeine Anerkennung und wurden, da man in ihnen die Lehren seiner Poetik verkörpert fand, Vorbilder, wie das Buch von der deutschen Poeterei selber Gesetz wurde. Hatte die vornehme fruchtbringende Gesellschaft erst mit der Aufnahme des bürgerlichen Poeten geübt, so musste sie sich nun die Mitgliedschaft des „Gebrönten“ zur Ehre anrechnen. Sachsen huldigte ihm durch seinen besten Dichter Paul Fleming. Der Königsberger Dichterkreis, an dessen Spitze Simon Dach stand, erklärte, alles was seine Mitglieder singen und geigten, „unser Name, Lust und Ruh' stehet Euch Herr Opiz zu“. Sei es doch einzig ihm zu danken, daß der fremden Sprachen Kunst ins Wanken gerate und man lieber deutsch zu sein begehre. In Danzig gründete der aus Liegnitz stammende Johann Peter Titz (1619—1689) eine nach Opiz' Regeln sich richtende Dichterschule. Als Professor der Poesie in Rostock wirkte sein Bunzlauer Stadtgenosse Andreas Tscherning (1611—1659). Beide suchten in eigenen Poetiken Opiz' Lehren weiter auszubilden und zu befestigen. Der Wittenberger Professor Poeseos August Buchner war zwar kein Schlesier, stand aber mit Opiz in eifrigem Briefwechsel und gründete seine „Anleitung zur deutschen Poeterey“ (1665) auf Opiz' Lehrbuch.

Für die hingebende Verehrung, die Opiz in seinem nächsten Freundeskreise fand, ist es bezeichnend, daß Christof Köler (Colerus 1602—1658) aus Bunzlau lebenslang für den Freund und die Verbreitung seiner Werke tätig war, darüber aber nicht zur Sammlung seiner eigenen deutschen Gedichte kam. Erst 1902 hat der treffliche Leiter der Breslauer Stadtbibliothek Max Hippe die Gedichte des ehemaligen Breslauer Gymnastallehrers und Verwalters der Bibliothek von St. Maria-Magdalena gesammelt herausgegeben. Weit früher ist ein anderer, von seinen Zeitgenossen übersehener Bunzlauer Dichter, der unter Köler Schüler des Breslauer Elisabetgymnasiums war, ans Licht gezogen worden. Dem jung gestorbenen Andreas Scultetus wurde das Glück, daß Lessing schon als Student

in Wittenberg Gefallen an seiner „Österlichen Triumphyposaune“ fand, später in Breslau weiter nach Scultetus' verschollenen Papieren forschte und 1771 die aufgefundenen Gedichte herausgab, die dann auch Aufnahme in die Sammlungen der Lessingschen Werke und somit die weiteste Verbreitung fanden. Lessings Entdeckerfreude „nach viel Zeit und Mühe, unter der unendlichen Menge Schlesischer Gelegenheitsdichter aus der Mitte des 17. Jahrhunderts“ den Scultetus herausgefunden zu haben, verleitete ihn zu starker Überschätzung seines Fundes. Lessing hat aber im Verein mit seinem Freunde Ramler 1759 auch einen wirklich bedeutenden schlesischen Dichter unverdienter Vergessenheit entrissen.

Auch die auffallende Tatsache, daß ein Dichter wie Friedrich von Logau (1604 bis 1655), wohl der größte deutsche Epigrammatiker, so ganz zurückgedrängt werden konnte, ist ein Beweis für die Machtstellung der Opitzischen Schule. Der herzoglich Briegsche Rat war nämlich kein Freund der neuen Richtung, die ihm zu viel Gewicht auf die Form zu legen schien, während er selbst nur den Sinn als Herrn, den Vers als Knecht dulden wollte. Unter dem Namen Salomons von Golau gab er 1654 „Deutscher Sinngedichte dreitausend“ heraus. Mehr noch als auf anderen Dichtungsgebieten schleppen sich auf dem des Epigrams Gedanken und Einfälle, Gegenstände des Spottes und die Einkleidung selbst durch die Jahrhunderte fort, von der griechischen Anthologie und Martial bis zu Owen und Logau, von Wernicke, Lessing und Kästner bis zu Grillparzer und Martin Greif. In Unbetracht dieser Gemeinsamkeit bewahrt Logau eine immerhin rühmenswerte Selbständigkeit. Eine feste und in harter Lebensschule gereifte Persönlichkeit spricht sich in diesen Sinngedichten aus, die schon durch ihre Massenhaftigkeit, weit mehr aber durch Gediegenheit des Inhaltes ihrem Verfasser einen Ehrenplatz in der allgemeinen Litteraturgeschichte sichern.

Lessing mochte in Logau einen Gesinnungsgenossen begrüßen, denn mitten im Dreißigjährigen Kriege wollte der schlesische Epigrammatist nichts von den Streitigkeiten der drei christlichen Konfessionen wissen, die alle drei gleich weit von Christi wahrer Lehre entfernt seien. Er forderte Gewissensfreiheit für den einzelnen Bürger zu einer Zeit, in der die verruchte Staatslehre „cujus regio, ejus religio“ unbestrittene Geltung hatte, und brandmarkte die religiöse Heuchelei, hinter der schwedische Habsucht und Ländergier sich versteckten. Mit Heftigkeit griff er die Vorliebe der Deutschen für alles Fremdländische an. Wie zart und innig der bittere Spötter aber empfand, das zeigt nicht bloß seine rührende Klage beim Hinscheiden seiner ersten Frau, sondern an zahllosen Stellen bekundet sich sein tiefes Gemütsleben. Mit reicher Erfindungsgabe weiß er seinen Gedanken scharfe Prägung zu geben.

Das seit dem Anfange der humanistischen Bewegung in lateinischer Sprache mit Vorliebe gepflegte Epigramm fand, nachdem Opitz die Dichter zum Gebrauche der Muttersprache angeleitet hatte, in Schlesien viele Freunde. Daniel Czeplko von Reigersfeld aus Koschütz bei Liegnitz (1605—1660), der sich auch im Drama versuchte, schuf 1655 in seinen 600 „Monodisticha Sapientum“ Vorbilder für den tieffinigsten der schlesischen Dichter Angelus Silesius.

Der Breslauer Hofmedikus Kaiser Ferdinands III. Johann Scheffler (1624 bis 1677) führte als Schriftsteller ein Doppel Leben. Nach Studium an den Universitäten Straßburg und Leyden hatte er in der Heimat sich großes Ansehen als Arzt erworben. Da trat er 1652 zum Katholizismus über und 1661 in den

Minoritenorden ein. Den beleidigenden Angriffen der Protestanten wegen seines Glaubenswechsels erwiderte er in scharfen Streitschriften und mit Leidenschaft warf er sich in eine wildpolemische Schriftstellerei. Aber dieser rücksichtslose Streiter fand zugleich 1657 als Lyriker in den geistlichen Hirtenliedern der „Heiligen Seelenlust“ und den geistreichen Sinn- und Schlusstreimen des „Cherubin'schen Wandersmanns“ die zartesten Töne und Weisen, um „schäumende Gotteslust mit heiliger Liebeslust“ tiefstinnigst auszusprechen. Nicht bloß in dem Görlitzer Schuster hatte das Sehnen nach einer über das starre kirchliche Dogma hinausgehenden Erkenntnis des Göttlichen und Versenken in die Gottheit gezündet. Jakob Böhmes Ideen fanden in Schlesien im Kreise Abrahams von Frankenbergs (1593—1652) nachhaltigen Anklang, und von diesem Kreise aus empfing Angelus Silesius mächtige Anregung. Wieder lebte die alte Mystik in dem glühenden Bildreichtum seiner Sprüche auf und wie einstens bei Meister Eckhart nahm der Wunsch nach Einssein des Menschen mit Gott trotz der strengen Gläubigkeit des sprachgewaltigen Dichters pantheistische Färbung an. In der „heiligen Seelenlust“ fört uns die Anwendung der konventionellen Pastoralpoesie auf das Verhältnis der in ihren Hirten oder Bräutigam Jesus verliebten Psyche. Im „Wandersmann“ dagegen sind die von anderen Kunstdichtern angesammelten toten Schäze an Gleichnissen und Bildern, gewandter Ausdrucksfähigkeit in dem heißen Glaubensfeuer des Gottsuchers zu echter lebendiger Poesie geworden. Die Sinsprüche des „cherubinschen Wandersmann“ sind denn auch nicht wie das meiste der beiden schlesischen Schulen tote Buchlitteratur geworden, sondern haben lebendig fortgewirkt.

Nach der gewöhnlichen Einteilung würde Logau zur ersten, Scheffler zur zweiten schlesischen Schule gehören. Aber die von der späteren Litteraturgeschichte getroffene Scheidung erscheint in Wirklichkeit schwer durchführbar. Während Opiz seine Vorbilder bei den Franzosen und Holländern suchte, haben die späteren Schlesier italienische Muster, Guarinis „getreuen Schäfer“ und vor allen Marinos farbenprächtige, sinnenglühende Epen auf sich wirken lassen. Ihre gesamte Poesie trägt die Merkmale des marinesken Stils. Allein wenn man Opizens klare Einfachheit auch durch gesuchte Bilder und wizige Gleichnisse überbieten wollte, so war doch keineswegs ein Gegensatz zu dem nach wie vor schrankenlos bewunderten Altmeister beabsichtigt. Der Führer des jüngeren Kreises, Hofmannswaldau rühmte sich, in Danzig noch von Opiz selbst im mündlichen Verkehr Anleitung zur Poesie empfangen zu haben. Der weitaus gewaltigste schlesische Dichter aber, der Glogauer Andreas Gryphius (1616—1664) ist durch den gezeigten Ernst seiner Poesie und den engen Anschluß an die Holländer der ersten schlesischen Schule angehörig, wie er durch seine bereits an Schwulst streifende Bilderfülle und gesuchte Beiworte schon den Stil der zweiten schlesischen Schule erkennen läßt.

Wie fremdartig uns auch der größte Teil von Gryphius' lyrischen und dramatischen Dichtungen, Reden und Abhandlungen berührt, überall haben wir doch das Gefühl, daß aus diesen Sonetten, Kirchhofsgedanken und schwerfälligen Alexandinertragödien eine mächtvolle, tiefgründige Persönlichkeit zu uns spricht. Die Kriegsdrangsale mit allen ihren leidvollen Begleiterscheinungen haben früh den ernsten Sinn des Knaben verdüstert, die ernst-würdigen Züge des Mannes sprechen aus dem Bilde (Taf. XL) zu uns. An der berühmten Universität Leyden

erwarb er sich sein polyhistorisches Wissen, in Umlsterdam die Vertrautheit mit holländischen Dramatikern, vor allem Jost van den Vondels, dessen Werke er bei fast allen seinen eigenen Dramen vor Augen hatte. Durch Frankreich reiste er nach Italien, und die Sonette, in denen er die Eindrücke des heidnischen und christlichen Rom schilderte, geben ihm Anspruch auf einen Ehrenplatz in der langen Reihe deutscher Dichter, welche die ewige Stadt besungen haben, „der nichts gleich gewesen und nichts zu gleichen ist, ihr Wunder der Gemäld, ihr Kirchen und Paläst“. In Venedig überreichte er in feierlichem Empfang dem Dogen sein zweites lateinisches Epos „Olivetum“, während zwei Herodesepen aus seinen Jugendjahren so gut wie unbekannt blieben. Nach der Heimkehr lehnte der weitberühmte Mann alle Berufungen ab und wirkte bis zu seinem Tode als Syndikus in seiner Vaterstadt Glogau.

An der religiösen Liederdichtung waren Schlesier bereits vor der Reformation beteiligt, wie das älteste Breslauer Gesangbuch von 1525 bezeugt, und nach Luthers Vorgang erstand für das deutsche Kirchenlied dann auch in Schlesien mancher Dichter. Der 1647 als Pfarrer in Lissa gestorbene Johannes Heermann mag als würdigster Vertreter der ganzen Schar gelten. Als Psalmenübersetzer, Verfasser von Lobgesängen auf Christus nahm auch Opitz an der religiösen Dichtung teil. Aber wie Scheffler auf katholischer Seite, nimmt Andreas Gryphius mit seinen Sonn- und Feiertagssonetten auf protestantischer Seite die erste Stelle unter den religiösen Dichtern Schlesiens ein. Gryphius ist strengster Lutheraner; wie Luther mit dem Teufel, schlägt er sich mit Gespenstern herum, denen in seinen Dramen eine große Rolle zufällt. Nicht tatkräftige Helden, sondern standhafte Märtyrer des Rechtes, der Religion, der Königswürde verherrlicht er in seinen Trauerspielen, dem „sterbenden Papinian“, „Katharina von Georgien“, „Leo Armenius“ und „Karolus Stuardus“. Opitz' Vorschrift entgegen lässt er auch das bürgerliche Liebespaar „Kardenio und Celinde“ tragisch enden. Die Hinfälligkeit alles Irdischen und die Tugend des Duldens lehrte ihn das „in seine eigenen Aschen verscharrte und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelte ganze Vaterland“.

Schwerfällige Bedächtigkeit und moralische Absichten verleugnet Gryphius in der Prosa seiner Lustspiele so wenig wie in den Alexandrinern seiner die Einheit von Zeit und Handlung wahrenen Trauerspiele. Das alte plautinische Thema des miles gloriosus behandelt er in seinem Scherzspiel von den beiden Erzbärenhäutern Horribilicribifaz und Daradiridatumtarides. Das Zwischenstück von „der geliebten Dornrose“, dem Zank zweier Bauern und der Liebe ihrer Kinder, hat besondere Bedeutung erlangt durch den Gebrauch der schlesischen Mundart, die ungefähr um die gleiche Zeit auch Wenzel Scherffer von Scherffenstein und andere in die Dichtung einführten. Aber wenn Gryphius im „Peter Squenz“ auch die Rüpelkomödie aus dem „Sommernachtstraum“ zu einem eigenen Stücke gestaltete, so schrieben er und die ihm folgenden gelehrteten schlesischen Dramatiker, wie Johann Christian Hallmann und Lohenstein, doch keineswegs gleich Shakespeare für die Volksbühne, sondern bloß für das Lesen; höchstens dachten sie an eine Aufführung im geweihten Bezirke der höheren Schulen.

Bei den Zeitgenossen fanden die beiden Führer der galanten schlesischen Poesie, der Breslauer Ratspräses Christian Hofman von Hofmanswaldau (1617—1679) und der aus Nimptsch stammende Breslauer Syndikus Daniel

Casper von Lohenstein (1635—1683) ungleich mehr Beachtung und Beifall als der wuchtige, finstere Gryphius. Die sieben Bände auserlesener Gedichte Hofmanswaldaus und anderer Deutschen, die der Schlesier Benjamin Neukirch, der selber als Prinzenerzieher in Alnsbach Fénelons „Telemaque“ in deutsche Alexandriner brachte, zwischen 1695 und 1727 herausgab, sind das Denkmal, aber keineswegs ein Ehrendenkmal der zweiten schlesischen Schule. Gemeinst Lüsternheit und schamlose Ausmalung geschlechtlicher Dinge galt als notwendiger Bestandteil dieser galanten Poesie. Ihre grobsinnliche Färbung wird noch anstößiger, da es sich zum Teil um Gesellschaftslieder handelt und gerade die schlimmsten Erzeugnisse zur Vorlesung bei Hochzeiten bestimmt waren. Der Vers ist glatt und fließend, aber der Ausdruck überladen, gesucht und unnatürlich. Es fehlt jeder Gehalt, und so konnte das formale Talent des Lyrikers Hofmanswaldau, der nach Ovids Mustern Heroïden schrieb, wie des Dramatikers Lohenstein nur Blasen aufwerfen, deren Spur rasch vergeht. Wenn Arno Holz im Anfang des 20. Jahrhunderts sich den Scherz leistete, „auf einer alten Laute“ die „Fres-, Sauff- und Venuslieder des berühmten Schäffers Dafnis“ nachzusingen, so macht dieses „lyrische Porträt aus dem 17. Jahrhundert“ der Nachahmungskunst des neueren Naturalisten alle Ehre. Für die nachgeahmte schlesische Dichtung ist die Wiederspiegelung nicht sehr ehrenvoll. Lohensteins Hauptwerk ist der Roman „Arminius und Thusnelda“, in dem die von Frankreich eingeführte Gattung des heroisch-galanten Romans mit einem großen Aufwande übel angebrachter Gelehrsamkeit an einem deutschen Geschichtsstoff versucht wurde. Als „toll gewordene Enzyklopädien“ hat Eichendorff in seiner Geschichte des deutschen Romans diese pseudohistorischen unendlichen Erzählungen verspottet. Eine Wendung ins Pädagogische gab seinen Romanen der als Lehrer an der Ritterakademie in Liegnitz wirkende August Bohse, genannt Talander (1661—1742).

Es verlohnt sich kaum noch, die Namen der übrigen die zweite schlesische Schule bildenden Poeten zu nennen, wie Christian Gryphius, Hans Ahmann von Abschätz, Hans von Alsig, Heinrich Mühlforth. Ihnen fehlt eine bestimmte litterarische Individualität. Solche persönliche Phystiognomie zeigt dagegen in hohem Grade Christian Günther aus Striegau (1695—1723). Während die anderen Leben und Dichtung sonderten und alles, was sie in Versen erzählten und besangen, kühl als bloßes poetisches Spiel hinstellten, sprach der ungestüme Günther sein eigenes Lieben und Leiden, Ringen und Hoffen in Liedern aus. Er führte durch eigene und fremde Schuld ein unglückliches zerrissenes Leben und hat einen Teil seiner Gedichte, die denn auch wenig erfreulich sind, als Gelegenheitsgedichte für Geld geschrieben. Aber der andere Teil seiner Poesien, die seinem eigenen Empfinden entströmten, bewährten den geborenen Dichter und haben dem jung Gestorbenen, wie er auf Taf. XL im Bilde erscheint, die lebhafte Teilnahme Goethes gewonnen. Durch Goethes Charakteristik Günthers in „Dichtung und Wahrheit“ — mag auch die eifrig getriebene Güntherforschung manches daran zu berichtigen gefunden haben — ist die Teilnahme für den „letzten Schlesier“ stets lebendig geblieben.

Diese Bezeichnung fiel Günther zu, denn wie ein überanstrengter Boden nach einer Reihe reicher Ernten der Rast bedarf, so schien sich nach der Massenerzeugung beider schlesischer Schulen die schlesische Dichtung erschöpft zu haben. So

hoch eine Zeitlang der Ruhm der neuen süßen Kunst, die Hofmanswaldau aufgebracht, gestiegen war, so scharf verurteilte man, seit der Epigrammatiker Wernecke in Hamburg damit den Anfang gemacht hatte, die ganze Hofman-Lohensteinsche Richtung. Selbst Neukirch stimmte nun in die Verurteilung ein. Die scharfe Kritik, die Gottsched 1735 der Ausgabe von Günthers Gedichten widmete, bezeichnet gleichsam den Übergang der litterarischen Vorherrschaft von Schlesien auf Sachsen. In Schlesien empfand man diesen Übergang schmerzlich, denn man hegte dort, wie Lessing während seines Breslauer Aufenthaltes erfuhr, noch zur Zeit des siebenjährigen Krieges große Verehrung derjenigen schlesischen Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts, „durch die es fast zum allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutschland geworden war, in Schlesien geboren zu sein“.

In Gottsches Deutscher Gesellschaft zu Leipzig tauchten einzelne Schlesier auf, von denen Kaspar Gottlieb Lindner aus Hirschberg durch ein Lobgedicht auf Opiz 1740 an den alten Ruhm Schlesiens anknüpfte, den sein Leipziger Genosse Daniel Stoppe aus Hirschberg durch seine eigenen Gedichte nicht fortsetzte, sondern gefährdete. In der unbedingten Anerkennung von Opiz waren die beiden feindlichen Parteien der Schweizer und Leipziger eines Sinnes. Bodmer und Breitinger gaben 1745 in Zürich den ersten Band einer sorgfältig vorbereiteten Ausgabe von „Opizens Gedichten“ heraus, wie sie uns noch heute fehlt, während aus dem Gottscheschen Lager Daniel Wilhelm Triller rasch eine vierbändige Opizausgabe auf den Markt warf, die den Schweizern 1747 zu einer Spottsschrift „Der gemischt handelte Opiz“ Anlaß gab. Aber je größer Bodmers Verehrung für Opiz war, um so schärfer auch in der kritischen Übersicht „Charakter der deutschen Gedichte“ seine Verurteilung des frechen und unbedachten schlesischen Marins, Hofmanswaldau, und des im Sumpfe fischenden Lohensteins.

Bei dem großen Litteraturstreite der vierziger Jahre stand Schlesien abseits und griff auch im weiteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts nicht mehr unmittelbar in die Litteraturentwicklung ein. Mittelbar dagegen ging von Schlesien eine ganz entscheidende Einwirkung aus, denn Christian Wolff, der führende Philosoph der deutschen Aufklärung, als dessen Bahnbrecher Gottsched in Leipzig auftrat, um nach Wolffschen Grundsätzen eine Reform der Litteratur durchzuführen, war 1679 in Breslau geboren. Als Lessing, der selber für Wolff hohe Verehrung hegte, nach Breslau kam, dort seine „Minna von Barnhelm“ dichtete und den „Laokoon“ schrieb, fand er in der schlesischen Hauptstadt wackere, gelehrte Schulmänner, wie Arletius und Klose, aber nicht Dichter für seinen Umgang. Immerhin scholl aus dem Kreise der Friedrichs Ruhm verkündenden Dichter eine schlesische Stimme eine Zeitlang ziemlich laut hervor. Die schlesische Bäuerin Anna Luise Karsch (1722—1791) wurde, als sie nach Berlin kam, als Volksdichterin übermäßig geschäzt, als deutsche Sappho gepréisen. In Breslau geboren (1731) war auch der Jude Ephraim Moses Ruh, der auf seinen Wanderungen zwei Bände Epigramme verfaßte. Lessings Bruder und frühester Biograph Karl fand in Breslau dauernd seine Heimat und arbeitete in Breslau an der verdienstvollen Sammlung der Schriften von Gotthold Ephraim.

Mit der Besitzergreifung Schlesiens durch den jungen Preußenkönig hatte für Schlesien eine stürmische Zeit begonnen, die wenigstens späteren schlesischen Dichtern der Folgezeit dankbare Stoffe für die Dichtung lieferte. So schildert, um nur einzelnes, verschiedenartiges herauszugreifen, Fedor Sommer in Striegau in

seinem unmittelbar vor dem preußischen Einmarsch spielenden Heimatsroman „Die Schwenfelder“ (1911) die gewalttätigen Befahrungsversuche der Jesuiten. Der begabte Dramatiker Artur Müller aus Neumarkt hat in einem bühnenwirksamen Lustspiel „Die Verschwörung der Frauen“ oder „Die Preußen vor Breslau“ (1875) die Intrigen der österreichischen und preußischen Partei in der neutralen Stadt geschildert, die mit des Königs Einzug endeten. Ist hier ein einzelner bedeutender Vorgang herausgegriffen, so wird in dem dreibändigen Roman „Im Banne des schwarzen Adlers“ (1876) von dem Breslauer Rudolf von Gottschall der ganze Kampf des großen Königs um Schlesien vorgeführt.

Aus dem Jahre 1774 besitzen wir ein bei Gottlieb Korn in Breslau verlegtes „Alphabeticches Verzeichnis aller in Schlesien lebenden Schriftsteller angefertigt“ von Karl Konrad Streit. Es fehlt in diesem Verzeichnis nicht an Dichtungen, die wie des Brieger Stadt Syndikus Christian Gottlob Stöckel „Befreites Schlesien“ (1745) König Friedrich und seine Kriegstaten feiern. Aber von allen genannten sind Hermes und der in Wien lebende Schauspieler und Lustspieldichter Gottlob Stephani die einzigen, deren auch die allgemeine deutsche Litteraturgeschichte als Dichter gedenkt.

Der aus Pommern stammende Pastor Johann Timotheus Hermes war erst 1772 nach Breslau gekommen. Da er aber bis zu seinem Tode 1821 dann als Superintendent in Schlesien wirkte, dürfen wir den fruchtbaren Schriftsteller und beliebten Prediger immerhin als Schlesier in Anspruch nehmen. Sein berühmtestes Werk, der fünfbandige Roman „Sofiens Reise von Memel nach Sachsen“ ist zwischen 1769 und 1773 erschienen, eine Nachahmung der humoristischen englischen Romane. Als Goethe im August und September 1790 in Breslau weilte, Oberschlesien und das Riesengebirge besuchte, lehnte er die Bekanntschaft von Hermes ab, während er den „edlen Dulder“, den Popularphilosophen Christian Garve (1749–1798) auffuhrte, den dann auch Schiller zur Teilnahme an seinen „Horen“ aufforderte. Es ist sehr zu beklagen, daß Goethe seinen Plan nicht ausführen konnte, auf Grund seines „Notizbuch von der schlesischen Reise“ diese zu beschreiben, wie er die italienische Reise und den Feldzug in der Champagne geschildert hat. So haben wir außer elf Briefen und dem Notizbuch von diesem schlesischen Aufenthalt Goethes nur die zwei Gedichte in Distichen: „Feldlager in Schlesien“ und „An die Knappschaft in Tarnowitz“. Das letztere hat durch seine Eingangsworte „Fern von gebildeten Menschen“ eine Zeitlang in Oberschlesien böses Blut gemacht.

Bald sollte noch weiteres Ärgernis zwischen Weimar und Schlesien sich erheben. Die Xenien im Musenalmanach für 1794 hatten Garve gehuldigt, aber Hermes und noch mehr dem Rektor des Maria Magdalenen-Gymnasiums Johann Kaspar Friedrich Manso übel mitgespielt. 1790 war der dreißigjährige Thüringer, der damals schon als Dichter und Überseher einen Namen erworben hatte, nach der Oderstadt berufen worden, wo er dann bis zu seinem Tode 1826 als Schulmann segensreich wirkte und als Historiker das Ansehen zurückgewann, das der Dichter verloren hatte. Seine dichterischen Leistungen, die zum Teil unter Wielands Einfluß stehen, sind schwach, aber der Angriff in Schiller-Goethes Xenien war von unverdienter Schärfe. Allein nachträglich setzte sich Manso selber ins Unrecht, indem er in seiner Abwehr „Gegengeschenke an die Sudelföche in

Jena und Weimar" einen so niedrig gehässigen Ton anschlug, daß er einige Jahre später selber darob Neue empfinden mußte.

War Mansos Dichterruhm durch Xenien und Antikenen draußen im Reich arg geschmäler worden, so erhielt er sich doch in Schlesien selbst. Als der Professor am Elisabetgymnasium Johann Gottlieb Schummel, dem wir das anregende Buch „Reise durch Schlesien“ (1792) verdanken, einen „Breslauer Almanach für den Anfang des 19. Jahrhunderts“ herausgab, räumte er Manso und dem fruchtbaren Samuel Gottlob Bürde (1755—1831) die erste Stelle unter den lebenden schlesischen Dichtern ein. Der strenge romantische Kritiker A. W. Schlegel pries in uns überschwänglich erscheinender Weise das altmodische Lehrgedicht des Arztes Valerius Wilhelm Neubeck in Steinau „Die Gesundbrunnen“ (Breslau 1795). Schon drei Jahre nach dem ersten Erscheinen des Göttlinger Musenalmanachs war 1773 Karl Friedrich Lentners „Schlesische Anthologie“ als frühester schlesischer Musenalmanach herausgekommen. Ihre Geschichte bis zum Eingreifen Gustav Freytags (1842) liegt im 23. Bande der „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte“ nun übersichtlich vor. In diesen Musenalmanachen und den seit Januar 1785 ausgegebenen „Schlesischen Provinzialblättern“ ist ein gut Teil der lyrischen und epischen Versuche schlesischer Dichter enthalten.

Wohl hatte es schon früher an Zeitschriften in Schlesien nicht gemangelt und auch an der über ganz Deutschland verbreiteten Mode der „moralischen Wochenschriften“ hatte Schlesien teilgenommen. Aber keine andere Zeitschrift hat für die Kultur Schlesiens gleiche Bedeutung gewonnen, keiner war so langer Dauer wie den Provinzialblättern beschieden. In ihnen können wir verfolgen, wie die allgemeine litterarische Bewegung nur schwache Wellen in die entlegene östliche Provinz hinüberschlägt. Von den verschiedensten Richtungen der deutschen Poesie von Klopstocks Oden bis zum Beginn der Romantik hören wir An- und Nachklänge und dazwischen von Zeit zu Zeit Erinnerungen an das Jahrhundert der schlesischen Litteraturherrschaft. Als bei Bolkenhain eine dichtende Webersfrau, Julianne Schubert, entdeckt wurde, schrieben die Provinzialblätter: „Seit dem Boberschwan hat sich unser Schlesien den Ruf erworben, daß es an Dichtern fruchtbar sei, jetzt haben wir auch unsere Naturdichterin in Schlesien.“

Die Politik, die aus der Prosa der Provinzialblätter verbannt war, wagte sich trotz der strengen Zensur schüchtern in den dichterischen Beiträgen der Zeitschrift hervor. So gab im März 1810 ein Theaterprolog zum Geburtstag der Königin Luise der Hoffnung auf Rache Ausdruck. Als dann aber der Tag der Erhebung anbrach, kam an kriegerischen Gedichten in den Provinzialblättern einzige Thiels „Jägerlied“ zum Abdruck.

Jeder Überblick über die Geschichte der deutschen Litteratur muß indessen freudig haften an den Tagen, in denen von den Sängern der Befreiungskriege die meisten und besten in Breslau sich zu dem heiligen Kampfe vorbereiteten.

Theodor Körner hatte im Sommer 1809 als Schüler der Freiberger Bergakademie eine Studienreise ins Riesengebirge unternommen, wobei besonders die Besteigung der Koppe Lieder in dem stets sangelustigen auslöste. Jetzt eilte er von Wien nach Schlesien und begleitete mit seinen Gesängen die Gründung des Lüchower Freikorps. Aus der Mark kam Friedrich de la Motte Fouqué, der später in einer Balladenreihe den Ursprung des Hauses Schaffgotsch besang, und

feierte in Versen den König in der Tafelrunde seiner Kriegsmannen. Mit dem Freiherrn vom Stein war Ernst Moritz Arndt, mit dem Minister Hardenberg Fr. August von Stägemann nach Breslau gekommen; ihnen gesellte sich Max von Schenkendorf, und mit den Lützowern zogen Jahn und Friedrich Förster aus Jena ein.

Der „Aufruf an mein Volk“ führte aber nicht bloß aus allen deutschen Landesteilen Sänger und Krieger nach Breslau, ihm folgend kam auch einer der besten Söhne schlesischer Erde in die Heimat zurück: Josef von Eichendorff (1788 bis 1857). Die auf Schloß Lubowitz und in Breslau verbrachten Jugendjahre, die Studentenzeit in Halle und Heidelberg und die folgende trübe Zeit in Schlesien hat Eichendorff selbst in „Lüffähen und Tagebüchern“ geschildert. Von Claudius, Goethe und den Volksliedern in „Des Knaben Wunderhorn“ angefacht, war die Lust am Dichten früh in ihm erwacht und schon vor dem Brande Moslaus arbeitete er an dem erst 1815 gedruckten Zeitroman „Ahnung und Gegenwart.“ Nun zog der ritterliche Jüngling, wie unser Bild (Taf. XL) ihn zeigt, erst mit den Lützowern, nach Ablauf des Waffenstillstands mit der schlesischen Landwehr ins Feld und ließ dem früh gedichteten Lied „In einem kühlen Grunde“ frische Kriegsgesänge folgen. Ob nach Belle-Alliance der Staatsdienst ihn nach Preußen, wo er für Wiederherstellung der Marienburg tätig war, oder ins Ministerium nach Berlin führte, nie verstummte ihm das Waldesrauschen seiner Heimatwälder, nie schwächte sich in dem treuen festen Katholiken die reine Flamme religiöser Inbrunst. Ob er auf dem ihm nicht günstigen Boden des Dramas sich versuchte oder von den abenteuerlichen Fahrten eines Taugenichts, italienischen Gespenstern und aus der französischen Revolution als Novellendichter fabulierte, nie versiegte ihm das lebendige Naturgefühl und der alles durchflutende lyrische Quell. Schlesiens größter Dichter steht neben Uhland, Mörike, Lenau als einer der besten deutschen Lyriker, dessen Lieder in zahlreichen Vertonungen nun seit einem Jahrhundert ganz Deutschland durchflingen. Hatte Schlesien an der Sturm- und Drangzeit, wie an der klassischen Periode keinen Anteil gehabt, so sandte es der ersten romantischen Schule den 1768 in Breslau geborenen Theologen und Philosophen Schleiermacher als Mitarbeiter am Schlegelschen „Athénäum“ zu. Im Kreise der späteren Romantik dagegen ist es durch Eichendorff so vollwertig vertreten, daß wir neben ihm die Brüder Contessa aus Hirschberg nur noch nennen, weil der Lustspieldichter Karl Wilhelm Salice Contessa als Freund E. Th. A. Hoffmanns im Kreise der „Serapionsbrüder“ erscheint.

Mit Breslau ist aber auch ein nicht in Schlesien geborener Romantiker unlösbar verbunden. Der Ruf von Schellings Naturphilosophie hatte den Norweger Henrik Steffens nach Jena gezogen, dessen Romantikerkreis er in seiner zehnbändigen Autobiographie „Was ich erlebte“ anschaulich aufleben läßt. Die Gründung der Universität führte ihn 1811 nach Breslau und sein kühnes Eingreifen in die Ereignisse von 1813 ist eine der stolzesten Erinnerungen der schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Nach seiner flammenden Vorlesung, in der er zum Eintritt in das Heer aufforderte, meldete er sich selbst als der erste Freiwillige und machte als Leutnant im Hauptquartier der schlesischen Armee den ganzen Feldzug mit. Nach der ersten Einnahme von Paris nahm er seine Lehrtätigkeit in Breslau wieder auf, um erst 1832 sie mit einer Professur an der

Berliner Hochschule zu vertauschen. So fallen Entstehung und Erscheinen des größeren und besseren Teils seiner Novellendichtung „Walseth und Leith“, „Die vier Norweger“, „Malcolm“ (1826/31) noch in seine Breslauer Jahre. Auch der Spott, den Immermanns Münchhausen gegen diese Dichtungen richtete, ist zugleich eine Bestätigung des großen Erfolges, den die aus dem rührigen Breslauer Verlage von Josef May & Komp., der sich sogar um das Verlagsrecht von Goethes Ausgabe letzter Hand bewarb, hervorgehenden Novellen und Romane Steffens eine Zeitlang behaupteten.

An der Romantik nahmen aber Breslau und seine Universität auch noch in anderer Weise teil. Mit der zweiten romantischen Schule in Heidelberg, mit deren Führern die Brüder Eichendorff innig befreundet waren, hatte sich die eben hervortretende junge Wissenschaft der Germanistik enge verbrüderet. Hatte einstens Opiz noch in seinem Todesjahr durch Drucklegung das einzig in seiner Ausgabe uns überkommenen „Annoliedes“ der deutschen Altertumswissenschaft einen unschätzbaren Dienst erwiesen, Hofmannswaldau mitten in der galanten Unnatur gelegentlich auf das unbeachtete Volkslied hingewiesen, so sorgten jetzt Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching als Dozenten an der Breslauer Universität (1811/21 und 1816/29) durch zahlreiche Textausgaben, Übersetzungen und Untersuchungen für Erweiterung der Kenntnisse deutscher Vorzeit. Dagegen hat Friedrich von Raumer nur bis 1819 an der Breslauer Universität gewirkt, so daß bloß die Vorarbeiten zu seiner für das deutsche Drama so wichtigen „Geschichte der Hohenstaufen“ seiner in Schlesien verbrachten Zeit angehören. Das berühmte Geschichtswerk wurde nicht allein die Quelle für Eichendorffs Ezzelintragödie, sondern auch für Raupachs 24 Hohenstaufendramen.

Ernst Benjamin Salomon Raupach gehört nun freilich zu den Dichtern, die zwar in Schlesien, 1784 zu Straupitz bei Liegnitz, geboren sind, doch den größten Teil ihres Lebens außerhalb ihrer Heimatprovinz verlebt haben. Im Gegensatz zur Sehnsuchtigkeit der älteren Schlesier findet diese räumliche Loslösung vom Mutterboden im 19. Jahrhundert im Leben sehr vieler schlesischer Dichter statt, wie wir andererseits schon im 18. Jahrhundert Dichter für die engere schlesische Litteraturgeschichte in Anspruch nehmen müssen, und ihrer mehrere im 19. antreffen werden, deren Wiege in anderen Teilen Deutschlands stand, die aber ihr Beruf ins Ostland führte und in ihm eine neue Heimat fanden, wie Hermes und Manso, wie Heyden und Felix Dahn. Raupach hat mit seinen zahlreichen Lust- und Trauerspielen von Berlin aus die deutschen Bühnen erobert, aber seine ersten drei Werke sind als „dramatische Dichtungen“ doch in Liegnitz gedruckt worden.

Unter den Freiwilligen, die bei Napoleons Wiederkehr aus Elba sich in Breslau stellten, finden wir Karl von Holtei (1798—1880) (Taf. XII) und Wilhelm Häring (1798—1871), der als Schriftsteller sich Willibald Alexis nannte. Beide haben in Autobiographien, den „Erinnerungen“ und „Vierzig Jahren“, von der in ihrer Vaterstadt Breslau verlebten Jugendzeit, den kriegerischen Erlebnissen und Holti auch noch von den Erfahrungen des wandernden Komödianten in Breslau und auf Schloß Grafenort, in Berlin, Wien, Riga und manchen andern Orten erzählt. Während Alexis von 1819 an Berlin zum ständigen Wohnort wählte und seine großen historischen Romane Geschichte und Landschaft der Mark Brandenburg verherrlichten, wie Walter Scott seine schottische Heimat, zog es Holtei immer

wieder nach Schlesien zurück. Von der Breslauer Bühne ging er aus; seine Romane spielen zum größeren Teile auf schlesischem Grund und Boden, wie „Christian Lammfell“ und „Die Eselsfresser“. Als Lyriker wurde er der Neubegründer und blieb das Vorbild mundartlicher schlesischer Dichtung, wie er auch in Dramen, vor allem dem schlesischen Lokalstück „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“ gerne dem heimischen Dialekt heitere Wirkungen entlockte. Wie kein anderer erscheint Holtei, der selber sein ganzes Dichten als ein Improvisieren kennzeichnete, als die Verkörperung schlesischer Eigenart. Er war der treueste Sohn seiner Heimat und verdiente es, daß seine Vaterstadt ihm wie Gustav Freytag ein Denkmal setzte. Erscheint von seinen zahlreichen Dramen in denen er sich auch an Stoffe wie Faust und Don Juan wagte, heute nur mehr die Dichtertragödie „Lorbeerbaum und Bettelstab“ auf der Bühne, so hat er doch in die Entwicklung des „Liederspiels“ entscheidend eingegriffen. In dem Roman „Der letzte Komödiant“ hat er ein für die Theatergeschichte höchst lehrreiche Erzählung, in den „Vagabunden“ einen gesunden neuen Sproß des alten Abenteuererromans geschaffen.

Blied nur ein Bruchteil seiner litterarischen Schöpfungen und der Ruhm des Declamators Holtei lebendig, so ist seine ganze Persönlichkeit, der alte „letzte Komödiant“, wie unser Bild ihn zeigt, doch in Schlesien, und insbesondere in Breslau noch unvergessen, ja sie ist wirklich volkstümlich geblieben, während sein Lehrer Karl Schall, der eine Zeitlang als Kritiker und Theaterdichter in Breslau eine große Rolle spielte, nur mehr im Zusammenhange mit Holtei und Laube, deren erste Schritte auf litterarischem Gebiete er leitete, genannt wird. Ebenso ist der Breslauer Justizkommisar Karl Franz van der Velde (1779—1824), der seinen unbedeutenden Theaterstücken erfolgreiche historische Romane folgen ließ, heute vergessen, während bei der Lesung von Karl Spindlers (1795—1855) auch heute noch fesselnden Romanen niemand daran dachte, daß der unfeste Schauspieler in Breslau geboren war.

Dagegen hat der Maler und Dichter August Kopisch (1799—1853), der Entdecker von Kapris blauer Grotte, der von Neapel aus mit Platen Freundschaftsorden austauschte, nicht bloß im vielgesungenem Lied vom schlesischen Zecher, der den Teufel im Trinken niederringt, sondern auch sonst in Vers und Prosa schlesischen Humor bewahrt und hat stets als Schlesier sich gefühlt. Einen ernstgesinnten Dichter dagegen sandte österreichisch Schlesien der Litteratur zu in Freiherrn Josef Christian von Sedlitz aus Johannisberg (1790—1862). Er, der als österreichischer Offizier gegen Napoleon gefochten hatte, folgte doch dem von Lord Byron ausgehenden Napoleonkultus. Nicht bloß in der berühmten „Nächtlichen Heerschau“ feierte er den toten Imperator, auch in seinen für die Geschichte der deutschen Kanzonendichtung so wichtigen „Totenkränzen“ (1827) wird des auf St. Helena gestorbenen Kaisers gedacht. Oswald Flöck in seiner Geschichte der „Kanzone in der deutschen Dichtung“ (1910) rühmt Sedlitz, daß er durch Einführung der italienischen Kanzone und englischen Spenserstanze „den Kreis der Formen, die die deutsche Dichtung dem Auslande verdankt“ erweitert habe, wie er einen anderen Schlesier Richard Georg von Hauenschild (1825 bis 1855), der unter dem Namen Max Waldau dichtete, als den zweiten deutschen Meister dieser Form preist. Waldaus 1848 erschienenen „Kanzonen“ gehören schon der mit 1841 einsetzenden neueren politischen Lyrik an.

Zu der von Zedlitz so glänzend vertretenen Napoleonsdichtung trug auch Franz von Gaudy gerade während seiner Dienstzeit in Schlesien (1821—1833) durch seine Kaiserlieder bei. Wie der zu Frankfurt a. M. geborene Gaudy als Offizier, so ist der Ostpreuße Friedrich von Heyden 1826 als Regierungsrat nach Breslau versetzt worden, wo er 1851 starb. Die Dramen, wegen derer er vom jungen Grafen Platen als der größte deutsche Dichter gefeiert wurde, gehören früherer Zeit an. Aber in Breslau entstand sein aus dem Hohenstaufenkreise schöpfendes Epos „Das Wort der Frau“ (1843), das Jahrzehnte lang eine der meistgelesenen Erzählungen in deutschen Versen (Nibelungenstrophäen) blieb.

Als der treffliche Breslauer Litterarhistoriker August Kahlert 1835 seine noch heute durch kein anderes Buch ersetzte Übersicht „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie“ veröffentlichte, schloß er die Reihe der schlesischen Dichter mit der Erwähnung von Zedlitz und seinen unter Einwirkung der Spanier entstandenen Dramen ab. Den Anhang aber, in dem er der nach Schlesien eingewanderten Dichter gedenkt, ließ er in dem Wunsche ausstönen: „Schlesien, das von jeher ein Land der Lieder gewesen, erfahre ferner die Segnungen der Poesie!“

Als der treue Hüter schlesischen Dichterruhms diese Hoffnung aussprach, war bereits ein jüngeres Poetengeschlecht bereit, für ihre Erfüllung zu sorgen. Eben 1835 veröffentlichte Friedrich von Sallet aus Neiße (1812—1843), der erst drei Jahre später als Leutnant seinen Abschied nahm, die erste Gedichtsammlung, der dann 1842 sein erfolgreiches Hauptwerk, das „Laienevangelium“ folgte. Überwogen bei Sallet die gedankenreichen, pantheistisch begeisterten Lieder, so bilden unter den Dichtungen des ritterlichen feurigen Grafen Moritz von Strachwitz (1822—1847) die Balladen den künstlerisch wertvollsten Bestandteil. Politisch steht der romantische Nachzügler Strachwitz in seinen „Liedern eines Erwachenden“ (1842), im Gegensatz zu den demokratisch empfindenden Sallet und Waldbau, im streng konservativen Lager.

Ein ähnlicher politischer Gegensatz brach in eben dem Jahre, in dem Kahlert seine Übersicht abschloß, auch zwischen anderen schlesischen Schriftstellern aufs schärfste hervor. Kahlert sprach noch seine Bedenken aus gegen die Erstlingswerke Heinrich Laubes aus Sprottau (1806—1884), der in den drei Teilen seines „jungen Europa“ (1833) und den mit einem Rundgang durch Breslau anhebenden „Reisenovellen“ als Anhänger Heines mehr Geist als Poesie an den Tag lege. Und gleichzeitig lobt Kahlert die jugendlichen Versuche Wolfgang Menzels aus Waldburg (1798—1873). Im September 1835 hat der durch seine „Deutsche Litteraturgeschichte“ und sein „Litteraturblatt“ als Kritiker zu hohem Ansehen gelangte Schlesier Menzel seine Anklage gegen das junge Deutschland erhoben, zu dessen Häuptern Laube gehörte, der als Breslauer Student den Übergang von der Theologie zur schönen Litteratur vollzogen hatte. So standen im Kampfe um das junge Deutschland zwei Schlesier gegeneinander auf dem öffentlichen Kampfplatz.

Von ihrer Jugendzeit in der schlesischen Heimat haben beide, Menzel in seinen „Denkwürdigkeiten“, Laube in seinen „Erinnerungen“ erzählt. Wie wenig der leidenschaftlich deutsch gesinnte Menzel, dessen blinde Goethefeindschaft freilich eine bellagenswerte Verirrung bleibt, als Charakter die heftigen Vorwürfe seiner jungen-deutschen allem Französischen zuneigenden Feinde verdiente, zeigt unter anderem die

Auswahl der von Männern verschiedenster politischer Richtung an ihn gerichteten Briefe. Von seiner Polenschwärmerei und den Tendenzen des jungen Deutschlands hat sich Laube in späteren Jahren als Leiter des f. f. Burgtheaters weit entfernt. Aber auch die Beziehungen zu Schlesien haben sich in Menzels kritischer Tätigkeit und Laubes dramatisch-dramaturgischer Lebensarbeit so gut wie völlig gelöst. Im Gegensatz zu beiden hat Rudolf von Gottschall (1823—1909), dessen Anfänge sich mit der Richtung des jungen Deutschlands berühren und der wegen seiner freiheitlichen „Lieder der Gegenwart“ (1842) aus seiner Vaterstadt Breslau weichen musste, den Zusammenhang mit Schlesien als Mensch wie als Dichter stets liebenvoll bewahrt. „Aus meiner Jugend“ hat auch er (1898) erzählt. Von Leipzig aus, wo er als langjähriger Schriftleiter der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ großen Einfluß ausübte, entfaltete Gottschall in Dramen und Romanen, Essays und größeren litteraturgeschichtlichen Werken eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Allein schon heute läßt sich keinem seiner vielen Werke mehr längere Lebensdauer Weissagen.

Weit schlimmeres Schicksal als Gottschall zog sich Heinrich Hoffmann von Fallersleben durch seine Beteiligung an der politischen Lyrik zu. 1823 war der Hannoveraner als Kustos an der Breslauer Universitätsbibliothek angestellt worden und 1830 folgte seine Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Litteratur. Im Februar 1843 aber mußte er Breslau und Schlesien verlassen, nachdem er wegen seiner 1841 veröffentlichten „Unpolitischen Lieder“ abgesetzt worden war. Wie er das Streben der Zeitgenossen fördernd 1830 „Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins“ herausgab, so sammelte er schlesische Volkslieder mit ihren Melodien und Gesellschaftslieder. Gerade während seiner Breslauer Amtsjahre, die seine Autobiographie „Mein Leben“ in freundlicher Erinnerung schildert, war er eifrig als germanistischer Forscher und Sammler tätig. Als der fröhlich harmlose Poet und tüchtige Gelehrte schändlicher reaktionärer Verfolgungssucht zum Opfer fiel, bewarb sich um seine Professur sein Schüler Gustav Freytag (1816—1895) (Taf. XLI).

Die Sammlung seiner Werke hat Freytag 1887 durch einen Band „Erinnerungen aus meinem Leben“ eingeleitet, bei deren Niederschrift freilich Vergangenes ihm manchmal anders erschien, als es in Wirklichkeit gewesen. Allein wie die Napoleonische Zeit und der Unbruch der Befreiungskriege in den kleinen schlesischen Städten wirkte, das hat Freytag von seiner Vaterstadt Kreuzburg wie Laube von Sprottau höchst anschaulich geschildert. Als Privatdozent in Breslau wußte der junge Dichter anregend auf alle künstlerischen Elemente der schlesischen Hauptstadt zu wirken. Aber seine wissenschaftliche Tätigkeit kam darüber zu kurz, und als die Fakultät nicht mit Unrecht bei seiner Bewerbung auf diesen Mangel an Leistungen hinwies, fiedelte Freytag 1847 gekränkt nach Leipzig über, um bald darauf gemeinsam mit Julian Schmidt die Leitung der „Grenzboten“ zu übernehmen. Von der lyrischen Muse, der er 1845 in Breslau mit einem Bändchen „Gedichte“ und als Herausgeber eines Almanachs gehuldigt hatte, wandte er sich bald für immer ab. Aber in treuer Erinnerung an die von den Ohlaukanälen durchzogene altertümliche deutsche Handelsstadt an der Oder schrieb er in Leipzig den Roman „Soll und Haben“. In bewußtem Gegensatz zur Verneinung des jungen Deutschlands wollte er hier das tüchtige deutsche Volk an der Arbeit zeigen, die Gefahren aufzuweisen, die in dem deutschen Grenzlande von der offenen

Feindschaft der Polen und der schleichenden Umgarnung des Judentums herdrohten. Ähnlich wie um Frankfurt a. M. in Goethes „Dichtung und Wahrheit“, so wird um Alt-Breslau in Freytags erstem Roman ein dichterischer Schimmer gewoben. Im zweiten Zeitroman „Die verlorene Handschrift“ sind Breslauer und Leipziger Verhältnisse und Personen miteinander gemischt.

Das noch in Breslau entstandene früheste historische Lustspiel Freytags „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen“ ist heute ganz veraltet wie es alle seine Dramen sind mit Ausnahme der auf politischem Hintergrunde sich abspielenden, stets noch als Musterlustspiel gerühmten „Journalisten“ (1854). Ihre erste Aufführung vertraute er wieder der Breslauer Bühne an, wie er die Verbindung mit der Heimat, die dem Dichter von „Soll und Haben“ mit gutem Grunde andauernd Teilnahme und Liebe entgegenbrachte, stets aufrecht erhielt. Wie tief er die Wurzeln des eigenen Seins in schlesischer Erde fühlte, das bewies er, als er 1870 unter dem Eindrucke des deutschen Einmarsches in Frankreich den Plan zu einer Reihe geschichtlicher Romane „Die Ahnen“ fasste. Von Schlesien lässt er im ersten Teile den Königsohn „Ingo“ ausziehen, „Aus einer kleinen Stadt“ Schlesiens den letzten Sprossen der Zaunkönige hervorgehen. Er selbst fühlte sich stets als Schlesier, und seine Heimat sah seit Holteis Tod in Gustav Freytag die ruhmreichste Verkörperung schlesischer Dichtung.

Freytag selbst hat in seinen „Erinnerungen“ Aufgaben und Mittel der Dichtung der Zukunft erörtert, wie er in den besonderen Erinnerungsblättern „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ (1889) die Wandlung des preußischen Königtums in das deutsche Kaiserthum mit partikularistischem Misstrauen besprach. Was die schlesische Dichtung seit Errichtung des Deutschen Reiches geleistet hat, das steht uns allen noch zu nahe, um im engen Rahmen einer geschichtlichen Übersicht besprochen zu werden, die aus der überreichen Fülle der Erscheinungen in bescheidener Auswahl und strenger Selbstbeschränkung nur das geschichtlich Bedeutsamste und Fortlebende hervorheben will. Das Bild und die litterarischen Taten noch Lebender schwanken „von der Parteien Kunst und Hass verwirrt“. Wohl aber beweist der freudige Anlaß, dem diese Festchrift und ihre Absicht ehrfurchtsvoller Huldigung entstammen, daß Freytags politische Befürchtungen schwach begründet waren und um die stolze Kaiserkrone der Hohenzollernfürsten wie um den schlichten Kriegshelm der 1813 und 1870 ausgezogenen Preußenkönige — diese Symbole stellt ja Freytag einander gegenüber — sich Lorbeer und Ölzweig vereinigt schlingen zum dauernden Heile von Fürst und Volk, von Alldeutschland und dem durch den großen Friedrich deutschem Wesen für alle Zeiten zurückgewonnenen alten Vandalenlande an der Oder.

XIX.

Schlesische Kunst.

Von Regierungs- und Baurat Dr. L. Burgemeister-Breslau.

Baukunst.

1. Frühes Mittelalter.

In das slavische Waldgebiet der heutigen Provinz Schlesien dringen bald nach Beginn des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung mit der Einführung des Christentums auch die ersten Strahlen westlicher Kultur und Baukunst. S zwar bestanden die ersten christlichen Kultbauten, wie überhaupt alle Bauten im ganzen Osten aus Holz. Die erste Domkirche in Breslau soll im Jahre 1051, als Bischof Hieronymus dort seinen Wohnsitz gewählt hatte, aus Holz erbaut worden sein. Und noch viele Jahrhunderte später ist der Holzbau, namentlich in Oberschlesien, für kirchliche und profane Bauten im Schwange geblieben. Erst aus dem 12. Jahrhundert stammen die ersten Zeugnisse von monumentalen Steinbauten, die naturgemäß nur in geringer Zahl vorkamen. Nur in Bruchstücken zwar stehen diese Reste der ältesten Baukunst vor uns. Aber sie erzählen uns deutlich, was die sonstigen Kulturverhältnisse vermuten lassen. Sie erweisen sich als Erzeugnisse des fertig und reif aus dem Westen eingeführten romanischen Stils, durch die Größe und Wucht des Maßstabes und den Reichtum der Durchführung die freie, stolze Kraft bezeugend, mit der die neue sieghafte Kultur der hörigen Bevölkerung entgegentritt. Die ersten Steinbauten werden mit der eigenartigen Persönlichkeit von Peter Wlast, dem mächtigsten Magnaten und Feldherrn Boleslaws III. († 1138), in Verbindung gebracht, der schon in Großpolen die Prämonstratenserklöster zu Laurencic und Strelno gegründet hatte. Er errichtete 1139 „auf den Elbing“ bei Breslau ein Kloster, das zuerst durch Benediktiner, bald darauf aber ebenfalls durch Prämonstratenser besetzt wurde. Auch die Ägidienkirche beim Dome wird ihm zugeschrieben, von der nur die beiden Portale noch den alten Bestand aufweisen. Von der dem heiligen Vinzenz geweihten Kirche des Klosters auf dem Elbing stammt das bekannteste Denkmal des romanischen Stils in Schlesien, das jetzt an der Südseite der Maria-Magdalenenkirche eingemauerte Sandsteinportal, 1529 dorthin verpflanzt, nachdem das Kloster aus Furcht von dem Türkeneheere Solimans des Prächtigen durch die Bürger Breslaus niedergelegt worden war (Tafel XLII). Das dazugehörende Tympanon, beiderseits mit figürlichen Darstellungen bedeckt, befindet sich im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer. Zeigt das für den Osten beispiellos reiche Portal mit seinen durch verjüngte Säulen dreimal abgestuften Leibungen gute Verhältnisse, so ist die aus Zickzackmustern, Ranken, Palmetten phantastisch gebildete Ornamentik und namentlich das biblische Szenen behandelnde figürliche Schmuckwerk ungeschlacht und verworren. Man glaubt den Widerstreit westländischer Kultur mit dem einheimischen barbarischen Empfinden heraus-

zufühlen. Zu derselben Kirche gehören einige romanische Würfelkapitelle aus Granit im Museum und im Universitätshofe, sowie ein mit letzterem gefundenes Stück Säulenschaft von etwa 1 m Durchmesser. Wenn uns alte Abbildungen die ehemalige Vinzenzkirche als dreischiffige, achtjochige, ungewölbte Säulenbasilika erkennen lassen, so geben uns die vorerwähnten Baureste den Maßstab für den bedeutenden Bau, bei dem man selbst das harte Granitgestein des Landes in die gewollten Formen zwang. Die mit verdoppelten Halbkreisen verzierten Kapitelle sind denen von Paulinzelle ähnlich und deuten auf den auch an dem Portal erkennbaren Einfluß aus Obersachsen.

Neben den durch die steinernen Urkunden bezeugten deutschen Einwirkungen erfahren wir in dieser Frühzeit der schlesischen Siedelungen von verschiedenstlichen abendländischen Zugängen. Aus der Abtei Arrovaïse in der flandrischen Grafschaft Artois zogen Augustinerchorherren nach dem Zobten und später auf die Sandinsel in Breslau, deren Besitz Bischof Walter 1149 bestätigte. Wallonen ließen sich bei der Mauritiuskirche in Breslau nieder. Im Brieger Lande wanderten Romanen ein. Zum Beginn des 13. Jahrhunderts wird dann unter bald darauf verstärktem Zustrom die tiefer eingreifende Zuführung deutscher Kultur wirksam. An der Seite der slavischen Landesfürsten wirken in fast überirdischer Frömmigkeit deutschem Stamm entsprossene Fürstinnen; von Geschlecht zu Geschlecht dringt deutsches Blut, deutsche Gesinnung und Empfindung tiefer ein. Auf den Ruf der Piastenherzöge eröffnen deutsche Mönche ihre zielbewußte Tätigkeit. Ihnen folgen Ritter, Bürger und Bauern gleichen Stammes. Die deutschen Mutterlande, namentlich Thüringen und Ostfranken, bewahren sich als stark genug, um mit ihrem Überschuß an Menschenstoff den Osten kolonialistisch zu erobern. Es folgen in erstaunlich rascher Folge die bewundernswürdig großzügigen Gründungen von Klöstern und Städten, während der weit sich dehnende Wald unter der rodenden Axt der Einwanderer dem Pfluge weicht. Boleslaus der Lange, der die größere Hälfte der beiden schlesischen Herzogtümer besaß, führte 1175 deutsche Bisterzienser aus Pforta im Saalekale in das von ihm gegründete und mit reichem Landbesitz begabte Stift Leubus. Bald nach seinem Tode 1203 gründete sein Sohn und Nachfolger Heinrich I., der Bärtige, gleichsam zur Ergänzung dieser Stiftung das Nonnenkloster in Trebnitz. Und für seinen Sohn Heinrich II., den Helden der Tataren Schlacht, gründete er 1222 das Kloster Heinrichau, das mit Leubuser Mönchen besetzt wurde. Zahlreiche Orte werden zu Deutschem Rechte ausgesetzt; besonders früh — zwischen 1211 und 1233 — die in der unmittelbar am Fuße der Sudeten sich hinziehenden Ebene gelegenen Ortschaften Goldberg, Kostenblut, Neumarkt, Steinau, Löwenberg u. a. Die blühende Entfaltung dieser Gemeinwesen konnte auch durch den Mongolensturm von 1241 nur etwas aufgehalten, nicht unterbrochen werden.

Alle schlesischen Städte haben als Kolonistenschöpfungen denselben Grundrißgedanken. In der Mitte ist ein großer rechteckiger Marktplatz abgesteckt, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts „Ring“ genannt. Mitten darauf steht fast ohne Ausnahme das Rathaus, das in erster Linie Kaufhaus war und außer den für diese Zwecke bestimmten Hallen die Räume für den Rat und die Gerichtsbarkeit enthielt. An den vier Ecken des Platzes münden, in den Fluchten desselben verlaufend, je zwei Straßen ein. Die parallelen Straßen sind am Ende der Stadt meistens zusammengezogen, um die Zahl der Torbefestigungen einzuschränken.

Die Abmessungen dieser Stadtgrundrisse sind meist noch heute, nach siebenhundertjähriger Entwicklung, ausreichend. Die rechtwinklige Aufteilung der zweckmäßig bemessenen Baublöcke gewährleistet ruhige und vornehme Haltung, die sich von dem engen Straßengewirr westdeutscher Städte wohltuend abhebt. Besonders großartig ist der Stadtplan von Breslau. Dort waren schon verschiedene Siedlungen vorhanden, als 1242 die neue Stadt daneben auf grünem Rasen abgesteckt wurde. Der neue Marktplatz erhielt so beträchtliche Ausmaße, daß man an den Langseiten noch zwei kleine, mit Bögen überbaute Gassen einschieben mußte. An der Südwestecke wurde dem Hauptplatz der Salzring, jetzt Blücherplatz, als Kaufstätte für besondere Handelswaren angegliedert. Auf der Nordwestecke schloß sich der Kirchhof der Elisabethkirche an, den Blick auf die Kirche freilassend. In der Mitte der Ostseite wurde die bereits vorhandene Maria-Magdalenenkirche durch eine Verbindungsstraße in das Stadtbild geschickt einbezogen. An der Nordseite schafft die Albrechtsstraße in städtebaulich wirksam geschwungener Linie eine Verbindung nach der ebenfalls bereits vorhandenen Aldalbertkirche. Die von Süden nach Norden führende Hauptstraße — Schweidnitzerstraße und Schmiedebrücke — führte geradezu auf die herzogliche Burg, jetzt Universität. Fürwahr ein Stadtgrundriss, der an Schönheit und monumentaler Auffassung seinesgleichen sucht! Berücksichtigt man die Großartigkeit der gleichzeitigen Klosteranlagen, so kann man nur mit bewunderndem Staunen auf das kraftvolle Selbstbewußtsein zurückblicken, mit dem das Deutschtum sich in dem neuen Gebiete einführt und durchsetzt.

Das älteste erhaltene größere Baudenkmal Schlesiens, die Klosterkirche in Trebnitz bestärkt diese Empfindung. Als dreischiffige, gewölbte Pfeilerbasilika des gebundenen Systems mit einem Kreuzschiff sowie halbrunden Apsiden bald nach der Gründung des Klosters errichtet und 1219 eingeweiht, trägt sie als Kennzeichen des romanischen Übergangstiles im Mittelschiff Sechskappengewölbe. Im Äußeren erscheint der sichtbare Rest des romanischen Portals des nördlichen Seitenschiffes, dessen Lisenen und Bogen in Ziegeln, dessen Säulchen und Kapitelle in Sandstein ausgeführt sind, wie sich diese neben- und übereinander abwechselnde Verwendung von Ziegeln und Sandstein beim ganzen Baukörper findet. Von dem jetzt verbauten Hauptportal sind nur noch Teile vorhanden, dagegen zeigt sich das Nordportal des Kreuzflügels in ähnlichen Formen noch gut erhalten. Hier ist auch der ornamentale und figürliche Schmuck unversehrt. Aber erst im Innern umfängt den Eintretenden der hehre Ernst des Jahrhunderts der deutschen Einwanderung mit voller Gewalt. Die Gurte und Rippen der gebauschten sechsteiligen Kappen des Mittelschiffs, die noch unveränderten, nur übertünchten Pfeiler- und Gewölbegliederungen der Seitenschiffe, die mächtige Raumwirkung sprechen für die jugendfrische Kraft und edle Würde dieser Kunst, die in keiner späteren Zeit des Mittelalters wieder erreicht wird. Unter dem Hochaltar liegt die Krypta, die einzige eigentliche Krypta Schlesiens. Des bald darauf eingetretenen Umschwungs in der Baukunst wird man inne in der bald nach der Heiligensprechung der heiligen Hedwig (1267) zwischen dem Chor und dem südlichen Kreuzarm angebauten Hedwigs Kirche mit ihren oblongen Kreuzgewölben und reifen gotischen Einzelheiten. Auch hier ist ein Höhepunkt erreicht. An Stelle der keuschen Unzumut der Jungfrau ist die bewußte Schönheit und der Reiz der voll erblühten Frau getreten. Glücklicherweise ist fast ein halbes Jahr-

tausend später, als das Haupt- und Querschiff einen barocken Umbau erfuhr, an den Bau wieder ein bedeutender Meister herangezogen worden. Aber trotz der in seinen Schöpfungen entfalteten Phantasie und virtuosen Raffinements vermochte er mit seinen berückenden Gebilden nicht an die Hoheit der Uranlage heranzureichen.

Verweilen wir noch bei den romanischen Bauten, so ist das Portal der in der Folgezeit umgestalteten Peterskirche in Görlitz zu erwähnen, dessen stark verjüngte und mit Wimpergkrönung überstiegene Öffnung sich schon von dem strengen und herben Geist der früheren Zeit abwendet. Auch an einigen kleineren Kirchen des Landes kommen romanische Teile vor, deren Frische und Mannigfaltigkeit die verschiedenartigen, damals wirkenden Beeinflussungen erkennen lässt. Bei der Kirchenruine in Neukirch an der Katzbach fallen die Kapitellformen auf, die bald noch der Antike zuneigen, bald wie Holzformen wirken, bald naturalistisch behandelt sind. In Giesmannsdorf erinnert der Rundbogenfries der Apsis mit seinen eingestreuten Gebilden, wie Kreuz, Lamm, Blume usw. an die Kirche in Königslutter. Besonders interessant ist bei den aus romanischer Zeit herrührenden Kirchen in Hermsdorf und Ludwigsdorf, beide bei Görlitz, der Baugedanke des Turmes über dem Chorjoch, wie er in Franken, Thüringen und bis in die Altmark häufiger auftritt.

In der eigenartigen Mischung von Haustein- und Backsteinbau steht Trebnitz einzig da, aber auch sonst wird bei Backsteinbauten der Werkstein für Portale und Maßwerke beibehalten. Bei dem zweischiffigen Langhause der katholischen Pfarrkirche in Münsterberg, das zeitlich und künstlerisch zwischen dem älteren Trebnitzer Hauptbau und der Hedwigskapelle steht, ebenso wie bei der baugeschichtlich sehr bemerkenswerten Aldalbertkirche in Breslau treten außerdem Backsteinzierformen aus dem in der Lombardei entwickelten Backsteinbau hinzu. Bei St. Aldalbert treten auch zum ersten Male Strebebögen auf, die man vorher selbst bei der Kathedrale nicht gewagt hatte. In dem hausteinreichen Schlesien sind im übrigen die reinen Backsteinbauten nicht gerade häufig. Die Probstkirche in Oels, eine Stiftskirche der Benediktiner, die Dorfkirche in Kalkau, der früher fünfschiffige Chor der Bisterzienserkirche in Heinrichau und weiter die Kirchen des Mutterklosters zu Leubus und der oberschlesischen Niederlassung zu Rauden desselben Ordens bilden wertvolle Beispiele der Backsteinbauten aus frühgotischer Zeit und kennzeichnen die verschiedenartigen Bemühungen, sowohl nach der räumlichen, wie nach der formalen Gestaltung weiterzukommen. Der Dom in Breslau bildet ebenfalls ein Glied in dieser Reihe, mehr durch seine Größe und kirchliche Bedeutung als durch künstlerische Eigenart hervorstechend (Tafel XLIII). Er schließt wie die Anlage in Leubus mit geradem Chor und Chorumgang; nur sind hier die Pfeiler reicher gegliedert, auch ist die Überwölbung in der Übergangsform des sechskappigen Kreuzgewölbes bewirkt, während dort das reifere rechteckige Kreuzgewölbe gewählt ist. Alles in allem zeigt sich von Anfang an sowohl im Werkstein-, wie im Backsteinbau eine wohl ebenso sehr in klimatischen Einflüssen wie im Volkscharakter begründete spröde Zurückhaltung, ja Schwerfälligkeit in der Formenentfaltung, die bisweilen als wohltuende Sachlichkeit auftritt, aber auch oft bis an Nüchternheit grenzt. Auch wo man sich, wie am Nordturm des Domes in Breslau, zu aufwendigerer Durchbildung aufschwingt, gelingt es nicht, den ungefüglichen Baukörper mit dem

schmückenden Beiwerk zu einem wirklich lebensvollen harmonischen Organismus zu verschmelzen. Trotz aller Anläufe äußert sich deutlich der Druck des harten Ringens in der Ostmark, fernab von der leichtbeschwingten Gestaltungskraft und Lebensfreude des sonnigen Westens.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Chor der Breslauer Kathedrale oder wenig später scheint die evangelische Pfarrkirche zu Goldberg begonnen worden zu sein. Sie ist aus dem Sandstein der Umgegend gebaut und war im Chor, wie die Wölbvorlagen beweisen, auf sechskuppiges Kreuzgewölbe angelegt. Um die Wende des dreizehnten Jahrhunderts entstand dann das dreischiffige Langhaus mit dem Kreuzschiffe, bezeichnenderweise als Hallenkirche. Aus der hochragenden Basilika hat man also die einfachere, den bescheideneren Bedürfnissen genügende und dabei doch stolz und vornehm wirkende Hallenkirche entwickelt, ein Baugedanke, der wohl von Frankreich über Böhmen seinen Weg nach Schlesien genommen hat und in den zweischiffigen Langhausbauten von Münsterberg und Habelschwerdt schon durchklingt. Der Innenraum in Goldberg mit seinen wohlabgewogenen Verhältnissen und Gliederungen gehört zu den glücklichsten Raumgebilden der mittelalterlichen Kunst in Schlesien.

Neben der Ausbildung und Profilierung der Pfeilerquerschnitte, die im allgemeinen eine über das Erforderliche weit hinausgehende Masse und Wucht aufweisen, ist die Kapitellbildung und Behandlung des Laubwerks von Interesse. Gegenüber der Vielgestaltigkeit der romanischen Welt versteift man sich in der Frühgotik mehr und mehr auf die Kelchform und wechselt wesentlich nur mit dem Laubschmuck. Selten kommen Hörnerkapitelle und Tierschmuck vor. Die Pflanzen von Wald und Feld geben die Motive für das Schmuckwerk und werden in natürlicher Unbefangenheit und geschickter Anpassung an den Baustoff vorgeführt. In allen wichtigeren Kirchen findet sich von solchem in Stein übersezten Pflanzenschmuck eine reiche Ausbeute. Dagegen fehlen die anderwärts so beliebten Fabeltiere, Gebilde einer mystischen Phantasie, fast ganz. Die Fenstermaßwerke sind kräftig und ausdrucksvooll geformt. Die Pfosten entwickeln sich aus Rundstäben, die auch bei den Gliedern der Leibungen vorwiegen.

Überblickt man rückschauend die Bauwerke der ersten anderthalb Jahrhunderte deutscher Kultur, so beruhen die mehrschiffigen älteren Stiftskirchen größeren Maßstabes, als da sind die Bisterzienserkirchen in Trebnitz, Leubus, Heinrichau, Rauden, die Dominikanerkirche St. Aldalbert, wie auch der Dom in Breslau auf dem basilikalen Querschnitt mit hocheinfallendem Seitenlicht in dem überhöhten Mittelschiff. Ihnen gegenüber steht als Hallenanlage im 13. Jahrhundert die Pfarrkirche in Goldberg und auch die zweischiffigen Pfarrkirchen in Münsterberg und Habelschwerdt können dazu gezählt werden. Wenn nun auch die älteste Pfarrkirche Schlesiens, die schon vor dem Mongoleneinfall gegründete katholische Kirche in Neumarkt als Basilika angelegt ist, so kann trotzdem die vielfach aufgestellte Meinung, daß die im Aufbau bescheidene Hallenkirche dem Bürgertum, die stolzere und die Ostrichtung stärker betonende Basilika den geistlichen Stiften eigen sei, für diese schlesische Frühzeit als bestätigt gelten. In der Folgezeit aber und gerade in der Periode des zu voller Kraft aufblühenden Bürgertums ist im wesentlichen die umgekehrte Erscheinung zu beobachten.

2. Späteres Mittelalter.

Im weiten Schlesierlande gibt es wohl kein entzückenderes Städtebild als den Blick von der idyllischen Holteihöhe in Breslau über den glitzernden Spiegel der in behäbiger Breite dahinrauschenden Oder nach der Dominsel. Zwischen dem Massiv der Domkirche mit ihren schweren, kurz abgebrochenen Türmen, den Bauhöhen des Augustiner-Chorherren-Klosters (der heutigen Universitätsbibliothek) und der Sandkirche erhebt sich als Höhepunkt der in harmonischen Rhythmen aufstrebende Bau der Kreuzkirche mit ihrem nadelschlanken, den Fährlichkeiten der Zeiten glücklich entgangenen Turme (Tafel XLIV). Von diesem außen und innen in vollendetem Ebenmaße ausgestatteten Kirchenbau, einem wirklichen Treffer, hat man bei der Betrachtung der kirchlichen Baukunst des reifen Mittelalters der Provinz auszugehen. Die von Heinrich IV., dem Minnesänger, gestiftete Kirche zum heiligen Kreuze ist das einzige Beispiel einer in zwei Geschossen durchgeführten Hallenkirche. Sie besteht aus einem einschiffigen, dreijochigen und nach fünf Seiten des Achtecks geschlossenen Chor, der 1295 geweiht ist und die Tumba des Stifters aufgenommen hat. Daran schließen sich, etwa ein halbes Jahrhundert später entstanden, das ebenfalls achteckig geschlossene Querschiff und das zwei große quadratische und ein kleines oblonges Joch umfassende dreischiffige Langhaus. Eine größere Längenentwicklung hat offenbar die vorbeiführende Straße verhindert. Die Innenwirkung des stark konzentrierten Baues kommt daher derjenigen eines Zentralbaues nahe. Die Überwölbung besteht in den Hauptschiffen aus Sterngewölben, in den mit halber Breite des Mittelschiffes angefügten Seitenschiffen aus Springgewölben. Die Ecken und Leitlinien der Gewölbe bestanden ehemals aus in frischem Rot neben dem Putz stehengebliebenen Ziegelverblendungen, so daß die tektonischen Linien schärfer hervortreten, als es unter der jetzt leider erfolgten Überfärbung geschieht. Vermöge der maßvollen Höhenverhältnisse, der schönen, freien Durchblicke und der vornehmen Gliederung beansprucht der Innenraum unter den Breslauer Kirchen den ersten Platz. Es ist, als ob in den edlen, reinen Linien der Wölbungen die hoheitsvollen Minnelieder des herzoglichen Sängers verklängen.

Die dreikappigen Springgewölbe werden von hier aus in die Kirche zu unserer lieben Frauen auf dem Sande, in die von Kaiser Karl IV. gestiftete Kirche der Augustiner-Eremiten zu Dorothea und in die Corpus-Christikirche zu Breslau übernommen, sie finden auch in den beiden Ostjochen der Maria-Magdalenenkirche Nachahmung und sind für die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts geradezu typisch. Hervorgegangen ist diese, eine reichere und freiere Entwicklung des gesamten Innenbildes ermöglichte Überwölbung aus dem Bestreben, das Mittelschiff aus der Abhängigkeit von der Achsenweite des Seitenschiffes, wie sie von dem gebundenen romanischen System her bis dahin bestanden hatte, zu befreien. Die rote Verblendung der Ecken und Gewölberippen ist wie bei der Kreuzkirche auch für die Adalbertkirche und die Oberkirche in Görlitz und die Pfarrkirche in Guhrau nachweisbar.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie die beiden Kirchenformen: Basilika und Hallenkirche um den Vorrang wetteifern. Nun reiht sich eine ganze Gruppe von Bauwerken an, bei denen der basilikale Querschnitt zum Leitmotiv

gemacht und unter gewaltiger Höhensteigerung förmlich auf die Spitze getrieben wird. Bei der Breslauer Kathedrale ergab sich aus dem Querschnitt des von der früheren Zeit vorhandenen Chores die Notwendigkeit, das Langhaus in Mittel- und Nebenschiffen mit gleichen Verhältnissen des Aufbaus und der Lichtzuführung fortzusehen. Daz das dabei gewählte System im Gegensatz zu der Frische der voraufgegangenen Bauzeit reizlos und geklügelt ausgefallen ist, läßt erkennen, wie unter der Weiterentwicklung die Naivität und die spritzende Urkraft der Frühzeit verloren gegangen war.

Eine besondere Eigenart in Grundriss und Durchbildung zeigt die in den sechziger Jahren bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts errichtete Pfarrkirche in Striegau, ein mächtig beherrschendes Bauwerk, das sich von dem kleinstädtischen Stadtbilde wie ein Kolos abhebt. Der Grundriss hat hier die im allgemeinen seltene Kreuzform und die Nebenschiffe sind über das Querhaus hinaus bis zum Schlusse des Mittelschiffes weitergeführt. Die Arkadenwand ist noch nicht übermäßig hoch, zeigt auch in dem oberen Raffgesims den Versuch einer Gliederung. Dagegen haben die Arkadenpfeiler schon die langgestreckte, sie mehr als Wandteile, denn als Säulen charakterisierende Form erhalten, die in Schlesien leider überwiegt und nur geringe Durchblicke verstattet. Bei dem auf Laubkragsteinen aufgesetzten Netzgewölbe des Mittelschiffes und noch mehr bei dem wesentlich jüngeren Sterngewölbe des südlichen Seitenschiffes beginnen sich die organischen Beziehungen zwischen Decke und Raum zu lockern. Der Kirchbau zeigt neben Putzflächen für alle Architekturgliederungen und für die Arkadenpfeiler Haufsteinquader. Zur Aufnahme des Gewölbeschubes des Hauptschiffes sind über den Seitenschiffen Strebebögen angeordnet. Das Maßwerk ist durchweg reich entwickelt, zeigt aber in der Einzelbehandlung die Ausdrucksweise verschiedener Seiten. Besonders hervorzuheben sind die drei Portale wegen ihres in Schlesien einzigartigen figürlichen Schmuckes. Diesem Bau reiht sich nach Alter und Grundrissgestaltung ein nicht minder bedeutender an, die Pfarrkirche der Fürstentumshauptstadt Schweidnitz. Nur der Kreuzflügel ist hier weggefallen. Bei dem sich stark senkenden Gelände ergab sich eine kleine Unterkirche, wie sie auch bei der Peter-Paulskirche in Görlitz vorhanden ist. Die ganzen Außenwände sind durchbrochen und mit Kapellen teils von Familien, teils von Zünften besetzt, ein Zeichen für den zunehmenden Individualismus, den wir auch bei den spätmittelalterlichen Pfarrkirchen Breslaus und anderer Städte sich entfalten sehen. Im Jahre 1535 wurde die Schweidnitzer Pfarrkirche durch tieferes Einspannen eines Netzgewölbes in eine Hallenkirche verwandelt, so daß nun der Obergaden als toter Raum in die Luft ragt. Die Barockzeit verlieh dem Mittelschiff dann noch ein üppiges malerisches Gewand.

Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß zu dieser das ganze Wesen des Bauwerks umstürzenden Tieferlegung des Gewölbes konstruktive Ursachen vorlagen. Die übermäßige Hochhebung des Mittelschiffes barg die Schwierigkeit, daß der Schub der Gewölbe durch die Strebebögen nicht ausreichend aufgenommen wurde. Die Folge davon waren Ausbauchungen der Mittelwände, wie sie die Elisabethkirche in Breslau und die Nikolaikirche in Brieg noch jetzt zeigen und wie sie 1649 bei der von Unglücksfällen oft heimgesuchten Elisabethkirche bereits einen teilweisen Einsturz veranlaßt haben. Auch in St. Nicolai erkennt man Bewegungen im Baugefüge an den nachträglich angebrachten Klammern, mit denen

das nach längerem Herkommen stumpf unter die Kappen vorgemauerte Rippenwerk angehängt werden mußte. Es scheint zu tragen, doch es wird getragen. Jedenfalls wird es klar, daß damit die nach den ganzen Verhältnissen mögliche Steigerung bis zur Grenze getrieben ist. Beide Kirchen haben ungefähr die Höhe des Mittelschiffes von etwa 29 m und erreichen damit in Schlesien das höchste Maß. Bei St. Nicolai in Brieg namentlich ist die Höhe im Verhältnis zu der geringen Tiefe von 8 m ganz erstaunlich. Für das Außenbild der Elisabethkirche in Breslau ist der auf der Südwestecke neben der vorbeiführenden Herrenstraße im 15. Jahrhundert angefügte Turm maßgebend. Chemals einer der höchsten Türme Deutschlands, erhielt er nach dem Einsturz von 1529 den jetzigen, mehr eigenartigen als künstlerisch abgerundeten Kuppelaufbau. Wie bei den meisten Breslauer Kirchen ergab sich auch hier die Stellung des Turmes auf einer Langseite einmal aus der beschränkten Längenausdehnung des Bauplatzes, dann aber auch aus der Zuführung des Verkehrs. Das südliche Schiff wird von einer ganzen Reihe später angebauter Kapellen von Bürgerfamilien begleitet. Das Dach des Hauptschiffes hat noch das in Trebnitz und bei St. Barbara vor kommende Muster aus schwarz glasierten und roten unglasierten Ziegeln (Mönch-Monnen), das die Breslauer Bauten des Mittelalters so ansprechend belebt.

Wie energisch sich damals die Neigung des Breslauer Bürgertums dem hochauftreibenden Basilikenbau zuwandte, folgt aus der Tatsache, daß auch die zweite Hauptkirche der Provinzialhauptstadt St. Maria-Magdalena als Basilika zu Ende geführt wurde, und zwar unter Aufgabe des ursprünglichen, auf den Hallentypus ausgehenden Bauplans. Zieht man noch die Vinzenzkirche, die Corpus-Christikirche und die Bernhardinkirche, ferner die Kirchen in Haynau und Glogau und die wiedererstandene Schloßkirche in Döls in Betracht, so bleibt kein Zweifel, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in ganz Schlesien sich eine entscheidende Wendung zugunsten der Basilikenform vollzogen hatte. Verschiedene Umstände haben offenbar bei diesem einschneidenden Umschwung mitgewirkt. Das Emporschellen der wirtschaftlichen Kraft des Bürgertums, mit dem naturgemäß ein Rückgang der überwiegenden Bedeutung des Klerus als Wechselwirkung verbunden war, fand in den stetig gesteigerten Maßverhältnissen ehrgeizigen Ausdruck. Andererseits besteht die Wahrscheinlichkeit, daß der im 14. Jahrhundert erfolgte Anschluß Breslaus an die Hansa und die damit verbundene Beeinflussung durch den norddeutschen Backsteinbau bei dieser Wiederaufnahme der Basilika eine wesentliche Rolle gespielt habe. Keineswegs aber erreicht eine der beiden Kirchenformen eine unbestrittene Alleinherrschaft. In Breslau bildet die Sandkirche als Hallenkirche mit ihren malerischen Durchsichten eine der bestgeglückten Lösungen dieser Gattung. Das der heiligen Barbara als der Fürsprecherin in der Todesstunde geweihte, ehemals als Begräbniskirche zu St. Elisabeth gehörige einschiffige Kirchlein wird geschickt zu einer Hallenkirche erweitert. In den nach innen gezogenen Strebe pfeilern des Chores bringt sie überdies einen neuen Baugedanken. In Liegnitz ist die Peter-Paulskirche am Ring als Hallenkirche nicht zu übergehen. Hier begegnen uns wieder die übertrieben langgezogenen Pfeiler mit knapper Durchsicht. Das Mittelschiff hat ein Netzgewölbe, dessen Beleuchtung bei der Hallenkirche naturgemäß zu wünschen übrig läßt. Noch einige kleinere Kirchen, die in

Sauer, Hirschberg, Bunzlau und Reichenbach, wählen um dieselbe Zeit den Hallenquerschnitt.

Im goldenen karolinishen Zeitalter waren die Beziehungen zu Böhmen stärker geworden. Der Prager Dombaumeister Peter Parler von Gmünd tritt bei der Tumba des Bischofs Przeslaus in der Marienkapelle am Dome auf. Kein Wunder, daß sich bei einigen Kirchen der besonders nahe der böhmischen Einflußzone liegenden Städte die künstlerische Einwirkung des Nachbarlandes wahrnehmen läßt. Zunächst in Glatz, wo durch das Arnestusgrab und die Glazher Madonna (jetzt im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin) böhmische Kunsteinführung bezeugt ist. Die Glazher Pfarrkirche, eine siebenjochige Basilika, deren drei Schiffe dreiseitig geschlossen sind, verdankt dieser Anlehnung an böhmische Vorbilder die Achteckpfeiler ihrer Arkatur, die eine für Schlesien seltene lichte Weite und Schönheit der Durchblicke zur Folge haben. Das Mittelschiff hat ein Netzgewölbe. Die zweitürmige Westfront war, wie die Türme der Magdalenenkirche in Breslau u. a., ehemals mit einer verbindenden Brücke versehen. Durch die geographische Lage erklärt sich auch die Verwandtschaft der Kollegiatkirche der ehrwürdigen Bischofsstadt Neiße, einer vereinfachten Nachbildung der noch von Peter Parler begonnenen Barbarakirche in Kuttenberg, deren Eigenart sie in dem Chorumgang und dem die Lichtquelle verdeckenden Mittelpfeiler der Chorseite folgt. Hinsichtlich der Offenräumigkeit stehen diese beiden Kirchen an der Spitze aller im eigentlichen Schlesien. Leider ist in neuerer Zeit das spätgotische Netzgewölbe der Glazher Pfarrkirche beseitigt und der Bau durch Einfügung eines frühgotischen Kreuzgewölbes verstümmelt worden. Mit spätgotischen Netzgewölben sind auch die Mittelschiffe der Pfarrkirchen in Reichenbach und Sprottau, sowie der Chor in Patschau überwölbt. Am Ende des mittelalterlichen Kirchenbaues der Provinz steht die dem Vorbilde der Münchener Frauenkirche sich anschließende katholische Kirche in Guhrau. Mit Unterdrückung des Umganges laufen dort die Reihen der langgezogenen Pfeiler auf die in flau gebrochener Linie gestaltete Ostwand, eine in Schlesien und Posen gelegentlich vorkommende Lösung, mit der die erschöpfte raumbildnerische Kraft nicht eben glücklich abschließt.

Eine von Altschlesien gänzlich losgelöste Sonderstellung ist bei dem altmeißenischen Gebiet der Oberlausitz festzustellen, das zusammen mit Obersachsen eigenen baukünstlerischen Ideen nachgeht. Bescheidenere Anlagen, deren Einzelheiten allerdings einen ziemlichen Formenreichtum entfalten, sind die Frauenkirche und die Dreifaltigkeitskirche in Görlitz. Eine Schöpfung von grotesker Sonderlichkeit bildet das heilige Grab in Görlitz, eine vom Großkaufmann G. Emmerich, dem „König von Görlitz“, gestiftete angebliche Nachbildung der heiligen Grabkapelle in Jerusalem, die ein Jahrhundert später in dem gleichartigen Bau neben der Bergkirche in Sagan eine Neuauflage erlebte. Der räumlich bedeutendste Bau der Oberlausitz und der ganzen Provinz, die Peter-Paulskirche in Görlitz, ursprünglich dreischiffig geplant, ist in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts fünfschiffig vollendet worden (Tafel XLV). Überrascht der Bau durch die gewaltigen Ausmaße des Grundrisses und die durch die schlanken Pfeiler gebotenen reichen Durchsichten, so dringt doch ein trockener pedantischer Zug vor. In mühevollen Beratungen haben die beteiligten Meister, der Schüler Albrechts von Westfalen Konrad Pfüger, sowie Urban Laubanisch und Blasius

Börer die schwierigen Lösungen für die Gewölbebildung erarbeitet. Wie der Duft des Minnesanges in den erstarren Weisen des Meistersanges verhauchte, so offenbart sich in dem dünnen geometrischen Linienspiel der Gliederungen und des Maßwerkes dieses Baues ein gleicher Abstand gegen die Frühzeit wie zwischen der Überlegtheit des Alters und dem blütentreibenden Temperament der Jugend. Aber die Nüchternheit der Einzelglieder tritt völlig zurück vor der Gewalt des technisch Erreichten, vor der Großartigkeit und Kühnheit des imposanten Innenraumes. Die Peterskirche ist die einzige Kirche in Schlesien, die den großeräumigen Hallenkirchen Süddeutschlands, in denen das damalige künstlerische Können seine Höhe erreicht, an die Seite treten kann.

Die Seiten wandeln sich. Die mehr stoffmäßige, sachliche Auffassung der früheren Zeit macht in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts einer malerischen Richtung Platz. Freude an Verzierung und Farbe, ein echt deutscher Charakterzug, findet in Tabernakeln und Schnitzaltären, in leuchtkräftigen Glasmalereien und Tafelbildern ihren Ausdruck. Es ist dieselbe Zeit, in der die Steinglieder mit ihren geschweiften Eselsrückenlinien und Frauenschuhfialen die Fesseln des Baustoffes zu sprengen suchten und sich die ganzen Wände in phantastisches Maßwerk auflösen. Die einheimischen Meister haben auch in dieser Entwicklung ihren Ernst, ja ihre Nüchternheit bewahrt, wie der aus dem Dunkel der Vergessenheit auftauchende Meister Berthold Hannos beweist, der die später veränderte Domvorhalle errichtete und die Bernhardinkirche mit einem Portal versehen hat. Der selbe Geist führt in Böhmen zu den „gewundenen Reihungen“, Gewölben, deren verschlungene Rippen auch im Grundriss Bogenlinien erstreben. Sie werden von dort, wie wir sehen werden, in die Lausitz eingeführt. Und diese lebensfrohe Zierlust findet auch in Breslau Eingang und entfaltet sich am Rathause der Provinzialhauptstadt, das in seiner Eigenart in der Provinz ohne Vorläufer und Nachfolger ist, und im ganzen Osten unerreicht dasteht. Das einzige erhaltene und zugleich das bedeutendste profane Bauwerk des spätesten Mittelalters markiert die Scheide zweier Welten (Taf. XLVI).

Der Bau besteht nach dem Grundriss aus drei Teilen, der großen dreischiffigen Halle des Mittelbaues und zwei sich östlich und westlich anreichenden Flügeln. Jeder der letzteren zerfällt wieder in drei Raumteile. Über dem ganzen Bau entwickeln sich drei parallele Satteldächer, in deren schachbrettähnlich gemusterter Ziegeldeckung die gesteigerte Verzierungsfreude der Zeit zutage tritt. Aus früherer mittelalterlicher Zeit sind erhalten: der im Nordwesten aufgestellte Turm — abgesehen von dem aus der Renaissancezeit stammenden Helm —, die zwei nördlichen Hallenjoche, sowie der nach Osten gerichtete Bauteil mit dem Fürstensaal — ohne den Giebel — und mit dem nördlich sich anschließenden Sitzungszimmer. Schon flüchtige Betrachtung lässt erkennen, daß diese Teile nach der Verschiedenheit der Fensterhöhenlagen und der Art ihrer Ausbildung ebenfalls wieder verschiedenen Zeiten und Zwecken entstammen. Das Glanzstück dieses Frontabschnittes bildet der Erker im Fürstensaal, getragen von zwei Engeln, die ein Tuch mit dem Kopfe des Bistumspatrons, Johannes des Täufers, halten. Darunter hat der Erbauer dieses Teiles des Baues, vielleicht der um 1432 genannte Stadtbaumeister Hans Krawsche, sich mit seinen Namensbuchstaben H. K. verewigt. Von der Südseite gehört der durch Fialen geteilte Giebel neben dem östlichen Erkerbau der älteren Zeit an, dessen Erkerfensterchen an den Erker der Ostfront

anklingen. Vor und neben diese älteren Bauteile wird nun in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts das ganze Dach an der Südfront angebaut, dessen Außenfronten und Eckerker jene lebensprudelnde, fast überreiche Dekoration erhalten, die alles sonst in der Provinz Geschaffene in den Schatten stellt. Die drei Erker dieser Schauseiten, im einzelnen verschieden und doch aus einem Guß, leicht vorgekragt auf Konsolen mit phantastischen Figuren, sind in senkrechte Felder aufgelöst, deren untere Teile durch zierliches Fischblasenmaßwerk belebt sind, während oben rhythmisch verschlungene Eselsrückenbogen die in Kreuzblumen auslaufenden Pfosten zu einem einzigen reichen Spitzengewerk verbinden. Die in der Grundform unter sich ähnlichen spitzigen Rautendächer dieser Erkerbauten sind im einzelnen verschieden behandelt. Der größte Reichtum tönt in den Giebelchen an der Südostecke mit ihrem kapriziösen Schmuckwerk aus. Als Dominante in der schier verwirrenden Zahl dieser harmonischen Folgen dient der mächtige Mittelgiebel der Ostfront, der in seinen Schrägen von Fialen begleitet wird, während die ganze Fläche mit angeheftetem bewegtem Maßwerk übersponnen ist. Auch das Innere ist mit reichen Portalstellungen und Gewölben meisterhaft durchgebildet. Wie bei dem Schmuckwerk der Portale die Heraldik eine kaum an anderer Stelle wiederkehrende sinnvolle Verwendung erfahren hat, so begegnet uns hier auch das für die mystische Denkweise des Mittelalters so charakteristische Heer phantastischer Tier- und Menschenfiguren: Engel, wilde Männer, Schildhalter, Äffchen, Hunde, Greife in lustigster Anordnung. Daneben aber tritt zugleich die realistische Anschauung der neu herannahenden Zeit in den derbkomischen Szenen des Gesimsfrieses auf die Bildfläche.

Wer aber von dem Geiste jener Zeit und dem im Breslauer Rathaus Erstrebten sich eine vollkommene Vorstellung machen will, muß sich die früher vorhandene farbige Bemalung hinzudenken. Die ganze Fläche der Ost- und Südfront war durch Quaderteilung und schaubildliche neckische Darstellungen belebt. Die des steinernen Rahmwerks entbehrenden Fenster hatten eine Scheinarchitektur aus Säulchen, geschweiften Giebeln und Fialen. Auch der große Giebel trug eine Bemalung, die durch die neuere, nicht eben glückliche Wiederherstellung wenigstens gedanklich festgehalten ist. Aber nicht nur die großen glatten Flächen der Ostfront waren mit Bemalung überwuchert, sondern die Bemalung bemächtigte sich auch der reich mit Steinskulpturen gegliederten Südfront. Die ganze Fassade war nicht mehr ein architektonisches Gebilde, sondern sie war unter der Hand des Farbenkünstlers in eine vielfarbige Schmuckfläche verwandelt.

Mit dieser Glanzleistung tritt die schlesische Baukunst in die neue Zeit. Wie schon angedeutet, ist das Meisterwerk der bürgerlichen Gotik keine autochthone Schöpfung. Die Verwandtschaft des Hauptgiebels mit demjenigen des Rathauses in Zeitz beweist, daß auch hier wieder wie einst bei den Urranfängen im Schlesiergau eine Befruchtung von Sachsen her stattgefunden hat.

3. Renaissance.

Die durch den Humanismus bewirkte Wiedergeburt der Geister, die aus der verjüngenden Kraft der Antike hervorging, führte zu einer völlig neuen Kunst- und Lebensauffassung. Wie der Frühling nach dem Winter alles mit Licht und Farbe erfüllt, so kam nach der dumpfen Enthaltung und Weltabgeschiedenheit

des Mittelalters frische Genülfreude und nervenstarke Lebenskraft überall zum Durchbruch. Gleichzeitig trat die tieffeinschneidende Bewegung der Reformation in Wirkung. Schlesien wurde von beiden Lebensströmungen früh und stark in ihren Bannkreis gezogen. Hatte es doch einerseits rege Interessen- und Verkehrsbeziehungen über Prag, Nürnberg nach Venedit, die ein schnelles Eindringen italienischer Anregungen zur Folge hatten und andererseits einen nicht minder starken, bis auf die Frühzeit zurückführenden Zusammenhang mit Sachsen, der zu unmittelbarer Einführung der von der Wittenberger Universität herrührenden Religionserneuerung führte. Auf allen Gebieten äußert sich jetzt der Umlschwung, nicht zuletzt in der Kunst. Während bis dahin die Geistlichkeit alleinige Trägerin und Pflegerin der Kunst war, übernimmt jetzt das erstarkte Bürgertum mit seinem selbstbewussten Patriziat die Führung. Die durch die Kraft des Bürgertums einsetzende Bautätigkeit ist so bedeutend, daß sie sogar den Glanz der zugleich entstehenden städtischen fürstlichen Schloßbauten etwas verdunkelt. Dagegen wird in der ganzen Renaissancezeit bis zum 30jährigen Kriege in Schlesien kaum eine Kirche neugebaut, wenn auch einige vorhandene zum protestantischen Gottesdienst durch Einbau von Emporen für eine größere Zuhörerschaft umgebaut werden. Das Schwergewicht der Baukunst fällt ganz ausschließlich auf die Rathäuser und Bürgerhäuser, die überall in schmucker Ausbildung und gediegener Wohlhabenheit nach dem Vorgange Breslaus entstehen. Der Geschichtsschreiber Barthel Stein berichtet 1512, daß alle Gebäude am Ring hohe Backsteingiebel hatten und daß eine Reihe von ihnen, wie auch Häuser in den Nebenstraßen mit bunten Malereien geschmückte Schauseiten aufwiesen. Die neue Schmuckweise war von Italien über die Schweiz und Süddeutschland, wo Ulm, Nürnberg, Augsburg zu nennen sind, nach Breslau und Schlesien gekommen und hatte dort so kräftig Fuß gefaßt, daß der Schmuck der Fassaden durch farbige oder Schwarzweißverzierungen (Sgraffito) das ganze 16. Jahrhundert hindurch in Übung blieb. Es war als ob die Gebäudewände damals für eine Stadt eine größere Bedeutung gewonnen hätten und die Kultur des Einzelnen und in ihrer Summe die des ganzen Gemeinwesens vorführen sollten. Die gleiche Bedeutung des einzelnen Individuums äußert sich auch in der Ausgestaltung des Wohnungssinnern als Spiegelbild der Wesensart des Einzelnen, wenngleich dabei nur wenige Prunkräume in Frage kamen und eine eigentliche Wohnkultur in neuem Sinne fehlte. Und derselbe, die äußere Repräsentation betonende Individualismus tritt auch in der Stellung zum Nachleben ausgeprägt in die Erscheinung. Man sorgt für das Gedächtnis an die eigene Person und während früher nur Fürsten und Priestern Grabsteine gesetzt worden waren, treten jetzt in schier unüberschaubarer Fülle Grabsteine, Epitaphien und Erinnerungsgemälde für Ratsverwandte, Beamte, Adlige und Bürger auf. Dazu drängen alle danach, an und in den Kirchen bestattet zu werden, so daß sich diese in Mausoleen verwandeln. Es entwickelt sich eine ganze Grabmalkunst, die bei der Beurteilung des ganzen künstlerischen Könbens eine wesentliche Rolle spielt.

Danach kann es kaum verwundern, wenn die neuen Formen der Renaissance — offenbar durch zeichnerische Vorbilder angeregt — gerade zuerst bei einem Epitaph aufdämmern. Die Pilaster am Grabmal des Peter Jenckwitz an der Elisabethkirche zeigen zuerst eine zwar verkehrt aufgefaßte, aber unverkennbare Akanthusranke; unglaublich früh, etwa 1488. Auch das nächste, nach langem Abstand

folgende Zeugnis des Entwicklungsganges, die Sakristeitür im Dom, 1517, kommt noch nicht über ein kindliches Lallen in der neuen Sprache hinaus. Die Zwischenglieder der Fortbildung fehlen. Die nächsten Beispiele stehen aber schon in einer gewissen Abgeschlossenheit da und zeigen spezifisch schlesische Eigentümlichkeiten. Das Portal am Kapitelhaus führt den großen und stark modellierten Eierstab, sowie die hoch über dem Gewändeauftand sitzende Verkröpfung der Fassie ein.

Bei dem jetzt am Staatsarchiv eingebauten Portal der ehemaligen „Goldenen Krone“, Ring 29, tritt die Durchdringung italienischer und deutscher Elemente interessant zutage. Der ganze Aufbau mit der starkbogigen Verdachung, wie das reiche Ornament deuten auf Italien. Die schrägen Leibungen der Pilaster aber bilden das erste, und in Breslau einzige, erhaltenes Beispiel eines Gedankens, der von Prag herkommend, damals auch in Görlitz, wenn auch in ganz anderer Art verfolgt wurde. Entspricht die Anordnung der Idee des Sichöffnens, analog den gotischen Portalen, so besteht doch noch größere Wahrscheinlichkeit, daß hier die mißverständliche Auffassung einer perspektivisch gezeichneten Vorlage zu der eigenartigen Lösung geführt hat. Vor allem spricht dafür die perspektivische Verbreiterung der Bogenglieder der Verdachung in der Mitte, während die Profile an den beiden Enden bei den Rollen ganz eingezogen sind. Als deutsch sind auch die Sitze in den beiderseitigen Vertiefungen anzusprechen, die schon in spätgotischer Zeit in Sachsen nicht selten vorkommen.

Das stattliche Haus, dem dieses Portal entstammt, einst ein Wahrzeichen Breslaus, ist leider gefallen. Einige seiner architektonischen Motive, vor allem der Zinnenkranz, leben — etwas künstlich — am Staatsarchiv fort. Das von einem zugewanderten Kölner van Holz 1528 erbaute Haus entstand durch Verschmelzung und Umbau von vier Gebäuden, in denen noch mancherlei spätgotische Elemente stecken blieben. Der Bau bildete eine bewußte Anlehnung an Venetien, dessen Dogenpalast in ihm wiederauflebte, und ist mit dem Posener Rathause in Parallele zu setzen. Die ohne Hauptgesims durchschiezenden Zinnen, die eigentümliche, vom hohen gotischen Giebeldache sich energisch abwendende Dachform lassen auf den Import in Verbindung mit den damals in Breslau zahlreich auftretende „wälischen Maurern“ schließen. Vielleicht hat aber auch die Erinnerung des Bauherrn an das Kölner gotische Zinnenhaus mitgewirkt. Auch die Fenster vom ehemaligen Leinwandhause, die jetzt am Rathause sitzen, kennzeichnen durch ihre Öffnungsverhältnisse und Gliederungen ausgesprochen venetianische Einflüsse. Sie wirken wie eine im verkleinertem Maßstabe ausgeführte Wiederholung einer großen Architektur. Dagegen kommt in dem Portal im Botenzimmer des Rathauses mit seinem originell verkröpften Architrav und sonstigen Einzelheiten deutsches Naturell stärker zum Durchbruch. Und das gleiche gilt von einer Gruppe von Denkmälern, alle demselben Breslauer Meister zuzuweisend, in dem wir nach seinen Namensbuchstaben M. F. den Breslauer Steinmeister Michel Fidler vermuten dürfen, und zwar dem Portal mit der anstoßenden Erdgeschoßarchitektur im Hause Junkernstraße 2, das dem Syndikus Heinrich Ribisch gehörte, dann der aus rotem Marmor gefertigten umrahmten Grabtafel des Kanonikus Stanislaus Sauer in der Kreuzkirche von 1533, drittens dem bekannten Grabmal des vorgenannten Heinrich Ribisch in der Elisabethkirche von 1534, und endlich dem

Grabmal des Bischofs Johann V. Turzo im Dom. Alle verraten die Hand desselben Deutschen, alle aber auch den als Vorbild wirkenden Einfluß Italiens. Bei dem Portal in der Junkernstraße mischt sich der Geist des Humanismus mit der derb-natürlichen Gesinnung, die in der Darstellung einer Entbindungsszene nichts Unstößiges findet. Ist das Portal durch gute Verhältnisse und anmutige Linienführung und Modellierung des Rankenwerks ausgezeichnet, so wird in der anstoßenden Löwennische mit Formen und Verhältnissen recht naiv umgesprungen. Auch die anderen genannten Werke des Meisters Fidler zeigen in vielen Eigenheiten das deutsche Element, so beim Röbischedenkmal die Vorknickung des auf Archivolten ruhenden Gesimses. Auffällig ist bei diesem Werk auch die Lagerung der plastischen Figur des Verstorbenen ganz oben in der Nische an der schlechtest beleuchteten Stelle.

Aus der ganzen Entwicklung, aus dem Suchen und Ringen nach der neuen Ausdrucksweise ergibt sich mit voller Sicherheit, daß die Bildnerei ausschließlich in den Händen der Deutschen war und blieb, während die zugewanderten Italiener wohl sämtlich Maurer waren und darüber hinaus als Architekten den Gesamtaufbau größerer Bauten ausführten und angaben. Fraglich kann nur sein, wie weit bei solchen Entwurf und Behandlung der Einzelformen auf den Baumeister oder die Einzelhandwerker zurückzuführen ist. Grabsteine, Predigtstühle, Taufsteine, sowie größere abgeschlossene Bauteile als Portale und Erker entwarf und fertigte der deutsche Bildhauer ganz allein. Wenn er die neue Kunstweise nicht auf der Wanderschaft gelernt hatte, was wir zu Anfang der Bewegung kaum annehmen dürfen, so quälte er sich mit der Übertragung von Holzschnitten oder Handskizzen. Trotz der Unlehnung an gegebene Vorbilder gab er dabei seine eigene Persönlichkeit nicht auf. Allenthalben begegnet uns die eigenwillige deutsche Auffassung und das Hineinweben eigener Zutaten.

Ungefähr zu gleicher Zeit, wie in Breslau, aber ganz unabhängig davon, wird die Baukunst der Renaissance in Görlitz und Umgegend eingeführt. Und wie schon in der gotischen Zeit eine Sonderstellung der Lausitz zutage trat, so geht Görlitz auch jetzt seinen eigenen Weg und gelangt auch tatsächlich zu einer ausgesprochenen Renaissancearchitektur mit eigener Nur-Görlitzer Nuance. Während in Breslau bei der Einführung italienischer Bauformen und Gedanken Italiener selbst beteiligt sind, fehlen sie in Görlitz ganz. Italien wirkt nur mittelbar auf dem Wege über Böhmen. Wendel Roskopf ist es, der Schüler Benedikts von Laun, mit dem wir die in eindrucksvoller Gleichartigkeit auftretende neue Stilauffassung zu verbinden haben, so sehr auch sein durch die Meinungen verwirrtes Charakterbild in der allgemeinen Schätzung schwankt. Und er wieder steht ganz auf den Schultern seines großen Lehrmeisters, der in ihm eigenartig nachwirkt. Ausgangspunkt ist der von Benedikt 1493—1502 erbaute Vladislawsche Saal in der kaiserlichen Hofburg am Hradčin in Prag, in dessen nach dem System der oben erwähnten gewundenen Reihungen gewölbter herrlicher Decke das Mittelalter ausklingt, während durch das große dreiteilige Fenster der Schmalseite im Nordosten die Morgenröte der Renaissance einbringt. Die Fensterleibungen dieses gekuppelten und durch Steinkreuze geteilten Fensters zeigen in ihren schrägen Leibungen eingestellte Pilaster mit korinthisierenden Kapitellen und je vier Kanneluren. Die flachen Leibungsbögen sind in je drei Raffetten mit Rosetten aufgeteilt. Ebenso finden sich Renaissanceformen

seitlich in der hohen Fensterbrüstung, und zwar in Vermischung mit gotischen gewundenen Säulen. Neben diesem großem Fenster ist das nach dem Huldigungssaale führende Portal mit starkgebogener Verdachung und seinen schräg gestellten Pilastern ein originelles Zeugnis dafür, wie früh und in welcher Art Benedikt den über die Alpen gekommenen neuen Stil verwendet hat. Während nun allgemein erkannt wurde, daß die von Benedikts Schüler Wendel Roskopf in der Lausitz und Schlesien eingeführten Gewölbe vom Wladislawsaal herstammen, sind diese Renaissancegebilde Benedikts merkwürdigerweise bisher ganz übersehen worden. Der Letzte, der sich mit Wendel Roskopf eingehend beschäftigt hat, behauptet sogar, in dem Saale sei „von einer Renaissancearchitektur nichts zu finden“ und weiß daher auf die Frage, wo Roskopf die neuen Stilformen kennen gelernt hat, keine Antwort. Es ist aber ganz klar, daß der in Görlitz seßhaft gewordene junge Meister den Renaissancestil bei Benedikt gelernt hat und sich ihm frisch schaffend in die Arme wirft. Die wesentlichen Eigenheiten Benedikts werden wir bei den Werken seines Schülers wiederfinden.

Roskopf baut 1522 als erste größere Arbeit auf der Gröditzburg, dem Sitz Herzogs Friedrich II., den in Reihungen gewölbten Saal und setzt in ihn ein Tor in Renaissanceformen, über dem er seinen Namen einhauen läßt, stolz auf seine Kunst, „more italicico“ bauen zu können. Der Aufbau und die Einzelheiten des im Vergleiche mit reiner italienischer Kunst geradezu barbarisch anmutenden Architekturstückes verraten, daß der in gotischem Empfinden gefangene Verfertiger den Geist der neuen Bauweise noch nicht erfaßt hat. Noch hat er für die Kompositionsweise und den tektonischen Inhalt der neuen Stilelemente kein richtiges Verständnis; er verwendet die Formen naiv und äußerlich im Sinne des Schmückens. Große Ähnlichkeit mit diesem Tor zeigt die Erdgeschoßarchitektur der Südseite des Rathauses in Löwenberg. Die Zusammenfassung der Fenster durch Pilasterstellungen in Verbindung mit gotischen Steinkreuzen weist auf das Fenster im Wladislawsaal und läßt neben den vorne zugespitzten Strebe- pfeilern die Gärung erkennen, mit der der Architekt noch immer kämpft. Die Architektur des Äuferen wie auch die im Inneren vorhandenen Hallen mit besonders schönen gewundenen Reihungen deuten bestimmt auf Wendel Roskopf, obwohl Art und Umfang seiner Mitwirkung bei dem Bau urkundlich nicht zu erweisen ist. Das in typisch werdender Weise durch Wegfall der Platte verkümmerte Gebälk über den Pilasterstellungen gewinnt hier an Wucht durch einen eingeschobenen Fries von Blumen und Ranken. Mit der rohen Bildung der Kapitelle und der grobzügigen, klobigen Behandlung des Frieses kann nur die urwüchsige Frische etwas versöhnen. Welch ein Abstand bis zu den Fenstern des ersten Obergeschoßes der Westhälfte, wo 23 Jahre später auch ein Deutscher italienische Formen mit selten feinem Empfinden verarbeitet hat. Vielleicht derselbe, der die Erdgeschoßhalle des Hauses Ring 19 in Breslau schuf.

Das Rathaus in Bunzlau, wo ebenfalls die bezeichnenden Gewölbeformen Roskopfs vorkommen, sei nur kurz erwähnt, ehe wir uns dem Schönhof in Görlitz zuwenden, der im selben Jahre, wie die Goldene Krone in Breslau, entstand und die Einleitung einer großen Bautätigkeit nach einem Brande bildete (Tafel XLVII). Der seltene Reiz dieses Bauwerks liegt in der Verbindung echt deutscher Natürlichkeit mit den etwas vornehm und gespreizt tuenden Pilasterstellungen des Südens. Durch die Lage an dem Übergang vom Markte in die

zuführende Straße ergibt sich ein als Laube überdecker Vorsprung, an dessen Ecke ein behaglicher Erker vorgebaut ist. Bei dem ganzen Gebäude sind die oberen Geschosse durch ein Rahmenwerk von die Fenster einfassenden Pilastern zusammengezogen. Die Pilaster sind durch die schon bei Benedikt beobachteten Kanneluren belebt. Zur Verbindung der beiden Geschosse sind langgezogene Konsole verwendet. Das Portal des Bauwerks fällt aus dieser Art heraus und ist als ein selbständiges Werk eines Bildhauers anzusprechen, der von Sachsen her beeinflusst ist. Eine das Motiv des Öffnens in gotischer Art betonende, reich mit Eierstäben und Gliedern geschmückte Schrägen geht unten in eine muschelförmig abgeschlossene Ecke mit Sitz über, eine Grundanordnung, wie sie beispielsweise in Meißen schon in der Spätgotik vorkommt und in allen Phasen der Renaissance verschieden abgewandelt wird. Eine Pilasterstellung fehlt.

Beim Schönhof ist das Dach mit wagerechtem Hauptgesims gleichlaufend mit der Schauseite entwickelt und diese im Gegensatz zum Giebel des deutschen Mittelalters die italienische Einwirkung verratende Form wird auch eine Zeitlang für die folgenden Görlitzer Bürgerhäuser maßgebend. Die am Schönhof auftretenden Motive enthalten auch sonst die Grundelemente dieser Bauten. Beim Hause Untermarkt 24 treten ganz ähnliche Fenstergruppen, sowie auch ein Erker auf, nur ist der Organismus nicht so fest geschlossen. Noch looser wird die Gruppierung beim Hause Peterstraße 8, ebenfalls einem Echause. Dort sind Gruppen von je zwei zu einem Pilastersystem verbundenen Fenstern mit weiten, vornehmen Achsenabständen in die sonst glatten Flächen gesetzt. Mit ihrer ruhigen Wirkung tritt die eigenartige Eckbildung, bestehend aus drei ohne dazwischen geschobenes Gebälk einfach aufeinander gesetzten Pilastern, in merkliche Differenz.

Bei diesem Bau findet sich zum ersten Male die für Görlitz typische Portallösung mit schräg in die Portalleibung eingestelltem pilasterartigen Gewände. Derselbe Anklung an das schräge Öffnungsmotiv der Gotik wie beim Schönhofportal, auch derselbe Gedanke wie beim Portal der Goldenen Krone in Breslau und doch ganz anders gedacht. Die Vorderseiten der Pilastergewände sind parallel zur Leibung gebildet, während sie in Breslau parallel zur Wandflucht stehen. Dort wird also dem Frontpilaster eine geschmückte schräge Leibung angefügt, während in Görlitz der Pilaster lediglich als Leibungsverzierung aufgefaßt und dieser Grundgedanke später mannigfach zum Ausdruck gebracht wird. Wie wir gesehen haben, geht gerade dieses Motiv auf den Meister Benedikt von Laun zurück, wie kaum ein anderes die italienische Formenwelt mit deutsch-gotischem Denken verschmelzend. Eine weitere Entwicklung zeigt sich bei dem Archivflügel des Rathauses von 1534. Der kleine Bau erhebt sich über zwei Laubengängen von gedrückter Halbkreisform. Auf die Pfeiler, wie auf die Schlusssteine setzen sich Pilaster, die bis zum Brüstungsgesims des Obergeschosses reichen. Über ihnen beginnt eine neue bis zum Hauptgesims reichende Pilasterstellung. Ist auch die Grundidee der Architektur nicht wesentlich von der früheren verschieden, so ist doch die Durchführung der Gliederungen durch den Bildhauer erheblich feiner. Die Pilaster sind mit zierlichem Bandornament geschmückt und es treten jetzt die Scheiben und Rhomben zum Schmuck der Pilaster und Friese auf, die wir als venetianische Note auch in Breslau gelegentlich antreffen. Dagegen greift das 1538 entstandene Haus Untermarkt 4 mit seinen zwei großen spitz-

bogigen Laubengögen wieder stark auf die Art des Schönhofs zurück, dessen Tendenzen mit denjenigen des Archivflügels zu straffer Komposition verbindend. Den Gipelpunkt der aus Roskopfs Kunst entwickelten Schöpfungen bildet die Rathausstreppe, die an praktischer Zweckmäßigkeit und poesievoller Durchführung freilich sich hoch über alles bis dahin in Görlitz Entstandene erhebt (Tafel XLVIII). Da Roskopf Werkmeister der Stadt Görlitz war, kann nicht bezweifelt werden, daß er an dem Werk beteiligt ist. Aber er hat, wie anzunehmen, nur die architektonische Grundidee angegeben, und auch darin liegt schon eine Anerkennung heischende Leistung, eine gewaltige Entwicklung in den 15 Jahren seit dem Gröditzburgsportal. Das Wesentliche zu diesem bildnerischen Meisterwerk hat jedoch der Bildhauer beigetragen, der die vom Baumeister ersonnene, und vom Steinmeister in Stein zusammengefügte Architektur durch den Zauber seines Schmuckes geadtelt hat. Die wundervolle Komposition wird übrigens durch das Hinzutreten einer spätmittelalterlichen Tür und des darüber angebrachten töflich durchgeföhrten Wappens noch gehoben. Das Ganze ein mit Recht berühmtes Architekturbild, das sich in das stimmungsvolle Stadtbild unvergleichlich einschmiegt.

Gegen diese Glanzleistung bildet auch das viel später, 1570, entstandene Haus Neißstraße 29 keinen künstlerischen Fortschritt. Es zeigt überhaupt eine für diese Zeit auffällige Gebundenheit. Ist doch die ganze Schauseite in drei Geschossen in Pilaster teilungen zerlegt und wirkt bei allem Aufwand von Dekoration ziemlich küh. Hinzu kommt, daß die reichen figürlichen Reliefs in den Brüstungen, biblische Szenen darstellend, nicht über Mittelmaß hinausragen.

Neben der bürgerlichen Baukunst entfaltet sich eine bedeutende höfische Bau-tätigkeit zunächst in Brieg, wo Herzog Georg II. den Ausbau seines Schlosses begann. Wie in Breslau treten dort italienische Baumeister auf. Jacob Baar ist seit 1547 bei verschiedenen Bauten des Schlosses und namentlich am Torbau tätig. Ihm haben wir also dieses Kabinettstück in erster Linie zuzuweisen. In zweiter Linie dem deutschen, wahrscheinlich aus Breslau stammenden, Bildhauer, der es mit „Laub und Bildwerk“ verschwenderisch geschmückt hat. Wenn der Meister des Entwurfes auch den Forderungen des schlesischen Bauherrn in der kleinen Nebenpforte Konzessionen zu machen hatte und wenn auch die Einzelheiten des Schmuckwerkes, namentlich die Ahnenbüsten in zwei Reihen unter den Fenstern, deutsches Wesen atmen, so wirkt doch kein Bau in Schlesien so echt italienisch wie dieser. Die Verhältnisse der Pilaster sind verständnisvoll entwickelt, die wagerechten Gesimse akademisch korrekt durchgefördert und verkröpfen sich um jeden Hauptpilaster. Dagegen sind die Gebälke der die Fenster außerdem umschließenden Pilasterstellungen zweiter Ordnung ohne Kropf durchgezogen. Obwohl die volle Symmetrie in der Achsenaufteilung nicht erreicht ist, wirkt der Bau auffallend einheitlich und in seinem, der lombardischen Kunst entlehnten graziösen Ornament geradezu bestückend. Der Brieger Schloßbau ist auch in seinen anschließenden Teilen der am sorgfältigsten durchgebildete Bau der Renaissance in Schlesien, wenn auch die Einzelheiten der übrigen Teile den Glanz des Torbaues nicht erreichen. Der Schloßhof war ehedem auf drei Seiten von dreigeschossigen Flügeln, auf der Nordseite von einem eingeschossigen Bauteil umgeben, an welche sich offene Hallengänge in drei Stockwerken zur Verbindung anschlossen. Nur die untere Halle ist noch teilweise vorhanden und läßt in ihren schönen Verhältnissen die Wirkung dieses reichen Arkadenhofes noch traumhaft

ähnen. In den Ecken waren Treppentürmchen eingebaut. Auch hier zeigt sich üppiger bildnerischer Schmuck, aber von plumperer Hand als beim Torbau. Die innere Einfahrtsöffnung, schon durch die Spitzbogen und die breite Spreizung als deutsch gekennzeichnet, ist auch in ihrer schwerfälligen Einzelbehandlung das Werk eines Bildhauers, der in den italienischen Geist nicht eingedrungen ist. Die Archivolte, eine riesige, von gekreuzten Bändern gehaltene Faszie aus Eichenblättern, zeigte Spuren von Bemalung. Der Schmuck der Innenräume ist größtenteils verloren. Was davon im Oberflügel erhalten ist, fällt durch seine derbe Lärtümlichkeit noch gegen die Hofarchitektur stark ab. Es sind also außerordentlich ungleichartige Hände, die unter dem Meister Baar und seinem seit 1576 als Schloßbau-meister genannten Schwiegersohn Bernhard Niuron am Schloßbau gearbeitet haben.

Ganz anderer Art ist das Rathaus in Brieg, obwohl auch bei ihm Baar als Unternehmer wirkte und Niuron auf herzoglichen Befehl die Zeichnung fertigte. Der Bau mit seinem hohen Dach, den stark bewegten Ecktürmen und den steilen, zierlich gegliederten Giebeln wirkt ausschließlich durch die Gruppierung der Bau-massen und seine Wirkung ist infolge der Wiederaufnahme der bodenständigen Bauelemente eine mittelalterlich-deutsche. Die Einzelgliederungen des Puschbaues sind denkbar einfach; wahrscheinlich, daß früher Kragputzverzierungen ihm eine reicheres, auch zur Einzelbetrachtung einladendes Gepräge gegeben haben.

In derselben Richtung entwickelt sich die schlesische Renaissance überhaupt. Die ausgesprochen italienischen Bildungen treten zurück, der mittelalterliche steile Giebel wird herrschend. Abgesehen von Sgraffito wird bildnerischer Schmuck nur an wenigen betonten Stellen konzentriert. Das Schloß in Oels trägt ganz diesen Charakter. An ihm sind zwei Bauzeiten zu unterscheiden, deutlich erkennbar an den frühen und späten Formen. 1563 wird der sogenannte Wittumsstock durch Herzog Johann errichtet. Die Mitwirkung von Briege Kunsthändlern bei diesem Bau steht ziemlich sicher; namentlich wird der Briege Hoffsteinmeister Caspar Khune genannt. Nach der Art, wie er in Brieg verwendet wurde, scheint es aber recht fraglich, ob man in ihm den entwerfenden Meister erblicken darf. Johanns Neffe Karl II. führte die umfangreichen, einen großen Schloßhof um-gürtenden vier Flügel auf. Der Vorhof am Wittumsstock wurde 1603 ausgeführt. Der drei bis vier Stock hohe Schloßbau hat hohe Dächer mit zahlreichen Zwerch-giebeln und erhält seinen besonderen Akzent durch den 1585 vollendeten, früher mit zwei Durchsichten gebildeten Nordostturm. Einige Erker beleben die reiche Gruppe. Die Galerien im Hofe sind als Laufgänge auf Kragsteinen ausgebildet. Die Einzelbehandlung ist recht einfach und besteht nur aus Kragputzquaderung und Fenstereinfassungen. Bestimmend wirkt dann die bewegte und wechselnde Form der Steilgiebel mit. Der Eingang am Wittumsstock zeigt über dem Schlussstein des schlicht gequaderten Torbogens das Standbild des Erbauers in einer Nische zwischen zwei Wappen. Wirkungsvoller ist das mit zwei schreitenden Löwen als Träger von drei aufwandsvoll behandelten Wappen gekrönte Portal des Vorhofes, das mit seiner Quaderung auf niederländische Art deutet.

Niederländische Einflüsse waren schon früher in der Provinz wahrzunehmen. Das merkwürdige Portal des Schlosses in Liegnitz von 1533 wird Georg von Amberg, einem Niederländer, zugeschrieben. Auch hier findet sich das nach der Zeitsitte unentbehrliche kleine Herrenpförtchen. Die Säulen sind durch wage-

rechte Wulstbänder in einzelne Trommeln aufgeteilt, die abwechselnd mit den in der Frühzeit allenthalben so beliebten Pfeifen bedeckt sind. Die Kapitelle und Konsolen sind kräftig gebildet. Noch energischer aber sind die schweren Verkröpfungen des wichtigen Hauptgesimses.

Später wird verstärkter Zuzug von Werkleuten aus den Niederlanden in Breslau und allmähliches Zurücktreten der Italiener bemerkbar. Der Bildhauer Hans Greuter von Nymwegen, bis 1579, der Stadtbaumeister Heinrich Muntig von Groeningen, 1581—86, und der Bildhauer Gerhard Heinrich von Amsterdam sind hier zu nennen. Schließlich wird der Stadtbaumeister Hans Schneider von Lindau, der zuerst in Elbing, dann in Danzig tätig, 1591 für Breslau gewonnen wurde, meist mit den an niederländische Art anklingenden Formen in Beziehung gebracht. Namentlich die klein diamantierten Quader werden ihm als Eigenheit zugewiesen; ob mit Recht, mag zweifelhaft erscheinen, da Schneider in Danzig nichts Bedeutendes geschaffen hat. Übrigens kreuzen sich die Strömungen ungemein. Der Vorgänger des oben genannten Gerhard Heinrich, Friedrich Groß, † 1589, wohl der bedeutendste Künstler seiner Zeit, war aus der Dresdener Schule seines Onkels Hans Walther hervorgegangen. Bei ihm tritt eine Universalität hervor, wie sie sonst nur bei Künstlern von der Qualität eines Leonardo oder Michelangelo vorkommt. Er war Stadtbaumeister und als solcher sowohl im Festungsbau bewandert, wie er auch einen ausgezeichneten Stadtplan schuf. Als bürgerlicher Architekt hat er, wie sicher feststeht, das Haus Ring 2 (Taf. XLIX) und damit zusammenhängend Nikolaistraße 83 in Breslau mit seinem fünf Stock hohen, in den einzelnen Staffeln durch Greife flankierten Giebel entworfen und ausgeführt. Das vortrefflich durchgeführte Portal zeigt als neues Motiv seitliche Ausschwünge von geflügelten Figuren. Ferner ist an ihm das für die Zeit gegen Ende des 16. Jahrhunderts charakteristische Ornament von durchgesetztem Beschlagornament in reifer Vollendung verwendet. Neben diesem bedeutendsten der jetzt noch erhaltenen Breslauer Bürgerhäuser schuf Groß die Kanzel der Maria-Magdalenenkirche, durch Vornehmheit der architektonischen Verhältnisse, treffliche Bemeisterung des Figürlichen und Gediegenheit des Materials wohl das höchsthstehende bildnerische Werk der Zeit (Taf. L). Noch andere Meister der Dresdener Schule wirken in Schlesien. In Frankenstein fertigte Johannes Grunberger von Friburg aus Meißen eine Kanzel, die mit der Großschen Schulzusammenhänge hat, wenn sie auch bei weitem nicht an sie herankommt. Auch ist der Hochaltar in Greiffenberg vom Bildschnitzer Paul Meyner aus St. Marienberg in Meißen in dieser Verbindung zu erwähnen. Als heimischer, in gleichen Bahnen sich bewegender Meister sei noch Caspar Berger aus Liegnitz genannt.

Bei dem ineinandergreifen des aus heimischer Quelle Geflossenen und des Zugetragenen ist oft Bodenständiges und Fremdes schwer zu trennen. Hinzu kommt, daß das Reisen sowohl in den besseren Ständen als auch im Handwerk zur Erziehung und Ausbildung gehörte. Zu den handwerklich gelernten Meistern, deren Ausübungsgrenzen zwischen Entwurf, Maurer-, Steinmeß- und Bildhauerarbeiten, wie wir gesehen haben, recht schwankend sind, kommt nun als neue Erscheinung der Architekt aus der Reihe der Ingenieuroffiziere. Valentin von Säbisch, 1577—1657, aus einer Breslauer Ratsfamilie entstammend, Inspektor der Zeughäuser, entfaltete eine beträchtliche Tätigkeit als Architekt.

Er hatte in Padua, wie auch in den Niederlanden studiert. Von seinen Werken ist außer dem Umbau der Südseite des Breslauer Rathauses zu Amtsräumen die Schlosskapelle des Schlosses Carolath zu erwähnen, die er in echt italienischen Formen gezeichnet hatte, die aber — wohl gegen seinen Willen — durch überwuchernde Ausschmückung mit einem eigentümlichen Gemisch von mittelalterlichem Beschlagornament seitens eines örtlichen Meisters ihres eigentlichen Charakters verlustig ging.

In Neiße entsteht dann um die Wende des Jahrhunderts noch eine der schönsten Blüten dieser Zeit, das Wagenhaus, mit seinem prächtigen Farbenschmuck und seiner reifen Durchbildung der Formen noch einmal die ganze Kraft und Lebensfreude des abgelaufenen Jahrhunderts zusammenfassend, das mit dem Breslauer Rathaus so vielverheißend eröffnet worden war (Taf. LI).

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Bürgerhaus, so hatte dasselbe in Nieder- und Mittelschlesien jetzt seinen ausgesprochenen Typ gefunden, wobei in den einzelnen Städten eine gewisse örtliche Eigenart trotzdem zutage tritt. Über der drei- bis viergeschossigen Front erhebt sich der malerisch umrissene Steilgiebel. Das Dach entwickelt sich rechtwinklig zur Straße. Ist die Front breiter, als durchschnittlich üblich, so werden zwei Parallelbächer angeordnet, wofür namentlich in Breslau, Jauer und Brieg Beispiele vorhanden sind. Die Front ist meist ganz glatt, war aber früher häufig mit Sgraffitto aufgeputzt. Fast kein Haus entbehrt eines irgendwie geschmückten Portals, ein großer Teil der Portale aber erhebt sich zu bemerkenswerter Durchbildung. Das Erdgeschoß enthielt als wichtigsten, bei schmalen Häusern einzigen Raum die durch das Portal zugängige Flurhalle. Daneben lag das sogenannte Gewölbe, in dem sich wohl der Geschäftsverkehr abgespielt haben mag. Beide Räume erhielten in besseren Häusern eine bevorzugte Ausbildung. In einer größeren Anzahl von Städten werden Lauben beliebt. In Görlitz war schon andeutungsweise davon die Rede. In größerem Umfange sind Lauben außerdem in Jauer und Hirschberg erhalten, wo alle vier Marktseiten davon umgeben sind. Größere Partien von Lauben finden sich dann noch in Bolkenhain, Schömberg, Liebau u. a., während sie merkwürdigerweise in Breslau und östlich davon bei Bürgerhäusern nicht vorzukommen scheinen.

4. Barock.

Das selbstbewußte, eisenharte Bürgertum, das dem Zeitalter der Renaissance sein Gepräge verliehen hatte, räumte einem schwächeren, unter dem Drucke des großen Krieges ermateten Geschlechte den Platz, die Selbständigkeit der stolzen Städte war dahin. Nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge bei Prag wurden dem überwiegend protestantischen Schlesien, das mit Böhmen und Mähren dem Winterkönig zugejubelt hatte, die Gotteshäuser entzogen. Die zur Unterdrückung der Reformation eingeleitete Bewegung hatte eine neue Ära des Kirchenbaues zur Folge, und zwar sowohl bei den Protestanten als auch bei den Katholiken, wenn auch in ganz verschiedener Richtung. Als besondere Kunst wurde durch Schweden im Westfälischen Frieden durchgesetzt, daß für die unmittelbaren Fürstentümer Glogau, Schweidnitz, Jauer je ein Gotteshaus zugestanden wurde. Doch ward die Beschränkung auferlegt, daß diese außerhalb der Stadtmauer, nur aus Holz und Bindewerk, zu errichten seien und keinen Turm

erhalten dürften. Gerade diese erschwerenden Bedingungen, die den Bauten den Charakter des Provisorischen geben sollten, und andererseits das aus der Glaubensnot entstandene Bauprogramm, für eine riesige Zahl der Besucher eines ganzen Fürstentums Plätze zu schaffen, führte zu neuen, dem protestantischen Bedürfnis und Wesen gerechten Lösungen, deren Durchführung die Opferwilligkeit der Beteiligten in ein helles Licht setzt. In Glogau, wo man zuerst eine „Friedenskirche“ baute, war man der Aufgabe noch nicht gewachsen. Sie stürzte bald wieder ein. Als man 1654 in Jauer an den Kirchenbau heranging, wandte man sich an den Ingenieurhauptmann Albrecht von Säbisch, 1610—1688, den Sohn des oben behandelten Valentin. Er hatte eine ähnliche Bildung wie sein Vater in Italien und den Niederlanden sich zu eigen gemacht und stand der neuen Aufgabe mit vertieften statischen Kenntnissen gegenüber. Das entstandene Bauwerk ist eine dreischiffige Halle, deren Seitenschiffe zur Anlage von zwei Zuhörertribünen übereinander benutzt sind, so daß im ganzen für 6000 Personen Unterkunft ermöglicht wird. Aber als derselbe Ingenieur zwei Jahre später um einen Plan für Schweidnitz angegangen wurde, blieb er nicht bei dieser etwas nüchternen Form stehen, sondern er schuf einen kreuzförmigen, nach beiden Hauptrichtungen dreischiffigen Hallenraum auf hohen Ständern mit ringsum laufenden doppelten Emporen. Zunächst war es nur die reine Konstruktion, und es dauerte drei Menschenalter, bis das Bauwerk im Innern völlig ausgestaltet war. Jede Zeit aber gab ihr Bestes durch malerische Einbauten hinzu. In dem Zusammenwirken der dunkel mit Gold gehaltenen Malerei mit den reichen Ausbaustücken und mit den interessanten Durchblicken und Überschneidungen ist der Innenraum von seltenem Reiz. Das hoch einflutende Licht weckt eine geheimnisvolle Stimmung und bringt in der vorwiegend konstruktiven Lösung auch die künstlerischen Gedanken zu ausdrucks voller Geltung. So war in schnellster Entwicklung ein in dieser Art nicht zu übertrumpfender Höhepunkt erreicht.

Es war eine neue Zeit gekommen. Durch den Humanismus war dem Eindringen fremden Einflusses der Weg geebnet, durch den großen Krieg das Selbstgefühl entwurzelt. Welsche Formen und ausländisches Wesen gehörten zur Bildung. An Stelle der früheren Geradheit und Derbheit war Betonung des äußeren Scheines getreten. Von dem Behäbig-Bürgerlichen erhob sich die Lebensform ins Pathetisch-Repräsentative. In allem äußerte sich undeutsche Neigung zum Überschwang. Hierzu tritt nun die aufregende religiöse Gärung. Der Kaiser will die schlesischen Lande dem Katholizismus zurückgewinnen und veranlaßt die friedliche Durchdringung durch die Jesuiten. Erst in Breslau heimlich eingeführt, wissen sie in der kaiserlichen Burg Fuß zu fassen und von da aus ihre Missionen in Neiße, Schweidnitz, Liegnitz, Glatz, Glogau zu begründen. Die anderen Orden schließen sich mit erhöhter Tätigkeit an. Das ganze Land wird zu neuer tiefgreifender Bewegung aufgerüttelt, mystisches Suchen nach den Heilswahrheiten packt die Gemüter. Und mit den schwarzen Kutten der Jesuiten drangen wieder einmal Scharen von italienischen Künstlern über die trennenden Berge, berufen, das Blut der schlesischen Baukunst aufzufrischen. Auch sie brachten eine andere Kunst mit, als einst zur Zeit der Renaissance ihre Vorläufer. Das italienische Barock hatte schon seine auf Steigerung von Massen und Bewegung gerichtete Entwicklung hinter sich. Von der kleinlich zierlichen Staffelung von Pilasterstellungen wandte man sich nun zu mächtigen, ja gigantischen Gliederungen, von

kleinbürgerlichem Maßstab zu großen Achsen und Geschosshöhen, von den phantastischen, pridelnden Umrisslinien zu großzügigen und doch bewegungsvollen Formen. Wie die Gemüter, so geraten mehr und mehr die Bauglieder ins Über-schäumen, die bildlichen Darstellungen in ausfahrende Erregung. Hatte sich die Baukunst früher in der Hauptsache in der Fläche gehalten, so wird jetzt die dritte Dimension, das übertrieben körperliche, betont. Daher Schwingungen, Bau-chungen, Bewegungen in Grundriss und Aufriss, daher ekstatische Haltung und wildgebauschte Gewänder bei den Figuren.

In jeder Kunst spiegelt sich wie in der Literatur, wie in der Mode, ja in jeder äußeren Betätigung der Geist der Zeit. Der romanische Stil ist der Ausdruck des strengen mönchischen Geistes, des Zeitalters der Kreuzzüge, die Gotik zeigt den zum Höchsten aufstrebenden, stolzen, selbstbewussten Zug des kernigen, frommen Bürgertums. Starr, schlank, kantig sind die Pfeiler, Dienste, Fialen, ebenso wie die Figuren der Malerei und Plastik. Eng und knapp ist die Kleidung, eifig und scharf Rede und Haltung. Die Renaissance geht zum vollen Ebenmaß über. Die Rundung der Säulen, der Gewölbe und Kuppeln entspricht dem abgerundeten, harmonischen Geist des ganzen Lebens, der gemessenen Haltung, der ebenmäßigen Kleidung und Sprache. Das Barock steigert weiter. Was vorher voll war, wird jetzt üppig, schwülstig; was ruhig, maßvoll war, wird bewegt, überquellend. Man redet in gedrechseltem Wortschwall, sieht eine Welt von Allegorien in Bewegung. In dem Gelock der Allongeperücken zeigt sich derselbe Geist, der die Säulen zu Schnecken und Spiralen dreht, der die ruhig verlaufenden Gesimse der Renaissance phantastisch knickt und schwingt.

So übertrieben uns die Entfaltung von Kraft und Aufwand aber auch vielfach scheinen mag, bewundern müssen wir die großzügige Auffassung in der Gestaltung, die an die Stelle der oft spießbürgerlichen Kleinlichkeit der früheren Zeiten trat, bewundern die Phantasie, die um überraschende, praktische und künstlerische Lösungen nie verlegen ist, bewundern nicht zuletzt die an Virtuosität grenzende technische Fertigkeit dieser Zeit auf allen Gebieten der Kunst. Und schließlich müssen wir es im Gegensatz zu heute bewundern, wie eine künstlerische Kultur und Atmosphäre das Große und das Kleine gleichmäßig durchdrang und selbst das Unbedeutende zu einem Wertstück zu adeln wußte.

Wie in Breslau neben dem Jesuiten Moret, der 1666 eine Haube für die Sandkirche entwarf, der Italiener Anton Coldin 1667 eine heilige Grabkapelle an derselben Kirche baute, so arbeitete 1678 Domenico di Rossi am Schloß Fürstenstein. Und um dieselbe Zeit tritt in Graz der damalige tonangebende Prager Künstler Carlo Luragho als Erbauer des Jesuitenkollegiums, heutigen Gymnasiums, auf. Die anstoßende Pfarrkirche wird 1673 durch die Erhöhung der Seitenschiffe als Zuhörerbühnen umgebaut; die Wände und Decken werden mit reicher barocker Stuckarbeit unter Beibehaltung der gotischen Grundform geschmückt. Ein gleicher Vorgang spielt sich in Schweidnitz und besonders auch in der Zisterzienserkirche zu Leubus, Trebnitz und Heinrichau ab. Noch fast 100 Jahre später wird in Oberglogau in gleicher Weise vorgegangen. Mit verblüffender Dreistigkeit setzen die Vertreter des neuen Zeitstiles an die Stelle der in ihren Augen rückständigen und bäurischen Formen der Gotik ihre eigenen Gestaltungen, die auch in solchen Fällen ihre bedeutende, ins Große ziehende Wirkung nicht verfehlten. Das etwa 1690 in Heinrichau erbaute Kloster, heute

Großherzoglich sächsisches Schloß, zeigt breite an deutsche Art gemahnende Verhältnisse. In den Ecktürmen und der ganzen Gebäudegruppierung in Verbindung mit der Westfront der Kirche äußert sich noch der auf malerische Wirkung gerichtete Zug der deutschen Renaissance. Bei dem wenig späteren Kloster in Leubus kommt das Streben nach Größe und Monumentalität stark zum Ausdruck. Das in seiner Ausdehnung in Preußen nur vom Kloster Corvey übertroffene Bauwerk, im Mitteltrakt durch zwei lebhaft umrissene Türme belebt, reckt sich in imposanter Geschlossenheit aus der waldigen Oderlandschaft empor. Drei Äbte haben nacheinander daran gebaut und das Ganze zu einheitlicher Gesamtwirkung gebracht. Das Kloster ist berühmt zugleich als Heimat des bedeutendsten schlesischen Malers Willmann, der durch zahlreiche Werke seiner Hand dort verewigt ist.

Als vielleicht reinste Vertreterin des italienischen Barock ist die im Jahre 1680 gegründete Elisabethkapelle am Dom anzuführen, ganz von italienischen Meistern erbaut (Taf. LII). Der oblonge Raum wird über dem mittleren Joche durch eine Kuppel bekrönt. Durch Rundfenster im Tambour und mächtige Fenster in den Schildbogenflächen strömt das hohe Seitenlicht in den durch klassische Vornehmheit in der Einzelbildung und Ausschmückung ausgezeichneten Raum. Auch die heutige Matthiaskirche bei der Universität in Breslau, ehemals Namen-Jesu-Kirche, die von 1689—1698 erbaut wurde, ist in ihrer Grundgestalt unbedingt italienischer Provenienz. Das einschiffige, weitgespannte Langschiff wird in Anlehnung an Gesù in Rom beiderseits von einer Kapellenreihe begleitet, über der Emporen angeordnet sind. Von den sieben Jochen sind die beiden östlichen als Chor zusammengezogen, die vier folgenden dienen der Gemeinde, das letzte Joch hat auf der Empore die Orgel aufgenommen. Während in der Gotik die Orgel keinen bestimmten Platz hatte und erst nachträglich in den Kirchenbauten untergebracht wurde, wird jetzt im Bauorganismus die Aufstellung einer Orgel entsprechend vorgesehen. Der vornehm gegliederte Innenraum wurde 1706 durch J. M. Rottmayer von Rosenbrunn glänzend ausgemalt und erhielt 1722 durch den Jesuitenlaienbruder Chr. Tausch ein blendendes architektonisches Gewand (Taf. LIII). Selten kommt so mächtig, wie in diesem Raume der Zusammenklang der malerischen Werte zur Geltung. Wie einst im Mittelalter das mystische Aufschwingen der Seele in den maßlos aufstrebenden Mittelschiffen mit ihrem Gewölbeneckwerk Ausdruck fand, so strömt jetzt das mystische Empfinden und Streben in der Bemalung des Kirchengewölbes aus. Ein neues Element wird eingeführt, jene Räumlichkeit in Gestalt einer idealen perspektivischen, gleichsam die Architektur fortsetzenden Halle, über der sich der Himmel zu öffnen scheint und in Wolkengebilden erscheinende Glorien, Außentüren, Visionen die Sinne der Gläubigen fesseln. Nicht mehr als ecclesia militans tritt die katholische Kirche vor ihre Scharen, sondern als ecclesia triumphans. Neben den reichen architektonischen Gliederungen und den alabasterweißen Figuren flimmert das aufleuchtende Gold der reichen Ausstattung mit jenem aus der Tiefe hervorbrechenden Zauber, der das Ewige und Unendliche ahnen lässt. In seiner Gesamtheit bildet der Bau das Hauptwerk des noch wesentlich italienisches Gepräge tragenden ersten Abschnittes des schlesischen Barock. Die von ihm abgeleiteten Pfarrkirchen in Liegnitz, Brieg und die Kreuzkirche in Neiße bei fast gleichem, für die Jesuitenkirchen typischem Bauorganismus treten hinter der packenden Harmonie dieses Baues zurück.

War bis dahin italienische Art überwiegend, so treten auch bald deutsche Meister auf den Plan, zuerst aus dem österreichischen Stammlande, dann auch Einheimische. 1682 beginnt Hans Frölich aus Troppau den Bau des Vinzenzklösters, jehigen Oberlandesgerichtes, der sich bis 1700 hinzieht. Das palladianische Motiv der durchgehenden Säulenstellung kreuzt sich hier mit dem auf kleinlichen Schmuck bedachten Empfinden, das man im Gegensatz zu der italienischen Grandezza als deutschen Zug ansehen kann. Kurz darauf, 1698, erscheint der einheimische Baumeister Hans Georg Knoll, der 1700 das Eingangsportal an der Westfront der Vinzenzkirche mit der Statue des Namensheiligen entwirft. Konnte die Einschätzung dieses Architekten nach dem einen von ihm bekannten, verhältnismäßig bescheidenen Werke nur gering sein, so ist sie ganz beträchtlich gewachsen, seit vor einigen Jahren der von Knoll eigenhändig unterschriebene Plan des Jesuitenkollegiums und der Johanniskirche in Liegnitz, vom November 1700, aufgefunden worden ist, ein groß angelegter im wesentlichen der späteren Durchführung entsprechender Entwurf, der in seiner monumentalen Fassung eindringlich für die Tüchtigkeit des Meisters spricht. Damals entfaltete sich eine Bautätigkeit der katholischen Kirche, die allein vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus schon erstaunlich ist. Das Matthiasklöster der Kreuzherrn vom Roten Stern wird 1695—1704, das Ursulinerinnenkloster 1699—1701 errichtet, es folgt das Augustinerchorherrenstift auf dem Sand von 1709—1715 mit seinem schönen Innenhof, bei dem der Architekt zwar unbekannt geblieben ist, aber drei deutsche Steinmeister Urban Räuscher, Jos. Dittrich und Noblitz genannt werden. Namentlich wurde der Einfluss von Wien und Prag hier bemerkbar und selbst die beiden Koryphäen Lucas von Hildebrandt und Fischer von Erlach konnten Proben ihrer Kunst ablegen. 1705 entwirft der erstere das berühmte Schreyvogelsche Haus auf der Albrechtstraße an der Stelle der heutigen Hauptpost, in deren Hof noch das Portal erhalten ist. 1716—1722 erbaut dann sein Nebenbuhler Fischer die als Gegenstück zu der bereits besprochenen Elisabethkapelle an der Nordseite des Domchores errichtete Kurfürstenkapelle, einen in Form und Abmessungen der ersten etwa gleichen Raum, der mittels windschiefer Kappen in einen hohen Tambour mit elliptischem Grundriss übergeführt ist. Der Bau ist mit Ausnahme der, auf den Italiener Busfi zurückzuführenden, anmutigen Stukkatur ganz durch einheimische Kräfte ausgeführt. Im Gegensatz zur Pathetik der Elisabethkapelle tritt hier die freiere Haltung, Liebenswürdigkeit und Frische deutscher Künftaffung hervor.

An der Hand der auswärtigen Lehrmeister hatte sich allgemach die einheimische Kunst so weit entwickelt, daß sie nun auch mit bedeutenden Leistungen in die Schranken treten konnte. Der Baumeister Christoph Hackner war es, der schlesische Art zum Durchbruch und zum Sieg führte. 1722—1725 erbaute er das Gräfl. Hatzfeldtsche Haus in der Albrechtstraße zu Breslau, den Vorgänger des jehigen Oberpräsidiums, dem leider die Kanonade Laudons 1760 frühen Untergang bereitete. Etwa gleichzeitig schuf er die Hochbergsche Kapelle bei der Vinzenzkirche, die mit der starken Höhenentwicklung ihres quergestellten eisförmigen Tambours den mystischen Drang der Zeit versinnlicht. Mit den beiden besprochenen Kapellen am Dom, der Elisabethkapelle und der kurfürstlichen Kapelle markiert sie deutlich die Entwicklungsreihe. Rom, Wien, Breslau, das sind die drei Etappen, die diese drei Kleinkirchen veranschaulichen.

Den Höhepunkt seines eigenen Schaffens und der ganzen einheimischen Barockkunst erreicht Hackner mit dem Universitätsgebäude, 1728—1740. Im Anschluß an die Matthiaskirche, auf der Fläche der ehemaligen kaiserlichen Burg errichtet, streckt sich das Gebäude mit einem langen schmalen Flügel im Zuge der früheren Stadtmauer längs der Oder vor. Ein im 19. Jahrhundert stark verbreiterter Durchgang, das Kaisertor, vermittelt die Verbindung von der Schmiedebrücke zum jenseitigen Oderufer. An dieser Stelle, als der Mitte des geplanten, am Ostflügel unvollendet gebliebenen Gebäudes, war ein hoher Turm beabsichtigt, der wie andere Bauteile unter dem Drucke der Schlesischen Kriege nicht ausgeführt werden konnte. Die ehemals nach dem Walle gerichtete Oderseite verläuft ganz gerade, und hat der Lage entsprechend, keinen Ausgang. Die Südseite zeigt mit dem nach der Schmiedebrücke herumgeschwenkenden Flügel bei aller Monumentalität einen ungezwungenen malerischen Einschlag. Die Westecke, die Sternwarte, das Kaisertor, sowie die Ostecke sind durch Risalite betont, die durch wenig vorspringende Pilaster gegliedert sind. Über den Kompositkapellen entwickelt sich ein Konsolengesims, das durch die dazwischengeschobenen Fenster unterbrochen wird. Charakteristisch ist die Art, wie die drei Fenster jeder Achse, sich aufeinander aufbauend, zusammengezogen sind. Auf den Rücklagen sind die Pilaster durch langgezogene Putzfelder ersezt, deren senkrechte Tendenz gegen die wagerechten Bandschichten des Sockels und die wichtige Masse des langhingelagerten Baues einen wohltuenden Ausgleich bildete. Über dem Risalit des Haupttreppenhauses erhebt sich der durch einen Kuppelturm abgeschlossene Aufbau der Sternwarte, während ebenerdig dort ein mit Balkon und Figurenschmuck abgeschlossener Portalvorbau vorgelagert ist (Taf. LIV). In der phantastischen Schwingung der Fensterverdachungen mit ihrem Wechsel von Licht und Schatten wird in diesem Teile die der übrigen Architektur bei aller Beweglichkeit immerhin eigene mahvolle Ruhe teilweise verlassen. Im Innern bilden neben dem durch die Deckengemälde geschmückten reichgegliederten Treppenhause und den imposanten Fluren die beiden Festäle, die Aula Leopoldina (Taf. LV) und der Musiksaal, glanzvolle Leistungen der barocken Raumkunst. In beiden vereinigen sich die Schwesternkünste zu berauschenden Fanfaren, zu einer berückenden Gesamtstimmung, in der die Einzelheiten nach Form und Gedankeninhalt an und für sich keine wesentliche Rolle spielen. Die lebensstarke Kraft des Barock liegt eben darin, wie es in der Gesamtwirkung des Kunstwerks alle Sinne packt. In dem Bestreben, zu prunken und zu blenden, weiß man sich auch mit jedem Material zu behelfen. Wie die Vorteile edlen Marmors ausgenutzt werden, so wird in Schlesien die Stukkolistrotechnik sowohl bei Architekturen, wie bei Plastiken zu hoher Vollendung entwickelt. Die Malereien in beiden Festälen sind von Johann Christoph Handke aus Johnsdorf bei Römerstadt flott und farbenreich hingesezt. Die Treppenhausgemälde schuf Felix Anton Scheffler. Die figürlichen Darstellungen des Außeren fertigte Joh. Alb. Siegwiß, der, in Bamberg geboren, lange in Breslau wirkte, während die Figuren auf dem Sternwartenturm vom Breslauer Bildhauer Mangold geschaffen sind.

Natürlich machte ein heute noch so mächtig wirkender Bau Schule. Einzelne Bauteile und ganze Anordnungen werden an andere Stelle übernommen und entsprechend variiert. Das palastartige Leubuscher Haus in Liegnitz, wie das Rathaus in Schweidnitz, die Jesuitenkirche in Glogau, die katholische

Kirche in Groß-Hochsitz sind dafür Beispiele. An zahlreichen Bürgerhäusern finden sich Anklänge an die Portalbildung, wie der Balkon über dem Eingang geradezu typisch wird. An anderer Stelle wirken wieder die Innenräume der Universität als Anregung zu neuen Schöpfungen, wie beim Fürstensaale des Klosters Leubus. Während früher der Alkanthus und die antiflackernden Verzierungsmotive im Schwange waren, wird in dieser Zeit das von Österreich her eingeführte Bandwerk mit seinen Verschlingungen und Verschnörkelungen Mode. Neben den Decken werden besonders die inneren Fensterleibungen als Schmuckflächen beliebt. Werden früher für die Stukkaturen nur Italiener wie Signo, Finali, Bussi als Meister genannt, so bringen später Deutsche, wie Siegwitz und Schatzel, auch hierin deutsche Art zum Durchbruch.

Ein Vorzug der Breslauer Barockweise ist die ruhige Haltung. Folgte sie auch der auf Bewegung von Linien, Formen und Farben gerichteten Zeit, so hielt sie sich doch vom Übermaß ziemlich fern. Anders war es bei den Prager Meistern, die gleichzeitig schon wesentlich verwickelteren Baugedanken, namentlich in der Grundriss- und Querschnittsgestaltung, nachgingen. Schon bei der Kreuzkirche in Neiße, deren heftig bewegte Haubentürme zu erwähnen sind, aber auch schon bei der Pfarrkirche in Liegnitz dringt die Schrägstellung der verdoppelten Pilaster an den Pfeilerköpfen ein, die zu einerkulissenähnlichen Verschiebung dieser tragenden Elemente und zu außerordentlicher Bewegtheit der Verkröpfungen in Höhe des Gebäcks führt. Einen wesentlichen Schritt weiter geht der Prager Meister Ignaz Kilian Dienzenhofer bei der 1727—1731 erbauten Klosterkirche in Wahlstatt, damit sich auch in die Baugeschichte Schlesiens einzeichnend. Der nur mittelgroße Zentralbau bildet nach Westen zu einen in geschwungener Linie geführten Vorhof. In der zweitürmigen Westfront mit ihren starken Schwingungen in Grundriss und Aufriss suchen sich die stark aufstrebenden Baumassen an Wirkung zu überbieten. Im Innern ist der längliche Raum durch sechs schräggestellte Pilasterbündel in nischenartig abgeschlossene, mit geschwungenen Gurten überwölbte Raumteile geteilt, über denen sich die ovale Kuppel aufrichtet. Das im teltonischen Aufbau pulsierende Leben wird durch die launenhaft profilierten Gliederungen mit ihren Überschneidungen und durch die reiche Dekoration zum Überschwang gesteigert. Die Deckenmalerei hat der bekannte Münchener Cosmas Damian Asam gefertigt, die Skulpturen röhren vom Prager Bildhauer Hiernle her.

Den Endpunkt in dieser Entwicklung bildet die 1735 geweihte Klosterkirche in Grüssau, offenbar von einem kongenialen österreichischen Architekten herührend, dessen Profilierung und Einzelbehandlung stark auf Jakob Prandauer hinweist. Die Kirche ist der Hauptsache nach eine Kreuzkirche, deren fünfjochiges Langhaus Emporen und nach innen gezogene Strebepfeiler im Sinne des Jesuiten-typs aufweist. Chor und Kreuzflügel sind bogig geschlossen. Die Deckenfelder sind mit böhmischen Rappen, die Schlüsse der Kreuzflügel mit Viertelkugelgewölben überwölbt. Auch hier sind die Pfeilerköpfe durch schräggestellte Pilaster gedeckt; aber es ist nicht die Konsequenz gezogen, die Gewölbegurte in der Richtung der Überdeckstellung fortzuführen, wie es die Dienzenhofer anderwärts getan haben. Die breiten Gurte sind vielmehr wie in plötzlich anhaltendem Drang rechtwinklig zur Hauptachse geführt, sicher zugunsten der ruhigeren Wirkung des gewaltigen, auch so schon alle Nerven rüttelnden Innenraumes mit seiner reichen Ausstattung.

Auch hier wieder trotz des Taumels der in einzelnen überschwänglichen Bildungen eine unwiderstehliche Geschlossenheit der Stimmung im ganzen. Die westliche Hauptansicht ist ganz in Werkstein erstellt (Tafel LVI). Zwischen zwei mächtigen achteckig abgeplatteten Türmen erhebt sich in kurvierter Grundlinie über Säulen und Pilastern gewaltigen Maßstabes eine mit geschwungenen Verdachungen abgeschlossene Mittelnische. Die Türme sind in drei Pilasterstellungen gestaffelt und endigen mit ziemlich schwer wirkenden Volutenbildungen, über denen sich zierliche Hauben als Krönungen aufsetzen, eine außerordentlich reich und eigenartig wirkende, aber über das architektonisch Gesetzmäßige weit hinausschweifende Lösung. Den trefflichen plastischen Schmuck der Westfront lieferte der Prager Bildhauer Ferd. Brochhof, während die Deckengewölbe von G. W. Neuner geschaffen sind, schon in ihrer helleren leichtflüssigen Art sich dem Rokoko zuwendend. 1738 wurde die „Fürstenkapelle“ als Grabkapelle am Ostende angefügt und wohl gleichzeitig die unbedeutende Magdalenenkapelle mit einer Nachbildung des heiligen Grabes.

Während sich die katholische Kirche dem Jubel des Siegers hingab, mußten die Protestanten, als der nur geduldeten Teil der Bürgerschaft, viel zurückhaltender auftreten. Wieder war durch schwedischen Einfluß, durch die dem Kaiser von Karl XII. 1709 aufgezwungene Altranstädter Konvention, den Protestanten eine Erweiterung ihrer Religionsübung durchgesetzt worden, indem sie sechs Gnadenkirchen in Hirschberg, Landeshut, Freystadt, Sagan, Militzsch und Teschen bauen durften. Diesmal war der Massivbau zugelassen, wurde aber nicht bei allen angewendet. Ähnlich wie bei den Friedenskirchen führte auch hier die geforderte Größe der Platzzahl, wie die Konzentration der Kräfte zu bedeutenden Bauten, denen wir, wieder etwas zurückgreifend, einige Betrachtungen widmen wollen. Recht bezeichnend für die Dankbarkeitsgefühle gegen den nordischen Schützer ihres Glaubens ließ man sich für die Gnadenkirche in Hirschberg von dem schwedischen Baumeister Martin Franze in Reval das Modell für die Kirche liefern, der seinerseits die von einem französischen Architekten entworfene Katharinenkirche in Stockholm mit vereinfachten Formen zum Muster nahm. Die Hirschberger Gnadenkirche ist das größte und bedeutendste der damals entstandenen protestantischen Gotteshäuser und faßt 4000 Personen. Wie die meisten derselben hat sie die Grundrissform eines griechischen Kreuzes. In den einspringenden Ecken der Kreuzarme sind geviertförmige Treppenhäuser eingeschoben, die mit der Kirche gleichwertig bis zum Hauptgesims hochgeführt sind. Durch die in vornehmen Gliederungen und ernster Haltung eingebauten, jetzt zweigeschossigen, Emporen in Verbindung mit der gewählten Grundrissgestaltung entstehen im Innern malerische Durchblicke und die ganze Innenwirkung führt in Verbindung mit der im Geiste der Zeit durchgeföhrten farbigen Behandlung und Ausschmückung zu großer feßlicher Pracht, die gerade wegen des Fehlens übertriebener, effelthascherischer Reizmittel ihre besondere Anziehungskraft ausübt. Die Deckengemälde des Ostwestflügels sind etwa 1735 von Fel. Anton Scheffler gemalt, der hier eine protestantische Kirche schmückt, wie er in Neiße der katholischen Kreuzkirche seinen Pinsel geliehen und die Treppenhäuser der Breslauer Universität durch die weltlichen Darstellungen der „Fürstentümer“ bereicherte. Der Nordsüdflügel und die Mittelturkkuppel sind nach dem Brande von 1806 durch einen Nachzügler der Barockkünstler in schweren, undurchsichtigen Tönen und ungelenker Technik ergänzt worden,

wobei architektonische Gebilde als Rahmenwerk den Kern der Darstellung bilden. Wenn auch reichlich trocken in den Einzelheiten, ist das Äußere ebenso wertvoll, wie das Innere dadurch, daß die zentrale Innenanlage zu starker Betonung gelangt. Aus dem Mansardendach heraus entwickelt sich über der Vierung eine große achteckige Kuppel, aus der eine stattliche, zweimal durchbrochene Haube emporwächst. Über den vier Treppenhäusern erheben sich hohe achteckige Türmchen, die zur Belebung der Umrisslinie glücklich beitragen. Offenbar ist bei dem Wiederaufbau nach dem großen Brande 1806 eine Versimpelung der Außenarchitektur eingetreten. Von der Innenausstattung verdient die pompöse Orgel besondere Aufführung, von dem Berliner Orgelbauer Röder gebaut, der auch seinerzeit für die Breslauer Magdalenenkirche eine — jetzt beseitigte — prächtige Orgel geliefert hatte. Die Gnadenkirche in Landeshut hat eine ähnliche Form und Innenwirkung wie die Hirschberger Schwestern, ohne ihr völlig gleichzukommen. Ihnen folgt die Kirche in Freystadt. Von den anderen Gnadenkirchen waren die zu Sagan und Militsch in Holzfachwerk errichtet, die erstere wurde aber vor etwa 20 Jahren mit massiven Wänden versehen.

Werfen wir noch einen Blick auf die sonstigen baulichen Gebilde, so ist zunächst festzustellen, daß das Bürgerhaus auch unter der neuen Stilauffassung im wesentlichen denselben Charakter behält wie in den früheren Stufen. Die Entwicklung der Lebensverhältnisse und Bedürfnisse war eine sehr langsame. Es war gegen die Renaissance kaum eine Änderung eingetreten. Wo in alten Stadtteilen barocke Fassaden entstanden, blieben auch die Grundrisse ziemlich unverändert. Auch die Grundform des Steilgiebeldaches wurde beibehalten, und es ist spaßhaft zu verfolgen, wie die Baumeister sich mühten, ihre Pilasterstellungen mit dieser widerstreitenden Umrisslinie in Einklang zu setzen. Hier tritt keine Wesensänderung ein, wie bei den Monumentalbauten. Vielleicht werden die Geschosshöhen und Achsenweiten um eine Kleinigkeit größer, aber in der Hauptsache ändert sich nur die Schmuckweise. Trotzdem werden auch auf diesem Gebiete gute Leistungen erreicht, z. B. Ring 18 in Breslau, ein vornehmes, reichgeschmücktes Patrizierhaus, und das schon dem Rotkoko zugewandte Haus Markt 27 in Hirschberg, das graziöseste Bürgerhaus Schlesiens. Im Innern nimmt der Reichtum, namentlich von Stuckdecken und Wandteilungen, zu, Ramine treten in größerer Zahl auf. Überhaupt steigert sich der Grad der Ausstattung beträchtlich, wie offenbar auch eine Verfeinerung der Lebensgewohnheiten eintritt.

Die Betonung der Grabmalkunst bleibt auch während der Barockzeit bestehen. Und wirkliche Kunstwerke entstehen auch auf diesem Gebiete, wie wir später sehen werden. Für die letzten Glieder des erloschenen Piastenstammes wurde die Piastengruft in Liegnitz errichtet, ein hoher Kuppelbau von ernsten Verhältnissen, den Rauchmüller mit lebensvollen Bildnissen der Verstorbenen aus Alabaster geschmückt hat. Später fand in den von Sachsen aus beeinflußten Teilen der Provinz die Sitte der Errichtung von Familiengräften Eingang, wofür außer Görlitz namentlich der Gnadenkirchhof in Hirschberg das Hauptbeispiel bietet. Neben der architektonischen und bildnerischen Behandlung dieser Gruftkapellen spielt besonders das nach Erfindung und technischer Ausführung meisterhafte Gitterwerk der Tore eine wichtige Rolle, wie überhaupt reiches Schmiedewerk zum Schmuck der Monumentalbauten ausgiebig herangezogen wurde. Ein besonderes Kapitel bilden die Türme, die schon in der Renaissance eine eigene

Note haben, in der Barockzeit aber noch intensivere Pflege finden. Dem Reichtum der Gestaltungen, der Feinheit der Umrisslinien ist schwer durch Worte näher zu kommen.

Hatte sich schon in der Renaissance eine provinzielle Nuancé entwickelt, so gestaltete sich die Barockzeit im ganzen Lande zu einer wirklichen schlesischen Kunstepoch, der ein wesentlicher Teil des äußeren Gepräges und künstlerischen Wertes der Provinz verdankt wird. Die weitere Entwicklung wurde durch den Kanonen-Dom der schlesischen Kriege eingedämmt. Nur eine Nachblüte sollte noch in dem bischöflichen Lustschloß, dem weißen Vorwerk bei Breslau, entstehen, einem Werk, das im Barock erfunden, aber von dem oben genannten Stuckateur Siegwitz bereits in den leichtbeschwingten Formen des Rokoko ausgeschmückt ist.

Das schlesische Barock hat seine Entwicklung etwa mit dem Einzug Friedrichs des Großen in Schlesien erreicht und abgeschlossen. Hinter der Flut dieser gerade in unserer Provinz reichsten und künstlerisch rühigsten Zeit ebbt es dann gänzlich ab. Nicht nur die durch die Kriege entstehende Verarmung des Landes verhindert weitere Entfaltung, auch der strenge friderizianische Geist führt zu größter Schlichtheit. Das Rokoko wird daher in Schlesien, abgesehen von einigen dekorativen Einzelbildungen, gar nicht zur Wirklichkeit. Für die Landkirchen hatte sich allmählich ein bestimmter, in Massen und Formen eingeschränkter Bautyp entwickelt. An ein mit böhmischen Rappen überwölbtes Langhaus schließt sich der halbrunde, vierteltugförmige überwölbte Chor mit nördlich anstoßender Sakristei, während im Westen ein Turm mit Zwiebelhaube steht. Die Orgelempore wird beim Westeingang in Holz eingebaut. Dieser Typ, den die Kirche in Liebenau, Kreis Münsterberg, klassisch verkörpert, bleibt fast unverändert bis gegen Ende des Jahrhunderts bestehen. Er tritt noch in der 1772 errichteten, vom Maler Sebastini ausgeschmückten Kirche zu Matzkrich, Kreis Cösl, in die Erscheinung und wird sogar noch um die Wende des Jahrhunderts in Oberschlesien, wo die Wellen der Stilbewegung später verlaufen, mit weiterer Vereinfachung der Formen von dem Baumeister Hoffmann in Rybnik bei den Kirchen in Pilchowitz, Groß-Dubensko, Kochlowitz u. a. weitergebildet.

5. Neuklassizismus.

Das geschraubte Wesen des Barock und das unaufrichtige, wenn auch graziöse Getändel des Rokoko konnten tiefergehenden Naturen keine dauernde Befriedigung gewähren. Zu einer Rückkehr zur Natur kam es nicht. Unter dem Einflusse von Winkelmanns 1755 erschienener Schrift über die Nachahmung griechischer Werke wird, wie schon so oft, die Antike zum Quell der Verjüngung der Kunst. Zwar diesmal wird die neue Kunst nicht von Italienern nach Deutschland eingeführt, sondern die deutschen Künstler beginnen nach dem Lande ihrer Sehnsucht zu wallfahren, und aus ihrer Begeisterung für die Antike erwächst ein romantisches Wiederaufleben heroischer, klassizistischer Formen.

In Schlesien beruht die neue Entwicklung ausschließlich in einem Manne, Carl Gotthard Langhans, 1733—1808. Wenn wir früher gesehen haben, wie die schlesische Kunst vorwiegend auf Einfuhr von außen gegründet war und erst spät in den einzelnen Stilphasen eine gewisse provinzielle Selbständigkeit eintritt, so hat die Provinz in Langhans einen Architekten hervorgebracht, der nicht

nur der Entwicklung der einheimischen Baukunst ihre besondere Richtung gab, sondern durch seine spätere Wirksamkeit in Berlin auf die gesamte norddeutsche Architektur bestimmenden Einfluß gewann. Der in Landeshut geborene, in Schweißnitz aufgewachsene Künstler folgt als einer der Frühesten und Entschlossensten der Zeitströmung, geht aber zunächst seinen eigenen Weg. Zunächst führt er noch auf den barocken Vorbildern seiner Heimat, wie die 1764 von ihm entworfene evangelische Kirche in Glogau bezeugt, die als Ersatz für die früher eingestürzte, obenerwähnte Gnadenkirche erbaut wurde. Es ist ein rechteckiger Raum mit ringsherumlaufenden Emporen, anlehnnend an die Friedenskirchen, aber doch schon die Richtung zu den später von ihm beliebten Saalkirchen einschlagend. Die Kirche war mit barocken Turmhelmen entworfen, die später eine abgeänderte Form erhielten. Schon bei seinem nächsten Bau aber macht er sich von der heimischen Überlieferung los und schafft, unglaublich früh, den vornehmsten klassizistischen Bau der Provinz, das Fürstlich Hatzfeldtsche Palais in der Albrechtstraße 32 zu Breslau, jetzt Oberpräsidium. 1766 wird mit der Ausführung begonnen und der Rohbau bis 1768 vollendet; die gänzliche Fertigstellung des Baues zog sich bis 1774 hin. Das 17-achsige, massig wirkende Gebäude ist nur durch ein schwach vorgezogenes dreieckiges, mit einem flachen Giebel abgeschlossenes Mitteltrifolit gegliedert. Das über der Unterkellerung angelegte Erdgeschoß ist mit dem folgendenniedrigen Zwischengeschoß — Mezzanin — zu einem hohen, in wagerechte Quaderstufen geteilten Sockel zusammengezogen. Darüber erhebt sich das Hauptgeschoß und über diesem, durch einen hohen Mäanderfries abgetrennt, das zweite Obergeschoß. Alle Fenster sind schlicht eingeschnitten und haben Fassien und gerade Verdachungen mit Ausnahme des Hauptgeschoßes, bei dem dreieckige und flachbogige Giebelverdachungen abwechseln. Das hohe Hauptgesims ist durch hochgestellte Konsolen und rosettengeschmückte Metopenfelder zu reicher Wirkung gebracht. Die dadurch schon stark betonte wagerechte Tendenz erhält durch eine hohe Balusterattika noch besonderen Nachdruck. Vor dem Mitteltrifolit ist ein dreieckiger Balkon auf korinthischen Marmorsäulen angeordnet. Abgesehen von unwichtigeren Einzelheiten wirkt der Bau wie ein römischer Renaissancepalast, und er beruht auch nach der eigenen Angabe des Künstlers auf dem Studium römischer Bauten, wie es durch Piranesis Zeichnungen ermöglicht war. So ist der Balkon eine Nachbildung des Portals „alla Curia Innocentiana“ in Rom. Erst 1768, als der Rohbau fertig war, konnte Langhans in Italien selbst Studien machen, die er bei der Fortführung des Baues und der inneren Ausbildung zu verwerten wußte. Die Innenräume, von denen die Mittelhalle mit den beiderseitig ansteigenden Treppen Hervorhebung verdient, sind im wesentlichen von Langhans selbst gezeichnet, der sogar die Möbel entwarf. Unter den mitwirkenden Kräften sind dem Stuckateur Peter Echler wohl die an einzelnen Stellen vorkommenden, ins Rokoko zurückgreifenden Stuckdekorationen zuzuschreiben. Der bedeutende Bau, der in seiner Zeit gewaltiges Aufsehen machte, brachte dem jungen Meister zahlreiche andere Aufträge. Das Gebäude für die Zwingergesellschaft und die Zuckersiederei in Breslau sind bereits wieder verschwunden, ernste, vornehme Bauten von reiner Sachlichkeit, die auf italienischen Anregungen beruhten. Ebenso ist das von ihm 1775 entworfene Grabmal für den Kommerzienrat Brecher in der Elisabethkirche im Geiste von italienischen Renaissancevorbildern geschaffen.

Auch nachdem Langhans als Oberbaurat bei der Königlichen Kriegs- und Domänenkammer angestellt war, behielt er neben der amtlichen eine umfangreiche private Tätigkeit bei. Namentlich auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenbaues schlug er eine eigenartige Richtung ein. Die 1785 von ihm entworfenen protestantischen Kirchen in Groß-Wartenberg und Waldenburg sind sich sehr ähnlich. Anknüpfend an seine 20 Jahre zurückliegende Glogauer Kirche bildete er den Typ der Saalkirche weiter, indem er in einem siebenachsigen Raume, unten durch Pfeiler, darüber mittels durchgehender Säulen, einen elliptischen, die kuppelige Decke tragenden Einbau für die zwei Emporen einstellt. Im Außen ist an der Schmalseite die Vorhalle vorgelegt, die durch eine in palladianischem Geiste bis zum Hauptgesims durchgehende Bogenstellung über mächtigen Säulen und darüber aufgebauten flachen Giebel ein gewaltiges Motiv von wahrhaft klassischem Ernst erhalten hat. Besonders fein und echt Langhansisch ist es dann, wie in dem runden Turmaufbau mit seinem Gürtel elliptischer Füllungen und maßvoll geschwungener Haube dieser Ernst leicht und doch würdig ausklingt. Mit geringen Abweichungen hält Langhans an dieser Kirchenform, sowohl nach dem Grundriss, als nach der formalen Seite dauernd fest. Die um die Wende des Jahrhunderts unter seiner Anregung erbaute evangelische Kirche in Münsterberg zeigt dieselbe Anordnung bei nur einer Empore. Bei der 1802 erstellten evangelischen Kirche in Rawitsch sind wieder zwei Emporen vorhanden, vor die sich die durchgehenden Säulen stellen. Die Wirkung ist aber etwas ungünstiger, als bei dem älteren Waldenburger Bau, weil dort durch Zurückrücken der oberen Empore die Säulenstellung frei steht, während in Rawitsch die obere Empore bis in die Säulenreihe vorladet und so deren Wirkung schmälert. Bei der 1795 erbauten evangelischen Kirche in Reichenbach mit ihren drei Emporen war der Architekt, weil er die drei Ränge mit einer einzigen Säulenstellung nicht bemeistern konnte, dazu übergegangen, drei kleinere Stellungen übereinander anzurichten, eine Lösung, die sich übrigens auch in Striegau und Schmiedeberg findet, ohne daß feststeht, ob dort Langhans mitgewirkt hat oder nachgeahmt wurde. Es ist jedoch kaum zu bestreiten, daß diese leichtere Lösung eine Abschwächung der früheren, palladianisch empfundenen, mit durchgehenden Säulen bedeutet, in denen die vom Künstler erstrebte „edle Einfalt und stille Größe“ volle Verwirklichung fand. Der von Langhans entwickelte Kirchentyp atmet echt protestantischen Geist, indem er fast ausschließlich Plätze liefert, von denen aus der in der Längsachse aufgestellte Kanzelaltar gut gesehen werden kann. Allerdings steht und fällt die Lösung mit dem Kanzelaltar, d. h. der Anordnung der Kanzel über dem Altar. Die Orgel findet in hergebrachter Weise über dem Eingang Platz. Interessant ist es, wie der Künstler den raumbildnerischen Gedanken der Einstellung einer elliptischen Säulenstellung in einen rechteckigen Raum auch in kleinen Verhältnissen verwendet, ja als Lieblingsidee verfolgt hat. Sowohl in herrschaftlichen Schlössern, wie in bürgerlichen Verhältnissen begegnen wir derselben Raumgestaltung. Erwähnt sei neben Patrizierhäusern in Waldenburg und Reichenbach als Beispiel das Gideon von Pachaly'sche Haus am Roßmarkt in Breslau, das auch in seinem Mittelrisalit das große palladianische Motiv zeigt, dessen Verwendung Langhans liebt. Der Vorsaal des Landhauses in Romberg an der Weisstrich ist in gleicher Weise durch einer Säulenstellung aus dem Rechteck ins Oval übergeführt. Zu gedenken ist unter den sonstigen Werken

des Künstlers, der durch sein Amt auf alle staatlichen Gebäude der Provinz, z. B. auch die Kasernen, Einfluß übte, noch des Tauenhindenkmals in Breslau, bei dem er eine von ihm auch sonst bevorzugte eckige Sarkophagform mit daraufruhender Bellona verwendete.

Langhans lieferte das Fundament, auf dem der nach ihm kommende große Meister Schinkel weiterbauen konnte. Seine von hohem Stilgefühl getragenen Werke atmen die vornehme Kühle des Eklektikers, die durch das Vorwiegen des Reflektierenden, Verstandesmäßigen erzeugt wird. Bei allem Willen zur Pathetik und Monumentalität bleibt die Erdenschwere bestehen. Die Kraft zu fortreißender Begeisterung fehlt ihm ganz. Nur in seinen Landhäusern macht sich auch ein gemütvoller Nebenton wohltuend geltend.

Natürlich bleibt die Tätigkeit des 1788 nach Berlin zu neuer, wichtiger Tätigkeit Berufenen nicht ohne Nachwirkung. Das Haus Albrechtstraße 16 in Breslau mit seiner edlen Portalsäulenstellung folgt so sehr den Fußstapfen von Langhans und zeigt so vornehme Verhältnisse, daß man es ihm selber zuschreiben möchte. Das Haus Ring 33 bringt bei ähnlicher Gesamthaltung dann ein neues, bei Langhans nicht beobachtetes Motiv einer kassettierten Rundbogennische, die aber nur in der Fläche angedeutet wird. Im übrigen findet sich hier der auch bei Langhans vorkommende große Mäanderfries als Trennungsstreifen. Wirkt hier der einheimische Meister nach, so zeigt die evangelische Schule in Glogau ganz andere, man kann wohl sagen, liebenswürdigere Auffassung. Über einem gequaderten Sockelgeschoss ist eine durch zwei Stockwerke gehende Lisenenteilung durchgeführt. Die Fenster des Hauptgeschosses sind durch rundbogige Flachnischen abgeschlossen, deren aus anmutigen Puttengruppen bestehende Darstellungen künstlerisch recht hoch stehen. Der Bau dürfte auf die Berliner Art Karl von Gontards zurückzuführen sein.

Allmählich tritt dann, wohl als Fernwirkung des französischen Empirestils, bei zahlreichen Breslauer Bürgerhäusern eine neue architektonische Fassung auf. Über schlicht genuteten Flachlisenen des Erdgeschosses werden die oberen Geschosse durch ganz flache, durchgehende, senkrechte Streifen geteilt, deren mittlerer Teil durch mit Bändern umwundene Rohrbündel gebildet wird. Jeder Lisenenstreifen endigt in zwei langgestreckten Konsolen. Die Fenster zeigen zum Teil dreieckige, mit besonderer Vorliebe aber bogige Verdachungen, unter denen ovale Medaillons mit Flachbildnissen nach Art von Gemmen angeordnet sind. In Verbindung mit diesen Medaillons, wie unter den von Konsolen getragenen Sohlbänken erscheinen mager geslochene Laubgehänge. Die Flächen werden gern geriefelt. Alle Gliederungen mit Ausnahme der Verdachungen sind außerordentlich flach behandelt. Als Beispiel einer Reihe solcher Bauten ist die Goldene Radegasse 6 bis 8 anzuführen. Am Roßmarkt, am Universitätsplatz, in der Neuen Sandstraße, wie auch in der Weidenstraße finden sich nicht wenige Bürgerhäuser genau gleichen Gepräges. Eine ganz ähnliche Art kommt auch bei den Häusern Am Ring 33 und 34 zu Greiffenberg zur Entfaltung, nur daß dort der Charakter des Patrizierhauses betont ist.

Und noch eine letzte Nuance ist anzuführen, ehe mit Schinkel und seinen Nachfolgern eine neue Zeit der Architektur hereinbricht. Sie leitet zu diesem größten Meister des 19. Jahrhunderts über und ist auf Gilly, Schinkels Lehrmeister, zurückzuführen. Das Theater in Glogau ist der größte Bau dieser Art in der

Provinz, ganz von einem in Strenge übergehenden Ernst durchdrungen, dabei aber von großer Würde. Hatte bei Langhans während seiner schlesischen Zeit die italienische Renaissance Gedanken und Rüstzeug für die Neubildungen geliefert, so wird hier die griechische Antike wirksam. Ja, es zeigen sich in den ohne Unterglieder vorspringenden Platten und den eitigen Konsolen ägyptisierende Anklänge, wie sie als Folgeerscheinung des Feldzuges Napoleons im Lande der Pharaonen auch anderwärts Eingang fanden. Die gleiche Auffassung kam bei dem Hause Schuhbrücke 56 in Breslau, das leider kürzlich abgebrochen worden ist, besonders vornehm zur Geltung. Ein letztes Beispiel bildet noch das Haus Albrechtstraße 12, die frühere Königliche Bank, deren Fassade mit Reliefs aus der Schadow'schen Schule geschmückt ist. So ist Schlesien, wie es früher politisch und künstlerisch von Österreich abhängig war, nunmehr naturgemäß dem Einfluß der auch auf künstlerischem Gebiete die Führung ergreifenden preußischen Landeshauptstadt Berlin verfallen. Dass die Provinz als Ausgleich für das zu Empfangende der Allgemeinheit einen Langhans liefern konnte, bleibt ihr Ruhmestitel.

Bildnerei.

Dasselbe Bild der wechselnden Einflüsse aus anderen Landesteilen und ziemlich uneinheitlicher Entwicklung zeigt sich, wie in der Baukunst, so auch auf den Gebieten ihrer Schwesternkünste, der Bildnerei und der Malerei. Die Schwierigkeit aber, die einzelnen Erscheinungen dieser Gebiete nach ihrem Wesen und ihrer Herkunft einzuordnen, ist bei dem auffallenden Wanderleben der Künstler noch größer als bei der Baukunst, da ausreichende wissenschaftliche Vorarbeiten fehlen. Im nachstehenden kann daher nur versucht werden, eine allgemeine Übersicht zu bieten.

Die figürliche Plastik, um die es sich hier allein handelt, tritt zu Anfang als Begleiterin und Gehilfin der Architektur auf. Schon bei dem ältesten romanischen Portal an der Maria-Magdalenenkirche in Breslau kommen, wie oben besprochen, ungefüge figürliche Darstellungen vor. Auch das Tympanon in der Sandkirche führt noch in die Zeit des Peter Wlast zurück, darstellend seine Gemahlin Maria, die das Abbild der zweitürmigen Kirche der Himmelskönigin als Geschenk darbietet. Die Haltung der Figuren ist noch steif und die Anordnung der Gewänder ungeschickt und besangen. Noch starrer ist die Körperhaltung, noch ernster die Wirkung bei dem Tympanon in der Kreuzkirche mit der Darstellung des „Gnadenstuhles“. Gottvater, auf dem Throne sitzend, mit dem Gekreuzigten, auf den die Taube herniederschwiebt, wird von den zu beiden Seiten angeordneten Stiftern, Heinrich IV. und seiner Gemahlin Mechtildis verehrt.

Auf einer Stufe höherer Entwicklung steht der bildnerische Schmuck, der die katholische Pfarrkirche in Striegau wie keine zweite Kirche des Landes auszeichnet. Das Nordportal, dessen Tympanon die Krönung der Maria durch Christus nebst den typologischen Darstellungen aus dem alten Testamente, nämlich der Krönung der Bathseba durch ihren Sohn Salomon und der Krönung

der Esther durch Ahasver darstellt, stammt etwa aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die in zwei Zeilen angeordneten Reliefs zeigen bei flüssiger Linienführung idealistischen Charakter, während bei dem Tympanon des Südportals mit dem Marientod, das fast ein Jahrhundert später anzusehen ist, die Darstellung realistischer, aber auch ungelener ist. In dem reichen Wimperngiebel am Westportal ist die Auferstehung in architektonischem Rahmen eingruppiert. Das Tympanon enthält eine Szene aus der Geschichte Pauli.

Neben der Wiedergabe religiöser Vorwürfe in architektonischer Fassung wendet sich die Plastik sehr früh der Darstellung von Bildnissen Verstorbener auf Grabplatten zu. In den Anfängen läuft dabei Malerei und Bildnerei zusammen. Die ersten Bilder werden als Zeichnung in Stein oder Metall geritzt und ganz allmählich entwickelt sich daraus das flache Relief, das nur bei fiktlichen Persönlichkeiten zu Vollrundbildern gesteigert wird. Eines der ältesten erhaltenen Beispiele ist die geritzte Grabplatte des Augustinerabtes Johannes Prager († 1386) an der Annenkapelle gegenüber der Sandkirche zu Breslau. Die drei gravirten Messinggußplatten im Dom und vier gleichartige in der Kuratialkirche zu Leubus vertreten denselben Typ. Die jetztgenannten gehören nach den Majuskeln der Umschrift der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an und entstammen nach der ganzen Behandlung der Einzelheiten derselben Werkstatt, die nach Lutsch's Wegweiser zum Bilderwerk schlesischer Kunstdenkämler wahrscheinlich in den Niederlanden zu suchen ist. Später wird die Kunst der Verfertigung von Metallgrabplatten auch in Breslau ausgeübt. Hat doch Jost Tauchen, der als Steinmeß das wundervolle Tabernakel in der Elisabethkirche fertigte, 1462 eine erzene Bildnisplatte für das Grab des Erzbischofs Jakob nach Gnesen geliefert. Die Größe der Gußtafeln war technisch noch eng begrenzt, daher wurden größere Tafeln aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Die ersten derartigen Bildnisse sind noch völlig schematisch und geben nur annähernd die Erscheinung des Dargestellten und die Tracht der Zeit. Eine Porträthälichkeit ist nicht erstrebt.

Gegenüber diesen tastenden Versuchen bedeutet das Vollrundbildnis Heinrichs II. in der Binzenzkirche zu Breslau, trotz der viel früheren Entstehungszeit, schon einen wesentlichen Fortschritt, wenn es auch noch nicht zu geistigem Erfassen der Persönlichkeit kommt (s. Taf. V, Abschn. mittelalterl. Geschichte). Den Höhepunkt bildet das um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert entstandene Grabmal für den Minnesänger Heinrich IV. im Hochchor der von ihm gestifteten Kreuzkirche (s. Taf. V, Abschn. mittelalterl. Geschichte). Wie die Werke der obersächsischen Plastik, denen man dieses Bildwerk anreihen muß, gibt es die vornehme Gestalt des Fürsten mit vollendetem Wiedergabe des zugleich sinnigen und tatkräftigen Charakters seiner Persönlichkeit. Auch das leise Lächeln, die stilistische Eigenart der bildenden Kunst dieser Zeit, fehlt nicht. Die bei diesem Denkmal und dem mit einem Trauerfriese geschmückten Sarkophage erreichte Höhe wird nicht behauptet. Das Grabmal der Herzogin Mechtilde von Glogau zeigt unschöne Verhältnisse und geringes Charakterisierungsvermögen. Auch das Grabmal der Heiligen Hedwig in Trebnitz gibt nur ein vergrößertes Bild jener anziehenden Frauenscheinung. Eine bessere Leistung ist die von Prag her beeinflußte Tumba des Bischofs Przeslaus von Pogarell, deren Figur die kraftvolle, auf einem Löwen fußende Gestalt des Stifters der Annenkapelle

gut verkörpert. Die später vorkommenden Grabplatten schlesischer Fürstlichkeiten Bolko von Münsterberg und Jutta in Heinrichau, Wenzel von Liegnitz und Anna in Liegnitz, Boleslaus von Schweidnitz in Grüßau u. a. lassen zwar das Streben nach Vertiefung der persönlichen Charakteristik erkennen, ragen aber nicht über das Handwerksmäßige hinaus. Und gar die steifen Gestalten der Bölkonen in der evangelischen Pfarrkirche zu Oppeln wirken geradezu abstoßend.

Aus der großen Zahl von Grabmälern von Adeligen sei zunächst der stimmungsvolle Grabstein eines dem Namen nach nicht bekannten Chepaares in Löwenberg hervorgehoben. Während sonst bei Doppelgrabsteinen die Figuren teilnahmlos und ohne Beziehung nebeneinander liegen, reichen sich hier die beiden Verstorbenen die Hände und bei aller Ungelenkheit ist ein stiller Zauber über das Bildwerk ausgegossen. Ferner verdienen die gut charakterisierten Figuren des Lassel von Hoberg in der Niederkirche von Schönau und des Christoph von Falkenberg in Löwenberg Erwähnung. Unter den zahlreichen Grabplatten von Bischöfen, Kanonikern und Geistlichen in Stein und Metall sei dann nur die bedeutendste angeführt, die berühmte Darstellung des Bischofs Johannes Roth in der Marienkapelle des Domes, die von Peter Fischer in Nürnberg 1496 gefertigt ist. Sie gibt ein charaktervolles, lebensfrisches Bild des Verstorbenen bei immer noch recht flacher, aber besonders fein nuanzierter Modellierung, ein Werk, das, noch in der gotischen Formenwelt haftend, mit seinem geistigen Gehalte schon in die neue Zeit der Renaissance hinüberleitet.

Die selbständigen plastischen Hervorbringungen aus Sandstein beschäftigen sich mit der Darstellung von Heiligen. Sie kommen in großer Zahl und zwar überwiegend als äußerer Kirchenschmuck vor, obzwar nur wenige sich über handwerksmäßige Gebilde erheben. Eine der ältesten Darstellungen ist Johannes der Täufer am Dom in Breslau, wo auch eine Vinzenz Levita anzuführen ist. Die Heiligen Magdalena und Barbara erscheinen an den ihre Namen führenden Breslauer Pfarrkirchen. Besonders oft wird die Gottesmutter mit dem Christuskind vorgeführt. Als Beispiele der älteren Zeit sei die Statue an der Peter-Paulkirche in Liegnitz erwähnt, während für die spätere Zeit wieder die Maria-Magdalenenkirche Madonnenbilder bietet. Wie die Himmelskönigin mit der Krone auf dem Haupte gebildet wird, so treten auch die meisten anderen weiblichen Heiligen im Schmucke der Krone auf. Nicht aber die Heilige Anna, die als Großmutter des Christuskindes später sich großer Verehrung erfreut und häufige Darstellung findet. Hier sei außer einem Bildwerke an der Breslauer Aldalbertkirche namentlich das größere plastische Werk in der Annenkapelle zu Görlitz erwähnt, wo die Gruppe der Anna selbdritt noch durch zwei Engelsgestalten dekorativ wirksam abgerundet wird.

Während heute das Spezialistentum immer tiefer greift, war ehemals das Handwerk, je weiter wir zeitlich zurückgehen, um so vielseitiger. Die als Lapicida bezeichneten Steinmeisen werden meist in Verbindung mit Baumachrichten genannt, so daß das Herstellen von Architekturgliedern, Mauwerken, Gewölberippen usw. als ihr eigentliches Gebiet angesehen werden muß. Nicht selten fertigten sie aber auch ornamentalen und figürlichen Schmuck. Wir haben bereits gesehen, daß der Steinmeister auch sich mit bildnerischen Aufgaben in Stein und Erz befaßte. Die Bildhauer arbeiteten in der Regel nicht nur ihre Bildwerke aus Stein und

Holz, sondern sie bemalten auch die Figuren in ihrer Werkstatt. Ja, sie fertigten auch vielfach die zu Altarschreinen gehörigen Gemälde. Die 1386 gegründete Breslauer Innung umfaßte auch nicht nur die Maler, sondern ebenso die Tischler, also die Holzschnitzer, und weiter die Goldschläger und die Glaser. Durch diese Innung finden die vorher auseinanderlaufenden Bestrebungen eine Zusammenfassung, die vor allem die geschäftliche und bürgerliche Stellung der Innungsmeister sicherte, dagegen in künstlerischer Hinsicht eher als eine Hemmung der Entwicklung angesehen werden muß. War früher in Schlesien, insbesondere Breslau, die Einwirkung der Prager Malerschule maßgebend gewesen und durch Erwerbung ihrer Erzeugnisse zum Ausdruck gekommen, so wurde die Innung von Franken, insbesondere Nürnberg, stark beeinflußt. In Nürnberg geschulte Meister wanderten in Breslau ein. Auch wurden Nürnberger Werke für Breslau bezogen, wie der für die Elisabethkirche bestellte, heute nur noch in spärlichen Resten vorhandene Altar des Meisters Hans Pleydenwurf (1462). Von der auf uns gekommenen Ausstattung der Kirchen mit Altären, holzgeschnittenen Heiligenfiguren und auch Bildern wird also ein Teil auf die Breslauer Meister entfallen. Leider steht darüber aber im einzelnen fast nichts fest. Wie uns aus den archivalischen Quellen eine große Reihe von Meisternamen überliefert ist, so steht auf der anderen Seite eine noch größere Reihe der Bildwerke, ohne daß für deren Zuweisung Anhaltspunkte bestehen.

Nur von dem Meister Hans Olmützer in Breslau (1483—1503) sind einige Werke, und zwar alle in Görlitz, vorhanden und lassen Ausblicke zu. In Schlesien kommt aus dieser Zeit eine Anzahl von „Vesperbildern“ vor, darstellend die Pietà, die Gottesmutter mit dem Leichnam des Gekreuzigten auf dem Schoße in ziemlich unnatürlicher Haltung. In der Sandkirche zu Breslau, in der Schweidnitzer Pfarrkirche und im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümern finden sich ganz ähnliche Bildwerke, das letztere aus der Elisabethkirche stammend. Sie sind von Kalkstein gefertigt und werden als böhmische Erzeugnisse angesehen. An sie lehnt sich die 1492 begonnene Figurengruppe Olmützers in der Oberkirche zu Görlitz offenbar an: die Beweinung des vom Kreuze herabgenommenen Schmerzensmannes vor der Grablegung. Maria hält den Leichnam auf dem Schoße, umgeben von Johannes und einem anderen Jünger, sowie Nikodemus mit dem Salbgefäß. Die Darstellung ist bei einer gewissen Realistik noch weit entfernt von einer Bewältigung körperlicher Bewegung, wurde aber wegen der Neuheit der Gruppierung von den Zeitgenossen als „meisterliches“ Werk gepriesen. Den gleichen Vorwurf in ganz anderer Art behandelt die Pietà in der Salbungskapelle des Heiligen Grabs in Görlitz, die ebenfalls Olmützer zugeschrieben wird. Sie fesselt durch die Art des Aufbaues, die modernem Empfinden entgegenkommt und durch den packenden Ausdruck des Schmerzes der Mutter Gottes. Wie bei diesen Werken der als „Maler“ bezeichnete Meister in Stein arbeitete, so tritt er auch als Holzschnitzer mit einem bedeutenden Werke auf. Der Marienaltar der Annenkapelle bei der Oberkirche in Görlitz, im Volksmunde „Die goldene Maria“ genannt, ist nebst den Bildern von ihm 1488 geschnitten (Taf. LVII). Die Innerlichkeit und naive Anmut der Madonna ist dem Künstler trefflich gelungen, und auch in der Charakteristik der Figuren in den Schnitzereien der Flügel steht er auf respektabler Höhe. Man darf annehmen, daß der Meister noch mehr als dieses eine Werk geschaffen

hat und daß er nicht im ersten Anlauf diese Höhe erreichte, sie auch möglicherweise später noch überholt hat. Es besteht ein auffälliger Zusammenhang zwischen diesem Altar und einer Gruppe von drei Flügelaltären, die sämtlich in Kirchen der Steinauer Gegend untergekommen sind oder waren. Die Altäre in Thiemendorf und Lampersdorf (von 1520) im Kreise Steinau und ein dritter, aus Steinau selbst stammender, jetzt im Altertumsmuseum aufgestellter Altar von 1514 stimmen in den einzelnen Darstellungen der Flügel und der ganzen Behandlung so gut überein, daß sie offensichtlich als Wiederholungen desselben Werkes anzusprechen sind, und nach der Ähnlichkeit der Kompositionen kommt als Vorlage die Olmützische Madonna in Görlitz in Betracht. Bei dieser Gruppe von Altarwerken darf man zweifellos von einer Breslauer Schule sprechen, der man Achtung nicht versagen kann.

Die einfachen Schrankgehäuse der Altäre werden vielfach von äußerst zierlichen, hoch emporwipfelnden Aufbauten bekrönt, phantastischen Gebilden, in denen sich die architektonischen Grundelemente, Strebepfeiler, Fialen und Wimperge zu einer traumhaften, von den konstruktiven Gesetzen losgelösten Freiheit verflüchtigen. Als Beispiele seien die Altäre in der Niederkirche zu Schönau und in der evangelischen Kirche zu Lüben genannt, denen als besonders wertvoll der nach der Behandlung des Figürlichen stark auf Veit Stoß hinweisende Altar auf dem Bürgerchor der katholischen Pfarrkirche in Schweidnitz anzureihen ist. Den Gipelpunkt dieser Schöpfungen in Schlesien bildet der Marienaltar in der Elisabethkirche zu Breslau, der schon im Reichtum des architektonischen Aufbaues, aber auch durch den künstlerischen und mystischen Reiz der figürlichen Darbietungen hervorragt. Die Köpfe der Figuren zeigen schon individuelle Züge, die das Streben nach Wirklichkeitswirkung und Naturbeobachtung erkennen lassen. Wenn damit die Reihe der schlesischen Werke aus dem Mittelalter geschlossen wird, so ist noch auf den später eingeführten *Cruzifixus* des Tiroler Meisters Michael Pacher im Dom zu Breslau zu verweisen.

Der Bilderfries unter dem Hauptgesims des Rathauses in Breslau, der unter Aufgabe der Weltabgewandtheit des Mittelalters zum ersten Male Einblick in das wirkliche Leben mit derbwitziger Treue eröffnet, leitet in die neue Zeit der Renaissance mit ihrem neuen Denken und ihren neuen Ausdrucksformen hinüber. Der Humanismus führt zu einer die realen Werte des Lebens und die Persönlichkeit stärker betonenden Lebensauffassung. Die Reformation verändert den Gedankeninhalt der bildnerischen Erzeugnisse. Nachdem noch das Ende des 15. Jahrhunderts in überquellender Schmuckfreude eine Fülle von Werken hatte entstehen lassen, tritt in dem Wechsel der religiösen und künstlerischen Bewegungen unverkennbar auch ein Rückschlag in der Menge der Erzeugnisse ein.

Auch jetzt bleiben die Hauptbetätigungsgebiete der Plastik bestehen. Als Dienerin der Architektur gewinnt sie an Bedeutung. Wie bereits bei der Baukunst erwähnt, wird die Herstellung von Portalen ein Feld reicher Entfaltung. Fast kein Haus ist ohne gut durchgebildetes Portal. Aber nur wenige aus der großen Zahl können einem bestimmten Meister zugewiesen werden. Das Portal Junkernstraße 1 ist als Werk des Breslauers Michel Fidler anzusehen, das Portal Ring 2 geht auf Friedrich Groß zurück. In Mondschein wird 1620 Joh. Pohl aus Großglogau als Verfertiger des Portals genannt. Wo nicht

Baumeister und Steinmeßbildhauer zusammenfallen, wie beim Hause Ring 2, dürfen wir die Portale als selbständige Leistungen der Bildhauer ansprechen. Erwähnt seien noch in Liegnitz das von zwei römischen Kriegern flankierte Portal in der Liegnitzerstraße 3, sowie das Südportal der katholischen Pfarrkirche mit seitlichen Engelsfiguren und reicher Attika. Letzterem steht das Portal in Rohrstock, früher Liegnitz, recht nahe. In Betonung der Persönlichkeit wurde die Anbringung der Wappen namentlich bei Schlössern und Adelssitzen die Regel. Die Portale am Schlosse in Carolath, am Schlosse in Plagwitz und an der Kynsburg seien als Zeugnisse aus einer großen Zahl angeführt, letzteres dem Portal des Schlosses Peterwitz, Kreis Schweidnitz, auffallend ähnlich. Aber auch an den Bürgerhäusern bilden Wappen und Hauszeichen den typischen Schmuck, wofür u. a. die Portale Ring 18 und Breslauerstraße 72 in Neiße als Beleg dienen möge. Als interessante schlesische Spezialität sind noch die am Rathause in Bunzlau (früher Niedermarkt 8), am Schloß Parchwitz und am Odertor zu Brieg zu beobachtenden behelmten Köpfe zu erwähnen, die sich aus runden Vertiefungen, gleichsam aus Fensterlöchern, in den Zwischenzwickeln zwischen Bogen und Säulenstellung wie wachehaltend weit vorstrecken, ein mehr durch Eigenart als Schönheit auffallender Schmuck.

Ein noch größeres Feld der Tätigkeit bildet die Grabmalkunst, die sich aus dem Persönlichkeitskultus der Renaissance entwickelt. Angefischt der zu großen Menge der Erscheinungen muß hier ganz davon Abstand genommen werden, auf System und Entwicklung dieses Sondergebietes einzugehen. Beliebt wird statt der liegenden Grabplatte bei der Bestattung in und an den Kirchen jetzt fast ausschließlich das an der Wand angebrachte Epitaph. Namentlich die Elisabeth- und Magdalenenkirche in Breslau und die Peter-Paulskirche in Liegnitz enthalten aus dem Zeitalter der Renaissance die wertvollsten Schäze. Einige Werke Michel Fidlers, namentlich das Ribischdenkmal, sind bereits oben besprochen. Hervorgehoben seien aus der Elisabethkirche das Grabmal des Daniel Schilling mit einem von Koren getragenen Architrav, dem ein Stosch-sches Grabmal in Tschirnau ähnelt, das Grabmal Cratos von Craftheim mit einem ausgezeichneten Relief des jüngsten Gerichts, sowie das Grabmal des Niclas Rehdinger mit seinem eigenartigen Unterbau, dem freilich die obere Gestaltung nicht ganz gerecht wird. Im Dom verrät das Grabmal des Kanonikus Bonaventura Han eine ähnliche Hand. Auf den Bildhauer Caspar Berger in Liegnitz geht eine ganze Serie bedeutender Grabmäler zurück: zwei Grabmäler der Familie Stosch in Mondschein, Epitaphien in der Peter-Paulskirche zu Liegnitz, in der katholischen Kirche zu Beuthen a. O. und in Rohrstock. Auf Porträthälichkeit und Lebenswahrheit wird mit immer steigendem Gelingen hingearbeitet und neben den architektonischen Aufbauten bilden die Tafeln, die im wesentlichen nur das Bildnis des Verstorbenen bringen, auch eine stattliche Zahl. Kurz hinzuweisen ist noch auf eine Reihe von kleinen Alabasterreliefs, die als Füllungen von Altären und Epitaphien verwendet sind, wahrscheinlich aus den Niederlanden eingeführt. Ein schönes Beispiel mit der Auferstehung birgt die Barbarakirche. Schließlich sei noch des hervorragenden, ebenfalls in Alabaster ausgeführten Hochgrabes des Generalfeldmarschalls Melchior von Hatzfeldt in Prausnitz rühmend gedacht.

Wie die Festhaltung der Persönlichkeit meist schon zu Lebzeiten zur Herstellung

der Grabmäler Anlaß gibt, so kommen auch Porträtbilder als Schmuck von Bauwerken, namentlich in Verbindung mit den Portalen, in Aufnahme. Am Portal des Ribischhauses Junkernstraße 1 finden wir den Hausherrn mit seiner Gemahlin in Medaillons porträtiert, ebenso am Hause Ring 33. Über dem Portal des Brieger Schlosses hat Georg II. sich und seine Gemahlin Barbara von Brandenburg in voller Figur neben dem Wappenschild und seine Ahnen als Brustbilder in zwei Reihen über den Fenstern des Obergeschosses anbringen lassen. Herzog Johann von Münsterberg hat sich über dem Hauptportal seines Schlosses in Oels am Wittumsstock ein lebensgroßes Denkmal gesetzt.

Für die Entwicklung der kirchlichen Bildnerei bringt die Reformation einen völligen Umschwung. Die Heiligenbilder verschwinden; an ihre Stelle treten die Apostel und Propheten. Mit Einführung der aus der Antike übernommenen Säulenstellung setzt sich an die Stelle des Schreines auch für den Altar ein aus gestaffelten Säulenstellungen mit Nischen und Füllungen gebildeter Architekturaufbau. Die Belebung der Flächen mit Darstellungen übernimmt die Plastik. Meist enthält die Predella das Abendmahl, die mittlere Hauptfläche die Kreuzigung. Einige dieser Altäre sind durch Einheimische gefertigt, so der Altar in Schedlau, Kreis Falkenberg, nebst Kanzel und Taufstein durch Hermann Fischer aus Neiße. Auch die farbige Behandlung der Altäre ändert sich völlig. In folgerichtiger Weise wird die Säulenarchitektur bei dem genannten Altarwerk, ebenso wie bei dem Altar in Triebusch, im Alabastertone gehalten, wobei die Säume und Ornamente vergoldet sind. Gegenüber dieser Einfarbigkeit klingt aber bei den Altären in Rudelsdorf und Hartmannsdorf die Farben- und Schmuckfreudigkeit der Gotik noch nach. Die Säulen und Grunde sind goldig graviert, die Flächen mit blaugrauer Marmorierung, die Figuren weiß behandelt. Ähnlich, aber weniger farbig ist der Altar in Greiffenberg von P. Meyner, der noch Klappflügel (trotz der Säulenarchitektur!) aufweist. In sinnemäßer Hinübernahme italienischer Ideen zeigt sich überhaupt eine Vorliebe für Marmor, Alabaster und andere Gesteinsarten, wie sie in Sachsen durch Nosseni angebahnt ist. Da die Predigt des Wortes Gottes in den Mittelpunkt des Gottesdienstes gerückt ist, wird jetzt, während in Schlesien keine Kanzel aus der Gotik erhalten ist, dem „Predigtstuhl“ eine besondere Sorgfalt zugewendet. Die Kanzel in der Maria-Magdalenenkirche in Breslau, aus Marmor, Serpentin und Alabaster von Friedrich Groß errichtet, wurde bereits früher als wertvollste einheimische Leistung der Zeit charakterisiert (Taf. I). Die Kanzel in Frankenstein von J. Grunberger ist aus Holz hergestellt und hell marmorartig gestrichen. Die Kanzel in der Peter-Paulskirche zu Liegnitz von Caspar Berger besteht aus Sandstein. Gleicher Werkstoff ward bei der Kanzel in Rotsförben und dem Predigtstuhl der Schloßkirche in Brieg von Michael Kromer verwendet, von dem nur noch die Evangelistenfiguren erhalten sind. Auch auf die Durchbildung der Taufsteine wurde erhöhter Wert gelegt, wobei zugleich des Brauches, sie mit reichem Schmiedegitter zu umgeben, Erwähnung zu tun ist. Neben den einheimischen arbeiten, wie wir gesehen haben, sächsische Meister. Besonders macht sich auch der Einfluß aus den Niederlanden geltend, der in Gerhard Heinrich von Amsterdam persönlich zum Ausdruck kommt. Als Werk von ihm ist zwar nur ein Grabmal in Friedland in Böhmen bekannt, aber sicher hat er auch vieles für Schlesien geschaffen. Das bedeutendste bildnerische Werk der Zeit ist

die Christusfigur von dem damals am Hofe Rudolfs II. in Prag schaffenden Adrian de Bries in der katholischen Pfarrkirche zu Rotsürben. Ist es doch zum ersten Male eine ganz freistehende, in Bewegung aufgefaßte Figur, die in Schlesien erscheint, wenn auch in etwas gezielter Haltung und manirierter Behandlung vorgeführt, so doch von wirklichem Leben und seelischem Inhalt erfüllt. Die Überlieferung, daß sie eine Figur einer mehrfigurigen Geißelungsszene bilde, wird kaum trügen. Neben diesem Bronzeweck besitzt der Dom in Breslau von demselben Meister das bedeutende Bronzerelief mit der Marter des heiligen Vinzenz.

Eine Zeit der Stockung, ja Störung für die Kunstartentwicklung bildet der große Krieg, und nach ihm dauert es Jahrzehnte, bis sich wieder eine fortreißende neue Kunstrichtung Bahn gebrochen hat. Nur wenige Namen von Bildhauern werden in der großen Zeitluke bekannt, so der mit einer Enkelin von Friedrich Groß verheiratete Gregor Hahn, der bis 1650 schafft. Wie die Architektur von der den Kleinschmuck bevorzugenden, von kleinlichen Verhältnissen ausgehenden Behandlung ins Große strebt, so folgt ihr die Plastik nach. Bei den Portalen macht sich das durch wesentliche Vereinfachung und starke Einschränkung des bildnerischen Schmuckes bemerkbar. Mit Quaderungen und Säulenstellungen wird die Wirkung bestritten, nur bei besonders reichen Ausführungen tritt der Schmuck von Vasen, Wappen, Figuren usw. hinzu, meist aber so, daß sie der Bildhauer selbständig der Steinmetzarbeit hinzufügt. Hier sei namentlich das wirkungsvolle Universitätsportal angeführt, zu dem der Bildhauer Joh. Albr. Siegwitz die Figurengruppen der Kardinaltugenden lieferte. Das Portal am Vinzenzstift, heutigen Oberlandesgericht, fertigte der Steinmetz Ph. Winkler. Andererseits wird gerade von der Architektur die Figurenplastik in größerem Umfange als früher herangezogen. Große Figuren werden zur Bekrönung der Balustrade am Sternwartenturm der Universität verwendet und vom Breslauer Bildhauer Fr. Mangold hergestellt. Von dem genannten Siegwitz wurden vier Heiligenfiguren für die Ecken des Kuppelaufbaues der Hochbergschen Kapelle beigesteuert. Und in weitaus größerer Menge liefert der Bildhauer F. Brockhoff aus Prag Figuren zur Ausschmückung der Westfront der Grüssauer Marienkirche, die sich über dem Portal, auf den Gesimsen zwischen den Säulen, in Nischen und in dem bekrönenden Giebel in üppiger Fülle ausbreiten. In gleichem Geiste entfaltet sich der ebenfalls in Prag ansässige Bildhauer Carl Fr. Hiernle an der Benediktinerkirche in Wahlstatt.

Als neues Moment tritt die Mitwirkung der Figurenplastik bei der Gestaltung von Innenräumen auf, wie denn das Barock dazu alle drei Schwesternkünste vereint in Bewegung setzt. Der markanteste Bau aus der früheren Epoche des Barock, die ganz von italienischen Künstlern erstellte Elisabethkapelle am Dom, verwirklicht zum ersten Male den Gedanken der monumentalen Verbindung des Stiftergrabmales mit dem einheitlich dazu komponierten Raume. Domenico Guidi hat den vortrefflichen Grabmaulaufbau samt dem tüchtigen Figurenschmuck geschaffen. Die gegenüber angeordnete Marmorstatue der heiligen Elisabeth ist 1700 von Hercules Floretti in Rom gearbeitet. Mit den italienischen Meistern tritt bei der Piastengruft in Liegnitz der vielgewanderte Matthias Rauchmüller als Schöpfer der lebensvollen Alabasterbildnisse der letzten

Glieder des Piastenstammes in erfolgreichen Wettbewerb. Die ganze Grazie der lebensfrohen Zeit ist über diese liebenswürdigen Kostümfiguren ausgegossen. Auch in den reicheren Kirchen und Kapellen, so der Matthiaskirche und der Celsauskapelle bei der Aldalberikirche, treten in die Säulenarchitektur planmäßig eingefügte Figuren auf, die auch in den großen Festräumen der Klosteranlagen nicht fehlen. Die Herrscherfiguren in der Aula Leopoldina und im Fürstensaale zu Leubus sind von Mangold geschaffen, wobei freilich die Einfügung in die Architektur den Bildhauer zu großen Konzessionen hinsichtlich der Lebenswahrheit und Schönheit nötigte (Taf. LV).

Und noch ein neues Gebiet eroberte die Bildhauerkunst in Propagierung religiöser Ideen: die Straßen und Märkte. Schon früher begegnet man Heiligenfiguren an Häuserecken und -fronten, jetzt aber werden Mariensäulen auf Straßen und Plätzen aufgestellt. Vielfach türmen sich Wolkengebilde in unplastischer Vorstellung empor, auf denen die Madonna schwebt, z. B. in Landeck, Habelschwerdt, Ratibor, Leobschütz u. a. In zweiter Linie findet Johann von Nepomuk als Brückenheiliger weite Verehrung und Verbreitung. Zwei solcher Denkmäler stehen in Breslau und sind von Urbansky ausgeführt. An profanen Bildwerken sind die Straßen und Plätze Schlesiens arm gewesen. Außer einem schon aus der Renaissancezeit herrührenden Brunnen mit einer Kriegerfigur in Görlitz ist in Breslau der Neptunbrunnen auf dem Neumarkt, im Volksmund „Gabeljürg“ genannt, wohl das bemerkenswerteste Beispiel.

Die Grabmalkunst bleibt auch während der Barockzeit in voller Blüte, ja sie verbreitet sich noch in die unteren Schichten. Als Merkmal ist festzustellen, daß das während der Renaissance herrschende strenge Gerüst von Säulen und Architrav schwundet und freien dekorativen Kompositionen Platz macht, bei denen Ranken, Kartuschen, Draperien usw. neben kleinem Figurenwerk die Hauptrolle spielen. Grabplatten mit ganzen Figuren unter Betonung des Kostümlichen kommen noch bis in das 18. Jahrhundert vor. Als glänzende Leistung ist das Grabmal des Abtes Barthol. Fuchs († 1620) in der Sandkirche zu Breslau zu registrieren, aus rotem Salzburger Marmor gearbeitet. Eine der letzten dürfte die Ziegler-sche Grabplatte in Radmeritz (1734) bilden.

Im allgemeinen überwiegt die Vorliebe für Halbbildnisse, wie wir sie früh beim Relief des Bischofs Martin Gerstmann in Neiße kennen lernen. Die frei entwickelte Büste kommt dann als neuer Faktor hinzu. Wohl als erste begegnet uns über der Eingangstür der Elisabethkapelle die des Stifters, angeblich von Bernini. Besonders hoch steht die Büste des Joh. Georg von Wolff in der Elisabethkirche von 1722, gefertigt von dem oben genannten Brochhof in Prag, während den Entwurf zu dem ganzen Grabmal Fischer von Erlach in Wien besorgte. Sehr beliebt werden Grabmäler, bestehend aus einem Postament mit Inschrift zur Aufnahme der Büste, zu deren Seiten Genien angebracht sind, während sich hinter der Büste ein Obelisk erhebt. Oft wird auf der Wandfläche hinter dem Ganzen noch ein Stoffvorhang entfaltet. Dieser Aufbau kommt in seiner Grundanordnung u. a. 1677 beim Grabmal des Joh. von Schweinichen in Mertschütz vor und wird vielfach variiert. Seine glänzendste Wiedergabe findet er in dem Denkmal des Geheimsekretärs von Spätgen in der Dorotheenkirche zu Breslau von 1750, wohl dem hervorragendsten Werke des Rokoko in der ganzen Provinz. Als Verfertiger von Grabmälern kommen

alle angeführten Bildhauer in Betracht. Rauchmüller hat zwei schöne Arbeiten in der Maria-Magdalenenkirche hinterlassen. Siegwiß ist mehrfach in der Elisabethkirche vertreten.

Ein eingreifender Umschwung findet in der Barockzeit auf dem Gebiete der Altäre statt. Die katholische Kirche hatte während der Religionswirren in der Zeit der Renaissance auf neue Altäre verzichtet. Daher entfaltet sich nach dem großen Kriege eine um so größere Tätigkeit. Die geometrischen, alles Pflanzenornament ausschließenden Formen jener Zeit schlagen zuerst ins Weiche um. Die Säulen werden nach dem Vorbilde des Tabernakels in St. Peter zu Rom spiralförmig gewunden und mit weichlichem Pflanzengerank überdeckt. Als Farbe kommt aus dem Süden das Schwarz-Gold, zugleich ernst, mystisch und prunkvoll wirkend. Treffliche Stücke dieser Art sind die Hochaltäre in Gleiwitz und Ratibor. Die Verzierung durch Nischenfiguren liegt noch ganz in der Hand des Bildhauers. In der Zeit des Hochbarocks gelangt man nun von dem kleinen Maßstab und dem Zusammenstellen kleiner Einzelmotive dazu, einheitliche und großzügige Architekturgedanken zu konzipieren und zu verwirklichen. An die Stelle der Predella tritt der Säulensockel, der Aufbau besteht im allgemeinen aus einem mächtigen Säulengerüst. In architektonischem Rhythmus werden plastische Figuren, besonders bei den Bekrönungen, verwendet. Dagegen verschwindet die Flachplastik, die von der Gotik her noch die Renaissance beherrschte, gänzlich. Die großen Mittelflächen nimmt die Malerei unter ihre Herrschaft. Das architektonische Moment wird wie durch die strafferen und stattlicheren Verhältnisse auch durch die Baustoffe betont. Marmor wird, wo es angeht, verwendet, sonst durch Stuck oder bemaltes Holz nachgeahmt. Die Kapitelle werden vergoldet, die Figuren sind als weißer Marmor gedacht, der aber in Schlesien fast ausschließlich durch Holz mit weißem Poliment ersetzt ist. Der Hochaltar in der Matthiaskirche zu Breslau ist eines der seltenen Werke, dessen Urheber in dem Jesuitenlaienbruder Christoph Tausch (1725) bekannt ist. Gleich diesem stattlichen Aufbau zeichnet sich der Hochaltar in Leubus durch vornehme Verhältnisse aus. Bisweilen wird von farbiger Behandlung ganz abgesehen, wie der Hochaltar in Camenz beweist. Er zeigt das Gigantische, Triumphierende, das die Zeit auszudrücken strebt. Reicht er doch zu einer Höhe von fast 25 m bis ans Gewölbe, von hinten durch eine Treppe bestieigbar. Eine unerschöpfliche Zahl von Bildungen entsteht in dieser gedanken- und gestaltungsreichen Zeit, die zu verfolgen hier nicht möglich ist. Zu erwähnen sind aber neben den architektonisch gebundenen Kompositionen die freien dekorativen Arrangements, die sich meistens um den Mittelpunkt eines Bildes mit reichem Rahmen entfalten.

Von den besprochenen katholischen Altären unterscheidet sich der protestantische in der Formengebung nur wenig. Nur ist er stets zurückhaltender entwickelt; auch sind die figürlichen Darstellungen und Bilder natürlich dem protestantischen Ideenkreise entnommen. Als eigenartig protestantisch ist schon der Kanzelaltar vermerkt worden, die Anordnung der Kanzel über dem Altar in einheitlichem Architekturaufbau, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Provinz Aufnahme findet und in der Kirche zu Deutsch-Ossig bei Görlitz in einem besonders guten Exemplar vertreten ist. Die Kanzel behält ihre Grundform. Die architektonische Gliederung durch Säulchen und dergleichen fällt jedoch weg, und flüssige, architektonisch wenig gebundene Lösungen finden Eingang. In hohen Aufbauten

auf den Schalldockeln äußert sich besonders in den katholischen Kirchen der Zug nach jubelnder Pracht. Bei vornehmen Ausführungen wird Marmor und Alabaster verwendet. So bei der Domkanzel, die der Steinmeister Kharinger fertigte, wobei der bereits genannte Urbansky die Alabasterreliefs lieferte. Sonst wird Stuckolstro verwendet, dessen Herstellung damals blühte. Die reichentwickelten Kanzeln der Matthiaskirche, der Stiftskirchen in Trebnitz und Grüssau u. a., lassen die virtuosenhafte Beherrschung von Baustoff, Form und Farbe erkennen, die damals sozusagen im Blute lag. Als neu entwickelt sich die Ausgestaltung von Orgelprospekt mit der damals eintretenden großen Vollkommenheit im Orgelbau. Zur Ausführung der Zierteile werden die besten Bildhauer herangezogen. Beispielsweise fertigte Siegwitz die Figuren des Alaron und der Mirjam an der prächtigen Orgel der Elisabethkirche. Besondere Erwähnung verdienen außer dieser die Orgelprospekte in den evangelischen Kirchen zu Hirschberg (Gnadenkirche), Brieg, Strehlen und in den katholischen Kirchen Maria auf dem Sande zu Breslau, sowie in Wartha, Neiße, Grüssau.

Zur Zeit des Neuklassizismus führt der Bildhauer Joh. Peter Echler hinüber, der noch unter Balth. Neumann in Vierzehnheiligen gearbeitet hatte, also im Spätbarock stand, in Breslau aber ein treuer Gehilfe von Langhans wurde. Er hatte für ihn die Statuen der Tragödie und Komödie am ehemaligen Theater an der Ecke der Taschen- und Ohlauerstraße geschaffen. Auch wirkte er am Hatzfeldtschen Palais mit. An der Grenze der Neuzeit steht dann Gottfried Schadow (1764—1850). Mit Langhans zusammen schafft dieser bedeutende Meister das Gefelerdenkmal in der evangelischen Kirche zu Brieg, wobei übrigens auch Echler handwerklich mitwirkt (s. Taf. XVII, Abschn. Heerwesen). Weiter fertigt Schadow das Figürliche für das bekannte Tauenhindenkenkmal in Breslau. Auch für Carlsruhe (O. S.) und Waldau-Oberlausitz schuf Schadow Grabdenkmäler. Wohl das edelste aber ist das Grabdenkmal für den Freiherrn Fr. E. von Grünfeld auf der Burg Lehnhaus, in seiner stimmungsvollen Umgebung von weihevoller Andacht umweht. War schon in der späteren Barockzeit wegen Überfüllung der Kirchen das moderne Reihengrab mit freistehendem Denkmal üblich geworden, so wird diese Begräbnisform jetzt herrschend. Die antikisierende Richtung führt zu stärkster Vereinfachung der Grabformen. Schlichte Platten, Obelisken, namentlich aber Postamente und Säulen mit besetzten Vasen wurde beliebt, meist einfache Steinmeharbeit. Nur die trauernden Genien, die den Toten beklagen, hatte der Bildhauer zu formen.

Malerei.

Als ältestes Tafelbild der Provinz gilt ein wohl am Orte entstandenes Epitaph für Frau Barbara Polej von 1309 in der Barbarakirche zu Breslau, die auch noch einige spätere bemerkenswerte Tafelbilder birgt. Wie weit an den vorhandenen Werken einheimische oder zugewanderte Meister beteiligt, oder ob die Bilder von außen eingeführt sind, steht nur in wenigen Fällen einigermaßen fest. Im 14. Jahrhundert sind mehrfach erwähnte Beziehungen zwischen Schlesien und

Böhmen, Breslau und Prag bezeugt. Der Prager Maler Franzke Ehrusch wurde 1383 Bürger in Breslau. Umgekehrt erlangten schlesische Maler in Prag das Bürgerrecht. Das bedeutendste erhaltene Tafelbild der böhmischen Schule aus der Provinz, „Die Gläser Madonna“, hängt jetzt im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. Aber einige Werke dieser Schule sind noch in Breslau vorhanden. Das Diözesanmuseum in Breslau enthält ein vor 1376 gemaltes Madonnenbild, das der kunstliebende Bischof Przeslaus für die bereits mehrfach genannte Marienkapelle am Dom beschaffte. Der Donator ist auf dem Rahmen dargestellt. Nach dem sehr ähnlichen Madonnenbild in der Hohenfurter Stiftskirche ist an den Maler Nikolaus Wurmser zu denken, der in Prag unter Karl IV. wirkte. Gleicher Herkunft ist eine Anna selbdritt im Schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, die aus dem um 1384 gegründeten Karmeliterkloster in Striegau stammt. Ein zweites Bild im Diözesanmuseum, das auf dem Dachboden des Pfarrhauses in Schönau a. R. gefunden wurde, verdeutlicht besonders charakteristisch die von der böhmischen Schule erstrebt weltabgewandte mystische Wirkung und läuft als malerische Darstellung des „Gnadenstuhles“ genau parallel dem oben besprochenen Tympanonrelief in der Kreuzkirche.

Nach der Begründung der Malerinnung wird Breslau die Provinz mit Bildern versorgt haben, wobei nach den früheren Darlegungen Schnizereien und Malereien nebeneinander von demselben Meister besorgt wurden. Wir erfahren beispielsweise, daß der Maler Nickel Schmidt aus Breslau 1481 eine Tafel für den Hochaltar der Niederkirche in Liegnitz übernahm, wie er 1466 eine solche für den Hochaltar der Peter- und Paulskirche daselbst gefertigt hatte. Neben einem geschnitzten Beiwerk sollte das mittlere Flügelpaar Gemälde „mit schönem gefärbten Golde“ zeigen, auf den Außenseiten sollten Gemälde in Ölfarbe ausgeführt werden. Auch Olmützer ist hier wieder zu nennen, dessen nach Görlitz gelieferte Werke, wie oben behandelt, dank besonderer Umstände erhalten und archivalisch bezeugt sind, während von seiner sonstigen Tätigkeit nichts bekannt ist. Im allgemeinen kann, obwohl wir einigen achtbaren Leistungen gegenüberstehen, nicht verkannt werden, daß die Innungsvorschriften der freien Entfaltung Eintrag taten und die Hervorbringung von Durchschnittserzeugnissen förderten. Das Geschäft vererbte sich in derselben Familie durch viele Generationen. So sind die Mitglieder der Malerfamilie Einer von 1537 bis etwa 1600 in Breslau, der Familie Beuchel von 1471 bis 1629 in Schweidnitz nachweisbar. Jakob Behnhardt der Ältere war 1483 Ältester der Maler und sein Enkel Hieronymus bekleidete hundert Jahre später dieselbe Würde. Nur wer nach der Lehrzeit noch zwei Jahre in einer Breslauer Malerwerkstatt gearbeitet hatte, durfte das Meisterstück machen. Er hatte entweder die Geburt Christi oder eine Kreuzigung „mit Gedränge“ (cum turba) zu malen und den Rahmen zu dem Bilde zu vergolden. Wie auf der einen Seite die mittelalterlichen Künstler sich bei der Wiedergabe biblischer Szenen einem gewissen kirchlich überlieferten Kanon anpaßten, so wurde auf der anderen Seite der Hauptnachdruck auf die handwerkliche Durchführung gelegt. Kein Wunder daher, daß nur wenige wirkliche Kunstleistungen entstanden. Anscheinend sind wenigstens fast alle besseren Werke der Malerei auf Einflüsse, wenn nicht auf Einführung aus anderen Ländern zurückzuführen. Im 15. Jahrhundert wird der Import aus

Nürnberg in größerem Umfange bemerklich. Die gemalten Flügel des Breslauer Goldschmiedealtars im Altertumsmuseum weisen dahin. Auch der wertvolle Barbaraaltar von 1447 in demselben Museum dürfte von einem in Nürnberg geschulten, dem Meister Pfenning verwandten Meister herrühren, der vielleicht in Breslau eingewandert war (Taf. LIX). Wohl noch höher ist der Klappaltar des Kanonikus Peter Wartenberg von 1468 im Dom zu schätzen, dessen Darstellung auf der Rückseite mit der Verkündigung in ihrer holden Unmut an die Werke Fra Angelicos mahnt. Aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts stammt dann noch die Rosenkranztafel im Diözesanmuseum, die ebenfalls als Nürnberger Arbeit angesprochen wird. Aber auch aus den Niederlanden verirrt sich gelegentlich ein Werk nach dem Zobtenlande, wie das aus dem Klarenstift in Glogau herrührende Motivbild im Altertumsmuseum bezeugt. Aus der Reihe von gemalten mittelalterlichen Epitaphien in Breslauer Kirchen ragt das schon zur Renaissance neigende für A. Pecherer in der Elisabethkirche mit dem jüngsten Gerichte hervor.

Reste von mittelalterlichen Wandmalereien sind in Schlesien nicht selten. Offenbar stand auch auf diesem Gebiete Breslau in erster Reihe. Der Dom enthielt ehemals Wandgemälde in größerem Umfange. Freilich ist von den Fresken, mit denen Simon von Gneiwitz (1370) im Auftrage des oftgenannten Bischofs Przeslaus die Marienkapelle und die anstoßenden Räume der Kathedrale schmückte, nichts mehr vorhanden. Im nördlichen Chorumgang sind aber noch zwei kleinere und ein größeres Wandgemälde vom Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten. Das letztere zeigt drei Reihendarstellungen mit Martyrien, die durch weiße Streifen mit den Legenden der Schilderungen getrennt sind. Von der Sandkirche weiß man, daß sie von dem Augustinerbruder Paul von Fueleck und dem Laienbruder Wenzel ausgemalt wurde. Diese Malereien, die sich nur auf den Chor beschränkten, sind 1666, ebenso wie die ehemals vorhandenen prächtigen Glasmalereien in frommem Wahne beseitigt worden. Auch von der Dominikanerkirche St. Adalbert, der Elisabethkirche und der Christophorikirche sind urkundliche Nachrichten über ehemals vorhandene Wandmalereien vorhanden. In der Barbarakirche sind gelegentlich der Instandsetzung von 1901 einige Reste von Wandgemälden aufgedeckt worden, von denen ein Bild die Maria mit dem Gnadenmantel, das andere in vier Reihen mit acht Darstellungen die Legende der Heiligen Hedwig, Schlesiens Schutzpatronin, vorführt. Auch im übrigen Schlesien kommen zahlreiche Reste von Wandgemälden vor. In gewissen Bezirken scheint diese Kunstweise besonders bevorzugt worden zu sein, so in der Gegend von Hirschberg. In Boberröhrsdorf und Schmiedeberg finden sich Malereien. Besonders aber ist die Be- malung des Presbyteriums in Johnsdorf mit den anziehenden Engelsköpfen zu erwähnen. In erheblicher Ausdehnung ist der Kreis Brieg beteiligt. Nicht nur, daß hier bemalte Bretterdecken mit schablonierten Mustern in Böhmisch-dorf, Grüningen und Mollwitz erhalten sind, finden sich auch mittelalterliche Wandmalereien in Buchitz, Schönau, Zindel und Mollwitz. In dem durch Friedrichs des Großen Sieg berühmt gewordenen Dorfe Mollwitz sind sie im wesentlichen erhalten, wenn auch nicht ganz einwandsfrei ausgebessert. Sämtliche Wände von Chor und Langhaus sind mit Malereien bedeckt, die in ihrer Vollständigkeit eine *biblia pauperum* bilden. Im Langhause ist das alte

Testament in 55 Einzeldarstellungen und das Leben Christi in 30 Bildern abgerollt. Die Ostwand zeigt eine Schilderung des jüngsten Gerichts mit Christus als Weltenrichter. Der Chor enthält noch acht Darstellungen aus dem Leben des Heilands. Die Anordnung folgt dem üblichen Reihenschema, wobei aber auf Symmetrie der Einteilung, Gruppierung und Flächenfüllung Wert gelegt ist. Die recht hoch zu schätzenden Malereien sind im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, ungefähr gleichzeitig mit den schon viel freieres Empfinden atmenden Malereien an der Ostseite des Breslauer Rathauses entstanden. Die Stimmung, die von ihnen ausgeht, ist auch heute noch eine mächtvolle.

Eine weitere Gruppe von Malereien findet sich am Fuße des Jobten. In der kleinen Kirche in Queitsch liegen Malereien unter der Tünche. Im Schloßchen zu Gorkau, dem ehemaligen Propsteigebäude der zu Anfang des 12. Jahrhunderts beigezogenen Augustinerchorherren sind Malereien im Turm erhalten. Namentlich aber sind in dem katholischen Pfarrkirchlein zu Strehlitz bemerkenswerte und vollständige Wandmalereien aufgedeckt worden. Szenen aus der Marialegende sind mit den üblichen Schilderungen aus dem Leben des Heilands verbunden. Die dem 15., vielleicht gar dem 14. Jahrhundert entstammenden Malereien, die stellenweise eines Beigeschmacks von urwüchsiger Humor nicht entbehren, sind außerordentlich naiv durchgeführt und in ihrer Komposition enthüllt sich eine verblüffende Harmlosigkeit. Ohne Abtrennung reiht sich Bild an Bild, oft mehrere Handlungen zusammenziehend. Dabei ist die ganze Darbietung des offenbar ländlichen Meisters nicht ohne Kraft und Stimmungsgehalt.

Mit der eindringenden neuen Geistesströmung der Renaissance wendet sich die bis dahin ausschließlich von der Kirche getragene Malerei auch dem weltlichen Bereich zu und findet in Fürsten- und Herrensitzen, vor allem auch in den Rathäusern eine Stätte. Damit zugleich bemächtigt sie sich naturgemäß auch der neuen, durch den Humanismus eingeführten Stoffgebiete. Im oberen Gemache des Hedwigsturmes im Liegnitzer Schlosse findet sich eine Darstellung Karls des Großen, umgeben von üppigem grünem Rankenwerk. Und wie hier die typische Herrscherfigur wiedergegeben ist, so wählte man in dem ältesten Teile des Rathauses in Löwenberg weise Männer wie Plato und Sallust oder figürliche Gebilde von Tugenden als Vorwurf.

Indem die Malerei sich von den kirchlichen Fesseln löst und der weltlichen Bewegung folgt, bringt sie zugleich bis an die Außenseite des Lebens vor und wird Dienerin der Repräsentation. Es schmücken sich die Bauwerke im Äußersten mit Sgraffito und Malerei. Es schmücken sich die Innenräume mit Gemälden und Bildnissen. Von besonderem Interesse ist es, wie im Zeitalter der Reformation der Wunsch, persönlich hervorzutreten, sich zunächst unter kirchlichem Deckmantel vordrängt. In Sachsen und Thüringen sind aus damaliger Zeit nicht wenige Bilder nachzuweisen, auf denen Zeitgenossen im Porträt in die heilige Szene eingeführt werden. Namentlich ein Bild von Lukas Cranach in Cöthen mit dem Heiligen Abendmahl führt lauter Gestalten seiner Zeit vor. Eine Analogie dazu bildet ein offenbar in Breslau entstandenes, jetzt im Rathause hängendes Abendmahlbild von 1537, auf welchem sämtliche Dargestellte, Christus und die Apostel, die charaktervollen Porträtköpfe von Ratsherren, zugleich der Führer des geistigen Lebens des Humanismus und Protestantismus der schlesischen Hauptstadt, zur Schau tragen. Leider ist der Maler des schlecht

erhaltenen Bildes zwar nach seinem Aussehen auf dem Bilde ebenfalls vorgeführt, aber nicht dem Namen nach bekannt. Hier, wie so oft, fehlt uns die Möglichkeit, zu der nicht kleinen Liste überliefelter Malernamen die eine Anschauung und Verkörperung vermittelnden Werke zu bestimmen. Nach wie vor behalten wir den Eindruck, daß die einheimische Produktion nur mittelmäßiges Gut erzeugte und die besseren Bilder eingeführt wurden. Ein kürzlich in Rotsürben festgestelltes Werk des aus Steier zugewanderten, in Breslau heimisch gewordenen Malers Johann Twenger (etwa 1600), darstellend Jakobs Traum mit der Himmelsleiter, bestätigt als handwerksmäßige Leistung diese Einschätzung. Als eingeführt sind hervorzuheben zwei Cranach'sche Bilder, die Madonna unter den Tannen im Dom zu Breslau und eine Madonna im Glogauer Dom. In Verbindung damit ist das Hefz-Epitaph in der Maria-Magdalenenkirche zu nennen. Auf Matthias Grünwald wird eine Madonna im Breslauer Dom zurückgeführt. Von Albr. Dürer hat Bischof Johann Turzo 1508 ein jetzt verschollenes Marienbild gekauft. Die Werke dieser Meister haben naturgemäß vorbildlich gewirkt und namentlich tauchen an mehreren Stellen Bilder und Darstellungen auf, die nach den weitverbreiteten Holzschnitten und Kupferstichen Dürers gefertigt sind. Erwähnt sei ein Christuskopf in Scheidewitz, Kreis Brieg, und das Schweifstuch der Veronika auf der Holzdecke der Kirche in Chechlau (O. S.).

Von den einheimischen Malern, die sich mit religiösen Schilderungen befaßten, kennen wir D. M. Hauptfleisch (bis 1618), der ausdrücklich als Maler des Domkapitels bezeichnet wird, ein Schwiegersohn des Stadtbaumeisters Hans Schneider von Lindau. Dann Pet. Schmidt, der sich Stadtmauer nennt und 1619 eine Auferstehung in der Bernhardinkirche malte. Schließlich David Heidenreich, aus Freiburg im Breisgau eingewandert, der mit einer Arbeit (etwa 1638) in der Elisabethkirche vertreten ist.

Eine größere Bedeutung erlangt, wie ja bereits angedeutet wurde, die Porträtmalerei. Das „Konterfeien“ wird ein besonders stark entwickelter Zweig, und stolz nennen sich die diese Kunst ausübenden Kontrafektoren. Leider sind wir auch hier nicht in der Lage, die Entwicklung durch Werke und Meister zu belegen. Eine höhere Stufe des Könnens scheinen Andreas Ruhl (bis 1567) und sein Sohn gleichen Namens erreicht zu haben. Es ist ein kulturgeschichtlich bemerkenswerter Umstand, daß die Bildnismalerei alsbald an den Fürstenhöfen in Aufnahme und Pflege kam, wo man sich von jetzt ab besondere Hofmaler hielt. Der jüngere Ruhl wurde brandenburgischer Kontrafektor. Zu noch größeren Ehren gelangte Ruhls Schwiegersohn, Barth. Strobel (bis 1644), der als Kontrafektor am kaiserlichen und am polnischen Königshofe hohen Ruf genoß und von seinen Zeitgenossen mit ungemeinem Lobe, entsprechend der schwülstigen Art jener Tage, überhäuft wurde. Er zeichnete u. a. das Bildnis seines Freundes Martin Opiz, der ihn seinerseits poetisch verherrlichte. Von den in ziemlicher Zahl erhaltenen Bildnissen jener Zeit verdienen die von Hefz und Ribisch Erwähnung.

In Schlesien ist die Beobachtung zu machen, daß bei der dekorativen Ausmalung von Räumen in der Zeit der Gotik die figürlichen Malereien auf die Wände beschränkt werden. Die Decke fand nur eine ornamentale Verzierung. Bildet hierfür Mollwitz ein Beispiel, wo Brett für Brett der Bretterdecke mit Rankenwerk bemalt ist, so schließt sich die im einzelnen schon ganz nach dem Emp-

finden der Renaissance entworfene Bretterdecke in Groß-Kreidel als noch reifer an. Im 17. Jahrhundert geht dann die figürliche Malerei auch auf die Decken der Kirchen über. Zunächst recht bescheiden auftretend, lenkt sie in den Weg ein, auf dem die Barockmalerei später zu so großen Triumphen kam. Wenn bisher nur die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts liegenden Schrotholzkirchen in Pniow und Chechlau (O.S.) als Beispiele von bemalten ebenen Holzdecken der Renaissance — letztere auch mit schüchternen figürlichen Versuchen — in Betracht gezogen werden konnten, so hat die erst ganz kürzlich aufgedeckte Bemalung der Deckengewölbe in der katholischen Pfarrkirche zu Rotsürben neue Perspektiven eröffnet. Einzelne geschlossene Bilder sind dort medaillonartig auf die Kappensflächen nach architektonischem Rhythmus verteilt. Im Presbyterium sind die Evangelisten in den Gewölbezwickeln dargestellt, an der Decke thront Gottvater. Im Schiffe boten die schmalen länglichen Kappenzwickel günstige Fläche zur Aufnahme der Flugen und törichten Jungfrauen, gleichzeitig den Gegensatz zwischen gottzugewandtem und weltlichem Trachten veranschaulichend. Das Deckengemälde zeigt das jüngste Gericht. Die übrige Ausmalung bestand anfangs (bald nach 1600) aus einer Nachbildung architektonischer Elemente, namentlich einer schweren, die Fenster und Gurtbogen begleitenden Quaderung. An ihre Stelle trat später eine groteskenartige Dekoration mit leichtflüssigen Rankengebildern und eingestreuten musizierenden Putten. In der nach Westen gelegenen Eingangshalle befinden sich Darstellungen von der Eitelkeit des Irdischen, in denen sich biblische und humanistische Vorstellungen eigentümlich mischen. Die dort vorhandene Jahreszahl 1660 gibt den Abschluß der in drei Seiten ausgeführten, sich über ein halbes Jahrhundert erstreckenden Schilderungen an, die, obzw. im einzelnen verschiedenwertig, zu erhebender Gesamtwirkung verschmolzen sind. Unbestreitbar bildet die Ausmalung einen wichtigen Faktor bei der reizvollen Innenwirkung dieses an wertvollsten Kunstsäcken so reichen Juwels einer schlesischen Dorfkirche.

Zu den Grabmälern wurden die Ausführungen in Stein und Metall wegen ihrer längeren Dauer stets bevorzugt. Aus der Zeit der Renaissance gibt es noch eine Reihe wertvoller gemalter Epitaphien mit reichgeschnitztem Holzgerüst, während später solche Stücke kaum noch vorkommen. Die besseren davon scheinen von auswärts eingeführt zu sein. Ein prächtiges Epitaph von 1584 in der Schweidnitzer Pfarrkirche weist auf einen niederländischen Meister. In Rotsürben ist als der Maler des Epitaphs für Simon Hanniwald der in seiner Zeit hochberühmte Barth. Spranger inschriftlich ermittelt worden. Mit Adrian de Bries und anderen hatte ihn Kaiser Rudolf II. an seinen Hof in Prag gezogen. Vielleicht entstammt auch das andere in Rotsürben vorhandene wertvolle Epitaph dem Kreise dieser Künstler.

Es wirkt fast wie ein Symbol, daß die mit der Gegenreformation eingeleitete starke Bewegung in der katholischen kirchlichen Kunst auf einen Konvertiten, Michael Willmann, gegründet ist, der auch in seiner Fruchtbarkeit den leidenschaftlichen Aufschwung des Katholizismus versinnlicht. Geboren 1630 in Königsberg, hatte er sich in Amsterdam an den Werken von Rubens und van Dyk, Rembrandt und de Backer geschult. Nach einem vergeblichen Versuche, sich am Hofe des Großen Kurfürsten in Berlin eine Stellung zu schaffen, kam er nach Breslau. Hier soll er aber mit der Malerinnung in Konflikt geraten sein, weil

er sich dem Zunftzwange nicht unterwerfen wollte. Die Bekanntschaft mit dem Leubuser Abt Freiberger eröffnete ihm die gern ergriffene Gelegenheit, in Leubus Fuß zu fassen, und er entwickelte, umgeben von Schülern, eine gewaltige Tätigkeit in der Schilderung kirchlicher und mythologischer Vorgänge durch großflächige Tafelbilder, deren Zahl, wohl etwas hoch, mit 1600 angegeben wird. Rechnet man auch einen beträchtlichen Teil dieses Lebenswerkes auf Schülermitarbeit, so ergibt sich doch eine erstaunliche Virtuosität und Leichtigkeit des Produzierens als hervorstechende Eigenschaft des Künstlers, eine Eigenschaft, die bisweilen zur Flüchtigkeit verführt. Weiter fällt die Mannigfaltigkeit seiner Darstellungen auf. Bringt er doch bei der Wiederholung seiner Themen selten denselben Gegenstand mehrmals in gleicher Weise zur Anschauung, sondern weiß immer neue Anordnungen und Auffassungen zu bieten. Seine Geschicklichkeit in der Komposition, Anordnung und Verteilung der Gestalten tritt dabei deutlich hervor. Als größter Vorzug aber ist anzuerkennen, daß er seine Figuren zu verinnerlichen, ihre Gefühle, Begeisterung, Verzückung und Hingabe in voller Tiefe zu erfassen weiß. In seiner Technik und Art des Malens ist und bleibt er in den Bahnens seiner niederländischen Vorbilder. Wie jene liebt er ein goldiges Helldunkel, aus dem durch kunstvolle Differenzierung des Lichtes und der Farbe sich seine dargestellten Personen in warmer Lebensfülle abheben. Ist er dabei von der sinnlichen, strohenden Kraft eines Rubens nach Form und Inhalt gleich weit entfernt, so erreicht er auch nicht jene wunderbaren Beleuchtungsgegensätze, die einen Rembrandt so hoch heben. Mag seine Technik oder die Qualität seiner Farben ein Nachdunkeln begünstigt haben, jedenfalls ist bei vielen seiner Bilder ein Verschwinden der Darstellungen in den dunklen Tönen festzustellen, das die in den starkbewegten Figuren pulsierende Lebenswirklichkeit störend zurückdämmt. Naturgemäß sind die Bisterzienserkirchen mit Willmannschen Tafeln gefüllt. Die Kirchen in Leubus, Heinrichau, Trebnitz verdanken ihnen einen wichtigen Anteil ihres Schmucks. Aber auch in vielen Breslauer Kirchen ist er gut vertreten und auch die beiden Breslauer Museen haben eine stattliche Zahl seiner Werke zusammengebracht.

Der 1706 verstorbene „schlesische Rafael“, wie Willmann von seinen Verehrern überschwenglich genannt wurde, hinterließ zwar einen Sohn, der ebenfalls Maler war, aber früh starb. Sein Stieffsohn Joh. Chr. Lischka spielt in der böhmischen Barockmalerei eine Rolle. Sein Schwiegersohn Christian Neunherz war bischöflicher Maler in Breslau, ohne daß seine Tätigkeit durch Werke belegt werden kann. Auf den Sohn des letzteren, Georg Wilh. Neunherz, der sich in Prag ansiedelte, wird noch zurückzukommen sein. Bleiben wir bei der Tafelmalerei, so ist Felix Anton Scheffler zu nennen, der in Grüssau mit Altarblättern auftritt, die im Gegensatz zu Willmanns Art auf einen freidig fahlen Grundton gestimmt sind. Peter Joh. Brandel aus Prag hat in Breslau, Wahlstatt, Grüssau Werke aufzuweisen. Neben den böhmischen Malern, die bei dem immer zeitweise hervortretenden Mangel von tüchtigen einheimischen Kräften herangezogen werden, sind zwei Niederländer von Bedeutung, die sich in Breslau niederlassen. Joh. Franz de Baeck aus Antwerpen († 1749) hat die großen Tafelbilder in der kurfürstlichen Kapelle am Dom und in der Ceslauskapelle geschaffen, die als Panneaus in die Wandarchitektur eingefügt sind. Chr. de Bentum aus Leyden († 1750) hat im Dom und in Trebnitz

Werke hinterlassen. Beide füßen als Niederländer auf denselben Vorbildern wie Willmann, und es ist daher nicht verwunderlich, daß ihre Werke wie Arbeiten Willmannscher Schule anmuten. Von Einheimischen kommt der Malerälteste Joh. Brandeis (bis 1768) gelegentlich auch mit einem Altarblatt vor. Später tritt noch Franz Ant. Feldner mit seinem Sohne Johann Franz Feldner mit Altarbildern in Leubus, Breslau und Liebenau auf. Als einer der letzten Nachläufer des Barock wird noch der Malerälteste Joh. Kühnast (bis 1793) in Breslau einzutragen sein, von dem eine bescheidene Tafel in Rotsürben aufgetaucht ist.

Das Porträt behält in der Barockzeit seine Bedeutung bei. Willmann ist wenig als Porträtißt tätig gewesen, hat aber ein Bildnis des Abtes Freiberger und ein Selbstbildnis hinterlassen. Auch die übrigen genannten Maler mögen sich gelegentlich im Porträt versucht haben. Im Altertumsmuseum befinden sich 23 Kopfbildnisse gleicher Größe der Breslauer Ratsherren von 1667, die auf einem großen Bilde im Oberbürgermeisterzimmer des Breslauer Rathauses von demselben Künstler zu einer feierlichen Sitzung vereinigt dargestellt sind. Diese Bildnisse rühren von dem einheimischen Maler Georg Schulz, dem Sohne des Malerältesten gleichen Namens her und sind achtbare, wenn auch von handwerklichem Geiste nicht freie Leistungen. Eine ähnliche Beurteilung wird den beiden Eibelwieser, Vater und Sohn, zustehen, von denen ersterer aus Wien zuwanderte und 1694 starb, während der Sohn bis 1744 in Breslau wirkte und als Porträtißt gut beschäftigt war. Bestimmte Bilder ihnen zuzuweisen, sind wir nicht in der Lage. Vielleicht, daß der jüngere Eibelwieser an den Ölbildnissen in der Aula Leopoldina beteiligt war. Weiter haben als Porträtmaler Phil. Sauerland und Fr. Jachmann die kaiserliche Hofbefreiung erhalten. Von Auswärtigen scheinen Ant. Palcko und sein Sohn Franz Karl für Breslau geschaffen zu haben. Nach der Besiegereignung Schlesiens durch Preußen gelangen einige Porträts des großen Königs von A. Pesne aus Berlin in die Provinz. Dessen Schüler Braband († 1790) verschaffte sich als Porträtmaler in Breslau Geltung. Nach ihm wirkte G. A. Thilo, sein Schüler, der ein treffliches Bildnis des Ministers Grafen von Hoym für die Aula Leopoldina fertigte. Er macht den schier unbegreiflichen Rückschlag mit, demzufolge die Malerei, die sich vorher in Großzügigkeit und Betonung des Repräsentativen kaum Genüge tun konnte, sich jetzt auf die Miniatur, eine Tätigkeit mit der Lupe, zurückzieht. Thilo hat selbst als Miniaturist eine überaus reiche Tätigkeit entfaltet. Carl Gottl. Schmeidler († 1838), der später als Porträtißt und Miniaturmaler wirkte, gelang es, zu besonderem bürgerlichen Ansehen zu gelangen. Und den Schluß der Reihe bilden Joseph Schall und Amand Zausig, deren Wirken schon in die Neuzeit hinübergreift.

Vielseitigkeit zeichnet die Barockmeister aus. Die meisten Künstler dieser Zeit haben sich daher nicht nur als Tafelmaler betätigt, sondern sich auch in Wandmalereien, in der Regel Fresken, versucht. Willmann hat auch auf diesem Gebiete eine vollwertige Leistung in der 1690 erbauten Josephskirche in Grüssau aufzuweisen, die auch durch den Umfang von 60 einzelnen Darstellungen imponiert. Entsprechend der oben gegebenen allgemeinen Entwicklung der Kunstverhältnisse begegnen wir in der Elisabethkirche am Dom dem Italiener Giacomo Scanzi. Im Matthiasgymnasium, früher Kreuzherrenkloster, hat

Eibelwieser nicht eben glückliche Wand- und Deckenbilder gemalt. Später werden österreichische Künstler zu den bedeutenden Aufgaben herangezogen. Rottmayer von Rosenbrunn vollendet 1706 die Ausmalung der Matthiaskirche. Das große Deckenbild schildert, einer Zeitidee folgend, die Anbetung des heiligen Namens Jesu in den vier Weltteilen. Die Gewölbebilder über den Kapellenreihen führen das Leben und Sterben Christi in eigenartiger Auflösung vor. Sowohl nach der Komposition, als nach der reichen und ausgeglichenen farbigen Behandlung stehen die Rottmayerschen Fresken an der Spitze aller in der Provinz vorhandenen gleichartigen Schöpfungen. Die Fresken in der Kuppel der Hochbergschen Kapelle an der Vinzenzkirche wurden 1725 von dem Prager Wenzel Reiner ausgeführt. Die bekannten Deckengemälde in der Aula Leopoldina und im Musiksaal der Universität sind die virtuose Leistung des in Olmütz ansässigen Meisters Johann Christoph Handke (1732) (Taf. LV). Im Gegensatz zu den tieferen und volleren Tönen Rottmayers geht er zu leichterer, duftigerer Farbengebung über. Seine Kompositionen aber zeigen den großzügigen Schwung der Körperbewegung und den rauschenden Wurf der Gewänder jener Zeit, der nur in einer durch Generationen betriebenen Schulung zu erreichen war. Ein kongenialer Meister, der oben kurz erwähnte Felix Anton Scheffler, aus Bayern stammend, malte 1734 die jetzt leider größtenteils verdorbenen Deckenbilder in den Fluren und im Treppenhaus der Universität mit den „Fürstentümern“. Auch in der schlesischen Provinz entfaltete der später in Prag domizilierte Künstler eine wichtige Wirksamkeit. Ohne im einzelnen auf alle Stationen seines bis 1749 dauernden schlesischen Schaffens zu folgen, finden wir ihn 1730 in Neiße, wo er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Thomas die Peter- und Paulskirche (Kuratalkirche) ausmalt. Das Deckenbild im Refektorium des Klosters Leubus schuf er 1733, und 1739 schmückte er die katholische Kirche in Deutsch-Lissa. Ihm ist auch der bessere Teil der Deckengemälde der Gnadenkirche in Hirschberg zuzuschreiben. Die flotten Gemälde in Wahlstatt sind von der Hand seines Landsmannes Cos. Dam. Asam, der in Süddeutschland eine große Berühmtheit genoss und bekanntlich in München wohnte. Als einzelne Erscheinung steht das Deckenbild im Leubuser Fürstensaale von Bentum da, das größte Leinwandgemälde Ostdeutschlands, die Technik des Tafelbildes mit der dekorativen Raumkunst vereinend.

Von den Einheimischen sind Willmanns Nachfolger von Bedeutung geworden. Als wichtigster der oben kurz genannte Georg Wilhelm Neunherz († 1750), der sich bei den reichen Deckenfresken der Marienkirche in Grüssau (Taf. LIX) und der katholischen Kirche in Liebenthal als würdigen Enkel Willmanns bewährte. Neben ihm wird in Liebenthal Konrad Jäger genannt. Auch Joh. Franz Hoffmann aus Grüssau († 1766), der die Ullersdorfer Kirche ausmalte, hat der Art des Meisters nachgestrebt. Der in Leubus, Seitsch und Camöse tätige Ignaz Axter wird ausdrücklich als Schüler Bentums bezeichnet. Eine eigenartige Stellung nimmt dann Sebastini ein, der bis 1781 in dem Bezirke von Rauden und Oberglogau eine große Zahl von Kirchen mit Fresken geschmückt hat. Er war anscheinend ein Bisterziensermönch, der seinen Familiennamen Hoinka durch den italienisierten Vornamen ersetzte. Seine schon stark vom Hauch des Rokoko durchwehten leichtbeschwingten Darstellungen leisten an Zartheit der Tongebung das Äußerste. Die katholische

Pfarrkirche in Oberglogau, die katholischen Kirchen in Groß-Horschütz und Maßkirch haben durch seine Ausmalung eine erhöhte Bedeutung erhalten.

Ein Rückblick über die ganze barocke Raummalerei läßt erkennen, daß Willmann, in der Tafelmalerei wurzelnd, noch Bild an Bild setzt. Allmählich dringt dann die von Pozzo eingeführte räumliche Auffassung ein, derzufolge der ganze Schmuck eines Raumes nach Idee, Komposition und Kolorit zu einer Einheit verbunden, ja der Raum der Malerei untertan wird. Die Steigerung der Wirkung wird nicht in einer Vertiefung des Gehaltes der Darstellung, sondern in dem vergrößerten Maßstabe, dem rauschenden Prunk der Vorführungen und der Kunstfertigkeit der Perspektiven und Verkürzungen gesucht und erreicht. Die Übersteigerung dieser Tendenzen führt naturgemäß zur Vernachlässigung der Einzelheiten, zu lockerer Komposition und Unsolidität der Zeichnung. So lag auch hier, wie so oft, in der höchsten Entfaltung zugleich der Reim zu dem bald darauf eintretenden unerhörten Umschwung, der diese ganze Kunst vollständig beseitigte, ohne etwas anderes an die Stelle zu setzen.

Die Bestrebungen auf dem Gebiete der Malerei würden nicht vollständig anschaulich werden, wenn nicht nachgetragen würde, daß auch die graphische Kunst, wenn auch verhältnismäßig schwach, vertreten ist. Schon Willmann hat eine größere Zahl von Radierungen geschaffen. Später ist Barth. Strahowski (bis 1759) aus Böhmen als Kupferstecher tätig. Eibelwieser und Gottfr. Berger haben einige Orgeln gezeichnet. F. G. Endler (bis 1790) reiht sich ihnen an. Als Zeichner von Prospekten, architektonischen Darstellungen aller Art ist F. B. Werner mehr wegen seiner Geschäftigkeit als der Treue seiner Aufnahmen festzuhalten, der auch über Schlesien hinaus als Zeichner von Städtebildern Bedeutung erlangte.

Litteratur.

Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesien, Bd. I—VI, von Hans Lutsch. Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler (mit Wegweiser) von Hans Lutsch. Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Zeitschrift des Museumsvereins zu Breslau. Bd. I—VII.

Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Neue Folge. Jahrbuch des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer. Bd. I—VI. Zahlreiche Auffäße von R. Foerster, J. Jungnick, C. Buchwald, E. Hinze, L. Burgemeister u. a. Cimbal, Michael Willmann.

Die Denkmalpflege. 1904. Mittelalterliche Wandmalereien in Schlesien.

L. Burgemeister, Die Jesuitenkunst in Breslau.

Th. Walther Hinrichs, C. G. Langhaus, ein schlesischer Baumeister.

XX.

Die Musik in Schlesien.

Von Professor Dr. Otto Kinkeldey-Breslau.

„Die Geschichte der Kunst und der Künste in unserer vaterländischen Historie ist eine durchaus öde und wüste Gegend.“ So schrieb vor mehr als einem Jahrhundert der Breslauer Gelehrte und Historiker Samuel Benjamin Klose.¹ Der Mangel, den Klose so bitter beklagt, ist heute noch unangenehm bemerkbar. Zwar ist in den letzten Dezennien manch tüchtiges Stück Arbeit zur Erforschung und Darstellung der Geschichte einzelner Kunstgebiete in Schlesien, wie etwa der Baukunst, der Goldschmiedekunst, oder einiger Abschnitte der Geschichte der bildenden Künste geleistet worden. Die Musik aber blieb von Seiten der wissenschaftlichen Forschung etwas stiefmütterlich behandelt. Eine irgendwie umfassende, zusammenhängende Darstellung von dem Anteil Schlesiens oder auch nur Breslaus an der Entwicklung der Musik ist bisher noch nicht versucht worden, wenn auch einige Versuche das Material zu sammeln, schon vorliegen, wie in dem Lexikon „Die Tonkünstler Schlesiens“ von C. J. A. Hoffmann (Breslau 1830) oder in dem auf diesem fußenden „Schlesischen Tonkünstler-Lexikon“ von Rößmaly und Carlo (Breslau 1846/1847). Hoffmanns überaus fleißige und in den meisten Fällen zuverlässige Arbeit konnte aber als die Leistung eines einzelnen Menschen, dem keine nennenswerten Vorarbeiten zur Verfügung standen, in keiner Richtung hin erschöpfend sein. Seitdem sind mehrere Monographien und kleinere Arbeiten über schlesische Musiker erschienen. Es fehlt aber immer noch an wirklich wissenschaftlichen Spezialuntersuchungen, ohne die nun eine allgemeine Darstellung unmöglich ist. Daher kann auch der vorliegende Überblick nur Lückhaftes bieten, nur ungefähr andeuten, welche Wege die Musik in Schlesien gegangen ist.

Für das Mittelalter ist für Schlesien wie für das ganze übrige Europa die Entwicklung der Musik als kirchliche Kunst am leichtesten zu verfolgen. Nachrichten über die weltliche Musik, die sicher neben der kirchlichen herging, sind nur äußerst spärlich überliefert, und so werden unsere ersten Notizen sich fast ausschließlich auf die Kirchenmusik beziehen. Wenn auch keine Spezialuntersuchungen über die schlesische Kirchenmusik im Mittelalter vorliegen, so bringen doch die älteren schlesischen Geschichtsforscher manche Mitteilung, die für uns von besonderem Interesse ist. So z. B. schreibt Fr. Lucae (Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten. Frankfurt a. M. 1689. I, 232ff.) von einem polnischen Bischof Syroslaus, der im Jahre 1092 die Lektionen und Gesänge der schlesischen Kirchen nach dem Muster der Krakauer Kirche ordnete, wobei der Musik kein großer Spielraum eingeräumt wurde. Ein Nachfolger dieses Syroslaus, sein Landsmann Walther, der im Jahre 1148 Bischof von Breslau wurde, hatte in Paris studiert. Er organisierte seinen Kirchenstaat nach dem Muster der

¹ Vgl. Kloses Aufzeichnungen über Breslau, gedruckt in den Scriptores rerum silesiacarum III, S. 132.

Kathedrale zu Lyon, ließ auch „Choralisten und Sänger mit neu-inventierten Singkünsten aus Frankreich holen“. Die Mitteilung gewinnt an Glaubwürdigkeit, wenn man weiß, daß Paris das bedeutendste Musikzentrum jener Zeit war und das 12. Jahrhundert eine markante Epoche in der Musikgeschichte, die Zeit des Diskants, des Ursprungs des Motet gewesen ist.

Dieser Notiz aus der Geschichte der kirchlichen Kunst können wir im 13. Jahrhundert ein Stück weltlicher Kunst entgegenstellen. Der um 1253 geborene, von 1270—1290 regierende Herzog Heinrich IV. von Breslau, der Stifter der Kreuzkirche, in der er auch begraben ist, wird identifiziert mit dem Herzog Heinrich von Pressella, der neben mehreren anderen in der großen Heidelberger oder Manessischen Liederhandschrift als Minnesänger abgebildet ist. Die Handschrift enthält auch zwei Lieder dieses Fürsten.

Das 14. Jahrhundert mag durch den Abt Nikolaus Weintrud vom Augustiner Kloster in Sagan vertreten sein. Die Chronik der Saganer Äbte (Scriptores rerum silesiacarum I, 194) berichtet, daß dieser fromme Pater 13 Jahre hindurch der Kantorei seines Klosters vorstand. Nebenbei galt er als ausgezeichneter Prediger und Organist. Nachdem er im Jahre 1365 zum Abt gewählt wurde, verschmähte er es nicht, den Chor weiter zu regieren oder seinen Klosterbrüdern zum Trost auf der Orgel vorzuspielen. Während des 15. und 16. Jahrhunderts erwiesen sich mehrere Saganer Äbte als eifrige Förderer der Musik. Martin Reichenberg, von 1468—1489 Abt des Klosters, bemühte sich um die Anschaffung einer neuen Orgel und machte sich auch um die Einführung der sich allmählich weiter verbreitenden mehrstimmigen Mensuralmusik verdient. Vor allem trachtete er danach den Gebrauch der neuen Musik und des Antiphonen- gesangs in den Messen und Stundenoffizien liturgisch zu regeln. Die Besoldung der Sänger „scolares... cum tenore, discanto et contratenore“ setzte er 1484 urkundlich fest.¹ Hiermit fand er nicht ungeteilten Beifall. Der Chronist wendet sich gegen diesen Gesang mit den Worten: „ipse eciam contra omnium predecessorum suorum maturitatem et gravitatem cantica mensuralia vel reccius theatraalia cantare et divinis officiis immiscere permisit et consensit“² (Script. I, S. 374).

Unter den Äbten Paul Haugwitz (gewählt 1489) und Iodocus Tefil (1507) wird mit dem Orgelbauer Jakob Pfoertner wegen des Baues einer neuen Orgel verhandelt (Script. I, S. 402, 430).

Wie bei den Augustinern in Sagan, so wird bei ihren Ordensbrüdern in Breslau auf dem Sande die Musik eifrig gepflegt. Wie der Abt Martin in Sagan, so regelt auch der Abt Iodocus von Ziegenhals im Jahre 1434 den Antiphonengesang auf dem Sande. Im Jahre 1435 läßt er von Martinus de Opol eine neue Orgel erbauen, die allerdings so schlecht war, daß sie 1450 beseitigt werden mußte (Script. II, S. 228ff.). Sein Nachfolger Nikolaus Schönborn (Abt von 1447—1463) läßt das schlechte Orgelwerk von Martin Treiber durch ein neues ersetzen. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind uns ähnliche Nachrichten vom Sande erhalten. Unter der Regierung des Abtes Georg Pohl (1657—1677) werden infolge des Krieges und der schlechten Zeiten

¹ Die Urkunde ist abgedruckt in Scriptores rerum silesiacarum I, S. 371 Anm.

² „Er erlaubte und gestattete entgegen dem reisen und gewichtigen Urteil aller seiner Vorgänger Mensural- oder richtiger theatrale Gesänge in die heiligen Handlungen hineinzumengen“.

die Chorausgaben auf dem Sande eingeschränkt (Script. II, S. 275). Danach erholt sich das Kloster wieder und bis zur Zeit der Säkularisation genießt die Musik am Sandstift einen weit größeren Ruhm als selbst die Musik der Schlesischen Kathedrale.¹

Ganz vernachlässigt wurde die Musik am Dome keineswegs. Schon aus dem 15. Jahrhundert wird uns vom Bischof Conrad, Herzog von Oels, der 1417 auf den bischöflichen Stuhl gelangte, berichtet, daß er die Musik sehr geliebt habe und öfters selbst in den Chor gegangen sei, auch soll er selber komponiert haben.² Von anderer Gesinnung war der Bischof Johannes, der im Jahre 1490 die Musik, welche er den krummen oder krausen Gesang nannte, aus dem Dom verbannte.³ Trotzdem konnte der Augustiner-Pater Pancratius Vulturinus aus Hirschberg in seiner im Jahre 1506 in Versen verfaßten Beschreibung Schlesiens dem herrlich klingenden Domchor ein tüchtiges Lob spenden.⁴

Merkwürdigerweise hat die Domkirche in der Blütezeit der älteren Kirchenmusik, in der sogenannten *a cappella*-Periode, keinen Komponisten von Bedeutung unter seinen musikalischen Beamten aufzuweisen. Der einzige katholische Komponist, der sich durch Druckwerke in dieser Zeit bekannt gemacht hat, war der Görlitzer Johannes Nucius, der als Abt des Zisterzienserklösters Himmelwitz um die Wende des 16. Jahrhunderts mit mehreren Sammlungen mehrstimmiger lateinischer und deutscher Gesänge in die Öffentlichkeit trat.⁵ In der Folgezeit waren die Chorverhältnisse am Dom nicht die glänzendsten. Allmählich geriet die ganze katholische Kirchenmusik in Schlesien in ein sehr gefährliches Fahrwasser. Unter dem Einfluß der auch in die Kirche eindringenden italienischen Opernmusik riß im Laufe des 18. Jahrhunderts eine Verflachung des Stiles ein, die im Zusammenhang mit der schlechten Organisation der Dommusik einen geradezu betrübenden und hoffnungslosen Eindruck macht, bis in den ersten Dritteln des 19. Jahrhunderts durch die Bemühungen Joseph Ignaz Schnabels die Musik am Dom und in Schlesien weit über Breslau hinaus auf ein viel höheres Niveau gehoben wird.⁶

Die Musik der evangelischen Kirchen in Breslau hat nie einen solchen Tiefstand erreicht. Eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte der evangelischen Kirchenmusik in Schlesien steht noch aus. Einzelne Komponisten und Kirchenmusiker aber sind über Schlesien hinaus bekannt geworden. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß eine der Inkunabeln des deutschen evangelischen Kirchenliedes in Breslau erschien, das von Adam Dyon im Jahre 1525 mit Melodien gedruckte „Gesang

¹ Lucae, „Denkwürdigkeiten“ 1689. I. S. 818: „in derselben (Sandkirche) höret man gewöhnlich eine gute Musik, darauf der Abt viel spendieret“; ferner H. E. Guckel, „Die katholische Kirchenmusik in Schlesien“. Leipzig 1912. S. 57.

² Jakob Schickfuss, „Neu vermehrte Schlesische Chronica“, Jena und Breslau 1625, Buch 3, S. 23. Lucae, „Denkwürdigkeiten“ I, 258.

³ Schickfuss I, 168. Lucae I, 270.

⁴ Abgedruckt bei Fuldener, „Bio- et Bibliographia silesiaca“. Lauban 1731, S. 371.

⁵ Vgl. F. A. Starkes Biographie des Nucius in Monatshefte für Musikgeschichte, Jahrg. 36, S. 195.

⁶ Die katholischen kirchenmusikalischen Verhältnisse Schlesiens im 18. Jahrhundert, besonders die Organisation der Dommusik sind zum erstenmal klar dargestellt worden in der schon erwähnten Schrift von Hans Erdmann Guckel, „Katholische Kirchenmusik in Schlesien“.

Büchlein geistlicher Gesänge Psalmen, einem yßlichen Christen fast nützlich bey sich zu haben..." Hier sei auch das Lehrbuch Heinrich Fabers „Compendium musicae pro incipientibus“ (Breslau 1548) erwähnt.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wirkten einige tüchtige Musiker an Breslauer Kirchen, wie die aus Brieg gebürtigen Brüder Samuel und Simon Besler. Ersterer war Kantor, später Moderator an St. Bernhardin und der Heiligengeistschule. Seine Passionsmusik hat sich über Schlesien hinaus verbreitet. Sein Bruder Simon, Kantor an Maria Magdalena, war als Komponist nicht so fruchtbar. Neben diesen beiden galt Almrosius Profe, Kantor an Elisabeth, als achtenswerter Kirchenkomponist, ebenso Tobias Zeutschner, 1649 Organist bei Bernhardin, von 1655—1675 Organist bei Elisabeth.¹ Im 18. Jahrhundert wirkten Johann Georg Hoffmann († 1780) als Organist bei Elisabeth und Georg Gebel in gleicher Eigenschaft bei St. Christophori.

Die Stadtpfeiferei scheint in Breslau dieselbe Entwicklung durchgemacht zu haben wie in allen anderen großen Städten. Bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts zurück lässt sich ihre Tätigkeit besonders bei Fürstenempfängen nachweisen.² Im 17. Jahrhundert scheint das Turmblasen in besonderem Flor gestanden zu haben. Bei dem Einzuge des eben zum König von Böhmen gekrönten Friedrich V. Pfalzgraf bei Rhein am 28. Februar 1620 wurde gleichzeitig auf dem Rathaus- und auf dem Elisabethturm musiziert (Lucae a. a. O. I, S. 188), und von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wird berichtet, daß täglich morgens und abends auf dem Rathaufturm musiziert wurde und ferner „wenn Standes-Personen mit sechs Pferden eingezogen kommen, blasen die Thurmmusikanten dieselben so lange an, für ein Trinkgeld, bis sie in ihr Quartier eintreten“ (ebenda S. 839). Im Laufe des 18. Jahrhunderts wird die Tätigkeit der Stadtpfeiferei allmählich eingeschränkt. Wie anderorts entstehen auch in Breslau zwischen der Zunft und den freien Spielleuten Streitigkeiten über das Musikmonopol bei Hochzeitstänzen und anderen derartigen Angelegenheiten.

Als wichtiger Vertreter des deutschen mehrstimmigen Liedes in Schlesien ist der seit 1574 Kantor in Frankfurt a. O., 1587 in Breslau gestorbene Gregor Lange aus Havelberg zu nennen³ und als schlesischer Repräsentant der Meistersingerkunst der Görlitzer Adam Puschmann, seines Zeichens ein Schuster, im Meistergesang ein Schüler Hans Sachsen, 1570 Kantor in Görlitz, 1580 in Breslau, wo er 1600 starb. Eine von ihm herrührende kostbare Handschrift, in der er eine große Zahl von Meistersingerweisen aufzeichnete, bewahrt die Breslauer Stadtbibliothek.⁴

Wie es mit der Musik an den kleinen schlesischen Höfen im 17. Jahrhundert stand, ist noch nicht erforscht worden. Die größeren österreichischen und süddeutschen

¹ Über Samuel Besler, Profe und Zeutschner sowie über Breslauer Kantoren und Organisten und über die Orgel an der Elisabethkirche hat Friedrich Reinhold Starke wertvolles archivalisches Material zusammengetragen und in den Jahrgängen 33 bis 36 der Monatshefte für Musikgeschichte veröffentlicht.

² Vgl. hierüber L. Wendt in der Festzeitung zum VII. deutschen Sängerbundesfest, Breslau 1907, S. 185, 186.

³ Vgl. Starkes Biographie Langes in Monatshefte f. Musikg., Jahrg. 31, S. 101.

⁴ Vgl. G. Münzer, „Das Singebuch des Adam Puschmann“, Leipzig 1907.

Höfe, die mittel- und norddeutschen protestantischen, ganz besonders die kleinen thüringischen Höfe wurden im 17. Jahrhundert die Geburts- und Entwicklungsstätten einer nationalen deutschen Musik, die sich allmählich, hier schneller, hier langsamer, aus dem Banne der italienischen Kunst befreite. Das bezieht sich sowohl auf die Instrumental- wie auf die Vokalmusik, wofür die Tätigkeit des Geschlechtes der Bache in Sachsen und Thüringen als glänzendstes Beispiel angeführt werden mag. Schlesien scheint keinen sehr großen Anteil an dieser Arbeit gehabt zu haben. Die kleinen Brieger und Liegnitzer Höfe dürften politisch und finanziell nicht so fest fundiert gewesen sein, daß sie sich leistungsfähige Vokal- und Instrumentalkapellen halten konnten. In den vorhandenen Beschreibungen der Begräbnisfeierlichkeiten der schlesischen Fürstenfamilien werden meistenteils nur die Gesänge des Schülerchors erwähnt, seltener ist von der Mitwirkung eines Instrumentalkörpers die Rede. Die Schulchöre scheinen aber sehr tüchtig gewesen zu sein, jedenfalls trifft das für die Stadt Breslau zu. Als Beispiel führen wir eine Trauerfeier für den Herzog Carl II. von Münsterberg-Oels an, welche im Jahre 1617 im Elisabeth-Gymnasium gehalten wurde, zu der neben der Deklamation einer ganzen Reihe Horazischer Oden nicht weniger als zehn größtenteils achtstimmiger Kompositionen von Calvisius, Paul Schäffer, Hieronymus Prätorius, Handl, Georg Quitschreiber und Hasler gesungen wurden.

Im 18. Jahrhundert macht sich das österreichisch-ungarisch-böhmisches Vorbild sehr bemerkbar. Die kleinen Kapellen des Adels und der geistlichen Fürsten, die einen Leopold Mozart und einen Joseph Haydn an ihre Spitze stellen konnten, fanden auch in Schlesien Nachahmung. Die wichtigste derartige Institution, die sich allerdings mehr in Österreichisch-Schlesien aufhielt, war die Kapelle des Grafen Schaffgotsch, Fürstbischof von Breslau, die unter Carl Ditters von Dittersdorf in Großwardein und Johannisberg ihre höchste Blüte erreichte. Nach Breslau kam Dittersdorf mehrfach zur Aufführung seiner Opern, Oratorien und Symphonien. In den letzten Dezennien des Jahrhunderts entfaltete sich in der Umgegend von Löwenberg ein reges Musikleben. In Plagwitz unterhielt Baron Hohberg eine Kapelle, in Holstein Graf Röder. Auch wird eine Kapelle des schlesischen Ministers Grafen Hoym in Breslau erwähnt.¹ Ebenso besoldete der Fürst Carolath in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts mehrere Musiker und Sänger.²

Mit der Entwicklung des öffentlichen Musiklebens in Deutschland, mit den öffentlichen Opernaufführungen und Konzerten im 18. Jahrhundert erlebte auch das Breslauer Musikleben einen großen Aufschwung. Wir wenden uns zuerst dem Theater zu.³ Wenn auch im 16. und 17. Jahrhundert dann und wann

¹ E. J. A. Hoffmann, „Die Tonkünstler Schlesiens“, Breslau 1830, S. 66, 262, 263, 266.

² R. Wuttke, „Inventare der nicht städtischen Archive“ in Codex dipl. sil. XXIV, S. 125.

³ Hierzu vergleiche Matthessons „Musicalischer Patriot“, Hamb. 1728, S. 346 ff.; August Kahlert in den schlesischen Provinzialblättern, Breslau 1837, Bd. 105, S. 513 ff., Bd. 106, S. 1 ff., und M. Schlesinger, „Geschichte des Breslauer Theaters“, Berlin 1898. Vor allem bietet die umfangreiche, sehr gewissenhaft, wenn auch nicht immer mit Quellenangabe zusammengestellte handschriftliche Sammlung von Theaterzetteln, Konzert- und Theateranzeigen und Programmen des Theatersekretärs R. E. Kießling († 1891) unschätzbares Material zur Erforschung der Opern- und Konzertgeschichte Breslaus. Die Sammlung befindet sich auf der Stadtbibliothek.

Theateraufführungen mit Musik in Breslau stattfanden, wie des schon erwähnten Meisteringers Adam Puschmanns im Jahre 1583 aufgeführte „Comedie von dem frumen Patriarchen Jacob“, zu der nur Zwischenaktsmusik gemacht wurde, oder das Singspiel „Majuma“ von Gryphius, welches im Jahre 1653 „gesangsweise vorgestellt“ wurde, so datiert die eigentliche Operngeschichte Schlesiens vom Jahre 1725. In diesem Jahre ließ sich auf Veranlassung eines Konsortiums adliger Gönner eine italienische Operntruppe in Breslau nieder, die in dem zu diesem Zwecke neuhergerichteten alten Ballhause in der Breitengasse ihre Vorstellungen gab. Der musikalische Leiter war ein Deutscher, Daniel Gottlieb Treu, der unter dem Namen Fedele eine ganze Anzahl Opern für Breslau komponierte. Trotz der Unterstützungen des Adels ging es mit dem Unternehmen nicht gut. Nach einem Jahre ließ der Impressario Peruzzi die Gesellschaft im Stich. Die Truppe wurde reorganisiert; neben Treu wurde ein zweiter Kapellmeister engagiert, ein Italiener, Antonio Bioni, der ebenso wie sein deutscher Kollege fleißig für Breslau Opern komponierte. Mit Unterbrechungen hielt sich das Unternehmen bis 1734 und ging dann ganz ein. Vorübergehend gab im Jahre 1768 die italienische Truppe des alten Fritzen, der zur Hochzeit des Prinzen Friedrich von Braunschweig mit der Prinzessin Friederike von Braunschweig-Dels nach Breslau gekommen war, drei Opernvorstellungen in der „Kalten Asche“. Davon abgesehen war das Breslauer Theater auf die Vorstellungen der Wandertruppen von Schönenmann und Schuch angewiesen, die ja neben dem Schauspiel auch die in den sechziger Jahren beliebt gewordenen deutschen Singspiele aufführten. Als 1772 Johann Ernst Christian Wäser das Breslauer Theater übernahm, wurden die Vorstellungen regelmäßiger und nach Wäasers Tode (1781) führte seine Frau bis zu ihrem eigenen Ableben (1797) die Direktion sehr energisch und geschickt weiter. Neben den beliebten Singspielen Weißes, Neefes, Dittersdorfs und Wenzel Müllers bekamen die Breslauer italienische komische Opern von Paisiello und Rossini zu hören, wie auch eine ganze Reihe Mozartscher Opern. Von 1798 an wurde das Theater als Unternehmen einer Art Aktiengesellschaft weitergeführt. Angetriebene Bürger fungierten als Aufsichtsrat und als geschäftliche und künstlerische Leiter. Unter letzteren sind der Kammersekretär Streit, der Kammerrat Bothe und Professor Rohde zu nennen. Kapellmeister waren in dieser Zeit Franz Tuczek, H. F. Ebelt, Johann Janitzek und in den Jahren 1804/1806 Karl Maria von Weber. 1807 wurde Gottlob Benedikt Bieren Kapellmeister, 1824 nahm derselbe, der auch mehrere Werke für die Breslauer Bühne komponierte, das Theater in Pacht, gab es aber 1828 wieder ab.

Neben Breslau erlebte auch das Städtchen Dels gegen Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Herzog Friedrich von Braunschweig-Dels ein eigenes Theater, welches sich indessen nach seiner Gründung im Jahre 1794 kaum ein Jahrzehnt hielt.

Während das Theater von Anfang an bis auf den heutigen Tag seinen Unternehmern und Direktoren viel Sorge machte, ist die Konzertgeschichte Breslaus weit erfreulicher. Schon im Jahre 1720 lässt sich ein Collegium musicum in Breslau nachweisen, eine Vereinigung angesehener Musikfreunde, welche unter der Leitung von Anton Albrecht Koch im Blauen Hirsch in der Ohlauer Straße Freitags um 5 Uhr gegen Entrée Oratorien, Kantaten und Serenaden

zum großen Teil von der Komposition Kochs aufführten.¹ Wie lange sich diese Vereinigung hielt, ist noch nicht ermittelt, aber jedenfalls finden wir, daß noch Ende der vierziger Jahre ein *Collegium musicum* jährlich zwei Serien von Aufführungen veranstaltete, je eine in der Fasten- und in der Adventzeit. Die Konzerte, welche jetzt sowohl Instrumental- als Vokalmusik brachten, fanden Freitags im Locatelli'schen Redoutensaale, gelegentlich auch noch im Blauen Hirsch statt. In den sechziger Jahren hatten sich diese Konzerte zu regelmäßigen Abonnementskonzerten, je sechs zu den Fasten, sechs zu Advent, unter der Leitung von Beinlich († 1787) und Helmich entwickelt. Neben diesen Abonnementskonzerten veranstaltete auch Beinlich größere Oratorienaufführungen (Graun, Haydn, angeblich auch Händel. Vgl. Hoffmann a. a. O.). Das gleiche tat der Kantor bei Elisabeth, Martin Wirbach. Diese beiden bereiteten den Boden für die großen Aufführungen Johann Adam Hillers, der am Ende des Jahres 1787 in Breslau ankam und in der Folgezeit 16 *Concerts spirituels* gab, in denen neben kleineren Kompositionen Händels *Judas Makkabäus* und Chorwerke von Haydn, Hasse, Graun und Naumann zu Gehör gebracht wurden. Diese waren nur als Vorbereitungen gedacht, zu einer *Massenaufführung* (ca. 110 Sänger, 150 Instrumentalisten) von Händels *Messias*, welche im Mai 1788 in der Magdalenenkirche stattfand, nach dem Muster der Aufführungen, die Hiller 1785 in Leipzig und 1786 im Berliner Dom zuwege gebracht hatte.²

In den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts haben sich die regelmäßigen halböffentlichen Konzerte der kleinen Privatgesellschaften der Musikliebhaber ganz besonders zahlreich entwickelt. Am wichtigsten waren die von dem Musikdirektor Deutsch († 1810) gegründeten Montagskonzerte, die von Professor Richter 1775 ins Leben gerufenen Donnerstagkonzerte und die sogenannten Freitagskonzerte. Mehrere Jahre hindurch gab auch der von dem Direktor der Königlichen Stückgießerei Krieger gegründete Konzertverein derartige Dilettantenkonzerte.

In den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts kamen alle diese Konzerte nach und nach unter die Leitung Joseph Ignaz Schnabels, der, nachdem er 1799 bis 1804 Violinist am Theater und Organist am Clarenstift gewesen war, im Jahre 1805 zum Domkapellmeister gewählt wurde. Schnabel scheint ein außerordentliches Organisationstalent besessen zu haben. Wie am Dome so war auch seine Wirkung in den Konzerten eine durchaus segensreiche. Die Dilettantenkonzerte wurden allmählich auf ein viel höheres Niveau gehoben. Es war die Zeit, in der, nicht zum wenigsten durch die Anforderungen, welche Beethoven an das Orchester stellte, die Konzertmusik über das Können einer Dilettantenvereinigung hinauswuchs. Schnabel, der ein eifriger Förderer der Beethoven'schen Kunst war, bildete sich in dieser Weise das erste moderne Berufsorchester in Breslau heran. Er blieb aber nicht bei Orchesterkonzerten stehen, sondern brachte auch viele regelmäßige Choraufführungen zustande, die hauptsächlich in der Universitätsaula stattfanden.³

¹ Vgl. Kahlert und Kießling a. a. O.

² R. Peiser, „Johann Adam Hiller“, Leipzig 1894.

³ Für die Konzertvereine vgl. G. Münzer „Beiträge zur Konzertgeschichte Breslaus“, Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft Jahrgang VI. 1890. S. 204 ff. Über Schnabels Leben und Wirken auch über seine Konzerttätigkeit in Breslau vgl. Guckel a. a. O. Teil II.

Nach Schnabels Tode (1832) zersplitterten sich die Kräfte wieder bis im Jahre 1862 durch die Gründung des Breslauer Orchestervereins, dessen Konzerte der eifrige Vorkämpfer der neu-deutschen Schule Leopold Damrosch leitete, ein Institut geschaffen worden ist, welches sich auch unter der musikalischen Leitung von Damrosch' Nachfolger Bernhard Scholz, Max Bruch, Raphael Maszkowsky und Georg Dohrn bis auf den heutigen Tag auf der Höhe gehalten hat.¹

Kehren wir zur Zeit von Schnabels erster organisatorischer Tätigkeit zurück. Der Aufschwung, den das Theater und das Konzertleben Breslaus zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nahm, brachte mehrere tüchtige einheimische Kräfte zum Vorschein, die sich zum Teil als ausgezeichnete Lehrkräfte erwiesen, zum Teil ihre Bestrebungen auf eine Verbesserung der Chorverhältnisse in Breslau richteten. Neben Schnabel war wohl Friedrich Wilhelm Berner (1780—1827) der bedeutendste Künstler jener Zeit. Als Organist — er war Oberorganist an St. Elisabeth — als brillanter Klavierspieler und als gediegener Komponist genoß er ein hohes Ansehen unter seinen Zeitgenossen. Mit Schnabel zusammen war er als Musiklehrer an die Universität und als Lehrer an dem im Jahre 1815 gegründeten „Königlichen akademischen Institut für Kirchenmusik bei der Universität“ berufen.² Der erste Direktor desselben war der ausgezeichnete Kenner und Gelehrte Oberlandesgerichtsrat Karl v. Winterfeld. Als Lehrer wirkten an diesem Institut in der Folgezeit Franz Wolf, Expedit Baumgart, Karl Reinecke, Julius Schäffer, Moritz Brosig, Max Filke und Emil Bohn.

Die neueren Bestrebungen zur Hebung der Vokalmusik leitete neben Schnabel der Theaterkapellmeister Bierey ein. Von 1812—1816 dirigierte er eine Gesangsvereinigung, die sich hauptsächlich mit den Vokalklassikern des 17. Jahrhunderts beschäftigt. Nach ihm führte der rührige Kantor Gottlieb Siegert an St. Bernhardin diese Bestrebungen weiter. Ein von v. Winterfeld im Jahre 1819 angeregter Verein für klassische Kirchenmusik war von kurzer Lebensdauer.

Die erste dauernde Chorvereinigung schuf Berners Nachfolger am Institut für Kirchenmusik Johann Theodor Mosewius (1788—1858). Mosewius war 1816 von seiner Geburtsstadt Königsberg als Sänger (Bariton) an das Breslauer Theater gekommen. 1824 überwarf er sich mit dem Kapellmeister und Direktor Bierey. Um dieselbe Zeit starb seine auch am Breslauer Theater tätige Frau und er zog sich ganz vom Theater zurück. Im Mai 1825, zwei Jahre vor seiner Anstellung an der Universität hatte Mosewius eine kleine Gesellschaft von 26 Sängern um sich gesammelt, mit denen er Chöre studierte. Diese waren die Stifter der heutigen Singakademie. Bis zum nächsten Jahre war die Zahl auf 56 angewachsen und Mosewius konnte eine kleine öffentliche Aufführung von Händels Samson mit Klavier veranstalten. Langsam entwickelte

¹ Vgl. die von Hermann Behr zur Feier des 50jährigen Bestehens des Orchestervereins verfaßten „Denkschrift“, Breslau 1912, welche auch die von Emil Bohn zum 25jährigen Jubiläum (Breslau 1887) herausgegebene Chronik wiederbringt.

² Vgl. Siebs, Th., Geschichte des Königl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik „Universität Breslau“, Festschrift z. Feier d. hundertjährigen Bestehens. II, S. 427—433 Breslau 1911.

sich diese Singakademie, die zuerst hauptsächlich Händelsche Oratorien sang, bis Mosewius im April 1830 kaum ein Jahr nach der denkwürdigen Aufführung unter Mendelssohn die Matthäus-Passion Johann Sebastian Bachs zu Gehör brachte.¹ Nach Mosewius Tode (1858) übernahm vorübergehend Karl Reinecke die Direktion der Singakademie und von 1860—1901 leitete sie Julius Schäffer. Seit Schäffers Ableben liegt die Leitung in den Händen des Dirigenten des Orchestervereins Georg Dohrn.

Aus derselben Gruppe von Musikern und Musikliebhabern, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem Breslauer Musikleben einen neuen Geist einhauchte, gingen auch einige Versuche die ästhetisch-theoretische und wissenschaftliche Seite der musikalischen Kunst zu kultivieren hervor. Der erste derartige Versuch war die im Jahre 1806 erfolgte Gründung der Philomusischen Gesellschaft von dem Juristen, Theaterkapellmeister und späteren Regierungsrat Heinrich Karl Ebelt († 1824). Mitglieder waren neben Ebelt Professor Siebigt, Professor Ezler, Prorektor Schummel, Kapellmeister Schnabel, der Organist Berner und der Musikdirektor Förster, später der Konsistorialrat und Prälat Skeyde, Herr von Holbein und der Redakteur und Kritiker Karl Schall. Leider löste sich die Gesellschaft schon 1806 auf. Ähnlicher Art war die von Karl von Winterfeld um 1830 angeregte musikalische Sektion der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur unter deren Mitgliedern sich Professor Braniß, Professor Henschel und Mosewius befanden. Nach von Winterfelds Überfiedelung nach Berlin (1832) war die Musikwissenschaft nur gelegentlich durch Expedit Baumgart und Julius Schäffer vertreten gewesen, bis sie wieder von dem im Jahre 1909 verstorbenen Emil Bohn eifrig gepflegt wurde. Bohns größte wissenschaftliche Verdienste waren die Pflege der älteren Musik in seinen historischen Konzerten, die Katalogisierung der alten Musikhandschriften und der alten Musikdrucke der Stadtbibliothek sowie die fast vollständige Sparte rung der Litteratur des gedruckten deutschen mehrstimmigen Liedes von 1500 bis etwa 1650. Diese von der Stadt Breslau erworbene handschriftliche Partituren samm lung liegt jetzt auf der Stadtbibliothek.

Schlesien hatte keinen Bach, keinen Beethoven, keinen Wagner hervorgebracht. Dass die Entwicklung der Musik hier eine diskontinuierliche ist, kann man wohl am leichtesten aus den mannigfachen politischen Wechseln, denen das Land ausgesetzt war, erklären. Der Volksliederschatz ist ein bedeutender; die Liebe zur Musik lässt sich im Volke und bei den gebildeteren Schichten der Gesellschaft überall nachweisen, und wo die Söhne Schlesiens sich außerhalb ihres Heimatlandes der Musik widmeten, haben sie jederzeit Tüchtiges geleistet.

¹ Vgl. Mosewius „Die Breslauische Singakademie in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens“, Breslau 1850.

XXI.

Schlesische Volkskunde.

Von Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs in Breslau.

(Mit einem Anhange von Kgl. Oberlandmesser Karl Hellmich).

Seit der Gründung des neuen Reiches ist das Gefühl für das deutsche Volks-
tum erstarkt, und man hat die ureigensten Güter besser in Acht und Pflege ge-
nommen: die deutsche Sprache, dann Sitte und Brauch, worin sich Glaube und
Recht alter Zeiten spiegeln, Sang und Sage und eine auf deutschem Boden er-
blühte Kunst. Und damit erstarke auch die wissenschaftliche Erforschung aller
dieser Überlieferungen, die Volkskunde. Zu ihr gehören im weiteren Sinne
freilich auch die physische Erscheinung des Volkes, sein Land, seine Erwerbs-
quellen, seine politische Geschichte — kurz alles, was sein Wesen und Leben be-
trifft; und so könnte man mit einigem Recht unser gesamtes Wissen von Schlesien
als „Schlesische Volkskunde“ bezeichnen. Indessen hat man sich gewöhnt, der volks-
kundlichen Forschung hauptsächlich die keine besondere Fachwissenschaft bilden-
den Gebiete zuzuweisen, und auch diese nur, insoweit sie die Anschauungen der
weitesten Kreise des Volkes betreffen. Der Volkskunde können Gelehrte und Un-
gelehrte mit Nutzen dienen: diese, indem sie den Stoff sammeln; jene, indem sie
ihn auch sichten und verarbeiten. Für verschiedene Gegenden Deutschlands haben
Vereine Bedeutsames geleistet, für unsere Provinz besonders die „Schlesische
Gesellschaft für Volkskunde“. Und die Ergebnisse erwecken nicht nur soziale und
vaterländische, sondern auch ästhetische Teilnahme: es sei nur an Dorfanlage und
Bauweise, an Volkstracht, an Volksdichtung und -sang erinnert. Vor allem
aber ist der wissenschaftliche Wert hervorzuheben: die Religionsgeschichte geht
den Spuren heidnischen Volkglaubens nach; die Rechtsgeschichte lernt aus den
Weistümern und Rechtsbräuchen des Volkes, die Agrargeschichte aus der
Gewann- und Flureinteilung und ihren Benennungen; da sich aus allen Volks-
überlieferungen der Kulturstand früherer Zeiten, die Herkunft der Bewohner
und ihre Beeinflussung durch andere Stämme erschließen lässt, so wird die
Volkskunde wichtig für die politische und Stammesgeschichte; auch für die
Sprachwissenschaft ist sie bedeutsam, denn diese hat in erster Linie die nicht
durch gewaltsame Eingriffe gestörte Entwicklung der Sprache des Volkes, die
Mundarten zum Gegenstande. Glaube, Sitte und Recht, Sprache sind für
die Art des Volkes bestimmend. Diese Gebiete wollen wir in einer ganz kurzen
Darstellung der Schlesischen Volkskunde der Reihe nach durchwandern; und in-
dem wir zunächst das innere Leben des Volkes und seine Denkweise, dann die
mehr äußerlichen, gegenständlichen Dinge betrachten, handeln wir erstens über
Aberglauben und Sagen, sodann über Sitte und Brauch und Rechts-
gewohnheiten, drittens über Sprache und Dichtung des Volkes, endlich über
Wohnung und Tracht. Begreiflicherweise ist eine strenge Scheidung dieser
sich nahe berührenden Gebiete nicht möglich; auch muß manches, was man viel-

leicht erwarten möchte, beiseite gelassen werden, teils weil es bestimmten Fachwissenschaften zugewiesen ist, teils weil es über den engen Rahmen knapper Darstellung hinausreichen würde.

I. Aberglaube und Sage.¹

Wie fast alle Völker, so glaubten auch die germanischen von jeher an ein Fortleben der Seele nach dem Tode. Man dachte sie sich als ein zweites Ich neben dem Körper. Da aus ihm das Leben mit dem letzten Hauch entschwindet, so fasste man die Seele als Hauch oder Wind auf, als *ærspoz* oder *anima*. Im Winde sind die Seelen aufgegangen, mit ihm schlafen sie in den Bergen oder fahren sie in den Lüften dahin, der Wind ist das Heer der Seelen. Und ihr Führer ist der Gott des Windes, Wôdan. Das ist die alte heidnisch-germanische Umschauung. In der Zeit nach der Bekehrung hat sich, wie begreiflich, die Auffassung ausgebildet, daß christliche Seelen dieser heidnischen Geisterschar nicht angehörten, daß es vielmehr eine Strafe für unchristlichen Wandel und Freveltat sei, nach dem Tode keine Ruhe zu finden, sondern im Gefolge des Todesgottes Wodan oder des wilden Jägers im Sturme dahinzuziehen. Von solchem Glauben gibt es noch viele Spuren in Schlesien. Zwischen Liegnitz und Striegau erscheint den Leuten oft der lange graue Mann mit Mantel und Hut, und ein Wind bläst sie dann plötzlich an, der sie schaudern macht. Um Neiße und Grottkau hat man ihn wohl als Schimmelreiter oder als Reiter ohne Kopf gesehen, auch als Jäger, der seinen Kopf unter dem Arme trägt; man nennt ihn den wilden, den grünen oder höllischen Jäger oder Feldjäger oder Waldjäger, um Ratscher auch den Nachsjäger; er ist der Führer der Geisterschar, die auch nach ihm Wuotenes Heer oder mißverständlich wütendes Heer heißt, und dem die Seelen Erhänger als „steifer Wind“ oder „Zwirbel“ zugeführt werden. Wenn plötzlich ein Sturm einsetzt, so sagt man oft in Schlesien: „es muß sich einer gehängt haben“. Statt des wilden Jägers ist es auch wohl die Frau Holle oder die Frau Windin, die im Winde dahinrast, und in Oberschlesien die Melusine oder ihre Schwester, die Zebelle oder Subella; und statt des Jagdzuges, der in den Sturmnächten, namentlich in den sogenannten Zwölfen um Weihnachten durch die Lüfte braust, ist es auch wohl ein gespenstischer Wagen, der — so erzählt man in Tarnowitz — am Silvesterabend einherfährt, und dessen Herr und Ratscher den Kopf unter dem Arme tragen, oder es jagt — zum Beispiel in der Grafschaft Glatz — ein gespenstischer Schlitten dahin.

Beim Tode des Menschen aber gehen nicht alle Seelen sogleich in diese Geisterschar ein, sondern oft irren sie rastlos umher, suchen immer wieder den toten Körper auf und sind verdammt, als gespenstische Reiter und Wanderer zu spuken, in Tiergestalt umzugehen oder als Irrlichter und Feuermänner zu erscheinen. Dass es in den meisten Fällen Seelen von Verstorbenen sind, zeigt sich schon

¹ Man vergleiche die Arbeiten von Richard Kühnau, Schlesische Sagen, Bd. I—IV, und Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksgläube in Schlesien, Bd. I—II, beide in „Schlesiens Volksbüdliche Überlieferungen“, herausgegeben von Theodor Siebs. Leipzig, B. G. Teubner, 1903—13. Hierin auch die nötigen Literaturangaben. Ferner „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde“, herausgegeben von Th. Siebs, Bd. I—XV. Breslau 1894—1913.

darin, daß solcher Spuk sich namentlich an windige Orte knüpft. Diese Wiedergänger finden keine Ruhe, weil sie einst im Leben Verbrechen begangen haben, oder weil man ihnen nach dem Tode nicht das ihnen Gebührende gegeben hat; so muß man denn alles tun, damit die arme Seele erlöst werde. Darauf beziehen sich sehr viele Bräuche, die bei Tod und Beerdigung und später beim Opfer, wie überall, so auch in Schlesien geübt werden. Die arme Seele bleibt vor allem in der Nähe des Leichnams, und so ist denn der Spuk besonders an die Gräber und an Kirchhöfe geknüpft: der Tote sitzt auf seinem Grabe, streift sein Hemd ab, um mit anderen Geistern zu tanzen, oder will zum Kirchtum hinauf und läutet; um Mitternacht muß er wieder im Grabe sein, und die Grenze des Kirchhofes darf er nicht überschreiten. Auch haftet der Spuk gern an Stätten, wo einst Kämpfe stattgefunden haben, und man hört des Nachts Schlachtenlärm, Trommeln und Schießen; auch an Mord- und Richtstätten und an Orten, wo einst ein Unglück geschehen ist. All dieser Aberglaube hat seine Wurzel im heidnischen Seelenglauben und Totenkult, hat sich aber — wie aller heidnische Glaube — später mit christlichem Empfinden vermischt. Die Seelen, die sich gegen Gott versündigt haben, müssen daher oft an heiliger Stätte büßen: in Kirchen und Kapellen, wo gespenstische Messen abgehalten werden, bei Kreuzen und Bildstöcken; und zur Strafe erscheinen sie wohl in Tiergestalt, als schwarze Hunde, als Schweine oder Kröten. Und besonders an der Stelle, wo sie sich vergangen haben, müssen die Schuldigen nach dem Tode spuken. So muß derjenige, der den Grenzstein verrückt hat, ihn mühevoll allnächtlich wieder auf seinen Platz schleppen. Die Geister sind eben an die Stätte gebannt, wo der Lebende früher gewirkt hat. Im Hause, wo er einst gelebt, waltet der Verstorbene weiter; hat er dort Böses getan, geht er als Polter- und Quälgeist um. In den Kirchen spuken die Geistlichen, in den Klöstern die Mönche; in romantischen Burgruinen und Schlössern lärmten die Ritter, und verzauberte Burgdamen und weiße Frauen, böse Herren und gute Gebieterinnen gehen dort um und hüten verborgene Schätze. Es ist hier wohl der Gedanke, daß die rastlose Seele den Körper wieder auff sucht. — Freilich kommt es auch vor, wenngleich selten, daß sie den Leib gar nicht verläßt, bevor er begraben ist: im Er-schlagenen bleibt sie, bis der Mörder entdeckt ist, und sie läßt den toten Körper bluten oder glühen, wenn der Täter ihn anruhrt — so ward das „Bahrrecht“ in gesetzlicher Anerkennung geübt, und Zeugnisse dafür haben wir aus verschiedenen Gebieten Schlesiens, z. B. 1645 aus Lauban. — Fast überall auch geht in Schlesien die Sage, daß die Seelen zur Strafe für Vergehen oder Selbstmord in Feuermannen und Irrlächer gebannt werden; nach christlicher Unschauung sagt man das ebenso von den Seelen ungetaufter Kinder. Der große Leuchter (dar grüßt Leucht) ist im Riesengebirge eine der bedeutsamsten Gestalten des Aberglaubens. Nachts leuchtet er den Wanderern, und manchmal sieht man, wie er, einen gewaltigen feurigen Schweif nachschleppend, am Gebirge entlang oder über die Baumkronen fährt gleich einer von unsichtbaren Händen getragenen Fackel. Wer den Feuermann verspottet, dem zündet er das Haus an, und wem er geleuchtet hat, der darf ja nicht vergessen zu danken; tut man das aber im Namen Gottes oder mit einem Vaterunser, so vermag man die Seele des Feuermanns damit zu erlösen. Freilich kann man dadurch selber dem Schicksal des Erlösten verfallen, und so ist es vielleicht ersprießlicher, daß gespenstische Wesen dadurch unschädlich zu machen, daß man es an seinen Platz bannt. Das geschieht am

besten, indem man ihm eine in unendlicher Zeit zu lösende Aufgabe stellt: so ist im Walchenbusch bei Boberstein eine Frau gebannt, die muß alle Fichtennadeln zählen; in Probsthain im Kreise Goldberg-Haynau ist ein böser Landrat dadurch gebannt, daß er einen bodenlosen Korb mit „Tangelsnulden“, d. h. Tannennadeln vollsammeln muß. Das hat ein Schwarzkünstler vermocht, denn solch zauberkundiger Mann versteht sich besonders darauf, die lästigen Geister (auch quälende und polternde Hausgeister) zu zwingen: man bannt sie in eine Flasche oder einen Sack und bringt sie dann auf einen fest umgrenzten Bezirk, wie den Friedhof, oder in einen Busch oder Baum oder Teich oder Sumpf. Da man auch den im Schlaf drückenden Alb durch solche unlösbare Aufgaben bannen kann, mag dieser Alberglaube mit der Traumangst zusammenhängen, die den Schlafenden ja oft vor solche Arbeiten der Danaiden stellt.

Mit dem Glauben, daß die Seele beim Tode des Menschen den Körper verläßt und weiterlebt, ist eigentlich schon der Gedanke gegeben, daß sie ihn auch bei einem dem Tode ähnlichen Schlaf verlassen kann; es kommt noch hinzu, daß man oft im Traume an ferner Stätte zu weilen und mit Abgeschiedenen zu verkehren glaubt. Bei sehr vielen Völkern hat sich daraus die Vorstellung von der Seelenwanderung entwickelt. Auch im schlesischen Volksglauben erscheint die Seele in Gestalt eines Vogels, oder sie schlüpft als Maus aus dem Munde des Schlafenden. Und dieser Glaube vermischt sich mit dem an den Alb, an den Druckgeist, der in manchen Gegenden auch Mahre, im polnischen Oberschlesien mora genannt wird. Der Name Alb ist sprachlich dem aus nichthochdeutschen Gebieten stammenden „Elfe“ gleich, bedeutet aber im engeren Sinne nur einen Druck- und Quälgeist, der meistens als weiblichen Geschlechts gedacht und daher auch Elbe oder Elbinne genannt wird. Im Schlesischen ist das Wort „dū olp! ir elbör!“ Schelbtwort für quälende Kinder geworden. Der Alb, so glaubt man, kann als Seele eines Schlafenden umherirren, sie ist ihm wie beim Tode entrückt — das ältere Wort dafür ist hinnepritten¹ oder hennpredigen, und in einer geistlichen schlesischen Handschrift des 14. Jahrhunderts wird besonders gewarnt vor dem Glauben an „Frau holt aut an dy heufaren aut pylweySEN aut an hynpritten aut den alp“. Nun gibt es in Schlesien ein Neckespiel, bei dem die Gefoppten mit einem Sack auf dem Felde nachts die „Hiltpritschen“ fangen müssen; Weinhold² hat darin das Fangen von Elben oder Elbentrötschen, ein uraltes Spiel, erkennen wollen, und es ist vielleicht nicht ungerechtfertigt, auch diese Namen Hinpritten und Hiltpritschen, die denselben Sinn zu haben scheinen, gleichzustellen. — Der umherirrende Alb erscheint gelegentlich als Zugwind — das erweist ihn als Seele; aber auch als Käze oder Maus oder Hund oder in Gestalt eines häßlichen Weibes oder Männleins oder eines jungen Mädchens mit Plattfüßen und blauen Lippen; und als Strohhalm, als Faden oder gar als Rauch kann der Alb überall eindringen. Er ist verdammt, die Schlafenden zu drücken oder ihnen durch Saugen an der Brust die Kraft zu nehmen. Kann man ihn erwischen, so wandelt er sich in einen Strohhalm, und den muß man irgendwo annageln oder zerschneiden, dann geschieht dasselbe dem Körper, dessen Seele er ist. Man kann

¹ Siebs in der Zeitschr. f. deutsche Philol. XXVII, 153 ff.

² Weinhold, Karl, Verbreitung und Herkunft der Schlesier. Stuttgart 1887, S. 86 (242).

sich gegen ihn auch schützen durch ein Versprechen oder durch eine Gabe, wie z. B. frisches Brot; und so kommt es wohl vor, daß Leute sich den Anschein des Albes geben, um Gaben zu heischen. Aber sie können damit schlecht fahren, denn ein guter Schutz ist auch, daß man ihn mit einem Besen fortpeitscht. — Hüten muß man sich, daß der Alb nicht die kleinen Kinder raubt und die seinen als Wechselbälge unterschiebt. Und er drückt nicht nur Menschen, sondern auch Tiere: die findet man morgens schwitzend und leuchend im Stalle, bei den Pferden sind Mähne und Schweif zum Wichtel- oder Weichselzopf verfilzt. Ja auch die Bäume drückt er; aber er muß sterben, wenn sie gefällt werden. Außer den genannten Schutzmitteln gegen den Alb gibt es noch manche andere, wie sie auch gegen Hexen und andere Unholde gelten: das Hufeisen, auf die Türschwelle genagelt, oder die Besen, kreuzweise vor die Tür gelegt, schrecken ihn; wenn man die Pantoffel verkehrt vor das Bett stellt oder sich verkehrt ins Bett legt, täuscht man ihn; verklebt man das Schlüsselloch mit Wachs, so hindert man ihn, hereinzukommen. Auch kann man ihn, wenigstens für eine Nacht, unschädlich machen, indem man ihm Aufgaben stellt, mit deren vergeblicher Lösung er die Zeit verbringt; und das geschieht nützlich in sogenannten Albgebeten oder Albsegen z. B. sagt man „Alb, Albinne, Bedenk dir deine fünf Sinne, Alle Bäume blatten, Alle Wasser waten, Alle Berge steigen Und Gottes Haus meiden!“ Auch muß der Alb verschwinden, wenn man den Gedrückten bei seinem christlichen Namen oder dem seines Schutzheiligen ruft — ein sehr begreifliches Mittel, da es ja den Schläfer aufweckt.

Darin, daß der Alb dem Menschen die Kraft aussaugt, berührt er sich mit den Vampiern, die zur Strafe für Teufelswerk, das sie im Leben geübt, nach dem Tode umgehen und dem Menschen das Blut abzapfen müssen. Man soll ihnen mit dem Grabscheite den Kopf abtrennen, sie mit einem Pfahl durchbohren oder völlig verbrennen. Der Glaube an den Vampir stammt vielleicht aus slawischen Gebieten. Im polnischen Oberschlesien ist neben ihm auch die Scheiga oder Strzyga, als Bringerin von Seuchen, gefürchtet. An den blutgierigen Werwolf, d. h. den Menschen in Wolfsgestalt, der ja in vielen Sagen anderer deutscher Gegenden als Wiedergänger erscheint und dem Menschen wie der Vampir das Blut aussaugt, wird in Schlesien wohl seit langem nicht mehr geglaubt; aber noch im Jahre 1695 wird aus Fellhammer berichtet, daß man den alten Gumprecht in Verdacht hatte, sich in den bösen Wolf verwandelt zu haben, der sechs Kinder totgebissen hatte.

Sowohl in dem Tun und Treiben aller dieser Geister als auch in den Schutzmitteln gegen ihre Schädigungen wiederholen sich sehr viele Züge; eine klare Scheidung dieser Gestalten des heutigen Aberglaubens ist überhaupt nicht möglich. So ist der Seelen- und Albglaube, wie schon erwähnt, mit dem Hexenglauben zusammengeflossen. Ursprünglich scheint man unter Hexen (die althoch-deutsche Wortform *hagazissa* bedeutet wohl „Hagfrau“) Waldweiber verstanden zu haben, wie ja auch heute noch in Schlesien von Holz- und Buschweiblan, Moosweiblan und Buschrülpfen und Rüttelweibern gesprochen wird, und mit ihnen kommen die Spilla- und Mickadrulle als unheimliche Waldfrauen vor; in Schlesien wird vor den mulieres silvestres schon im 14. Jahrhundert gewarnt. Diese Waldweiblein sind, wie die im Forste hausenden Graumännlein, im allgemeinen gutmütig, wosfern sie nicht geärgert und mit ihrer Häßlichkeit verhöhnt werden. Im Nebel ziehen sie im Walde herum, und wenn es stark friert, dann hört man,

wie sie das Holz knacken und brechen. Böswillig aber ist die Buschmutter, von der in Österreichisch-Schlesien gesagt wird; die gleicht in ihrer Art mehr den Hexen. Denn deren hervorstechendste Eigenschaft ist die Bosheit. Sie haben von ihrer wohl ursprünglichen besonderen Bedeutung als Waldweiber wenig bewahrt; vielmehr scheint sich im Laufe der Jahrhunderte alles, was es an bösem Tun und Denken in der Welt der niederen Geister, vor allem der weiblichen gab, auf die Hexen vereinigt zu haben, gerade wie alle böse und schädigende Gewalt der höheren Mächte, namentlich der männlichen, auf die Gestalt des Teufels übertragen ist. Die Hexen sind Wetterdämonen, sie machen das Unwetter und fahren wie die Seelen im Wind einher; in Tier- und Menschengestalten können sie sich wandeln und tun, wenn auch nicht durch Druck wie der Alb, so durch bösen Zauber großen Schaden. Besonders verbergen sie sich unter der Gestalt alter Weiber, bringen durch „Verknüpfen“ und „Hexenschuß“ und anderen Zauber Unheil, verderben das Bieh, die Milch und die Butter und schieben die Wechselbälge unter. Gewisse Kräuter, z. B. Dill, Dost und Dorant, auch Weihwasser oder das Kreuzeszeichen, ferner Salz und Brot und vor allem das Feuer sind die besten Gegenmittel. Wie man mit Brand und Prozeß im 16. bis 18. Jahrhundert gegen die Hexen vorgegangen ist, das lehren auch zahlreiche Berichte aus Schlesien. Immer wieder kommt es darauf an, daß der Hexe ihr Verkehr mit dem Teufel nachgewiesen werden mußte. Er ist recht eigentlich — wie ja auch die Geschichte seines aus dem Griechischen übernommenen Namens lehrt — die mit der dualistischen Auffassung des Christentums gegebene Verkörperung aller antichristlichen Mächte. So hat er begreiflicherweise zu den vielen fremden, namentlich antiken und orientalischen Eigenschaften sehr viele Züge von den Gestalten des germanischen Heidentums auf sich vereinigt, sowohl von dem wilden Jäger oder dem Wind- und Todesgötter als auch von den Riesen mit ihrer Bosheit und Plumpheit und rohen Gewalt und von den hinterlistigen und tückischen Zwergen. Als Geist der Finsternis ist der Teufel schwarz, und schwarze Tiere sind ihm eigen; in sie kann er sich wandeln: gern auch nimmt er die Gestalt des antichristlichen Drachens an. Wie der Teufel Hörner und Pferdefuß hat, Feuer speit und Gestank verbreitet, so finden sich diese oder ähnliche Eigenschaften auch bei mancher anderen Gestalt des deutschen Überglaubens, aber es wird sich kaum jemals feststellen lassen, ob sie im lebten Grunde und woher sie entlehnt sind. Vielleicht waren in Schlesien dereinst Riesensagen vorhanden, aber sie sind wohl fast alle später auf den Teufel übertragen worden — heute weiß der Volksglaube von Riesen überhaupt nichts mehr, bis auf einige wenige Überlieferungen in der Lausitz und jene jungen unechten Sagen, die sich durch mißverstandene Deutung des Namens „Riesen gebirge“ ergeben haben — das Wort hat mit unserem Worte „Riese“ vermutlich nichts zu tun, sondern erläßt sich wohl durch die „Holzriesen“, jene Rutschbahnen für die Talfahrt der gefällten Bäume. Von den plumpen Riesen des einstigen Volksglaubens mögen die — freilich selteneren — Züge des gutmütig Dummen und gar des Geprellten auf den Teufel übertragen sein. Aber auch wo dies der Fall sein könnte, werden ihm als dem Feinde des Christentums doch gewöhnlich böse Absichten beigelegt: er hat den Leuten bloß geholfen, damit sie ihm ihre Seele verfallen ließen. Die Pakte mit dem Teufel spielen in der Volksage eine sehr große Rolle: alle Bösen stehen mit ihm im Bunde, in erster Reihe als die weiblichen Zauberer die Hexen, dann als männliche die Schwarz-

künstler. Wenn ihnen ihre Zaubermittel nützen, so heißt es, der Teufel habe ihnen geholfen. Freilich können sie sich von ihm lossagen, indem sie sie selber unschädlich machen. Leute der mannigfachsten Berufe huldigen bisweilen der schwarzen Kunst, und zwar geschieht es vor allem, um sich in Besitz von Schätzen zu bringen. Die Sage scheidet streng, ob diese rechtmäßig oder auf geheimnisvolle böse Weise erworben werden. Ersteres ist der Fall bei den Bergleuten. In gerechter und mühevoller Arbeit bauen sie die Gruben ab, um das wertvolle Erz zu gewinnen, und die guten Mächte helfen ihnen dabei: so hat die heilige Anna dem armen Geliebten einer frommen Jungfrau die reichste Eisengrube bei Schmiedeberg gewiesen. Die Unfrommen aber werden gestraft: der Goldbergbau bei Goldberg, das Silberbergwerk bei Beuthen in Oberschlesien sind versiegelt, weil man einen Priester erschlagen hatte. Ist der Bergbau rechtmäßiger Erwerb, so gilt andererseits als böses Streben nach Schätzen das Tun der Freimaurer. Schon der scharfe Kampf der katholischen Kirche gegen sie hat dazu geführt, daß sie als Verbündete des Teufels gelten: der Teufelsdrache bringt ihnen das Gold durch den Schornstein herbei. — Sonst gilt im allgemeinen das Heben von verborgenen Schätzen durchaus nicht als Teufelswerk und als Arbeit, die mit des Teufels Hilfe gemacht werden muß. Vielmehr heißt es in sehr zahlreichen Schatzsagen, daß der Teufel oder ein anderer böser Geist die in tiefer Erde, in Bergen und Burgen ruhenden Schätze von Gold, Silber und Edelsteinen hüte und schütze, daß er also gerade der Feind des Schatzsuchers sei. War der Schatz im Besitz eines Menschen, so muß dessen Seele nach dem Tode ihn bewahren und sehnt sich danach, erlöst zu werden. Es ist also gerade eine gute Tat, die der Schatzheber verübt. Daher heißt es oft, er müsse ein guter und reiner Mensch sein, und der Zutritt ist ihm meist nur an einem heiligen Tage, etwa am Karfreitag oder in der Christ- oder Oster- oder Johannisknacht möglich. Wie aller Zauber muß das Schatzheben unter vollem Stillschweigen geschehen — das ließe sich gerade hier einleuchtend auf rationalistische Weise erklären, denn Verschwiegenheit ist hier besonders am Platze. Es ist auch gut, wenn irgend ein geweihter Gegenstand, ein Kruzifix oder Rosenkranz oder Gebetbuch, in den Schatz geworfen wird, um die Macht des Teufels zu brechen. Eine Vermittlung zwischen solchen Schatz- und Bergmannssagen bilden in gewisser Hinsicht die im Schlesischen Gebirge lebenden Erzählungen von den Benedigern oder Walen — das ist die mitteldeutsche Sprachform für das in Oberdeutschland geltende „Walchen“ oder „Welsche“. Es waren Italiener, die namentlich im 16. und 17. Jahrhundert öfters nach Schlesien kamen, um Gold zu suchen, und auch viel davon gefunden haben sollen. In den noch erhaltenen und in Abschriften im Gebirge verbreiteten „Walenbüchern“ sind die Wege angegeben, die zu den schätzereichen Plätzen führen. Als ein solcher galt besonders die Abendburg im Isergebirge, und die Sagen dort erzählen viel von den zauberkundigen Walen, die sich von ihrem Mantel in die ferne südliche Heimat tragen lassen konnten. Die meisten von allen diesen Schatzsagen stehen durch gewisse Motive zu den Teufelsagen in Beziehung; diese haben ja aus allem nur Möglichen ihren Stoff genommen. Sie sind auch mit unzähligen Örtlichkeiten verknüpft. Wo immer sich mit einer Stätte irgend eine heidnische Sage oder eine Untat oder nur ein übermenschlicher Gedanke verband, lag es nahe, sie nach dem Teufel zu benennen, und er sollte dort irgendwie gewirkt haben; und wenn es in Schlesien wie anderwärts eine große Zahl von

Teufelssteinen gibt, so ist hier der Name des Teufels wohl manchmal zu einer bloßen Bezeichnung des Ungeheuerlichen, Besonderen herabgesunken, wie wir bisweilen von einem Teufelskerl reden. — Daß es, wie bei dem Hexenglauben, ganz nutzlos wäre, die Gestalt des Teufels einheitlich erklären zu wollen, ist wohl aus dem Gesagten deutlich geworden.

Eine Sagengestalt, die so recht lehrt, was alles von Erzählungen volkstümlicher und gelehrter, echter und schwindelhafter Art sich im Laufe der Zeit mischen kann, ist der weltbekannte schlesische Rübezäh'l. Was der Name Ribetsöal oder Ribatsöal (so lautet er in der Gegend der Schneekoppe) eigentlich bedeutet, ist ganz ungewiß; tsöal heißt sicherlich „Schwanz“, dann auch benennt man in der Grafschaft Glatz mit der entsprechenden Wortform (tsö'l) einen launischen Menschen; da rüb dem althochdeutschen hriobo „rauh“ entsprechen kann¹, meint es vielleicht „Rauhenschwanz“. Sicher ist, daß dieser Geist ursprünglich ein kleines Bergmännlein, ein Berggeist war, wie er im Glauben der Bergleute mancher Gegenden lebt — im deutschen wie im polnischen Schlesien wird ja auch an andere Berggeister geglaubt. Was wir in einer weit verbreiteten Litteratur als Rübezählsagen lesen, sind zumeist alberne, gemachte und ausgelügelte Erzählungen, die im Grunde mit dem nur in seltenen Spuren vorkommenden kleinen Berggeiste nichts oder nur sehr wenig zu tun haben. Sie sind, wie nachgewiesen ist, zum großen Teil von dem in solcher Mache sehr bewanderten Johannes Prätorius in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zusammengesucht und zusammengelogen worden. Hinzugekommen sind dann noch ganz törichte Erfindungen, wie die zu den schlesischen Namenformen auf -tsöal, -tsö'l oder -tsoil gar nicht stimmende Deutung nach dem Rübenzählen, ferner Geheimnißtuerei marktschreierischer Laboranten, allerlei phantastische und novellistische Dinge aus Musäus, stets bereite Aufschneidereien der Fremdenführer, und das ist mit dem vermischt, was Prätorius aus allen möglichen Teufels-, Riesen-, Schatzgräber-, Schwarzkünstler-, Faust-, Eulenspiegel- und anderen Geschichten zusammengelese hatte. Der echte Ribatsöal, der wettermachende, irreführende und schatzhürende kleine Berggeist, ist längst aus dem Glauben des Bergvolkes geschwunden. Was aber jetzt als Rübezäh'l ausgegeben und auch von einer töricht bildenden Kunst marktschreierisch als plumper ruppiger Riese dargestellt wird, ist ein aus den erwähnten Bestandteilen gemischtes, zum großen Teil litterarisches Erzeugnis. Wer dieses wertlose Zeug aus dem „Volksmunde“ sammeln wollte, könnte das ebenso wohl in Städten wie München oder Hamburg als im Riesengebirge tun. Eine klare Darlegung dieser Verhältnisse und eine Zusammenstellung der bisherigen Arbeiten findet man bei Regell in den „Mitteilungen der Schles. Gesellsch. für Volkskunde XV, 98—136 (1913) und bei de Wyl, Rübezählforschungen, „Wort und Brauch“ V, Breslau 1909. — Übrigens sei bemerkt, daß auch in anderen Gegenden Schlesiens, nicht nur im Riesengebirge bisweilen Schabernack treibende Geister vorkommen, z. B. der Seehirte (auch Sinhirt, das heißt „ewiger Hirt“), der als Küjhunge ging, bei Rehwiesen, der Vogelhannes im Nesselgrunder Forste, der Heuscheuerwirt u. a. m.

¹ Man vergleiche den Namen Riebing bei Staub-Tobler, Schweizerisches Wörterbuch VI, S. 69. — Unter der Rübe des Schwanzes versteht man das dicke fleischige, stumpfe Ende des Schwanzes, das mit Haaren besetzt ist, Staub-Tobler VI, S. 86; demnach könnte „Rübezäh'l“ auch etwa soviel wie „Stumpfschwanz“ als Spottname eines Geistes bedeuten. Vgl. auch Mitteil. X, S. 53.

Man hat wohl gemeint, daß der echte kleine Berggeist Ribetsöal oder Ribatsöal im lechten Sinne derselbe sei wie der polnische Skarbnik der oberschlesischen Bergleute, nur daß dieser stets unter Tage, jener über Tage erscheine. Auch der Skarbnik ist — im Gegensahe zu dem ebenfalls in Oberschlesien vorkommenden Berggeist Szarlin — eigentlich ein guter Geist; auch er erscheint als Zwerg, aber gelegentlich auch als Steiger oder in Tiergestalt oder als Flamme; aber die einzelnen Erzählungen decken sich mit denen vom Bergmännlein Rübezahl gar nicht. Beachtenswert ist, daß der Skarbnik bisweilen, wie der Teufel, als Mann mit einem Pferdefuß erscheint; bei wem von beiden diese Beigabe ursprünglicher ist, läßt sich freilich nicht sagen.

Sehr verbreitet ist auch in Schlesien der Glaube an andere Zwerge; auch Quargmännel oder Quarze werden sie genannt (das Wort ist nur eine andere Form für Zwerg, wie man ja auch Quetsche anstatt Zwetsche spricht), Graumännel, Käwesmännel¹ bei Leobschütz, Herrla bei Langenbielau. Zumest sind es Erdmännlein, wie sie ja aus alten Quellen und aus lebenden Sagen vieler deutscher Gebiete bekannt sind — man denke an die Erzählungen von ihrer Auswanderung und ihren reichen Gaben. Aber auch der koboldartige Hausgeist, der spiritus familiaris, ist nicht selten: wie mir Klapper aus Handschriften des 14. Jahrhunderts mitteilt, nannte man ihn früher Stetewalt „der an der Stätte Waltende“, was fast das gleiche wäre wie Kobold (Kobowalt), der „im Hause (Roben) Waltende“; man spendete im neuen Hause volle Krüge als Opfer diesen „penatibus, quos stetewaldi vulgus appellat“; auch Popelmänner nennt man sie. Sie alle zeigen mancherlei Züge sowohl vom Alb (zum Beispiel das Stehlen und Auswechseln der Kinder) als auch vom Teufel. Eigentümlich ist in Schlesien für die Zwerge der Name Fenixmannla und Fenixweibla — auch Zwergehepaare kommen vor — oder auch Fenixmännchen, Fänsledinger, Fingsleute, Phönix-, Phönis- oder Venusmännchen. Die bisherigen Erklärungen befriedigen nicht; es ist mir nicht zweifelhaft, daß ein Fenixmannla „ein wénigez mennelin“ des Mittelhochdeutschen ist, wie ja in „Herzog Ernst“ und sonst öfters ein winziges Wesen genannt wird; daß das anlautende w in „das wénigsmanla“ nach s zu f wurde, kann nicht befremden. — Vereinzelt tritt als Zwergmännlein auch der Tod auf; eine eigentliche mythische Gestalt aber ist er in deutschen Gebieten Schlesiens nicht, während die Wenden und Polen die Marzana oder den Smierc oder die Smiertniza kennen. Freilich sind das, gerade wie die Lebensgöttin Zwie, wohl bloße Allegorien, und sie sind — wie auch der Tschernebog und Bielbog, der schwarze und weiße Gott der Wenden — von recht unbestimmter Auffassung.

Noch verbreiterter als der Glaube an die Erdmännel ist der an den Wassermann, besonders im polnischen Oberschlesien — hier wird er Utopiec genannt. Der alte Nix wohnt mit seiner Frau, der Nixe oder — so hört man in Oberschlesien — Lisse oder Liske und mit seinen Töchtern im Teich, im Flusse oder im Brunnen. Er ist häßlich, hat Fischaugen und grüne Zähne und rote Beine oder — wie es eigentlich und echtem Volksempfinden sonderbar entsprechend heißt — rote Strümpfe. Auch in Tiergestalt erscheint er wohl. Er ist bösartig und lockt oder zieht die Menschen zu sich ins Wasser, in seinen Palast. Von ihm

¹ Vielleicht ist hier das schweizerische Schimpfwort cheib (eigentlich Leichnam, Glas), cheibisch boshaft, hämisch zu vergleichen (mittelhochdeutsch Reibe).

wird hauptsächlich in slawischen Gebieten gesagt; und in diesen, und zwar lediglich bei den Wenden, ist auch das Mittagsgespenst gefürchtet, die Przypołudnica oder Pripolniza. Es ist eine lange weibliche Gestalt, die in der Mittagshitze von zwölf bis zwei Uhr über die Felder schweift; wen sie dort trifft, den fragt sie die ganze Zeit lang aus, und wenn er nicht auf alles zu antworten weiß, so tötet sie ihn. Vielleicht verkörpert sich in diesem Glauben der Angsttraum der in der Mittagspause auf dem Felde Schlafenden.

Der bisher genannte Aberglaube richtet sich auf mythische Gestalten menschlicher Art; aber es gibt daneben auch einen Glauben an Tierdämonen. Vor allem sind es die Drachen, die man sich durch die Lüfte fahrend oder auch Schäze hütend denkt; manchmal leben sie im Hause in Gestalt eines schwarzen Huhnes — schon darin kann man ihre nahe Beziehung zum Teufel sehen. Auch der Schlange, die im Hause wohnt, misst man übernatürliche Macht bei. Durch ein leises Geräusch kündigt sie, wie die Totenuhr, kommendes Unheil an; sie hat einen eigenartigen Geruch, wie Wachholder oder Pech oder wie Knoblauch; wenn man sie tötet, so muß ein Haushelfster sterben. Die Hausschlange oder das Haustotterpaar muß man pflegen und muß ihnen Milch zu trinken geben, das bringt Glück. Auch gibt es einen Otternkönig und eine Otternkönigin, die tragen eine Krone auf dem Kopfe. Wie den Schlangen, so kann auch anderen Tieren, z. B. Pferden, Hunden, Bienen dämonische Kraft eigen sein, besonders prophetische. Gewiß ist das zum Teil rationalistisch zu erklären, da ja ihre Sinne an Schärfe die menschlichen oft übertreffen; aber vielfach mag es auch mit dem Glauben zusammenhängen, daß die den großen Göttern heiligen Tiere besondere Macht hatten, oder mit dem Glauben an die Seelenwanderung, nach dem die menschliche Seele in tierische Gestalt übergeht, oder mit zauberhaftem Gestaltenwandel. Und wie den Tieren, so ist auch bisweilen den Pflanzen Wunderkraft eigen, was ja hauptsächlich in ihrer Heilkraft begründet sein wird. Überhaupt gibt es der Wundersagen, auch solcher, die sich an unbelebte Gegenstände knüpfen, in allen Gegenden eine große Fülle. Sie berühren sich sehr oft mit den Schätzsagen: z. B. wenn von wundersamen versunkenen Schlössern, Dörfern und Städten erzählt wird. Manchmal freilich haben wir bloße Belebung der toten Gegenstände durch die Macht der Phantasie: wenn man in Felsen- und Wolkengebilden lebende Wesen schaut, oder wenn man — was ja dasselbe ist — glaubt, daß Menschen und Tiere in jene leblosen Erscheinungen verwandelt seien. Dann wieder spielt religiöse Auffassung, oft verknüpft mit geschichtlichen Tatsachen, in sehr vielen Wundersagen eine große Rolle: man denke nur an die vielen Bauwunder, die mit der Gründung von christlichen Kirchen und Klöstern verbunden sind, und an die zahlreichen Sagen von vergrabenen und ausgewählten, von versunkenen und wandernden Kirchenglocken, z. B. von der Glocke zu Seidorf, zu Bogschütz und manchen andern.

II. Sitte und Brauch.

Mit dem Aberglauben, wie wir ihn dargestellt haben, stehen Sitten und Bräuche in engster Verbindung. Mit den Schutzmitteln gegen den Alb, die Hexen und andere böse Geister haben wir schon ein gut Teil der Zauberbräuche kennen gelernt, mit denen man die Schädigung von überirdischen Gewalten bekämpft.

Andererseits kann man die göttlichen Mächte gnädig und hilfreich stimmen durch allerlei Gaben und sonstige Zeichen der Verehrung, auch kann man ihren Willen dadurch ergründen und die Zukunft prophezeien. So spielen denn Zauber, Opfer und Weissagung im Leben der Menschen eine große Rolle, und darauf beruhen die meisten Sitten und Bräuche, die abergläubischen Gedanken und die Verrichtungen, die an bestimmten Tagen in der Landwirtschaft geübt werden, in Haus und Hof, an den großen Festen des Jahres und bei bedeutsamen Ereignissen im Lebenslauf des einzelnen Menschen, wie Geburt und Taufe, Verlobung und Hochzeit, Krankheit und Tod. Rechnet man noch allerlei Formen im Umgange mit Andern und mancherlei Rechts-handlungen im Verkehrsleben hinzu, so dürfte damit der größte Teil von dem erschöpft sein, was man gewöhnlich unter Sitte und Brauch zusammenzufassen pflegt.

Der alte heidnische Zauberbrauch zur Abwehr schädlicher Gewalten hat sich zumeist mit späterem christlichen Brauche, wie er zur Beschwörung alles Heidnischen dient, verbunden und wird vor allem gegen Krankheiten und anderes Unheil verwendet. Gegen Verwundungen schützen mancherlei Segen, besonders Waffensegen und Himmelsbriefe. Man trägt geschriebene Segen bei sich, wie den Tobiasbrief, der gegen die Macht der Elemente, gegen Feuer und Wasser und Diebe schützt. Schon im 14. Jahrhundert ist bezeugt „habent litteras contra ignem, aquam aut contra gladios et sagittas“. Auf der Reise sind solche Mittel besonders nützlich. Auch Krankheiten, die ja oft durch böse Mächte angehert sind, vertreibt man, indem man sie mit Segen bespricht; gewöhnlich ging wohl irgend eine Behandlung nebenher. So werden, wie überall, auch in Schlesien besonders äußere Leiden besprochen, wie Hühneraugen und Warzen, Wunden, Grind und Alusschlag, Weichselzopf, Frostbeulen, auch die als äußerlich beurteilte Rose, und ebenso der Zahnschmerz. Im Gebirge zeichnete ich einen dagegen wirkenden Segen in folgender, halbmundartlicher¹ Form auf „ir tsēnō silt ni hitsōn|un ni šwitsōn, | un ni jārn (gären) | un ni šwā'n (schwären) | bis īch a kristmōntōn mit drai štitsōn war sān | (bis ich einen Christmond mit drei Stützen sehen werde — das soll nur irgend etwas Unmögliches bezeichnen). Dann macht man dreimal das Kreuz; frühmorgens ist es am besten; und alles dies muß der Mann von Weibsleuten gelernt haben“. Solche Segen sind reichlich für Schlesien bezeugt, schon in Handschriften des Mittelalters. Als Heilmittel werden daneben allerhand Salben und Fette von den verschiedensten Tieren, Pflanzensaft und Pulver angewandt; ferner spielen immer wieder Brot und Salz, Speichel, Feuer und fließendes Wasser und endlich symbolische Handlungen eine Rolle. Die Gründe, die man für Entstehung der Krankheiten annimmt, sind sehr mannigfaltig, und darum auch die Arten ihrer Bekämpfung. Einige eigentümliche allgemeine Mittel seien noch erwähnt. Man kann Krankheiten dadurch los werden, daß man sie auf bestimmte Wesen und Gegenstände überträgt oder überspringen läßt, z. B. durch bösen Zauber auf andere Menschen oder auf Tiere; am besten aber — denn damit wird niemand geschädigt — auf die Erde oder auf Bäume. Darum spaltet man wohl eine junge Eiche und zieht das mit einem Bruche behaftete Kind hindurch; verwächst der Schaden des Baumes, so wird das Kind gesund. Ein frisches Glied hält man in die Spalte eines Baumes; zu einer Fichte spricht

¹ Zur Erklärung der phonetischen Schriftzeichen vergleiche man unter Sprache S. 373.

man: „Fichte, Fichte, ich bring dir meine Gichte“; man bindet auch einen Gichtbeerstrauch (die schwarze Johannisbeere) auf die gichtische Stelle, dann nimmt er die Krankheit mit; das Blut eines kranken Körperteils wischt man mit einem Lappen ab und bindet den an einen Baum oder steckt ihn in ein Astloch oder vergräbt ihn. Gegen Krankheiten ist auch das Messen, „dos masa“ gut — schon im Mittelalter werden in Schlesien Leute genannt, die es ausüben (mensurantes capita infirmorum cum cingulis aut cum filo). Hat einer die Auszehrung, so heißt es „er hat das Maß verloren“ oder „a höt's masa“ (er hat das Messen). Ein sonderbarer Ausdruck und eine eigenartige Auffassung. Nach ihr darf der gesunde Mensch nicht länger sein als breit, daß heißt in der Breite gemessen von einer Mittelfingerspitze über die Brust zur anderen. Darum soll man den Kranken messen und kann dann durch Ausrenken vielleicht etwas nachhelfen; man muß ihn dabei auch besprechen. — Und wie für Menschen, so gilt allerlei Heilungszauber auch für das Vieh. Wenn es durch bösen Blick und anderen Zauber behext ist, muß man es entzaubern oder „zu gute sehn“, und zu seinem Gedeihen spricht man drei Morgen hintereinander bei zunehmendem Monde Folgendes (ich habe es im Gebirge aufgezeichnet): „tswai bēlə augen ībərlōgēn dich, a bēlər munt ībərlōp̄ dich, tswai bēlə örən ībərhōr̄tən dich — dos s̄e ich der rauchən kū tsū gut — und die allerheiligste Dreifaltigkeit, Gott Vater Sohn und heiliger Geist Man nimmt die Mütze ärtschlich (d. h. verkehrt) und streicht damit dreimal über die Kuh und spuckt dreimal über die Kuh weg; die Frau soll's vom Niederhemd nehmen; vom Mann soll's immer ein Weib lernen, und vom Weib ein Mann.“ Das Blut der Geschlechtsteile ist hier wohl als Sinnbild der Fruchtbarkeit heilbringend; begreiflicherweise spielt es daher bei dem überall sehr verbreiteten Liebes- und Fruchtbarkeitszauber eine Rolle, wie schon aus mittelalterlichen Handschriften Schlesiens bezeugt ist: „ut amentur, de commixtione libidinis utriusque crucem viris in scapulas faciunt; sanguinem suum menstruum illis in cibum aut potum fundunt“.¹

Bei vielen zauberischen Handlungen sahen wir die Forderung wiederkehren, daß sie schweigend, ferner zu bestimmten Malen (drei, sieben, neun sind die zauberkräftigsten Zahlen) und bei zunehmendem oder abnehmendem Monde vollführt werden müssen. Und bei allem möglichen Tun und Treiben, sei es beim Schlachten, Holzfällen, beim Säen und Pflanzen und Ernten, beim Heiraten oder Haar- und Nagelschneiden heißt es abergläubisch entweder, daß man es beim zunehmenden oder beim abnehmenden Monde tun solle. Der Mond ist — im Gegensatz zu der den hellen Tag bringenden Sonne — der Freund aller dunklen Zauberei, und ihm wird magische Gewalt zugeschrieben. Schon 1405 berichtet Nikolaus Magnus von Tauer, daß nach allgemeiner Sitte die Leute kniend den neuen Mond anbeteten. — Und wie die Mondphasen, so haben auch die verschiedenen Wochentage für allen Zauber und Aberglauen ihre Bedeutung. Zum Teil hängt das wohl eigentlich damit zusammen, daß sie verschiedenen Gottheiten heilig waren, die als besondere Schützer diese oder jene Handlung begünstigten. So galt als vornehmster Hochzeitstag der Dienstag und der Donnerstag, die dem alten Himmelsgott Tius und dem Gott der Ehe und des Hauses Thunor geweiht waren; ungünstig war der Freitag, der der großen Göttin Fria heilig

¹ Auch diese Mitteilung danke ich Dr. Klapper.

war — noch heute sind in Breslau Hochzeiten an diesem Tage selten. Am Montag, Freitag, Sonnabend soll man keine Reise antreten — das widerspricht nicht der in manchen deutschen Gebieten geltenden Ansicht, daß der Mittwoch, der dem Gott der Wanderer und Wege, Wodan, geweihte Tag besonders günstig sei. Man hat diese Tagwahl dann auf die unbedeutendsten Handlungen, oft bis zur Albernheit ausgedehnt. — Mit solcher Beobachtung günstiger Seiten war natürlich von jeher die Pflege der Vorbedeutungen gegeben. Was an einem bestimmten Tage geschieht, bringt Glück; wie das Wetter an einem gewissen Tage ist, so bleibt es lange Zeit. Und manchmal werden für solchen Aberglauben, obwohl er ganz begreiflich und sogar hier und da auf gute Erfahrung begründet ist, die sonderbarsten Erklärungen gegeben. So hörte ich im Gebirge Folgendes¹ sagen: „wen's an libəm brīdən rāint, rāints holt libəm wuchən, wail ainə mutər hot libəm sīn gəhōt un di onər brīdər wōrən dəm letstən ni gut, si hōbəm on ims läbəm gəbrōcht, un di mutər hōt sēr gəflent, un dārum rāints holt libəm wuchən; der jīngstə his jōsef“. Für alle Art Prophezeiung aber sind die Tage, wo die Schar der Seelen einherzieht, die Seiten der Zwölfnächte oder Zwölfe oder Zwölften am meisten geeignet, und in ihnen wieder die dem Zauber überall günstige Mitternachtsstunde.

Die durch diese kurzen Angaben bezeichneten Richtlinien erkennen wir in unzähligen abergläubischen Bräuchen, die im häuslichen Leben und in der Landwirtschaft gelten. An welchen Tagen und zu welchen Stunden die verschiedenen Arbeiten stattfinden, wann sie begonnen oder beendet sein müssen, welche Bräuche man beim Einzug und Auzzug, beim Backen, beim Spinnen, bei der Feldarbeit üben soll, wie man durch allerlei Segen und Zauber seinen Besitz und das Gelingen seiner Arbeit schützt, das läßt sich in Kürze hier nicht angeben.² Fast jeder Tag des Jahres hat seine Bestimmungen. Gerste sät man gern an Kreuz Erfindung oder an Sankt Urban, Flachs in der Karwoche. Das erste Aulustreiben des Viehs soll nicht an einem Dienstag oder Donnerstag stattfinden, am besten am Pfingstsonntage. Der Aulustrieb geschieht, wie auch das Weiden und der Eintrieb, unter allerlei Hirtenrufen und Sang; hōraus, hōraus! wird gerufen, und dazu werden allerlei Verse gesungen, z. B. beim Eintrieb³ hōraus, hōraus! | ich traibə's letstə mōl aus! | dar pauər slet mich imər, | dī frau is nōch fil slimər, | dī putər frist sə alēnə, | dī kāsə macht sə klēnə, | an 's mulka is gōa himəlblō, | ich blaib au nimē an stundə dō. Beim Weiden wird wēda wēda wēdā-ā gerufen, oder (in der Grafschaft Glatz) wēda, kīla, wēda, | of dar dera hēda, | wū di gāla blimla stīn, | dō warn di kila stēlo stīn. Der Aulustrieb steht zumeist mit der Pfingstfeier in enger Verbindung. — Und so ist für viele Tage das Tun bestimmt. Am Sophientage (25. Mai) soll man die Hühner sezen, am Gründonnerstag die Bienenstöcke ausnehmen; der erste Schnitt der Ernte soll am Jakobitage (25. Juli) beginnen. Und sehr viele Sitten auch gibt es in der Landwirtschaft, die nicht an bestimmte Tage

¹ Wenn's an sieben Brüdern regnet, regnet's halt sieben Wochen; weil eine Mutter sieben Söhne gehabt hat, und die andern Brüder waren dem letzten nicht gut, sie haben ihn ums Leben gebracht, und die Mutter hat sehr geweint, und darum regnet es halt sieben Wochen.

² Auch hier sei nochmals auf die treffliche Sammlung von Paul Drechsler hingewiesen, vgl. oben S. 352 Anm. 1.

³ Mitteilungen d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde XII, S. 97 ff.; XV, S. 87 ff.

geknüpft sind, aber auch auf das strengste eingehalten werden. Als Krone des ganzen Betriebes darf wohl das Erntefest gelten. Scherz und Ernst einen sich da in den Bräuchen. Kommt einer von der Familie des Herrn oder ein Fremder aufs Erntefeld, so wird er unter Sprüchen mit Ähren gebunden und muß sich durch eine Gabe lösen. Beim Fallen des letzten Halmes und beim Binden der letzten Garbe gibt es allerlei Scherz und manche Erinnerungen an alten Dankopferbrauch. Wer den letzten Halm schneidet, heißt der Wolf oder der Räuber oder der Hund und muß etwas zum Trinken spenden; die letzte Garbe, der „als mōn“ (alte Mann), wird mit Versen der Herrin überreicht. Zur dann beginnenden Erntefeiern wird der Weizenkranz von dem schönsten Mädchen, der Weizenbraut, unter Musik nach dem Hofe gebracht und der Gutsherrschaft unter Lied und Ansprache überreicht, darauf wird getanzt und werden allerlei Spiele gemacht. Vor allem wird das Hahnschlagen gespielt — vielleicht ist es eine Erinnerung an das Hahnopfer, das den Göttern, namentlich wohl dem Wodan, dargebracht ward. In anderen Gegenden ist statt dessen das Gansreiten oder Gansfahren üblich. — Die Scheune wird mit Grün von neuerlei Holz umsteckt. Wie beim Binden, so wird auch beim Dreschen der letzten Garbe viel Scherz geübt; wer den letzten Schlag tut, muß einen Trunk ausgeben. — Als Freudenfest nach all den Feldarbeiten wird schließlich die Kirms oder Kermis gefeiert, die gleichsam das mit dem Erntedankfest verbundene Kirchweihfest ist. Kuchenbacken, Schweinschlachten, Schmausen, Tanzen machen die Hauptfache aus; auch die Erntescherze, wie das Hahnschlagen oder das Umherführen des ebenfalls zu Fastnacht erscheinenden Erbsenbären, kommen vor — wie denn überhaupt mancherlei Bräuche begreiflicherweise wiederkehren, da sie ja Reste von alten, öfters geübten Opfern und Kulthandlungen sind.

Unter den feststehenden Feier- und Heiligenagen tritt der Nikolaustag in Schlesien sehr zurück. Besonders bedeutsam und verheißungsvoll aber sind der Andreastag (30. November), der Thomastag (21. Dezember) und die Zwölften oder Zwölfnächte (das *dwudziewiątego*), die die ganze Weihnachtszeit umfassen. Das ist die Zeit, wo der Umzug der Seelen stattfindet und die göttlichen Mächte einherziehen. Da schüttet man das Vieh und die Bienen durch allerlei Zauber, da wehrt man von den Obstbäumen das Unheil ab, indem man sie prügelt oder über sie hinschießt wie auch über Felder und Saaten — in Schlesien sind Weihnachts- oder Sylvester- und Neujahrsbräuche dieser Art reichlich erhalten. Da „hebt man das Glück“, indem man losend das unter den vier Tellern Verborgene aufnimmt: Geld, Brot, Lehm (das Krankheit bedeutet) oder Läuse gelten als Drakel; man wahrsgibt Glück oder Unheil aus dem „Lötschafschmeiža“, dem Werfen des Pantoffels, aus dem Wurf der Apfelschale, dem Spiegel des Wassers, dem Feuer, dem geschmolzenen Blei; und als Wichtigstes schaut man in der Geisterstunde seinen künftigen Schatz. Schon in schlesischen Handschriften des Mittelalters wird vor solchem heidnischen Zauber gewarnt: „praeterea sicut deus cupientes habere scientiam futurorum observant sompnia, auguria credunt, inspi- ciunt ignes, bullient plumbum, fundunt super homines...“ Man bestreut die zwölf Schalen einer Zwiebel mit Salz — das sind die zwölf Monate des kommenden Jahres, der grüsse Horn oder Hornich, der klēns Hornich usw. (man braucht als deutsche Monatsnamen außer diesen beiden wohl nur noch den Ernte-, Hize- und Christmonat); je nachdem nun das Salz mehr oder weniger feucht wird, gibt es nasse oder trockene Monate; auch die Ernte wird prophezeit. In dieser heiligen

Zeit nach der Wintersonnwende muß alle Arbeit ruhen, man freut sich am Schmausen bestimmter Gerichte. Um Leobschütz läßt man wohl in der Christnacht den Tisch gedeckt, damit auch die Engel ihr Mahl halten können — gedacht ist dabei wohl an den Umzug der Seelen. — Über die Christkindla- und Weihnachtsspiele, die man zu dieser Zeit aufführt, wird bei Betrachtung des Volksliedes ein Wort gesagt werden.

Auch Fastnacht gilt als großes Fest, besonders in katholischen Gegenden. Im polnischen Oberschlesien wird das Hahnschlagen gespielt, wie man es beim Erntefest kennt, auch zieht wohl der Schimmelreiter mit seinem Gefolge oder der Erbsenbär durch das Dorf und heischt allerlei Gaben. Weinhold¹ berichtet, daß mancherwärts die ledigen Mägde auf einem Pfluge die Knechte durch das Dorf zogen (wie auch wohl bei der Kermis der „Hanswurst“ auf dem Pfluge umhergezogen wird); er will darin Reste eines alten Kultes der Fruchtbarkeitsgöttin erkennen — vielleicht ist der Brauch aber nur als Scherz zu deuten. Freilich verbindet sich mit den Bräuchen der Freude zu solchen Zeiten sehr oft der Glaube an höhere Mächte und Vorbedeutung: so hoch im Fasching der Bauer die Bäuerin im Tanze schwingt, so hoch — sagt man um Hirschberg — wird der Flachs stehen.

Etwas später ist der Sonntag Lätare, der vierte der Mittfasten, der Sommer- oder Totensonntag — so sagte man früher; heute wird als Totensonntag nach kirchlichem Brauche zumeist der letzte Sonntag des Kirchenjahres im November bezeichnet. An diesem Sommersonntag Lätare wird der Tod ausgetragen, auch der Leiske-Tod genannt — dieser Name ist wohl eine Erinnerung an die dabei gefungenen Leisken oder Leisen, d. h. Kyrie eleison. Man trägt den Tod als Strohpuppe oder Popanz, im Polnischen als ein altes Weib, die Todesgöttin Marzana umher und wirft sie dann ins Wasser. In den Liedern, die man dabei singt, heißt es „Den Tod, den haben wir ausgetrieben, | Den lieben Sommer bringen wir wieder, | Den Sommer und den Maie, | Der Blümlein mancherlei.“ Und manigfache den Sommer preisende und Gaben heischende Lieder² schließen sich an, auch wurde wohl im Spiele der Kampf des Sommers mit dem Winter dargestellt. Die Lieder werden teils in der Mundart, teils in der Schriftsprache gesungen. So hörte ich in Seidorf folgende: „dar N. N. hōd an langa rōk, | a greft līch garnē in ēortōp, | dar wirt līch wul bēdēngka | an wirt mir au e's ſēngka.“ Oder: „rōtēn rōtēn ſtēngel! | dar her ī ſin, dar her ī ſin, di frau ī wī a engel! | ūf dos ſi got bēhita | fir olaen ungēlikē, | bēšēarē gōt, bēšēarē gōt, | ūf dos ſi fil gēlikē hōt.“ Oder: „Die goldne Schnur geht um das Haus, | Die Wirtin, die geht ein und aus, | Die geht wie eine Tocke | In ihrem schönen Rocke; | Des Sonntags, wenn sie früh aufsteht | Und in die liebe Kirche geht, | Da setzt sie sich auf ihren Ort | Und höret fleißig auf Gottes Wort. | Droben wird sie sitzen | Bei den lieben Englein, | Droben wird sie selig sein | Bei dem lieben Jesulein.“

Unter den in Schlesien üblichen Ostergebräuchen ist besonders das Schmagostern oder Schmigostern, d. h. mit Gerten peitschen zu nennen. Das polnische Wort smigać smagać ist in volksetymologischer Anlehnung an Oster zu „schmac-

¹ Verbreitung und Herkunft der Schlesier S. 87 (243).

² Verschiedene solcher Sommerlieder sind gedruckt bei Franz Schroller, Schlesien. III, S. 405 ff., sowie auch in den Mitteilungen d. Schles. Ges. f. Volkskunde III, S. 67; IV, S. 33; XI, S. 37, 40, 79; XII, S. 87.

östern" umgedeutet worden. Mit den buntverzierten, eigentlich neunfach geflochtenen Weidenpeitschen wecken Kinder und Knechte die Langschläferinnen am Ostermontag in der Frühe; auch begießen sie sie wohl mit Wasser. Dieser in Mitteldeutschland sehr verbreitete Brauch soll Gesundheit und Glück bringen und außerdem auch gut — gegen die Flöhe sein. Man singt deshalb unter anderem die Verse: „Mädra mädra, los dich paitša, | los dich ni di flēlan baīsa“ (Mägdelein, Mägdelein, laß dich peitschen, daß dich nicht die Flöhe beißen). Diese Osterliedchen berühren sich vielfach mit den Sommerliedern. Zum Beispiel aus Ratscher ward mir folgendes (von Herrn Horag) berichtet. am östernmöntich gien do jonge da mädeln šmaküesten; se haon se ont bëspritsa se met wosər, dənuchet ſengə se:

rüetə rieſlən, rüetə rieſlən
wakse of dam ſtraichlə,
klīnə feſlən, klīnə feſlən
šwemə ai dam taidhə,
gäle lieljə, gäle lieljə
wakse of dam ſtēngəl,
dər her es ſlən, dər her es ſlən,
de frä es wi a eŋgəl. —
de frä hōd an gədroktə rōk,
ſe graift wōl ai an groſtōp,
ſe wēt ſich wōl bədēngkə
ont mīr a greſlə ſēngkə.

Rote Röslein, rote Röslein
Wachsen auf dem Sträuchlein,
Kleine Fischlein, kleine Fischlein
Schwimmen in dem Teichlein;
Gelbe Lilien, gelbe Lilien,
Wachsen auf dem Stengel,
Der Herr ist schön, der Herr ist schön,
Die Frau ist wie ein Engel.
Die Frau hat einen gedruckten Rock,
Sie greift wohl in den Groschentopf,
Sie wird sich wohl bedenken
Und mir ein Gröschlein schenken.

Osterfeuer, wie sie in Niederdeutschland üblich sind, kennt man nur im Oppalande, um Leobschütz, und daraus wollte Weinhold auf niederdeutsche Besiedlung jener Gegend schließen. Aber das Alusräuchern gegen Hexen am Karfreitag, das in anderen schlesischen Gebieten üblich ist, ist vielleicht auch nicht anders zu beurteilen; vor allem aber ist zu bedenken, daß früher Opferfeuer wohl an allen großen Festen gebräuchlich waren. In Schlesien haben sie sich in größerem Umfange nur als Johannifeuer erhalten; es hat prophezeihende und für denjenigen, der darüber springt, heilende und glückbringende Kraft. Früher waren auch vielerwärts noch Pfingstfeuer üblich. Auch zu Pfingsten galt es, zum Viehaustrieb früh auf den Beinen zu sein; wer zu spät kommt, heißt in der Grafschaft der „Pfingstlümmel“, im polnischen Oberschlesien król (König) oder niedzwiež „Bär“ (man denkt hier wieder an den Erbsenbär der Fastnacht) oder — indem vielleicht das Wort „rauh“ an ähnliches erinnert — der „Rauchfieß“. Bräuche vom Walpurgistage, z. B. das Aufpflanzen des Maibaums (der übrigens in Schlesien nicht so verbreitet ist wie in anderen deutschen Gegenden) und auch vom Johannistage sind vielfach auf Pfingsten übertragen. Aber auch dieser Tag (24. Juni) gilt als heilige Zeit, günstig für allen Zauber und Heilung, Weissagung, Schatzgraben usw. Man windet Kränze und behängt sie mit Rosen, und diese „Rüslatepə“ (Rosentöpfe), über dem Tore angebracht, sind zugleich Schutz und Schmuck. Auch wurden früher Johannistangen zum Erklettern aufgerichtet und mit bunten Bändern geziert — wie ähnliche Bräuche anderwärts zu Pfingsten üblich sind. — Im Hochsommer und im Herbst folgt dann die arbeitsreiche Erntezeit mit ihrem festlichen Abschluß, der Kermis, und damit ist dann das Festjahr beendet;

denn dem Martinstage wird in Schlesien nur mehr geringe Bedeutung beigemessen, und nur die Martinshörndl als Gebäck und die Martinsgans erinnern noch an den Namen des Heiligen.

Es würde zu weit führen, noch auf die Festtage bestimmter Berufskreise einzugehen. Ein Beispiel für viele mag genügen. So feiern in der Gegend von Ratscher die Weber um Michaelis „Lichtschnur“.

ē nē lichtsnūr wō^r, ē^r arbait dōr wāwōr nē tsom ōwōt. lichtsnūr es, wen dō tāch kētsōr wādō, am septembōr. dō es a sñūr gōtsēōn am wāwōrstul, ont drof hēngd əm 's waip tsigān, epōl, a wošt, a flašlō ont ḡndēršielies, tsom ōwōt macht sō əm an gūdā brōtā. dānōchēt gēn sā tāntsō. nōch dōr lichtsnūr arbait dōr wāwōr s ēstomōl bai licht.

Ehe nicht Lichtschnur war, eher arbeitet der Weber nicht am Abend. Lichtschnur ist, wenn die Tage kürzer werden, im September. Da ist eine Schnur gezogen am Weberstuhl, und darauf hängt ihm die Frau Zigarren, Äpfel, eine Wurst, ein Fläschchen (Schnaps) und Unterschiedliches. Zum Abend macht sie ihm einen guten Braten. Danach gehn sie tanzen. Nach der Lichtschnur arbeitet der Weber das erste Mal bei Licht. (Nach Mitteilung von Herrn Horag in Ratscher.) Und so hat fast jedes Handwerk seine eigenartigen Sitten und Feste.

Und die mannigfachsten Vorstellungen und Bräuche begleiten nicht nur die tägliche Arbeit und die Freuden des Menschen, sondern sein ganzes Leben in allen seinen Phasen und Wechselfällen von der Geburt bis zum Tode. Das neugeborene Kind — man sagt, es sei aus dem Wasser gekommen, der Wassermann habe es gebracht, oder auch der Storch — wird auf die Erde gelegt, damit es kräftig werde. Schreit es nicht sogleich, so schlägt man es dreimal auf den Hintern. Wohl dem Kinde, das mit einer Glückshaut geboren wird — die muß man als gutes Zeichen aufheben, und so auch die Nabelschnur. Gegen die bösen Mächte, namentlich gegen den Alb und die Hexen, muß man das Kleine schützen, bevor es getauft ist, und gegen solche Einflüsse sowie gegen Krankheiten gibt es mancherlei Abwehrmittel: immer wieder werden fliessendes Wasser, Speichel, Salz, Feuer und Brot genannt. Man macht wohl einen Abdruck von dem kranken Kinde aus Brot und schiebt den in den Backofen, dann wird das Kind gesund.

Vor allem Liebe und Freien, Verlobung und Hochzeit haben reiche Spuren alten Glaubens und Rechtsbrauches bewahrt. Zur Erwerbung der Liebe wird mancherlei Zauber geübt: immer wieder kommt es darauf an, daß man dem anderen etwas von seinem Körper im Effen oder Trinken beibringt, sei es vom Blut oder Schweiß, von Haaren, Nägeln oder dergleichen — wir haben das schon durch Zeugnisse des 14. Jahrhunderts erwiesen, in denen die commixtio libidinis utriusque (S. 362) als zauberkräftig genannt wird; und wenn es da heißt „corpus gallinae in lacu inferiori similiter extinguentes et in pulverem redigentes escis virorum apponunt“, so erinnert das an den Glauben, daß ein Stein, der im Kopfe eines von Ameisen abgenagten Hahnes gefunden wird, unwiderstehlich mache. Ebenso kann man, wie es bei Hans von Schweinichen heißt, die Liebe einem durch ein Ei beibringen — es handelt sich wohl um Symbole der Fruchtbarkeit. Auch Gegenmittel gibt es: z. B. wenn man aus seinem eigenen Schuh trinkt, in dem die Füße geschwitzt haben. — In der Hochzeitsfeier zeigt sich deutlich die alte germanische Trennung des Versprechens oder der Verlobung und der Einholung.

Bei jener ward die Braut dem Mundwalt vom Bräutigam abgekauft mit dem Mahlschätz oder Mundschätz, und diese Leistung ist im späteren Brauche zu einem Handgeld als Sinnbild der Verpflichtung herabgesunken. Auch bei der Übergabe der Braut waren germanische Symbole im Gebrauch: der Hut ist Sinnbild des Besitzes von Gut und Lehen, der Handschuh Symbol eines Rechtes, dessen man sich mit dem Ausziehen des Handschuhs begeben kann und das man durch Überreichung des Handschuhs verleihen kann. Und in dem Brautlaufe, dem feierlichen Zuge mit Musik war wohl die rechtmäßige, ja vielleicht gewaltsam mit Aufgebot vieler zu verteidigende Erwerbung der Braut symbolisiert. Von allem diesem sind in Schlesien reiche Spuren bewahrt. Durch einen Trunk, wie er im Rechtsbrauche beim Kaufabschluß üblich ist, wird der Abschluß des Paktes besiegt. Und der rechtmäßige Erwerb wird symbolisch dadurch dargestellt, daß im Hochzeitzuge ein Brautwagen mit den Sachen der Braut mitgefahren wird, und alle Gegenstände müssen erst vom Bräutigam erkämpft werden. So zeichnete ich in Seidorf Folgendes¹ auf: „wen dī hukst ūf a mōntīch ūdēr dīnstīch is, dō wīt ūnōbēms a brautfūdēr gēfōa'n; dos fain ol di lachēn, dī dī braut mitēbrengt. dī wa'n tsum broitħam gēfōa'n, an dērbai gīts fērgnīcht tsū. dēr hukstbitar git met dēr bren'da lata'nē firn fūdēr an leicht a pfā'da bai tāgē; an dō hōts welgē, dī līch an ūpōs macha mitēn broitħam; dō fān sō, dos sō wos wek ken nāma, bēfunderō dī betē, an dō fērste ka sō sō; dō mūs dēr broitħam lañgē līchā ē a ols tsomafint; dī braut dōa'f ni mitēkuma, ūbēr dī brautfrau, dī mūs airoima.“ Wie es in vielen deutschen Märchen und Sagen heißt, daß die Braut erst durch Wettkampf oder Kampf oder Rätselspiel erworben wird, so werden auch in Schlesien dem brätrich oder Bräutigam allerlei Schwierigkeiten gemacht: in Sabschütz bei Leobschütz wird ihm eine verschleierte Person, die Spillegritte, anstatt der Braut zugeführt, und er muß sich loskaufen; auch sperren wohl Burschen mit Girlanden dem Brautwagen den Weg und müssen mit Geld abgelöst werden — das Schnüreziehen nennt man dies. Und beim Gange zur Trauung wiederholt sich immer in vielen Formen symbolisch die Gewinnung der Übermacht in der künftigen Ehe: die Braut bittet um Geld, das muß der Bräutigam ihr versagen; jeder muß fehen, zuerst in die Kirche zu treten; beim Händereichen muß die Hand des Bräutigams oben sein; auch wer nach der Trauung zuerst ins Haus tritt, hat die Herrschaft; Handschuh und Hut als Symbole der Macht treten geradezu miteinander in Kampf: in Sprottau wirft die Braut nach der Trauung ihre Handschuhe in den Hut des Bräutigams. — Auch Reste des alten Brautkaufes sind noch sinnbildlich in dem „Brautlösen“ erhalten: die „Züchtfrau“ oder „Brautfrau“ hält dem Bräutigam einen Teller hin, und unter stetem Feilschen muß er nach und nach all sein Geld abgeben, erst dann bekommt er die Braut zugesprochen. — Eine große Zahl von Hochzeitsbräuchen hat Schlesien mit anderen

¹ Wenn die Hochzeit auf einem Montag oder Dienstag ist, dann wird Sonnabends ein Brautfuder gefahren; das sind alle die Sachen, die die Braut mitbringt, die werden zum Bräutigam gefahren, und dabei geht es vergnügt zu. Der Hochzeitbitter geht mit der brennenden Laterne vor dem Fuder und leuchtet den Pferden bei Tage. Aber da hat es welche, die sich einen Spaß machen mit dem Bräutigam; da fehen sie, daß sie etwas wegnehmen können, besonders die Bettlen, und dann verstecken sie sie. Dann muß der Bräutigam lange suchen, ehe er alles zusammenfindet; die Braut darf nicht mitkommen, aber die Brautfrau, die muß einräumen.

Gegenden gemeinsam. Der hukstbiter oder hukstlōdēr, der in vielen Gebieten, z. B. in der Grafschaft, auch Druschma (slawisch *družba*) oder Druschman genannt wird, hat eigentlich den ganzen Verlauf der Hochzeit in der Hand; er hält auf feierliche Einladungsformeln, Hochzeitspredigten und -abdanckungen, und davon gibt es mancherlei Überlieferung. Sein weibliches Gegenstück ist vielerwärts die Zücht- oder Brautfrau. Auch Kränzel- oder Brautjungfern und Kränzelherren oder Brautführer sind in Schlesien üblich. Was an den Hochzeitsbräuchen germanisch ist, läßt sich nicht immer sicher feststellen. Ringwechsel und Brautkranz gelten allgemein als romanische Einführungen. Daz nur Jungfern den Brautkranz tragen sollen, ist in Schlesien wie überall Sitte. Einzig aus Schlesien (aus der Rothenburger Gegend nämlich) ist mir der sonderbare Brauch bekannt geworden, daß man diesen Kranz später einem Schwein aufsetzt, um es gegen den Rotlauf zu schützen. — Die Feier des Polterabends mit Scherbenschlagen sowie allerlei Nachfeiern der Hochzeit sind auch in Schlesien jetzt üblich, scheinen aber erst in jüngerer Zeit eingeführt zu sein. Über den Hochzeitstanz wird später ein Wort gesagt werden.

Auch beim Tode des Menschen sind Aberglaube und alter Brauch reichlich vertreten; sie sind zu einem großen Teil schon beim Seelenglauben und Totenkult besprochen worden. Wie dort gezeigt ward, sind der Vorboten des Todes in der Prophezeiung, wie in allen Gegenden, sehr viele. Hat sich die Vorahnung erfüllt und ist der Mensch gestorben, so kommt es vor allem darauf an, daß die Seele des Toten ihre Ruhe finde. Man muß, wenn einer hingeschieden ist, sofort die Stühle umstürzen und die Fenster aufmachen, damit die Seele in den Wind hinausgehen kann. Und alles muß geschehen, daß der Tote sich nicht zurücksehnt und gar umgeht. Das ihm Gebührende darf ihm nicht vorenthalten werden: man legt Geld und allerlei Gegenstände mit ihm in den Sarg; die Dinge, die mit der Leiche in Berührung gekommen sind, werden beigegeben, z. B. Ramm, Rasiermesser u. a. m.; der Leichenschmaus darf nicht unterbleiben. Früher legte man das Brett, auf dem der Tote gelegen hat, an den Weg, so daß jeder darauf treten mußte; war es durchgetreten, so hatte die Seele Ruhe. — Der Tod des Besitzers muß nicht nur den Leuten, sondern auch den Tieren und Feldern und der ganzen Wirtschaft angesagt werden — vielleicht ist das ein alter Rechtsbrauch. Im großen Ganzen bieten hier die schlesischen Sitten wenig Besonderes: das Begräbnis verläuft in ähnlicher Weise, wie überall. In Seidorf zeichnete ich folgendes auf: „dar tütə wirt ḡəwoša, ai a hultsbetə gəlēt, in wirt a tīchla ims maul gəbunda, dos's tsüblaibt an fleklan ūf di auga gəlēt. laichabrātə hon ſe itsə nime. in sumər warn nōch faltsfleke ūfs gəſichtə gəlēt. dar tütagrēbər tut tsü grōbə bita an ſōat: „di N. N. me'na kin-dan leſt bita, wen ər wult a ſū gut ſain ūf a durnſtīch im draiə mitəgīn tsü grōbə.“ di fərwanta gīn ai də ſtūbə, an dō hōts kōfē an ſaməl an brantwain. dō kimt di ſūlə an dō wirt gəſunga, an mondə warn ai dī kirchə gətrōan, war də gelt hōt; an war də kē's hōt, gits bäl ūf a kirchhōf.“

Spuren alten Rechtsbrauches, wie wir einen solchen bei dem Todansagen zu erkennen glaubten, sind vor allem im Gemeinde- und Verkehrsleben erhalten. Eine uralte Sitte ist, daß der Kaufabschluß mit Bier, Schnaps oder Wein begossen werden muß, um rechtsgültig zu sein. Nach dem lit oder Leit, das eigentlich Obstwein bedeutet, nannte man das einen Leitkauf; in Schlesien ist das Wort zu „Leinkauf“ oder „Leihkauf“ entstellt worden. Auch bei der Hochzeit haben

wir diesen Trunk beim Abschlusse des Paktes kennen gelernt. — Im Leobschützer Kreise ließ man wohl, um einen Gemeindeboten zu sparen, das Krummholz in der Gemeinde herumgehen; es war ein gabelförmiger Zweig, der mit einem Zettel umwickelt war, und auf dem standen die Mitteilungen. Das ist eine uralte Sitte und aus verschiedenen Gegenden bezeugt: auf Almrum nennt man solch einen Stock bürstök „Bauerstöck“, auf Sylt tingwäl „Thingstab.“ Auch die Sitte, daß man zum Gedächtnis der Grenzbestimmungen den Zeugen der Grenzsteinsetzung die Bärte abgeschnitten oder den Buben „drey Streich auf den Sizer und nach diesem ein Gröschel samt dem nötigen Brot“ gegeben hat, ist ähnlich aus manchen deutschen Gegenden bezeugt.

Nur in aller Kürze konnte hier eine kleine Skizze der besonderen Sitten und Bräuche gegeben werden, die in Schlesien aus älterer Zeit bewahrt sind. Gar Manches noch würde sich — außer dem in Drechslers Werke und in anderen Schriften Niedergelegten — sicherlich bei einer umfassenden Darstellung der Sprache durch die Sammlung des schlesischen Wortschatzes ergeben.

III. Sprache und Dichtung.¹

Mit einer Sprachkarte von Schlesien. (Taf. LX).

Die Eigenart eines Volkes gibt sich am klarsten und sichersten in seiner Sprache und; ihre Darstellung muß daher einen bedeutsamen Teil einer wissenschaftlichen Volkskunde ausmachen. Leider ist die Teilnahme an der Sprache des Volkes bei uns in weiteren Kreisen außerordentlich gering: das kommt vor allem daher, weil man bei uns nur auf die Handhabung der künstlich gewordenen Schriftsprache Wert legt und deren eigentliche Grundlage, die natürlicher entwickelten Mundarten unbeachtet läßt. So ist es bei uns in Deutschland möglich, daß gebildete Leute zwar die Sprachen der entferntesten Länder beherrschen, aber keine Vorstellung von der deutschen Sprache haben, die in ihrer engsten Heimat, wenige Stunden von ihrem Wohnsitz von Hunderttausenden geredet wird. Es soll auf die Gefahr hin, keine Beachtung zu finden, hier eine Darstellung der sprachlichen Verhältnisse Schlesiens nebst einer Mundartenkarte und Sprachproben gegeben werden, wie denn auch schon in den bisherigen Abschnitten einige mundartliche Stücke mitgeteilt worden sind.

Die Sprache der Provinz Schlesien ist zum größten Teile deutsch, außerdem werden Polnisch, Tschechisch und Wendisch gesprochen. Die Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes² zieht sich etwa östlich von

¹ Die Darstellung der schlesischen Lautverhältnisse beruht zu einem großen Teile auf den Arbeiten von Wolf von Unwerth. Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Preisarbeit der philos. Fakultät. Wort und Brauch III, Breslau 1907. — Derselbe, Das Entwicklungsgebiet der Schlesischen Mundart. Festschrift der Schles. Gesellsch. f. Volkskunde zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau. 1911. S. 155ff.

² Vgl. Paul Langhans, Nationalitätenkarte der Provinz Schlesien. Deutsche Erde V (1906), S. 7.

Auf der beigegebenen Sprachkarte Schlesiens (Taf. LX) ist das deutsche Sprachgebiet bunt (gelb oder rot oder grün) dargestellt, das slawische weiß gelassen; jedoch ist das polnische und wendische durch blaue Streifen, das tschechische durch grüne Streifen gekennzeichnet; die tschechischen Siedlungen sind grün gefärbt.

folgenden (noch deutschen) Orten hin: im Südosten der Provinz beginnend geht sie über Piltsch—Rösnitz—Zauditz (bei Ratscher)—Stolzmühl—Bauerwitz—Leisnitz (bei Leobschütz)—Deutsch-Rasselwitz—Zülz—Friedland—Sonnenberg (bei Grottkau)—Seiffersdorf (bei Falkenberg)—Karbischau—Nikoline bei Schurgast (die Grenze überschreitet hier die Oder)—Karlsmarkt—Altstadt bei Namslau—Reichtal—Groß-Wartenberg—Neumittelwalde—südlich von Bartnig an das Polnisch Wasser (bei Militsch) und trifft hier auf die Provinzgrenze. Das östlich von dieser Linie gelegene schlesische Land ist polnisch, doch gibt es viele Gebiete, namentlich die Städte, in denen das Deutsche mehr oder weniger überwiegt: so um Ratibor, Loslau, Pleß, Sohrau, Rybnit, das reindeutsche Rostenthal, Gnadenfeld, Gleiwitz mit dem reindeutschen Schönwald, Zabrze, Beuthen, Königshütte, Kattowitz, Anhalt, Tarnowitz, Peiskretscham, Ujest, Cösl, Mechnitz, Oberglogau, Krappitz, Klein-Strehlitz, Proskau, Oppeln, Malapane, Friedrichsgrätz, Groß-Strehlitz, Lublinitz, Rosenberg, Konstadt, Kreuzburg, Sterzendorf, Blumenthal, Pitschen. Indessen ist zu bemerken, daß die Orte Piltsch—Rösnitz—Zauditz—Stolzmühl (stark polnisch) deutsche Grenzorte nicht gegen das Polnische, sondern gegen das Tschechische sind, das um Hultschin von der stark überwiegenden Mehrheit der Bewohner geredet wird; dies tschechische Gebiet Schlesiens wird umschlossen durch die Orte Groß-Peterwitz—Schillersdorf—Koschialkowitz—Hultschin—Beneschau—Hoschütz—Groß-Peterwitz. Außerdem liegt in unmittelbarer Nähe davon der kleine Rest eines tschechischen Sprachgebietes um Tarkau, Osterwitz und Nassiedel (nördlich von Troppau), sowie um Eglau (bei Bauerwitz). Auch greift das tschechische Sprachgebiet Böhmens in das Deutsche Reich über in der äußersten Westecke der Grafschaft Glatz mit den Ortschaften Strauhenei, Tscherbenei und Schlanei. Da leistet das Tschechische dem Deutschen ebenso kräftigen Widerstand wie in den drei böhmischen Gemeinden bei Strehlen: Hussenitz, Podiebrad und Mehltheuer. Wie auch in den Gemeinden Friedrichstabor, Kleintabor und Tschermine (im Kreise Wartenberg) sind die Tschechen von Friedrich dem Großen angesiedelt worden. Im polnischen Gebiet gilt das auch von der Böhmenkolonie Friedrichsgrätz bei Oppeln (die jetzt fast ganz deutsch ist, während ihre Tochtersiedlung Petersgrätz bei Groß-Strehlitz tschechisch spricht).

Endlich gehören der slawischen Bevölkerung die Sorben oder Wenden der Lausitz an, die in den Kreisen Hoyerswerda und Rothenburg auf dem Lande wohnen. In den Städtchen herrscht das Deutsche vor. Die Ostgrenze des Wendischen läuft westlich von Muskau (das deutsch ist) nach Süden etwa über die wendischen Orte Brand und Mücka in das Sächsische; auch Dauban, Weigersdorf, Gebelzig sind wendisch. Die Westgrenze läuft etwa von Geyerswalde (wendisch) über Schwarzkollm (wendisch) nach Süden an die sächsische Grenze.¹

Das gesamte deutsche Sprachgebiet der Provinz Schlesien fällt — abgesehen von der kleinen Tiroler Siedlung bei Erdmannsdorf-Zillertal — den mitteldeutschen Mundarten zu, und das stimmt ja auch zu den geschichtlichen Nachrichten, die wir über die Einwanderung aus fränkisch-thüringischen Gegenden

¹ Vgl. Diaconus Müller, Die wendische Sprachgrenze. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1893, S. 460.

haben. Denn daß eine ältere Schicht der Einwanderung¹, und zwar der niederdeutschen anzunehmen sei, ist weder mit geschichtlichen noch mit sprachlichen Gründen zu erweisen. Die wenigen niederdeutschen Worte, die man in dem Schatz der schlesischen Sprache hat entdecken wollen, brauchen zum Teil überhaupt nicht niederdeutscher Herkunft zu sein: z. B. führt Weinhold ohne Grund Worte an wie *Kringel* „ringförmiges Gebäck“, *Mulm* „Straßenstaub“, *schmuck* „schön“, *Teuche* „tiefe Stelle“; an ihrer hochdeutschen Form ist nicht zu zweifeln. Andere Worte können vielleicht als niederdeutsche Lehnworte bezeichnet werden, z. B. *tieren* „sich gebärden“, *verknusen* „verkauen, verschlucken“. Und selbst wenn eine größere Anzahl von niederdeutschen Bestandteilen des Wortschatzes vorhanden wäre (was nicht der Fall ist), so würde daraus doch noch keine Einwanderung aus niederdeutschen Gebieten zu folgern sein, weil jene Worte entweder aus niederdeutschen Strichen, die dem Norden oder Nordwesten Schlesiens nahe lagen, eingedrungen sein oder aber — und das ist wichtig — schon in der Mundart der mitteldeutschen Stämme vorhanden gewesen sein können, die Schlesien besiedelt haben. Überhaupt ist es sehr gewagt, aus dem — sehr wenig untersuchten — Wortschatz, d. h. aus dem Vorkommen eines und desselben Wortes in verschiedenen deutschen Mundarten Schlüsse auf engere Gemeinschaft der betreffenden Stämme zu ziehen, weil die meisten Worte ursprünglich allen deutschen Mundarten gemeinsam waren, aber hier und da aufgegeben worden sind. So ist es auch völlig verfehlt, aus dem Vorkommen der Verkleinerungssilbe *-el* oder *-la* im Gegensatz zu *-chen* auf eine engere Beziehung des Schlesischen zum Oberdeutschen zu schließen. Denn in älterer Zeit ist auch die Endung *-chen* im Schlesischen üblich gewesen, und noch heute ist sie z. B. in der Mundart von Schönwald bei Gleiwitz die gewöhnliche Verkleinerung.

Die Wenigsten sind sich über den Begriff der Mundart klar. Eigentlich kann man im wissenschaftlichen Sinne überhaupt nicht von scharf abgegrenzten Mundarten reden, sondern nur von der Ausbreitung dieser oder jener Spracherscheinung über ein bestimmtes Gebiet. Ist eine Spracherscheinung so auffällig und bedeutsam, daß sie die Sprache einer bestimmten Gegend scharf von den benachbarten abhebt, so mögen wir dadurch geradezu den Eindruck einer bestimmten Mundart gewinnen; aber eben diese Mundart wird außerdem eine Reihe von Erscheinungen zeigen, die durchaus nicht auf jene Grenze beschränkt sind. Die Sprache ganz Schlesiens zeigt gewisse gemeinsame Eigentümlichkeiten, die sich auch in das übrige ostmitteldeutsche Gebiet, nämlich in das Obersächsische erstrecken: z. B. daß es *appēl* und *strimpē*, nicht *Apfel* und *Strümpfe* heißt; andererseits werden kurze Vokale in einsilbigen Wörtern wie *ich*, *mich* (*aich*, *maich*) im Schlesischen gedehnt gesprochen, nicht aber im Obersächsischen. Ja, die allen schlesischen Mundarten gemeinsamen Eigentümlichkeiten erstrecken sich nach Westen zu alle weit über Schlesien hinaus durch das nördliche Böhmen hindurch in die Gegenden des Erzgebirges.

Wir können uns an dieser Stelle nur mit der deutschen Sprache der Provinz Schlesien beschäftigen. Das Land ist in stärkerem Maße erst in der zweiten

¹ Vgl. W. Schulte, *Festschr. d. Vereins f. Gesch. u. Altert. Schlesiens für K. Grünhagen*. Breslau 1898. — v. Unwerth, *Festschrift*, a. a. O. S. 155 ff. — K. Weinhold, *Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien*. Stuttgart 1887, S. 51 (207) ff.

Hälfte des 13. Jahrhunderts von Deutschen besiedelt worden. Im 14. Jahrhundert ist Schlesien an das luxemburgische Herrscherhaus gekommen und in enge Zusammengehörigkeit mit der deutschen Kultur Böhmens. In dieser Zeit dürfen auch die sprachlichen Verhältnisse dieses gesamten Gebietes, die natürlich schon starke Übereinstimmungen aus der gemeinsamen Heimat besaßen, noch weiteres ganz Schlesien Gemeinsame ausgebildet haben. Im 14. Jahrhundert ging auch die Lausitz und mit Schlesien das Gebiet um Schwiebus, Züllichau und Kroppen an die Luxemburger über (Kroppen und Züllichau sind erst 1482 an Brandenburg gekommen, Schwiebus ist bis 1686 schlesische Enklave gewesen). Und alle diese Gegenden zeigen gewisse Lauterscheinungen, die sich auch wiederfinden in kleinen Sprachinseln deutscher Zunge, die im 13. Jahrhundert entstanden und seitdem völlig getrennt geblieben sind, z. B. Schönwald bei Gleiwitz. Wir lernen aus der wissenschaftlichen Erforschung solcher Sprachgebiete, zu denen wir auch die Grafschaft Zips in Ungarn rechnen dürfen, und weiterhin aus ihrem Vergleiche mit der Sprache der verschiedensten Gegenden Schlesiens, daß eine Periode gemeinsamer schlesischer Sprachentwicklung anzunehmen ist, wo sich auf einem bestimmten Gebiete diese Erscheinungen herausgebildet haben. Die früher öfters aufgeworfene Frage, ob nicht die mundartlichen Eigentümlichkeiten der verschiedenen schlesischen Gebiete schon von Einwanderern aus verschiedenen mitteldeutschen Gebieten im 12. Jahrhundert mitgebracht seien, wird dadurch überflüssig. Durch eine Untersuchung der älteren schlesischen Schriftdenkmäler kann man vielleicht zu weiteren Schlüssen auf die Zeit und das Gebiet jener gemeinsamen schlesischen Entwicklung gelangen: so will man¹ jetzt dem Herzog Bolko II. von Münsterberg und Glatz (1301—1341) eine größere Bedeutung für die Entwicklung einer schlesischen Gemeinsprache zuerkennen. Weitere Durchforschung der altschlesischen Denkmäler, besonders auch der reichlich erhaltenen Vokabulare, mag hier Klarheit schaffen.

Zunächst seien die wichtigsten Eigenschaften aller schlesischen Mundarten genannt.²

I. Als mitteldeutsche Mundarten zeigen alle schlesischen die Eigentümlichkeit, daß kurze Vokale der älteren Zeit gedehnt sind, wenn sie in offener Silbe stehen, d. h. wenn innerhalb derselben Silbe kein Konsonant folgt — so ist es auch

¹ Vgl. Georg Baezede, *Der Wiener Oswald*. Heidelberg 1912, S. LXXXIX ff.

² Die Lautverhältnisse der Mundart lassen sich nur durch phonetische Schreibung wiedergeben. Im wesentlichen sind die Zeichen der „Deutschen Bühnenaussprache“ (10. Aufl. Bonn 1912) angewendet.

Kurze offene Vokale sind unbezeichnet, z. B. a = a in bühnendeutsch Hand, e in hell, i in Hize, o in hold, u in Hund; schwaches e in habe ist durch ə gegeben; lange geschlossene Vokale sind durch - bezeichnet, z. B. ă = a in habe, ă in See, ı in ihn, ă in Sohn, ı in Huhn; kurzes geschlossenes e und o sind durch ə und ɔ dargestellt, z. B. teăter = Theater, melodi = Melodie; langes offenes ă (ähnlich wie in Ähre) ist durch ā, langes offenes o (wie in englisch water) durch ɔ gegeben; überlange Konsonanten sind durch - dargestellt, z. B. ă, l, ă; palatalisierter (mouillierter) Konsonant ist durch ' bezeichnet, z. B. n', t', l'; die einheitlichen Laute ng (lang), ch (ich) und eh (ach) sind durch ſg, ȇ, ȇ gegeben; g ist Reibelaute wie in sächsisch Tage; gegenüber stimmlosem (Hartem) s in hasa = hasse ist stimmhaftes (weiches) ſ geschrieben, z. B. hăsă = Hase; ſ ist sch-Laut, ſ̄ der entsprechend stimmhafte Laut, z. B. ſtr = Schur aber ſăr = französisch jour. Für silbisches r, l, m, n wird sr, sl, sm, sn geschrieben, z. B. silbär, alən.

in unserer Schriftsprache. Da auch in geschlossener Silbe tritt die Dehnung des Vokals ein, wenn in verlängerten Formen früher Doppelkonsonant stand. Also es heißt nicht nur *wilə* „Wiese“ (statt des älteren mittelhochdeutschen kurzen ī in *wīse*), *bōdən* „Boden“ (statt *bōdən*), sondern auch *mōn* „Mann“, *klōts* „Kloß“, *bīs* „bīß“, *tīs* „Fisch“.

II. Die mit Lippenrundung gesprochenen Vokale ö und ü sowie deren Längen haben diese Rundung der Lippen aufgegeben und werden daher wie e und i, ē und ī gesprochen, z. B. *derfla* „Dörflein“, *stik* „Stück“, *hēwə* „Höfe“, *mīlə* „Mühle“; und da nun altes mittelhochdeutsches ē und auch œ in ī übergegangen sind, erscheinen alle mittelhochdeutschen ē, œ sowie (nach der unter I besprochenen Dehnung) auch i und ü als ī, z. B. *šni* „Schnee“, *bīlə* „böse“, *šnitə* „Schnitte“, *tīrə* „Türe“. So erscheint auch üe als ī, z. B. *kīlə* „kühle“.

III. Das lange ā des Mittelhochdeutschen ist zu ö geworden (also mit dem nach I gedehnten o zusammengefallen, z. B. *šōf* „Schaf“, *ōst* „Aas“ (wie *bōdən* „Boden“)); das lange ô des Mittelhochdeutschen ist zu ü geworden (also mit dem nach I gedehnten u zusammengefallen), z. B. *hūch* „hoch“, *grūs* „groß“ (wie *pūs* „Busch“).

IV. Die mittelhochdeutschen Diphthonge uo, üe, ie sind, wie in unserer Schriftsprache, zu den einfachen Lauten ū, (ü) ī und dann vor inlautendem stimmlosen Konsonanten zu u, (ü) i gekürzt worden, z. B. *rufa* „rufen“, *fīsə* „Füße“, *šlīsa* „schließen“, *bīchər* „Bücher“ (aber *tūn* „tun“, *mīdə* „müde“).

V. Älteres (niederdeutsches) mp und pp ist bewahrt, während die Schriftsprache hier pf zeigt, z. B. *štrimpə* „Strümpfe“, *kōp* „Kopf“ (plattdeutsch *strümpfə*, *kopp*).

A. Diese Lautverhältnisse zeichnen den eigentlichen schlesischen Lautstand aus, wie er sich im Gebirgsschlesischen und den sich im Osten und Westen daran anschließenden Gebieten ziemlich rein erhalten hat: d. h. also im Gebiet des Lausitzisch-Schlesischen; und zwar (auf der Karte gelb eingezzeichnet) wird dieses Gebiet der Stammundarten nördlich ungefähr¹ begrenzt durch eine Linie: *Sagan*—*Sprottau*—*Strans*—*Haynau*—*Siegendorf*—*Liegnitz*—*Oyas*—*Tentschel*—*Romnitz*—*Groß-Baudis*—*Ober-Mois*—*Weicherau*—*Lorzendorf*—*Ober-Struse*—*Kanth*—*Kattern*—*Postelwitz*—östl. von *Bernstadt*—*Wabnitz*—*Neu-mittelwalde*. Alles südlich von dieser Linie Liegende (sowie auch ein Streifen nördlich von *Naumburg*—*Grünberg* um *Rothenburg*) hat den schlesischen Stammvokalismus bewahrt, man spricht dort also: *šnitə*; *mīlə*, *tīs*, *tsīna* „Zeh“; *bīlə*; *štūbo*, *hūch*, *nūs*; *kōlə*, *tōp*, *fōgəl*; *šwain*, *waip*; *braun*, *haus*; *hoitə*; *hēm*.

Innerhalb dieses großen Gebietes nun hat sich dadurch eine starke Scheidung geltend gemacht, daß sich — außer nach stammeschließenden l- und nn — auslautendes -en zu -a, -len zu -la entwickelt hat: dieses -a-Gebiet wird abgegrenzt durch eine Linie: *Tafelfichte*—über *Friedeberg*—*Greiffenberg*—*Löwenberg*—*Goldberg*—*Lobendau*—*Wildschūz*—*Koischwitz*—*Altbeckern*—*Arnsdorf*—*Rüstern*—*Teschkendorf*—*Groß-Tinz*—*Prinsnig*—*Mois*—*Sablath*—*Ober-Struse*—*Fürstenau*—*Kanth*—*Zobten*—*Strehlen*—*Münsterberg*—*Ottmachau*—*Neiße*—*Zülz*—*Neustadt*—*Oberglogau*—*Leobschütz*. [In der Verkleinerungs-

¹ Alle diese Sprachgrenzen geben nur annähernd die Gebiete der einschlägigen Erscheinungen an.

filbe¹ -len reicht die Entwicklung zu -la noch etwas weiter in die Liegnitzer Gegend nach Norden als das bloße -a für -en in kuma „kommen“.] Dieses engere Gebiet der schlesisch-lausitzischen Stammundarten bezeichnen wir als das der Gebirgs- und Mundarten. Beachtenswert ist, daß diese Gebirgs- und Mundarten für das mittelhochdeutsche ei ein ē zeigen, z. B. hēm „heim“, štēn „Stein“ [nur im Gläzischen liegt hier wie auch in den nördlichen Mundarten ē vor; die Diphthongierungsmundarten haben ē, im Auslaut aber ie; im Grünberger Kreise gilt ai]. Ferner ist zu beachten, daß für mittelhochdeutsch au das Gebirgs-schlesische ein au zeigt, speziell das Gläzische ein ā; im übrigen Lausitzisch-Schlesischen herrscht ö, z. B. baum im Gebirge, bōm Lausitzisch-Schlesisch, bām Glas, bōm um Glogau.

So unterscheiden wir nun innerhalb des Gebietes der Stammundarten:

- I. Die lausitzisch-schlesischen Stammundarten (insoweit sie nicht als Gebirgs- und Mundarten bezeichnet werden müssen): das gelbe Gebiet der Karte (mit Ausnahme des durch die rote -a-Linie eingeschlossenen Teiles, den wir als Gebirgs- und Mundart bezeichnen, sieh II). In diesem Gebiete, z. B. um Bunzlau oder Orlau gelten die Formen: šnītə „Schnitt“, tiš „Tisch“; štūbə „Stube“, grūs „groß“; kōlə „Kohle“, tōp „Topf“; hēm „heim“ (aber auslautend tswē „zwei“; mit Kürzung bretstə „breitste“); bōm „Baum“; šwain „Schwein“, baisən „beissen“; haus „Haus“; hoitə „heute“. Besondere Entwicklung von Vokal + g ergibt: schriftdeutsch ag wird oi (soin „sagen“, noil „Nagel“), äg, eg wird ai (raint „regnet“, saintsə „Sense“ aus Segense, gekürzt e: tsela Verkleinerung von Zigel = Schwanz), ēg wird ē (lēt „legt“), äg, ög wird oi (gētsoin „gezogen“, gēfroit „gefragt“).
- II. Die Gebirgs- und Mundarten, im Gebiete der Stammundarten abgetrennt durch die rote -a-Linie (aber außer dem Gläzischen). In diesem Gebiete (z. B. um Hirschberg) gelten šnītə, tiš; štūbə, grūs; kōlə, tōp; hēm (tswē, bretstə); baum; šwain, baisa; haus; hoitə; foln „fallen“, špin „spinnen“. Vokal + g: sōan, nōal; rānt, sāntsə, tsela; lēt; gētsūən, gēfrūət.
- III. Die Mundarten der Grafschaft Glas zeigen offeneren Vokale vor r; anstatt u und i wird ö und ę gesprochen; anstatt des au gilt ā; das a der Endung herrscht auch nach l und nn; altes ei und öu des Mittelhochdeutschen sind durch ē vertreten, das auch in den Lautgruppen von Vokal + g reichlich erscheint. Daher gilt šnītə tiš; štūbə, grūs; kōlə, tōp; hēm (aber auslautend tswē, gekürzt bretstə); bām; šwain, baisa; haus; hoitə; foln, špena. Vokal + g: lēn, nēl; rēnt (gekürzt wen Dativ Pluralis „den Wägen“); ęləm „furchtbar“; gētsēn, gēfrēt.

Anmerkung 1. Die oberdörfische Mundart der Grafschaft Glas, südlich von Habelschwerdt, hat für das ē bzw. ę (aus ei öu) des Gläzischen ein āe, z. B. hāem „heim“, štāen „Stein“, fārkāefə „verkaufen“. [In einem kleinen Gebiete nördlich vom Oberdörfischen erscheint für i ein ē, für a ein ö, z. B. in der Mundart von Heudorf, östlich von Kieslingswalde, wēdər „wieder“; tōt „tot“; dem gläzischen wū gīstən hi? „wo gehst du hin?“ entspricht dort wō gēstən hē?] Vokal + g: ūsən „sagen“, wōsən

¹ Der Plural dieser Verkleinerungssilbe -la lautet im größten Teil des Gebietes wie der Singular (štikla), jedoch erscheint -lan (štiklan) in einem Gebiete, das etwa begrenzt wird durch eine Linie Warmbrunn—Hirschberg—Rupferberg—Schmiedeberg—Landeshut—Schönberg—Sturmhaube—Warmbrunn; ferner um Neurode, Wünschelburg—Lewin und um Leobschütz; -len gilt zwischen Ratscher und Hultschin.

„Wagen“, rāənt „regnet“; gatsən „gezogen“. Die Grenze zieht sich vom Spitzigen Berge nach Habelschwerdt, von da längs der Straße, die über die Weistritz nach Langenbrück führt. Alles Südlichere ist oberdörfisch. Vgl. O. Pautsch, Grammatik der Mundart von Kieslingswalde. Breslau 1901.

Anmerkung 2. Besondere Eigentümlichkeiten zeigt die Mundart der Umgegend von Ratscher. Auslautendes e ist abgefallen, z. B. rūas „Rose“; statt der Endung -a (aus -en) wird -ə gesprochen, z. B. bēndo „binden“; gedehntes a erscheint vor n als ə, vor Dentalen als əa, z. B. müən „Mann“, gləas „Glas“; vor Dentalen erscheint schlesisches i als ɪ, ə als ə, z. B. miəl „Mühle“, rūət „rot“.

B. Diesen Stammarten Schlesiens gegenüber zeigt der ganze Norden der Provinz sehr starke Abweichungen, die auf den Hörer geradezu den Eindruck einer anderen Sprache machen. Man scheidet wohl die Schleifer, die „fō dūba runder rēda“ (von droben herunter reden) und diejenigen, die fō draibəm raibər riedən (von drüben herüber reden). Hiermit ist die sprachliche Art des „Neiderländers“ gut gekennzeichnet, denn vor allem hat er die Diphthonge ai und au statt der einfachen Vokale i und ü der Stammarten. Aber auch in diesem Gebiete des „Neiderlandes“ gibt es Unterschiede:

I. Das Gebiet der reinen sogenannten Diphthongierungsmundarten (es ist auf der Karte rot dargestellt). Eigentümlich ist, daß für i der Stammarten entweder ai oder ə erscheint, für ü entweder au oder ə, und zwar überwiegt innerhalb des (durch eine punktierte Linie bezeichneten) mittleren Gebietes das ai und au, im Osten und Westen aber ə und ə. Dazu kommt, daß für das ə der Stammarten (tōp) im mittleren Gebiete ə erscheint, im Westen und Osten au. Das mittelhochdeutsche i und ü (swin, hūs) sind durch ə ə und ə ə vertreten, aber die beiden Erscheinungen decken sich nicht ganz; und zwar gilt im Osten von Oels bis Glogau ə ə, im äußersten Nordwesten um Grünberg herrscht Schwanken; [es erscheint auch ə in einem Gebiete, das ungefähr umschlossen wird durch eine Linie Orlau—Brieg—Falkenberg—Grottkau—Orlau, sowie ə und ə zwischen Bober und Schwarzwasser, bis zur Deichsa]. In diesem (auf der Karte roten) Gebiete spricht man also śnaitə taiš oder (namentlich im Nordwesten und Osten) śnētə tēš [nur vor r gilt stets ə, außer im Müllischer Kreise, wo ai herrscht]; staubə graus oder (namentlich im Nordwesten und Osten) stōbə, grōs; kōlə, tōp oder (namentlich im Nordwesten und Osten) kaulə, taup; bēn „Bein“ (aber auslautend ie in tswie „zwei“, gekürzt i in britstə „breiteste“); bōm; śwēn „Schwein“, śnēdən „schneiden“ (im Nordwesten ə); hōs (hōs Grünberg; hōs im äußersten Nordwesten); hōtə „heute“ (hōtə, hōtə). Vokal + g: śūən; rāənt, lāəntso; liet „legt“; gəlauən, gəfrauət bżw. gələən, gəfrəət.

Anmerkung 1. Im Grünberger Kreise zieht sich eine Grenze nördlich von Seifersholz—Plotzow—Schertendorf—Deutsch-Kessel—Prittag—Janny. Alles südlicher Gelegene hat au gegen ə (kaulən Plotzow: kōlən Lansf.), ə gegen i (śnētə Pl.: śnaita Lansf.), ə gegen ü (grōs Pl.: grās Lansf.), ai gegen ə (bain Pl.: bēn Lansf.), au gegen ə (baum Pl.: bōm Lansf.).

Anmerkung 2. Eine Besonderheit großer Gebiete der Diphthongierungsmundarten (am rechten Oderufer von Oels bis etwa in die Gegend von Schlawau, am linken Oderufer im Glogauer Kreise) ist velares ɪ, das im Glogauer Kreise oft volatiliert erscheint. Nach dunklem Vokal geht es vielfach verloren, nach hellem Vokal oder silbisch erscheint es als ə, z. B. taiə „Teil“, faiə „viel“, sīchə „Sichel“, fəgə „Vogel“.

II. Zwischen dem Gebiete der sogenannten Stammundarten und der sogenannten Diphthongierungsmundarten liegt — in den Kreisen Breslau, Neumarkt, Liegnitz, Lüben, Goldberg-Haynau — eine Zwischenzone, die auf der Karte grün eingezzeichnet ist und nach den in der Umgegend von Breslau lebenden „Kräutern“, d. h. Kraut- oder Gemüsebauern als Kräutermundart bezeichnet wird. In den Süden dieses Zwischendialektes ragt noch das -a der Endung (baisa „beifßen“, tipla „Töpflein“) hinein, der größte Teil aber hat -ən. Die Zone teilt mit den Diphthongierungsmundarten die Erscheinung, daß ē und ö (šnētə štōbə) statt des šnītə štūbə der Stammundarten erscheinen; aber mit den letzteren hat es šwain haus bewahrt.

Die Nordgrenze des ē ö, die auf der Karte das grüne vom roten Gebiete scheidet, geht von Strachwitz über Borne—Maltsch—Parchwitz—Leschwitz—Reisicht (gelbe Linie), während die Nordgrenze der diphthongischen Vertretung des mittelhochdeutschen i, ü (šwain haus) im westlichen Teile der Zwischenzone etwas abweichend verläuft.

Um diese Mundarten in ihren Abweichungen voneinander zu veranschaulichen, nützt es wenig, etwa verschiedene beliebige Texte aus verschiedenen Gegenden zusammenzustellen, sondern man muß Sätze mit charakteristischen Erscheinungen in den verschiedensten Mundarten einander gegenüberstellen. Dazu sei ein Teil der Sätze des Wenkerschen Sprachatlas verwendet. Die Aufzeichnungen verdanke ich zum Teil einigen Mitgliedern des germanistischen Seminars unserer Universität; man wird nicht in allen Kleinigkeiten eine gleichmäßige Darstellung der gleichen Lautverhältnisse erwarten dürfen, im großen Ganzen aber doch ein richtiges Bild der verschiedenen Mundarten gewinnen, die sich wirklich stark voneinander nur durch die Diphthongierungerscheinungen des sogenannten Niedersandes abheben.

In den Sprachproben sind neun Sätze des Wenkerschen Sprachatlas wiedergegeben in folgenden Mundarten:

Lausitzisch-schlesische Stammundarten: I. Wellersdorf, Kreis Sorau, Niederlausitz, unmittelbar an der schlesischen Grenze; dazu einige wichtigere vokalische Abweichungen von Niesky. II. Giersdorf, etwa 5 km südlich von Brieg, zeigt ē əi statt des ai der Diphthongierungsmundarten.

Gebirgsmundarten: III. Seidorf, Kreis Hirschberg. IV. Polsnitz bei Freiburg.

Glätzische Mundarten: V. Alt-Lomnitz, bei Glas. VI. Oberdörfisch (besonders berücksichtigt ist die Mundart von Heudorf). VII. Umgegend von Ratscher.

Diphthongierungsmundarten: VIII. Hertwigswaldau, Kreis Sagan, zwischen Sagan und Freistadt, etwa 10 km nordöstlich von Sagan. IX. Brostau bei Glogau. X. Piskorsine, Kreis Wohlau. XI. Schmiegröße bei Trachenberg. XII. Lansitz, Kreis Grünberg, mit den Abweichungen der Mundart von Janný.

XIII. Kräutermundart.

Schriftsprache	I. Wesselsdorf, Kr. Sorau, Niederlausitz (mit Abweichungen von Niesky [N.])	II. Gierdorf bei Brieg	III. Seidorf, Kreis Hirschberg	IV. Polzen bei Freiburg	V. Alt-Lomnitz bei Glatz	VI. Oberdörfisch (mit Abweichungen von Heudorf [H.])
1. Im Winter fliegen die trocknen Blätter in der Luft herum.	1. an winter flügen di troigen bletör ai dər luft rim.	1. am winter flügen də troigen bletör a dər luft rim.	1. in (aim) winter, dō flija di dīra (troija) bletör ai dər luft rim.	1. im winter flija di troja bletör ai dər luft rim.	1. aim wənter flija di dira (troija) blētər ai dər loft rim.	1. aim wənter flija (flēja H.) di traija blētər ai dər loft rim.
2. Es hört gleich auf zu schneien, dann wird das Wetter wieder besser.	2. 's hīert glai üf tsə šnain, dərnōchērt wirts wāter wīdēr besēr.	2. 's hīrt glē uftso šnēin, do wurt dos wāter wīdēr šinēr.	2. 's hīrt glai üf tsū šnain, dō wirt dos wāter wīdēr besēr.	2. 's hīrt glai üf tsə šnain, dərnōndē wert 's wāter wīdēr besēr.	2. 's hērt glai üf tsə šnain, dərnōchērt wert 's wāter wīdēr besēr.	2. 's hērt glai üf (öf H.) tsə šnain, do werts wāter wīdēr(wēder H.) besēr.
3. Du Kohlen in den Ofen, daß die Milch bald zu kochen anfängt.	3. tū kōlēn an ūwēm dos di milēh bālē ūfēngt (öfēngt N.) tsə kochēn.	3. tū och kōlēn an ūwēm, dos dē milēh bālē kochēt.	3. tu kōln ai a ūfa dos di milēh bālē öfēngt tsū kochēa.	3. tū ok kōln ai a ūwa, dos di milēh bālē öfēngt tsə kochēa.	3. tū kōla (kōlē Sing.) ai a ūwa, dos dē melēh bālē öfēngt tsə kochēa.	3. tu kōlē ai a ūwa (öwa H.), dos dē melēh bālē kochēt.
4. Der gute alte Mann ist mit dem Pferde durch das Eis gebrochen und ins kalte Wasser gefallen.	4. der gūdē ālē mūon (mōn N.) is mit 'n fārēans ais gebrochen unt as kālē wosēr gefoln.	4. dar gūdē ālē moanīsmitdam fārēde durchs ēs gebrochen unt as kālē wosēr gefoln.	4. dar gūdē ālē mōn is me'n pfārēde durchs ais gebrochen an is ais kālē wōsēr gefoln.	4. dar gūdē ālē mōn is mēt am pfārēde dorchs ais gebrochen on is ais kālē wōsēr gefoln.	4. dar gūdē ālē mōn is mēt am pfārēde dorchs ais gebrochen on ais kālē wōsēr gefoln.	4. dar gūdē ālē mōn is mēt am pfārēde dorchs ais gebrochen on ais kālē wōsēr gefoln.

VII. Umgegend von Ratischer	VIII. Hertwigs- waldbau, Kr. Sagan	IX. Brostan bei Glogau	X. Pißforsine, Kreis Wohlau	XI. Schmiegrode bei Trahenberg	XII. Lautsitz, Kreis Grünberg (mit Abweichungen von Janný [J.])	XIII. Kräuter- mundart
1. am wəntər flīe də dirə blētər ai dər loft rəm.	1. aim winter flīe gən di troij ble- tər ai dər luft rim.	1. əm winterflīgən di trējən bletər ē dər luft rim.	1. im winter flīgñg di troigən bletər ē dər luft rim.	1. əm winter flīgñg di dirən bletər ai dər luft rim.	1. a winter flīgñg də troigə (traiga J.) bletər in da luft rim.	1. aim winta flīg di troigñg bleta ai 'er luft rim.
2. 's hīrt glai of tsə šnain də- nōchēnt wēts wātər wēdər besər.	2. s' hērt glē auf tsu šnēn, dēr- nauwirt's wātər waidər besər.	2. 's hērt glē auf tsu šnēn, dērnō wirt 's wātər waidər besər (gēshēdər).	2. əs hirt glē auf tsu šnēn, dan wirt dos wātər waidər besər.	2. s hairt glē uf tsu šnēn, dērnō wirts wātər wai- dər besər.	2. 's hērt glai ūf tsu šnēn (šnēn J.), dō werts (wirts J.) wātər wīdər besər (wēdər J.).	2. 's hērlāi uf tsə šnāin, dērnō wirts wāta wēda besa.
3. šēt kōlə añ ūwə, dos də mēlch bāl tsə kōchē ūenfenkt.	3. hē kaułən in a auwən, dos də mil'ch (mioch) bālē ūofençt tsu kochēn.	3. šmēs kōlən ē a auwən, dos də mułch bāl' ū- feñgt tsu kuchēn.	3. tu kōlən ēa auwən, dos də milch bāl ūfeñgt tsu kochēn.	3. šmēs ək kaułn ai a auwən, dos də milch bālē ūfeñgt tsu kuchñg.	3. tū kōlən in ūwən (kaułən in a ūwəm J.) dos də milch bālē ūfeñgt tsu kuchēn tit.	3. tū kauln ai a ūwəm, dos də milch bālē ūfeñgt tsu kuchēng.
4. dēr gūdə āldə müen es ma 'm fāt durchs aís gēbrochē qnt aís wosər gē- folə.	4. dēr gūd āl müon is mit 'm fārd durchs ēs gēbrochēn unt ins kāl wosər gefolən.	4. dar āl gūdə müon is mit 'm fārdē durchs ēs gēbrochēn unt ēs kālē wosər gefoln.	4. dēr gūdə ālē mön is mit 'm fārdē dērds ēs gēbruchñg unt ēs kālē wosər gefoln.	4. dēr gūdə ālē mön ais mi 'm fārdē dērds ēs gēbruchñg unt ēs kālē wosər gefoln.	4. dar gūdə ālē m"ōn(āldēmūn J.) ismidēn fārdē durchs ēs (ēs J.) gēbrochēn unins kālē (kāldē J.) wosər gefoln.	4. da gūdə ālē mön is mi 'm fārd durchs aís gēbruchñg und if ins kālē wosa gēfoln.

Schriftsprache	I. Wellersdorf, Kr. Sorau, Niederslawisch (mit Abweichungen von Niesth [N.])	II. Giersdorf bei Brieg	III. Seidorf, Kreis Hirschberg	IV. Polsnitz bei Freiburg	V. Alt-Romnitz bei Glatz	VI. Oberdörsisch (mit Abweichungen von Heudorf [H.])
5. Er iſt die Eier immer ohne Salz und Pfeffer.	5. a ist di ēer (aiər N.) imer öne fäls (fälts N.) untfafær.	5. a ist də ēijər imer öne fäls unt faſer.	5. a ist di ēer imer öne salts an pfaſer.	5. a is' də ēer imer öne salts unt faſer.	5. a ęst də ēer ęmer öne fäls on faſer.	5. a ęst də āiər ęmer öne fäls on faſer.
6. Die Füße tun mir weh; ich glaube, ich habe sie mir durchgelaufen.	6. di fisə tūn mər wī, ičh glēb (glēbə N.) ičh hō ſe durčh-gelöfən.	6. də fisə tūn mər wī, ičh glēbə, ičh hō ſe durčh-gelufa.		6. di fisə tū' mər wī, 'čh glēbə, 'čh hō ſe mər derčhgelufa.	6. də fisə tu' mər wī, ičh glēwə gōr, ičh hō ſe mər dorčhgelöfa.	6. də fęſə tōn mər wī (wē H.), ičh glēb, ičh hō ſe mər dorčhgelöfa.
7. Ich bin bei der Frau gewesen und habe es ihr gesagt, und sie sagte, sie wollte es auch ihrer Tochter sagen.	7. ičh bī bai der frō gewäſt unt hō ſər gəſoit unt ſə ſoite, ſe wirš (wults) ū ūrər tochter (tuchter N.) ſoin.	7. ičh bī bē dər frau gewäſt unt hō ſər gəſoit unt ſə ſoite ſe wirš ū ūrər tochter ſoin.	7. ičh bīn bai dan waibə gewäſt an hō ſər gəſoit, an ſi ſoate, ſi wuls au ūrər tochter ſōan.	7. 'čh bīn bai dam waibə gewäſt unt hō ſər gəſoit, unt ſə ſoite ſe wuldes au ūrər tochter ſōn.	7. ičh bīn bai dər frau (nokwan) gewäſt ęn hō ſər gəſoit ęn də ſeite, ſe waſts ūrər tochter ſēn.	7. ičh bīn (bēn H.) bai dəfrau gewäſt on hō ſər gəſoit on di ſeite (ſētē H.), ſe welts ū ūrər tochter ſōn (ſēn H.).
8. Hinter unserem Hause stehn drei schöne Apfelbäume mit roten Äpfeln.	8. hińgər infən haufə ſtīn drai ſīnə epəlbēmə mit rütən epələn.	8. hinder infərn haufə ſtīn drai ſīnə epəlbēmə mit rütən epələn.	8. hinder infərn haufə ſtīn drai ſīnə epəlbēmə mit rütən epələn.	8. hińgər infərn haufə ſtīn drai ſīnə epəlbēmə mit rütən epələn.	8. hēndər enſərm haufə ſtīn drai ſīnə epəlbēmə mit rütən epələn.	8. hēndər enſərm haufə ſtīn (ſtēn H.) drai ſīnə (ſēnə H.) opəlbāimla met rütən epələn.
9. Unsere Berge sind nicht sehr hoch, eure sind viel höher.	9. infəbergə/bargə N.)ain niſier (ſū „so“ N.) hūch, oirə ſain fil hičhər (hečhər N.).	9. infə bargə ſēin ničh ſēr hūch, ęjər ſēin fil hičhər.	9. infə barjə ſain ni ſēr hūch, oirə ſain fil hičhər.	9. infə barjə ſain ničh ſēr (aſū) hūch, airə ſain fil hičhər.	9. ęnfə barjə ſain ničh ſēr hūch (hōch H.), airə ſain fil hičhər.	9. ęnfə barjə ſen nē ſēr hūch (hōch H.), airə ſen fil hičhər.

VII. Umgegend von Ratscher	VIII. Hertwigs- walde, Kr. Sagan	IX. Brostan bei Glogau	X. Pißkorfine, Kreis Wohlau	XI. Schmiegröße bei Trachenberg	XII. Lautsitz, Kreis Grünberg (mit Abweichungen nach Janny J.)	XIII. Kräuter- mundart
5. ar ęst də ējər imər ūnənə fālts ənt fafər.	5. a īst tsu a āir- dən kāi fālts unt kin fafər.	5. a ist d' ēr imər ūnə fālts unt fafər.	5. ar ist də ēər imər ūnə fālts un fafər.	5. ha ist də ēr ūnə fafər unt fālts.	5. ar ist də ērē (airē J.) imər ūnə fālts un fafər.	5. a ist də āia imā ūnə fālts un fafa.
6. də fis tūn mər wī, ičh hō ſe glāiwich durch- gelāfa.	6. də fis' tūn mer wai, ičh hūo mer ſe durčh- gelāufen.	6. də bēn (fis) tūn mər wai, ičh glēb ičh (aich) hūo mer ſe durčhgēlōfen.	6. də bēnē tu' mər wai, aich glōb, aich homerfē durčhgēlōfen.	6. də fisē tun mər wai, aich wār mərē ſe do nī durčhgēlōfen hōn.	6. də bēnē (bainē J.) tun mər wī (wē J.), ičh glēp (glaup J.), ičh hō mərē durčhgalōfen(-laufē J.).	6. də fisē tūn ma wē, 'čh tlōp, aich hō ſe ma durčhgalōfen.
7. ičh wōr bai dam waip ɔnt hō ſe gēfēat, ɔnt ſi ſēat, ſe woltſ a īrēr tochtēr ſēan.	7. aich bāi bē der frāu gēwāst unt hūo ſe gēfēet, unt ſe ſūet, d' wulſt au ērēr tuchtēr ſūen.	7. 'čh bai bē dam wēp gēwāst unt hūo ſe gēfēet, unt ſe ſūet, ſe welt's ō dēr tochtēr ſūen.	7. aich bai bē dēr frō gēwāst unt hō ſe gēfēit und ſe ſōita, ſe wils ō ērēr tochtēr ſōin.	7. aich bai bē dēr frō gēwāst unt hō ſe gēfēit und ſe ſōita dos ſe's au air tuchtēr ſōin wulſtē.	7. ičh bī bē dēr frō (frau J.) gēwāst unt hō ſe gēfēat, ſe ſōita dos ſe's au air tuchtēr ſōin wulſtē.	7. aich bāi bāi da frau gēwāst unt hō ſe gēfēat, unt ſe ſōita dos ſe's au air tuchtēr ſōin wulſtē.
8. hēndēr ɔnfēm haus ſtēn drai ſhēnē epēlbaim- lēn mēt klīnē rūtētē epēln.	8. hičgēr infēn hōs ſtāin drē ſhainē epēlbaim mit rautēn epēln.	8. hičgēr infēm haus ſtāin drē ſhainē epēlbaim mit rautēn epēln.	8. hičgēr infēm haus ſtāin drē ſhainē epēlbaim mit rautēn epēln.	8. hičgēr infēn hō ſtāin drē epēlbaim mit rautēn epēln.	8. hičgēr infēn hō ſtāin drē epēlbaim mit rautēn epēln.	8. hičgēr infēn hō ſtāin drē epēlbaim mit gū- dēn epēln.
9. onſēr bardē ſain ne ſir hōch, aier ſain ſiēl hēchēr.	9. infē barg ſēn ni ſir hauch, ūrē ſēn faio hēchēr.	9. infē barg ſēn ni ſir hauch, ūrē ſēn ſēl hēchēr.	9. infē barg ſēn ni ſir hauch, ūrē ſēn ſēl hēchēr.	9. infē berg ſēn ničh ſir hōch, ūrē ſēn wēt hēchēr (ſēn ničh ſir hōch, ūrē ſēn ſēl hēchēr J.).	9. infē barg ſēn ni ſir hōch, ūrē ſēn hēchēr.	9. infē barg ſēn ni ſir hōch, ūrē ſēn hēchēr.

Außerdem seien, zu den bisher schon mitgeteilten, ein paar kleine zusammenhängende Sprachproben aus verschiedenen Gebieten gegeben.

wen dar Rúprich kimt tsū wainaghta,
dō spricht a: gūn öbemt, hot ər gasa,
dō gat mīr a tōp; silt ər noch asa, dō
lust mich gōar mit asa.

hot ər ken tōp, dō gat mər a tijel,

hot ər ken tijel, dō gat mər a prijel.

blītš blātš flādērwiš,
desa is mīrš nōch tsū wiš!
īch wil mīch ai dī štūbə paka,
īch wil da klen kindan fērtraiba dos
lacha,
īch wil sī saka ai an fāk
an wil sī raiba tsū šnuptōbakə,
īch wil sī šnupa ai dī nōfē
an wil sī fōa'tsa auf en ö'rfe;
īch winš oīch au a lañgēs lāba,
hūndērt fuftsīch ēla lañgk,
nōch lengēr ols di wulka šwāba,
nōch lengēr ols a glokaštrañgk.
īch winš oīch au a sōk dūkōta an a
firtel klēgelt, an an šīngka
an wos guts tsū trīngka.

Wenn der Ruprecht zu Weihnachten kommt, dann spricht er: „Guten Abend, habt ihr geessen, dann gebt mir einen Tōpf; sollt ihr noch essen, dann laßt mich gar mit essen.“

Habt ihr keinen Tōpf, da gebt mir einen Tiegel,

Habt ihr keinen Tiegel, dann gebt mir einen Prügel.

Blitsch, blatsch Flederwisch,
draußen ist mir's noch zu schlimm!
ich will mich in die Stube packen,
ich will den kleinen Kindern vertreiben
das Lachen,
ich will sie sacken in einen Sack
und will sie reiben zu Schnupftabak,
ich will sie schnupfen in die Nase
und will sie farzen aus dem Arsch.
Ich wünsch' euch auch ein langes Leben,
hundertfünfzig Ellen lang,
noch länger als die Wolken schweben,
noch länger als ein Glockenstrang.
Ich wünsch' euch auch ein Schock Dukaten und ein Viertel Kleingeld und
einen Schinken
und was gutes zu trinken.“

(Der Ruprecht im Weihnachtsspiel. Seidorfer Mundart.)

hoite is šēnē wirtrūngk, do wārbər ku'n
aifür'n. 's is holp leksə, dan wi't dlai
dər fauet klingeln, dan mist bər ai də
orbait gēn. 's wirt au bāla də hie-a'ntə
rūo kum. dērnau gēbər ufs hie, dūol
is də šinstə tsait. wens də menər gə-
haun hūon, dau maçhəns də waibər
dirə. dērnau wi'ts əw a hieštūl gə-
brucht.

(Von der Heuernte. Kräutermundart von Rackschütz im Kreise Neumarkt.)

frē əm drē mistbərauſtāin unmōkən,
dos də mūch tse richtijer tsēt ē də štūot
kimt. wī bər hōit fri mūkən, dō hot
mīch t kū ktrātən, dos īch bai haik-

Heute ist schöne Witterung, da werden wir Korn einfahren. Es ist halb sechs, dann wird gleich der Vogt klingeln, da müssen wir an die Arbeit gehn. Es wird auch bald die Heuernte herankommen. Darnach gehn wir aufs Heu, es ist die schönste Zeit. Wenn die Männer (es) gemäht haben, da machen es die Weiber trocken. Darnach wird es auf den Heustall gebracht. (Mitt. XVII, 68).

Früh um drei müssen wir aufstehn und machen, daß die Milch zu richtiger Zeit in die Stadt kommt. Wie wir heute früh molken, da hat mich die Kuh

foln. — dərn̄ wirt kſitərt, don ɔsgəm̄ist un ɔp̄utst, dərn̄ s tsw̄t friſtik. dərn̄ fürb̄er uſ falt n̄ grūos. dos is b̄e dər maī. d̄q̄ ſp̄om̄b̄er ſich də brem̄ ū un d̄ fürb̄er mitən̄g lit̄erwuən̄' r̄os. d̄q̄ müs dər fut̄erſm̄ūn̄ h̄ōn̄, un b̄er mach̄ən tsəl̄om̄ mīn̄ regh̄en̄. dərn̄ l̄uotb̄er auf mit a güob̄on̄ un fürb̄er h̄ēm̄.

getreten, daß ich hingefallen bin. — Darnach wird gefüttert, dann ausgemischt und gepuszt, darnach ist zweites Frühstück, darnach fahren wir aufs Feld nach Gras. Das ist bei der Mühle. Da spannen wir uns die Bremmel (Bullen) an, und dann fahren wir mit dem Leiterwagen heraus. Da muß der Futtermann hauen, und wir machen (es) mit dem Rechen zusammen. Darnach laden wir mit den Gabeln auf und fahren wir heim. (Mitt. XVII, 69.)

(Aus der Landwirtschaft. Gramſchū im Kreife Glogau.)

h̄endəm gōt̄e ḡet̄ də bāch ſəbai. dən̄och̄et̄ k̄emt̄ dər fārtſtemp̄l ont̄ də grūeſe mīl̄. h̄end̄er dər bāch ſain̄ də wiſe. d̄t̄ traiw̄e də lait də kī ont̄ də tsēj̄. d̄ew̄en̄ lait Erm̄erich̄. w̄en̄ ka- tofalernt̄ es, d̄o mach̄e ſich̄ də k̄end̄er a pech̄el̄e oſen̄ feld̄en̄ ont̄ brōt̄e ſich̄ katofeln̄.

Hinter dem Garten geht der Bach (die Bache) vorbei; dann kommt der Pferdstümpel (die Schwemme) und die große Mühle. Hintern Bach sind die Wiesen. Dorfhin treiben die Leute die Kühe und die Ziegen. Drüben liegt Ehrenberg. Wenn Kartoffelernte ist, da machen sich die Kinder ein Feuerchen auf den Felvern und braten sich Kartoffeln.

(Aus der Umgegend von Ratscher.)

Diese Mundarten werden rein fast nur auf dem Lande gesprochen; in den Städten, namentlich in den größeren, herrscht — wie überall in Deutschland — eine Vermittlung zwischen dem heimischen Dialekt und der Kunstaussprache. Im wesentlichen ist diese — der Laie nennt sie auch wohl Schriftsprache — die Sprache des ernsten Schauspiels auf der Bühne; und zwar ist je nach der sozialen Stellung des Sprechenden oder je nach der Lage, in der er spricht, oder auch aus anderen, individuellen Gründen in dieser Mischung von Kunstsprache und Heimatsmundart der eine oder der andere Bestandteil stärker oder schwächer.

Dass jemand überhaupt nicht von der Mundart berührt ist, kommt höchst selten oder gar nicht vor; doch pflegt ihr Einfluss bei höherer Bildung geringer zu sein, und so gilt es zumeist als ungebildet, stark mundartlich zu sprechen. Besonders daher röhrt auch das Vorurteil, das die Mundart als häßlich bezeichnet. Wo sie nun außerordentlich stark von der Kunstaussprache abweicht, z. B. in Niederdeutschland und in den meisten Gegenden Oberdeutschlands (besonders in der Schweiz), da wird sie als etwas Besonderes für sich betrachtet und kaum mit der Kunstaussprache verglichen; man kommt daher selten auf den törichten Gedanken, sie häßlich oder schön, grob oder fein zu finden. Hingegen in Schlesien steht sie der Kunstaussprache und der sogenannten Schriftsprache viel näher, und so wird gerade hier die mundartliche Sprache oft als falsch oder häßlich beurteilt, gleichwie man einen nur wenig abweichenden Ton in der Musik als falscher empfindet denn einen stark abweichenden. Im Grunde sind solche Urteile

über die Mundart ganz unhaltbar, denn wenn man wirklich etwaige Maßstäbe für die Schönheit annehmen wollte, wie z. B. die Klangfülle des Vokalreichtums, so würde man gerade die schlesischen Mundarten mit ihren „-a“-Endungen oder ihren Diphthongen günstig beurteilen müssen: laufa „laufen“, lōan „sagen“, faio „viel“. Hat doch Friedrich der Große ernsthaft vorgeschlagen, man solle die schlesischen Endungs-a in die deutsche Gebildetensprache einführen.

Die mundartlichen Eigentümlichkeiten, die auf die Sprache auch des gebildeten Schlesiern am meisten einwirken, daher als unfein gelten und auch dem Nicht-schlesier am stärksten auffallen, sind folgende:

1. die ungerundete Aussprache der gerundeten Vokale (vgl. S. 374), so daß man z. B. Schieler wie Schüler spricht, lösen wie lesen, möchte wie Mächte, können wie kennen, Klüngel wie Klingel.
2. Die kurze Aussprache langer Vokale (vgl. S. 374), z. B. Buch, gut, Füße, Gemüte wie Büch, gutt, Fisse, Gemitte.
3. Das Aufgeben des r, namentlich vor Konsonanten, z. B. Garten wie Gatten.
4. Die stimmhafte Aussprache der stimmlosen Reibelaute ch, f, s, sch, also Eiwer statt Eifer, Briewe statt Briefe, außerordentlich, Eije statt Eiche, Rilə statt Rüsche; so auch traw ihn statt traf ihn usw.
5. Die Aussprache des auslautenden īg als nk, also fälschlich Rink, lank, statt Ring, lañg.
6. Die Aussprache des anlautenden kl, kn wie tl, tn z. B. tleid, tnabe statt Kleid, Knabe; so auch hört man oft dleich statt gleich.

Und wie in der Lautentwicklung, so gibt es auch in den Formen, im Stil und Wortschatz sehr viele mundartliche Besonderheiten in Schlesien. So in den Formen: man sagt Plumpe statt Pumpe, die Karpfe, der Schranken; in der Wortstellung: wenn er doch möchte kommen, wenn er wird dagewesen sein; im Wortgebrauch: „bald“ wird in Schlesien im Sinne von „sofort“ gebraucht, „gern“ im Sinne von „absichtlich“ („hast du das gern getan?“) u. a. m. Besonders sei aufmerksam gemacht auf die höchst lehrreichen Arbeiten von Lothar Hanké, die Wortstellung im Schlesischen, Wort und Brauch XI, Breslau 1913; von Th. Schönborn, Das Pronomen in der schlesischen Mundart, ebenda IX, Breslau 1912; und Er. Jäschke, Lateinisch-romanisches Fremdwörterbuch der schlesischen Mundart, ebenda II, Breslau 1908.

Der Wortschatz der schlesischen Sprache ist so reich, wie der nur irgend einer anderen deutschen Mundart und hat große wissenschaftliche und praktische Bedeutung, denn die mundartlichen Worte haben den gleichen Kulturwert und die gleiche Daseinsberechtigung, wie die Worte der sogenannten Schriftsprache. Aus der Mundart verjüngt sich der Wortschatz der Schriftsprache stets aufs neue. Die Sprache ist das wertvollste Werkzeug des Geistes und das bedeutsamste Kulturdenkmal. Nie aber wird über sie wirklich herrschen, nie über einen reichen Wortschatz und reiche Mittel des Stils verfügen, wer keine Mundart kennen gelernt hat. Und die höchste Pflicht der Wissenschaft wie der Heimatliebe in Schlesien wäre es, diesen schlesischen Wortschatz und die sonstigen Besonderheiten der Mundart aus dem Volksmunde zu sammeln, solange es noch Zeit ist. Trotz der stark betonten Heimatliebe und trotz vieler Mahnungen steht Schlesien hierin hinter den meisten Gebieten Deutschlands zurück. Während

für Altertümer und Erforschung fremder Erdeile die Mittel reichlich fließen, haben die Schlesiern noch nicht einmal die Kosten aufbringen können, um diese sie umgebenden wertvollsten Zeugen der schwindenden Vergangenheit dem Gedächtnisse der Nachwelt zu retten.

Diese Sprache muß vor allem aus dem Volksmunde gesammelt werden, denn die Schriftsteller bieten nicht allzu viel. Wenn wir von vereinzelten Spuren der Mundart in älteren dramatischen Werken absehen, wie sie von Georg Göbel 1586, Tobias Röber 1607 und später von Andreas Gryphius überliefert sind, so denken wir bei mundartlicher Dichtung Schlesiens namentlich an Karl von Holtei. Der trifft ja in ausgezeichneter Weise die schlesische Eigenart, und seine dichterischen Verdienste sollen hier nicht geshmälert werden. Aber eine Sprache hat es gerade so, wie er sie schreibt, in Schlesien niemals gegeben; vielmehr hat Holtei gleichsam ein über die Mundarten der einzelnen Gegenden sich erhebendes Schlesisch erfunden, das manche überhaupt nicht lebenden Formen enthält: wenn z. B. der Sobten oder tsōtabark als Zutabarg bezeichnet wird, so ist dies eine nirgends übliche und unmögliche Form. Auch, was den Inhalt anlangt, ist es nicht eigentliche Volksdichtung, die Holtei in seinen trefflichen schlesischen Gedichten bietet, und diese sind auch bezeichnenderweise nicht volksläufig geworden, wie manche von seinen hochdeutschen Liedern. Auch die Sprache der meisten neuen Dialektschriftsteller Schlesiens hat viel Gemachtes und Unwahres. Nicht nur, daß keiner die Mundart auch nur annähernd so gut wiedergibt, wie es sich mit unserer üblichen Rechtschreibung erreichen ließe; ein viel größerer Fehler ist, daß in Wortschatz und Stil gewisse Eigentümlichkeiten des Schlesischen unverhältnismäßig gehäuft erscheinen. Selbst die besten dieser Schriftsteller, wie Max Heinzel, Philo vom Walde, Robert Nößler, Heinrich Eschampel sind nicht frei von diesem Fehler; am ersten noch der Fischbacher Schneider Karl Ehrenfried Bertermann, dessen Gedichte in Hirschberg 1861 erschienen. Übrigens liebt die gesamte schlesische Mundartendichtung eine nicht immer volkstümliche Breite der Darstellung, die oft über das Maß des Gedankeninhalts hinauswächst.

Echt volksmäßige Dichtung aber finden wir vor allem in zahlreichen schlesischen Volksliedern. In der Mundart sind nicht viele gedichtet — einzelne kleine Stücke, wie Hirten- und Sommerlieder, haben wir schon erwähnt; auch Kinderlieder, einige geistliche und mehrere scherzhafte Stücke könnte man nennen. Die meisten Lieder aber, die in dem sangesfrohen Schlesien leben, sind in schriftsprachlicher Form überliefert und finden sich auch in anderen Gegenden Deutschlands. Die erste wissenschaftliche Sammlung schlesischer Volkslieder danken wir Hoffmann von Fallersleben, der einst Professor der deutschen Philologie in Breslau war; der Seminarmusiklehrer Ernst Richter hat in der wertvollen, im Jahre 1842 veranstalteten Ausgabe die Melodien mitgeteilt. Aber es ist nur eine kleine Auslese aus dem reichen Liederschatz des Volkes. Durch einen Aufruf in den Zeitungen Schlesiens 1909 ist es der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde möglich geworden, eine große Zahl von Liedern zu sammeln; an die fünfzehntausend Strophen dürften es sein. Nach weiteren Sammlungen gedenkt die Gesellschaft eine große erschöpfende Ausgabe zu veranstalten, zu der auch der inzwischen von anderen gesammelte Stoff höchst wertvolle Beiträge liefern wird. Vor allem sind hier zu nennen die Sammlung des Kantors F. A. L. Jacob aus Konradsdorf bei Haynau, der zu Ludwig Erks deutschen Volksliedern beigesteuert hat,

die verdienstvolle Almfsche Ausgabe von Liedern der Grafschaft Glatz, eine kleine Sammlung von W. Schremmer aus dem Eulengebirge; vor allem aber wertvolle größere handschriftliche Sammlungen von Oskar Scholz, Prof. Dr. Klein, Dr. Pradel (†), Prof. Benzinger u. a. Soldatenlieder, Kinderlieder, Lieder zum Sommersingen an Lätare spielen eine große Rolle. Wie ja in der Tracht und manchen anderen Bräuchen das Volk meist etwa siebzig bis hundert Jahre hinter den gebildeten Kreisen der Städter zurückbleibt, so werden auch als am weitesten verbreitete Volkslieder vor allem diejenigen gesungen, die vor siebzig bis hundert Jahren in den höheren, gebildeten Kreisen modisch waren. Es ist daher begreiflich, daß die heutigen Vertreter einer älteren Generation (sagen wir von etwa sechzig Jahren) als Volkslied das bezeichnen, was sie in ihrer Jugend (also etwa um 1860) von ihren Eltern und Großeltern als die verbreitetsten Lieder singen hörten, was also vor dieser Zeit entstanden ist. Besonders kommen hier die gegen Ende des 18. Jahrhunderts gedichteten sentimental Lieder in Betracht. So überwiegen in den Einsendungen unserer Sammlungen Lieder wie „In des Gartens dunkler Laube | Sachen abends Hand in Hand | Ritter Ewald kühn und mutig | Neben Ida festgebannt“ (gegen 1800 entstanden); „Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine“ (auch wohl aus dieser Zeit), „Müde kehrt ein Wandersmann zurück“ usw. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß nicht auch noch manche älteren Lieder im Schwange wären — so besonders geistliche Lieder (z. B. „ō frēda ībō frēda „ō Freuden über Freuden“, wohl noch aus dem 17. Jahrhundert), verschiedene der beliebtesten romanzen- und balladenartigen Stücke und manche der Tschänscherlieder, wie sie zum Tanz gesungen wurden. Jetzt ist dies wohl kaum mehr der Fall, wenigstens bei den Liedern, die uns Oskar Scholz (in den Mitteilungen XII, 88) angibt, nicht: es sind die Tänze Bauernreigen, Bauernmenuett, „Tanz ock mit der Muhme“, „O du lieber Augustin“ und Jungferntanz. Auch bei den Hochzeitstänzen, soweit ich sie kennen gelernt habe, gibt es keinen Gesang, sondern alle Männer werden von der Braut aus dem Ringe, in dem sie stehen, der Reihe nach zum Ehrentanz geholt. Bei den Soldatenliedern läßt sich natürlich die Zeit der Entstehung am leichtesten feststellen — wir haben ihrer eine größere Zahl aus den Befreiungskriegen, vereinzelte auch aus den letzten deutschen Kriegen von 1866 und 1870. Aber nicht immer geht man sicher, denn es kommt auch vor, daß ältere Lieder auf jüngere Kriege umgedeutet worden sind, z. B. „Die Sonne sank im Westen“ bezieht sich auf die Schlacht bei Sedan, ist aber schon in den sechziger Jahren bezeugt; „Bei Sedan war die letzte Schlacht“ ist umgedichtet nach „Wir Preußen ziehen in das Feld“ (von 1813); auch in die Zeit Friedrich des Großen weisen verschiedene noch lebende Lieder zurück, z. B. das jetzt auch für Schlesien bezeugte Testamentslied des großen Königs.¹ Im großen Ganzen muß man sich hüten, Lieder, die zufällig bloß aus einer bestimmten Gegend bezeugt sind, nur als dieser eigentümlich zu bezeichnen. Selbst bei mundartlichen Liedern kann man sich täuschen: z. B. das Lied „insōr brūdōr Malchōr, dar wuld a raitōr warn“ ist über viele deutsche Gebiete verbreitet.

Von den Krippel- und Christkindelliedern, wie wir ein solches schon mit „ō frēda ībō frēda“ erwähnt haben, waren die meisten in die beliebten Advent-

¹ Festschrift der Schles. Gesellschaft für Volkskunde. Breslau 1911. S. 701 ff.

und Weihnachtsspiele eingefügt. Die in den von Christi Geburt handelnden Spielen auftretenden Personen sind gewöhnlich die Engel, Petrus, das Christkind, Maria, Joseph, der Wirt und der Haushalter und die Hirten, auch der Rupprich — von dem wir einige in Seidorf aufgezeichnete Verse mitgeteilt haben (S. 382) — kommt im Adventsspiel vor; im Herodes- und Sternsingerspiel sind es außerdem Herodes, der Diener Laban, die drei Weisen aus dem Morgenlande usw. Diese Weihnachtsspiele sind in einer vortrefflichen Sammlung von Friedrich Vogt in „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ I. Leipzig 1901, herausgegeben worden; man vergleiche dazu Mitteilungen Bd. XV, S. 1 ff.

Eine besondere Stellung nimmt das Volkslied der polnischen Oberschlesier ein. Zuerst hat 1863 Julius Roger¹ eine Sammlung veranstaltet; die ist von Albert Weiß übersetzt, aber noch nicht herausgegeben worden. Eine Schilderung dieser polnischen Lieder hat Böckel (Mitteilungen XI, 40 ff.) gegeben. Eine Anzahl Lieder ist mit den Weisen herausgegeben von Ernst Koschny, Polnische Volkslieder in Oberschlesien. Leipzig 1910, C. F. Peters, und in dem Vorworte sind die wichtigsten Sammlungen genannt.

Mit dem Volksliede berühren sich oft allerlei Verse und Sprüche, die im Leben der Kinder eine Rolle spielen: da sind Wiegenliedchen, Reitsieder, da gibt es allerlei Spott- und Scherzeime auf die Vornamen, auf die Handwerker, auf die Hirten; man singt die Maikäfer und Marienkäfer und die Schnecken an, man singt beim Pfeifenschneiden und beim Beerensuchen und Pilzammeln, vor allem beim Spielen. Verse sind üblich beim Ringelspiel „ringel ringel reie“, bei „schwarze Köchin und Junggesellen“ und „es regnet auf der Brücke“, auch bei dem Spiel von der „Grieselmutter“ und „der Kaiser vor Pilatus“. In dem Spiele „Mariechen saß auf einem Stein“ wird geradezu dramatisch der Inhalt des bekannten Volksliedes dargestellt, wonach der böse Bruder die Schwester erstickt (vgl. H. Knötel, Oberschlesische Kinder beim Spiel. Oberschlesien II, S. 420 ff.). Zum Versteckspiel und zum Derwischspiel braucht man die Abzählverse. Klipp- und Ballspiel jedoch, Bohnen- und Steinchenspiel, Plumpsack, onder siebne uftstiehn, Bettler und Gendarm, Meister und Gesellen, Ringleineinstreichen, Vogelverkaufen, Mikespiel, das alles sind Spiele, bei denen keine Verse vorkommen. Ferner vertreibt man sich mit allerlei Scherz- und Rätselfragen die Zeit, und das ist nicht nur Kinderspiel. Bei den Erwachsenen nämlich ist das Rätsel sehr beliebt; eine besonders witzige Art sind — wie überall — die Rätsel, die eine doppelte Auflösung, eine harmlose und eine zottige, haben.

Lieder und Scherze manigfachster Art geben die Unterhaltung bei den früher üblichen Lichtenabenden und Rockengängen ab. Diese Spinnabende wurden in der Absicht, die Sittlichkeit zu heben, von den Behörden verboten. Man hat sie wohl als Aufführungen wieder zum Leben erwecken wollen, und in neuester Zeit sind mehrfach Texte zu solchen herausgegeben worden, z. B. von Oskar Scholz (Der Spinnabend zu Herzogswaldau. Schles. Ges. f. Volkskunde. 1901), von Knappe u. a. — Die Spinnabende durften Freitags nicht sein, das gab Unglück — vielleicht hing das mit dem heidnischen Glauben an die Göttin Frija zusammen. Die Weiber gingen mit ihrem Spinnrade „tsum lichta“, und die Männer kamen ihnen später nach „ai di holbø litnijo“ (in die halbe Sitzung).

¹ Pieśni ludu Polskiego w Gornym Ślązku. Breslau 1863. 2. Aufl. 1880.

Sie spalteten Schleißhen, d. h. Kienstäbchen zum Leuchten, während die Frauen unter dem Vorsitz der Rockenmutter spannen. Dabei wurden Volkslieder gesungen, allerlei Klatsch ward verhandelt, Erzählungen in Versen wurden vorgetragen in der Art der Reuterschen „Läuschen und Rimels“, wie wir sie auch von Bertermann kennen; kleine Scherze wurden aufgeführt — so erschien erst der Schimmelreiter oder auch die Himmelsziege (das Wort wird heute noch als Schimpfwort gebraucht), die auch verschiedenerwärts Spilladrulle, Spillahulle, Pöpelhulle oder Zompeldroll heißt. Sie fragte, wieviel die Mädchen gesponnen hatten. Die Namen mit -hulle könnten vermuten lassen, daß man mit einer Erinnerung an die große Göttin zu rechnen hat, wie denn auch sonst im schlesischen Volksglauben die Frau Holle, in älteren Quellen Holt oder Holda, reichlich bezeugt ist. Es wurde wohl auch Musik gemacht und das Hackebrett geschlagen; Spiele wie Topf- und Hölzlawerfen und Pfänderspiele wurden gespielt; Rätsel- und Scherzfragen wurden gestellt; oft auch wurde getanzt. Und damit den Spinnerinnen der Speichel nicht eintrocknete, wurde ihnen die „Neze“ gegeben, getrocknete Rüben oder Backobst. Mit allerlei Scherzen wurden die Abende hingehabt. Besonders lustig, ja allzu toll ging es am „Rummelabend“ oder der Feier der langen Nacht zu, wo man sich auf Roggenstroh, der „Rummelstreu“, herumwälzte — wie ja auch das Wälzen auf dem Kornfelde in manchen Genden ein Brauch ist, den man auf alte Kulthandlungen hat zurückführen wollen. Da ist es vielleicht nicht immer harmlos hergegangen, und das mag dazu geführt haben, daß man vielerwärts die Spinnstuben der Bauerntöchter und -söhne von denen der Knechte und Mägde trennte.

Die Spinnabende dauerten vom November bis in die Fastenzeit; dann wurde der Scheideabend als besonderes Fest gefeiert, und dabei gab es „Schlesisches Himmelreich“, d. h. Backobst mit Klößen und „Raucherfleisch“ zu essen. Für gewöhnlich währten die Spinnstuben abends nicht sehr lange; mit einem Verse ward der Schluß angesagt: „es dungkelt im di wendo, | dar täk dar nimt a ende, | es dungkelt im a üfasten, | ir rokagengär, gid ok hēm.“ (Es dunkelt um die Wände, | der Tag, der nimmt ein Ende, | es dunkelt um den Ofenstein, | ihr Rockengänger, geht auch heim.) So hörte ich in Seidorf. — Man hat die Lichtenabende nicht wieder beleben können; aber der Ausdruck „tsum lichta gän“ ist noch heute allgemein gebräuchlich und meint, daß man abends zum Besuch zu anderen geht, wodurch man ja das Licht daheim erspart.

IV. Wohnung und Tracht.¹

Die schlesische Dorfanlage und das schlesische Haus, soweit sie auf die deutschen Ansiedler des 12. und 13. Jahrhunderts zurückführen, sind des gleichen Schlages wie in Thüringen und Franken, indeffen sind die Dörfer der Siedelungs-

¹ Hans Lutsch, Schlesien nebst Grenzgebieten, in „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten“. Mit Atlas. Dresden 1906, S. 160—183. Hier auch die Literatur. — F. Schroller, Schlesien, Land und Leute, Bd. 2 u. 3. Glogau o. J. (1885—89). — Hans Lutsch, Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens. 6 Bde. Breslau 1886—1903. — Paul Dittrich, Das schlesische Bauernhaus. Mitteilungen d. Schlesischen Gesellschaft f. Volkskunde III, 3, 36—40. — Julius Lippert, Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus. Beiträge zur deutsch-böhmisichen Volkskunde I, 3. Prag 1898. — Karl Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft

gebiete weitläufiger gebaut als diejenigen der alten Heimat. Die übliche Dorfform, die als die alleinige namentlich dem reindeutschen Siedlungsgebiete angehört, ist die des Reihendorfes; die ausgelegte Feldmark erstreckt sich vom Dorfbach mit den Gehöften zu beiden Seiten bis auf die das Tal einengenden Höhen hinauf, und so stehen die einzelnen Häuser zu beiden Seiten der Dorfstraße; einseitige Lage findet sich wohl nur am Flusser und Steilrändern (z. B. Rattwitz, Saug) und wohl nur bei slawischen Dörfern oder bei Neugründungen aus friderizianischer Zeit (z. B. Neurode bei Lüben). Die Häuser liegen mit dem Giebel nach der Dorfstraße; die Längsseite wenden ihr wohl nur die Häuser kleiner Besitzer zu, wo Scheune, Wohnraum und Stall unter einem Dache vereint sind. Bei etwas größeren Anlagen bildet die Scheune mit dem Hause einen Winkel. Vor dem Hause, nach der Straße zu, liegt zumeist ein „Gärtel“, in dem Blumen gezogen werden und allerlei „Krettich“ wächst und auch wohl ein Weinstock oder der eine oder andere Baum steht; vereinzelt lehnt sich auch ein schmaler Gartenstreifen an die Querseite des Hauses an. Eine niedrige natürliche Hecke bildet den Zaun.

Als Zierpflanzen dieses Bauerngartens¹ sind neben einigen Rosen, Schwertlilien, Immergrün u. a. typisch die brennende Liebe (*Lychnis chalcedonica*) und die Nachtviole (*Nachtvelke*), sowie der Blasenstrauch (*Staphylea pinata*), der Pimpernüssel genannt wird. Die meisten Pflanzen des Gartens sind Heilkräuter oder werden auch als „Riechkrettla“ verwendet, wie es die Bäuerin nach altem Brauche unter die Wäsche legt oder mit dem Taschentuch Sonntags in die Kirche nimmt. Da ist der Kurwendich (aus *Carduus benedictus* umgewandelt) zum Schwitzen, der Baldrian für den Schlaf oder gegen Hexerei und vieles andere. Dann fünf Kräuter, die an Mariä Himmelfahrt geweiht und als „Weihgebund“ gegen Hexerei aufbewahrt, aber auch sonst einzeln nützlich verwendet werden: Wermut (für den Magen), Beifuß, Liebstöckel (fürs Vieh), Gartheil, Salbei (zum Gurgeln). Dann die von Imkern besonders gepflegten Kräuter Bienenmelisse (zum Einreiben) und Borretsch; Raute, Krause- und Pfefferminze; die römische Kamille (*Matan* genannt) gegen Kolik; dann, um die Ringelrosenbutter gegen verdorbenen Magen zu machen, die Ringelrose. Wie diese, so werden auch die Päonie oder Pumpeirose, der Türkenskud und der Mohn nicht etwa in erster Linie zur Zier gezogen. Die meisten dieser Pflanzen sind schon über ein Jahrtausend bei uns eingeführt, und man nimmt gewöhnlich an, daß das durch Karl den Großen oder durch die Klöster geschehen ist. Beliebte Heilkräuter sind auch Schwarzwurzel oder Weinwurz (zu Tee oder zu Salbe gebraucht), das Schellkraut (*Chelidonium*) mit seinem gegen die Warzen wirkenden Milchsaft, Herzgespan (*Leonurus cardiaca*) gegen Herzklöpfen, Melde gegen Durchfall, Betonika oder Zehrkrettich gegen Schwindfucht, Bibernell gegen Pest und Cholera, die Zaun- oder Gichtrübe gegen die Gicht, Balsamiendel und Zänitel (*Sanicula*) und

der Deutschen in Schlesien, S. 229 ff. Stuttgart 1887. — Dr. Martin Treblin, Bühne, Laube und Frankspitze an schlesischen Bauernhäusern. Zeitschrift „Schlesien“ II, S. 373 ff. Eingebaute Gänge (Loggien) an schlesischen Bauernhäusern. Ebenda IV, S. 50 ff. — R. Becker, Zur Geschichte des Wohnbaues in der Grafschaft Glatz. Ebenda IV, S. 215 ff.

¹ Karl Olbrich, Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten. Mitteilungen d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde XVI, S. 66 ff. — Paul Dittrich, ebenda XVII, S. 90 ff.

Meerzwiebel gegen Wunden, Rippenkraut gegen Lungenleiden; auch werden Hollunder, Wacholder, Ebereschen reichlich verwendet. Manche dieser Pflanzen werden, wie auch Rosmarin und Quendel, um des Geruches willen oder, wie Majoran (máirán), als Würze oder zum Auflegen unmittelbar gebraucht; die meisten werden auf Branntwein gesetzt und als „zu braucha“ (d. h. Medizin) für Tropfen und Einreibungen verwendet. Verschiedene Pflanzen haben besonderen Wert für den Imker — wer Bienen züchtet, hat denn auch im Gärtel vor dem Hause gewöhnlich die Bienenstöcke aufgestellt, die in den mannigfaltigsten Formen von Häuschen, Menschen usw. erscheinen (s. Taf. LXIX, Abb. 14 u. 15).

Der eigentliche größere Bauernhof bildet in den wohlhabenden urdeutschen Reihendorfern (z. B. im Kreise Löwenberg-Goldberg oder Glatz-Habelschwerdt) in der Regel ein längliches Viereck, das rings von Gebäuden umgeben ist. Die ganze Anlage wird die Hofreite (höwärēta) genannt, was soviel als Hoffstätte bedeutet und dem niederdeutschen Worte „Reede“ für Schiffssplatz entspricht. Der Eintritt in den Hofraum geschieht in manchen Gebieten durch ein großes steinernes Doppeltor, dessen rechter, breiterer (meist geschlossener) Bogen für Wagen, dessen linke Pforte für Fußgänger bestimmt und stets zugängig ist (Taf. LXIV, Abb. 5). Bei der folgenden Schilderung ist angenommen, daß das Wohnhaus an der linken Seite des Hofes liegt. In diesem Wohnhause ist der Kuhstall untergebracht, bei kleineren Wirtschaften auch wohl der Pferdestall — während bei größeren der Stall für das Zugvieh, sowohl Pferde als auch Ochsen, vom Wohnhause getrennt ist. Dem genannten Tore gegenüber liegt die Scheune; die Durchfahrt nach hinten hinaus auf die Felder liegt zwischen Scheune und Stall, vereinzelt auch geht sie durch die Scheune (s. Taf. LXIV, Abb. 6). Auf der dem Wohnhause gegenüberliegenden Seite liegt zumeist das Auszüglerhaus, wo der im Ausgedinge lebende frühere Besitzer des Hofes wohnt; unter dem gleichen Dache sind dann wohl die Ställe für Zugvieh und Schafe. Innerhalb des Hofes liegt der große, für die Fruchtbarkeit so wichtige Düngerhaufen, und zwischen ihm und der Hausfront läuft ein gepflasterter Gang, der nach seiner stufen- oder gradartigen Anlage hier und dort die „Grödel“ (in Bayern Gröde) genannt wird. Auch ist hier wohl auf hohem Pfahl ein Taubensöller und ein Ziehbrunnen oder ein Brunnenhaus.

Das als Rechteck angelegte Wohnhaus, dessen Schmalseite nach der Straße, dessen Langseite nach dem Hofe zu liegt, ist auf einer Grundmauer von Bruchsteinen entweder aus Schrotholz geziemt (s. Taf. LXIII, Abb. 4) oder aus Fachwerk gebaut (s. Taf. LXVI, Abb. 8); meist wird Kiefern- oder Fichtenholz verwendet. Der reine Schrotholzbau wird auch „polsch“, d. h. polnisch genannt, damit ist aber wohl nur das Seltene bezeichnet, da er ja heute nicht mehr so häufig ist, wie es früher im Gebirge und in den waldreichen Gebieten des rechten Oderufers und Oberschlesiens der Fall war; der Schrotholzbau findet sich vielmehr gleichmäßig bei deutschen und polnischen Bauten, vom Spreewald bis ins äußerste Oberschlesien (Kreis Grünberg s. Taf. LXII, Abb. 2, Oberlausitz s. Taf. LXIV, Abb. 6, Kreis Glatz s. Taf. LXVI, Abb. 9). Sehr gewöhnlich auch ist die Verbindung von Schrotholz- und Fachwerkbau in dem Sinne, daß der vordere, die Wohnung enthaltende Teil des Hauses im unteren Stockwerke Schrotholzbau, das ganze übrige Haus aber Fachwerk oder Massivbau zeigt. Das obere Stockwerk (man sagt auch „der obere Gaden“) des Hauses ragt

häufig über den unteren hervor. Die Balken und die schrägodern rhombisch oder als Andreaskreuz geformten Streben sind dunkel oder auch bunt bemalt, während die Füllung meistens weiß oder doch hell getüncht ist. Die Fachwerkfüllungen bestehen aus Lehm, meist mit gehacktem Stroh untermischt, und mit äußerlich eingedrückten Ziegelbrocken, die dem Putz besseren Halt geben sollen — so namentlich im niederschlesischen Tieflande; auch sind wohl die Felder mit gespaltenen Scheiten ausgestatt und dann beworfen, oder die Staken sind noch mit Strohseilen umwunden und dann beworfen. Besonders in Niederschlesien ist jetzt auch die Ziegelfüllung beliebt, wobei die Fugen zwischen den roten Backsteinen mit weißem Mörtel ausgefüllt sind. Besonders im nördlichen Teile der Provinz ist oft das unterste Gefach durch wagrecht liegende Balken ausgefüllt — vielleicht ist diese wagrechte Ausfüllung als polnisch zu bezeichnen (s. Taf. LXII, Abb. 2). Auch findet sich Ausfüllung durch senkrechte Hölzer, die dann verputzt und mit allerlei Mustern, auch Krazmustern, und mancher Ziererei geschmückt werden. Die Wände werden, vor allem im Gebirge, gern mit Schiefer in verschiedenen Farben bekleidet; in früherer Zeit spielte auch die Verschalung mit Brettern eine Rolle, aber es werden nicht die Wände verkleidet (das ist ganz selten und wohl nicht echt bäuerlich), sondern zumeist handelt es sich, besonders allgemein beim Tieflandshause, um eine bloße Verbretterung, nicht eine Verkleidung des Giebels (s. Taf. LXIII, Abb. 4). Namentlich in den Giebelfeldern der Grafschaft Glatz wird durch wechselnde Anordnung der Bretter und hübsche Ornamente gute Wirkung erzielt (s. Taf. LXVI, Abb. 9). Seltener nur sieht man als Bekleidung der Wandflächen Schindeln gebraucht.

Eigenartig ist bei den Fachwerkbauten das alte Gefüge der Stiele, die durch zwei Geschosse hindurchgehen, wobei die Deckenbalken oder ihre Unterlagen in die Stiele eingezapft werden (wie auch die Schwelle des Erdgeschosses in die auf Feldsteinen stehenden Stiele eingezapft ist). Beachtenswert ist auch, daß die das Dach tragenden Stiele nicht in Verbindung mit der Wand, sondern frei vor ihr stehen (s. Taf. LXVI, Abb. 8); vor die Stiele ist gelegentlich ein Riegelholz vorgeblattet und durch große Nägel mit den Stielen verbunden. Bisweilen findet noch stärkere Stützung durch einen weiteren Stiel statt, der die „Saule“ genannt wird (diese ältere Form des Nominativs, statt „Säule“, ist in Schlesien allgemein üblich). — Die Verstrebungen bestehen sehr selten aus krummen oder in Bogenlinien geschnittenen Hölzern, sondern fast immer aus geraden; im übrigen bewirken die Strebenkreuzungen, namentlich des Giebels, sehr eigenartige und anmutige Bilder. — Das Geschoss ist zumeist aus zwei Gefachen gebildet, bisweilen aber ist über diesen noch ein weiteres halbes Gefach eingefügt; ganz selten sind drei Gefache übereinander, in denen dann freilich wohl die Streben nicht verkreuzt erscheinen.

Neben diesem Fachwerkbau kommt auch reichlich, wenigstens seit Beginn des 19. Jahrhunderts, der Ziegelbau vor. Vor allem hat das neuere Ziegel- oder Schieferdach das ältere Schaubenstrohdach oder das Schindeldach verdrängt. Das Schaubendach ist an der First gern mit Rosenstücken (Pfauden) bedeckt oder mit der vom Acker abgerechneten Quecke belegt. In der Erde, die dadurch auf den First kommt, erwachsen dann oft Pflanzen wie die Dachwurz, die als Schutz gegen Blitzgefahr gepflegt wird, das Johanniskraut und der Mauerpfeffer. Zum Dache sind auch wohl Schauben mit Schindeln vereinigt. — An den Enden der

Ankerstangen, die die Strohdecke einfassen, sieht man Querriegel, ja auch manchmal eine ganze Reihe von Sparrenhölzern wie Dachreiter in größerer oder kleinerer Zahl in bestimmten Abständen hervorragen.

An der Längsseite des Hauses zeigt das Dach gewöhnlich eine weite, über den schmalen steingepflasterten Gang sich erstreckende Ausladung, die zu einer weiten Auskragung führen kann (s. Taf. LXVI, Abb. 8). Mancherwärts findet sich auch eine mehr oder weniger steile Abwalmung, die entweder auf eine Seite beschränkt oder auch auf die Giebelseite ausgedehnt und am Giebel halbkreisförmig gestaltet ist (s. Taf. LXIII, Abb. 4); der eigentliche Regelwalm mit halbkreisförmiger Basis tritt immer als kleiner Krüppelwalm und am sonst geraden Giebel auf.

Diese Formen des Daches können in ihrer weiteren Ausbildung zum Ausbau führen. Während das Haus des Tieflandes — abgesehen von dem Hause mit der Giebelvorhalle um Grünberg (s. Taf. LXII, Abb. 1) — solchen überhaupt nicht kennt, ist beim Mittelgebirgshaus der Ausbau, wenn auch nicht ein nötiges Charakteristikum, so doch eine häufige Erscheinung. Die Benennungen sind Gang, Bühne, Sims, Altan, Firhäuserla, Laube (Läbe, Läbe) u. a. m. Diese Ausbauten sind von sehr malerischer Wirkung, mag es nun eine von starken Balken getragene Bühne sein (s. Taf. LXVI, Abb. 9) oder ein Gang zu ebener Erde, der sich oft vom Flur über die ganze Hofseite hinzieht oder um die ganze Langseite des Erdgeschosses oder gar um das ganze Haus; von solcher Wirkung ist ganz besonders der auf Säulen vom Dache aus vorgebaute Raum mit dem dem Langhause parallelen Giebel; er wird „Frontispiz“ oder „Frankspize“ genannt und enthält gewöhnlich ein Zimmer, das in der Lausitz „Wochenstube“ genannt wird, anderwärts auch „fränkische Stube“ heißen soll (s. Taf. LXVI, Abb. 9). — Die einfachste Form des Vorbaues ist die, daß das vor der Tür des einstöckigen Hauses heruntergeschleppte Dach auf mehreren Stielen ruht, die durch eine geschlossene Brüstung verbunden sind. Die Bühnenausbauten — die sich übrigens auch gelegentlich an den Nebengebäuden finden — dienen vor allem als Trockenplatz für Holz, Wäsche, Pilze usw.; auch vermitteln sie — selten freilich — den Zugang zum oberen Teil des Hauses oder zum Heuboden.

Die Fenster des Hauses sind meist sechsteilig und höchstens um ein Drittel höher als breit, vielfach von gleicher Höhe und Breite; ein überstehendes Rinnbrettchen der Umrähmung sorgt für die Abwässerung (s. Taf. LXVI, Abb. 9); ausnahmsweise ist wohl neben der Haustür ein kleines Fensterchen, doch ist das neuere Zutat — das Haus bekommt sein Licht nur von der Haustüre aus, denn diese steht meist offen; dann hindert eine bis zur Brüstung reichende Halbtür (der „Gatter“) den Eintritt. Auch ein Loch oder Fenster über der Tür ist in älteren Häusern nicht üblich. Wohl aber sind öfters im Dachraum augenförmige Schlitzfenster („Dachkaffern“) angebracht.

Nun das Innere des Hauses. Von dem an der Längsseite liegenden gepflasterten Gange (Grödel) aus tritt man in den Hausflur oder Hauseren, der sich durch die ganze Breite des Hauses zieht, und der früher an der Seite der Wohnräume — also links, wenn wir wie bisher das Wohnhaus als links vom Hofeingang liegend annehmen wollen — den Herdraum hatte. Angebaut an die Küche nach dem Garten zu ist meistens der Backofen. Gegenüber der Eingangstür des Flurs liegt die in den Baumgarten weisende Hintertür. Im Hausflur steht,

nahe der zu linker Hand in die Stube führenden Tür der große bemalte Brot-schrank „Brütolmär“ (olmär aus armarium) genannt. Aus dem Flur führt eine Treppe, die meist durch eine Falltür geschlossen ist, in den Keller; auch ist hier die Treppe zum Oberstock. Die Tür links führt in die große Wohnstube; zieht die sich durch die ganze Hausbreite, so wird der Zwischen-balken, die Rispe, wohl durch eine starke Saule gestützt. An den Seiten der Stube, wo die mit Blumentöpfen besetzten Fenster liegen, zieht sich die große Wandbank hin; in deren Winkel steht der große Eßtisch — diese Ecke wird auch, als Ehrenplatz des Brautpaars, der Brautwinkel genannt; hier stehen einige Schemel und Stühle. Schräg gegenüber ragt der von außen zugängliche Backofen in die Stube hinein (s. Taf. LXVII, Abb. 10); an ihn ist nach der Eingangstür zu der Kachelofen angebaut, mit dem eisernen oder kupfernen Ofentopf. Auf zwei Seiten umgeben den Kachelofen die Ofenbank und die Stangen zum Wäsche-trocknen; auf dem Backofen ist die auf Stufen zu ersteigende Ofenhelle (üwahelə). An der einen Seite der Tür ist die Wanduhr, der „Seeger“, an der anderen hängt das Topfbrett, ein offener Schrank mit dem reihenweise dort aufgestellten Kochgeschirr; auch hängt dort wohl der Löffelbort. Das feinere Geschirr ist auf dem „Rechen“, einer unter der Stubendecke befindlichen Holzbort, aufgestellt; und in evangelischen Häusern liegen da wohl die Bibel und einige andere Bücher, während in katholischen das Kruzifix und die bunten Heiligenbilder im Winkel über dem Eßtisch angebracht sind — der wird deshalb auch „Herrgottswinkel“ genannt.

Hat das Haus einen Obergadem, so liegt über dem Hausflur der Boden; über der Wohnstube liegt das „Oberstübel“. Bisweilen ist hier auch das Schlafzimmer der Familie, während in einstöckigen Häusern die Betten zumeist im Wohnzimmer oder in der Kammer dahinter untergebracht sind. Über dem Obergadem liegt noch der Oberboden, der als Schnittboden oder Heuboden dient.

Der übrige Teil des unteren Hauses wird — rechts vom Eingang in den Hausflur — durch den Kuhstall und bisweilen durch den dahinter liegenden Pferdestall eingenommen. Letzteres gilt nur von kleineren Wirtschaften; in größeren sind die Ställe für das Zugvieh (Ochsen und Pferde) in einem Gebäude untergebracht, das an der Straßenseite Raum für die Auszügler enthält. Ist ein Oberstock vorhanden, so sind die hierüber liegenden Räume als Schlafkammern für die Mägde (Menscher nannte man sie früher) und als Vorratskammern in Gebrauch; die Knechte schlafen entweder im Pferdestalle oder in der Futterkammer daneben.

Über die verschiedenen Arten der Dorfanlage und des Hausbaues in den einzelnen Gebieten Schlesiens, und inwieweit sich daraus Schlüsse auf die Herkunft der deutschen Besiedler des Landes oder spätere fremde Einwirkungen ziehen lassen, darüber ist noch wenig Sichereres festgestellt worden. Immerhin wird sich mehr daraus gewinnen lassen, als aus der Beurteilung der geringen Reste alter Volkstracht, die ja im wesentlichen nur Erinnerungen an ältere städtische Trachten darstellt. Von diesen Dingen gibt ein besonderer Anhang von Max Hellmich Kunde.

Anhang:

Das schlesische Dorf und die schlesische Tracht.

Von Rgl. Oberlandmesser Max Hellmich-Breslau.

Die schlichten Worte „Schlesisches Dorf“ entrollen vor unserem geistigen Auge ein buntes Bild, dem eine lange Reihe einzelner Begriffe, wie Farben von der Palette des Malers, leuchtende Kraft und reichbewegtes Leben verleihen. Was der Begriff „Dorf“ an geistigen Gütern umschließt, ist vorstehend bereits geschildert worden. Hier sollen von den körperlichen einige der wichtigsten und wesentlichsten behandelt werden.

Zunächst lenkt das Land unsere Blicke auf sich, als Träger und Ernährer des Dorfes.

Seine Natur, und besonders die der zum Ackerbau bestimmten Scholle, ist zwar gegeben und legt der Besiedelung gewisse Schranken auf. Soviel Freiheit besteht aber immer noch, daß der Einzelne oder eine Gesamtheit, eine Sippe, ein Stamm oder ein Volk, vorhandene Vorliebe für eine bestimmte Lage oder die verfügbaren Kenntnisse und Kräfte entsprechend der verschiedenartigen Beschaffenheit des Bodens bei der Auswahl einer Niederlassung entscheiden lassen können.

Über die frühesten Ansiedler Schlesiens, die schon dorftartig zusammenwohnten, geben uns die Bodenfunde nur lückenhafte und ungewisse Auskunft. Wir wissen durch Ausgrabungen in der fruchtbaren Löhegegend, daß solche Siedelungen bis an die Steinzeit heranreichen, daß sie den ertragswilligen und leicht zu bearbeitenden Löhboden vom Sotten bis nahe an die Oder bevorzugten und daß ihre Wohnungen noch sehr einfache, z. T. in die Erde eingetiefte Hütten aus Flechtwerk mit Lehm bewurf waren. Mehr können wir gegenwärtig aus ihrer Hinterlassenschaft für die Geschichte des Dorfes nicht ablesen.

Auch die folgenden Zeitschnitte der Vorgeschichte deckt tiefes Dunkel. Es lichtet sich erst mit dem Vordringen der Kulturvölker des Mittelmeeres nach Norden. Die uns. durch sie erhaltenen Nachrichten über Schlesien sind aber so spärlich und schwer deutbar, daß wir Reste der damals üblichen Siedelungsform in dem Dorfe der Neuzeit nicht daraus erkennen können. Erst die Mitte des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung hat mit dem Vordringen der Slawen nach Schlesien eine Kultur gebracht, deren unterscheidende Merkmale heute noch erkennbar sind. Bei dem Einrücken dieses Volkes in Schlesien waren seine Kenntnisse vom Landbau auf jener einfachen Entwicklungsstufe sicher nicht wesentlich verschieden von denen der damaligen Bewohner; eher mochten sie etwas geringer sein, da die Sesshaftigkeit der Slawen wahrscheinlich jüngeren Alters war, als der Ackerbau in Schlesien, der, wie wir sahen, schon auf eine Geschichte von mindestens 2000 Jahren zurückblicken konnte. Vor allem nötigte sie ihr einfacher hölzerner Hakenpflug, nur leichten Boden aufzusuchen. Ferner liebten sie den Fischfang. Darum war ihnen zur Bestreitung ihrer Lebensbedürfnisse die Nähe eines Wassers Bedingung bei der Auswahl ihrer Niederlassung. Nun war aber Schlesien zu jener Zeit keineswegs menschenleer. Die eingessene germanische

Bevölkerung hatte sich nur infolge der Wanderungen, die jener Zeit den Stempel aufgedrückt haben, auffällig vermindert und konnte die neuen Ankömmlinge — gezwungen oder willig, sei dahingestellt — aufnehmen. Neben und zwischen den bisherigen Herren des Landes, so muß man bei dem Mangel jeglicher Kunde davon vermuten, fanden die einwandernden Slawen zunächst in friedlicher Durchdringung ihre neuen Wohnplätze. Sie lagen, wie nach dem vorhin Geschilderten erwartet werden muß, meist auf leicht zu bestellendem Boden möglichst in der Nähe fischreicher Gewässer. Das bestätigt die Prüfung und Deutung der Orts- und Flurnamen.

Diese Durchdringung wurde den Slawen noch erleichtert durch die ihnen eigentümliche Sitte der Sippengemeinschaft. Nach Meitzen's grundlegenden Forschungen (Boden des preuß. Staates Bd. 6 S. 80) waren an den einzelnen Niederlassungen nur Blutsverwandte in absteigender männlicher Linie, also Väter mit ihren Söhnen und Enkeln, sowie ihre Angehörigen beteiligt. Die Zahl der Mitglieder war beschränkt und das gemeinsame Gut wurde von dem Ältesten verwaltet. Zeugnis für diese Zeit legen solche Ortsnamen ab, die von Personennamen abgeleitet sind. Beim Anwachsen der Familie mußte das, da ein gemeinsames Leben ohne Eigenbestimmung und gesondertes Vermögen nur innerhalb eines kleinen Kreises durchführbar erscheint, zu Teilungen führen. Im weiteren Verlauf hat auch die Ausbildung eines mächtigen Adels wahrscheinlich Einfluß auf die Siedelungsweise gewonnen. In diesem zweiten Abschnitt der Entwicklung sind die slawischen Siedelungen auf uns gekommen. Die aus der Feldmark, dem angebauten Lande, und der gemeinen Mark, dem Gemeinschaftsbereich, bestehende Gemarkung slawischer Siedelungen ist verhältnismäßig klein und war umgeben von Ländereien, die noch nicht urbar gemacht und in Besitz genommen waren. An den vorhandenen Wegen und Pfaden wurden die Siedelungen erbaut. Die Slawen haben drei Formen dörflicher Anlagen geschaffen, die bis auf die heutige Zeit gekommen sind. Die Gehöfte von gleicher Größe lagen dichtgedrängt, eins am andern, entweder an einer breiten Straße (Straßendorfer), die oft sich in zwei nebeneinanderlaufende Wege spaltete und einen Anger zwischen sich schloß (Angerdörfer), oder sie umgaben einen rundlichen freien Platz (Rundlinge). Bei Anger- und Straßendorfern zweigt sich die Dorfstraße in ungefähr senkrechter Richtung von dem Verkehrswege ab und oft finden sich dann in neuerer Zeit an der der Dorfstraße gegenüberliegenden Seite noch einige Gehöfte, so daß sie T-förmige Gestalt erhielt. Bei Rundlingen zweigt sich vom Verkehrswege nach dem in der Mitte des Dorfes liegenden Platz die einzige dorthin führende Fahrstraße ab, so daß der äußere Ortsbering den vorbeiführenden Verkehrswege berührt. In jedem Falle zeigt sich die Anlage dem freien Verkehr mit der Außenwelt abhold, indem sie ihn am Dorfe vorbeileitet. Eine Erweiterung der Straßen- und Angerdörfer war leicht durchführbar, entweder, wie oben erwähnt, vor dem Kopf der Dorfstraße am Verkehrswege oder durch Weiterführung der Dorfseiten am entgegengesetzten Ende. Beim Anwachsen eines Rundlings war die Frage der Neuanlage schwieriger zu lösen. Eine Teilung der ursprünglich angelegten Gehöfte war nur ausnahmsweise möglich, da die Breite an dem Dorfplatz gewöhnlich eben nur für einen Wirtschaftshof berechnet war. Meistens ist die Frage durch einen mit dem Dorfe zusammenhängenden Ausbau in Form eines Straßendorfes gelöst worden. Später hat

auch der ründliche Dorfplatz in der Mitte von seiner Ursprünglichkeit verloren, je nach seiner Größe durch eine Erbauung einer Kirche und Anlage eines Kirchhofs oder von kleinen Angerhäusern. Auch wurde die ganze Anlage durch Schaffung neuer Ausgänge nach den Feldern verändert, so daß die Rundlinge heute nur selten noch rein vorhanden und als solche zu erkennen sind.

Die Form des Ortsberings der Straßen- und Angerdörfer ist das Rechteck. Den gleichen Grundriß hat auch jedes Gehöft darin. Die schmalen Seiten sind der Dorfstraße und dem Wege zugewendet, der den Ortsbering von der Feldmark trennt, während die Langseiten mit den Nachbarn grenzen. Wohnhäuser und Ställe wenden der Dorfstraße ihre Giebelseite zu und sind so dicht an die beiden Nachbargrenzen gerückt, daß ihre Traufen sich mit denen der Nachbarn fast berühren. Zwischen den vorderen Giebeln, sie verbindend, vermittelt ein Einfahrtstor nebst Fußgängerpforte den Zugang von der Dorfstraße zum Hofe. Die Scheune ist weit an die Außengrenze des Ortes an den Feldweg herangerückt.

Ganz ähnlich ist die Anordnung in den Gehöften eines Rundlings. Hier laufen nur die Grenzen mit den Nachbarn von der Dorfstraße nach dem Ortsbering auseinander. Das Gehöft erhält dadurch die Form eines Kreis- oder Kreisringausschnittes.

Auch den Ackerflächen der Feldflur hat der Slawe ein ihm eigentümliches Gepräge gegeben. Die Verteilung des von der Dorfgemeinschaft geerbarten Ackers unter ihre Genossen geschah nach gleichem Maße. Beim Anwachsen des Dorfes mußten neue Flächen in Anbau genommen werden, die durch natürliche Grenzen oder ihre gleichmäßige Bodenbeschaffenheit sich aus der Fläche der gemeinen Mark heraushoben. Aus ihnen erhielt jedes Gemeindeglied wieder seinen Anteil. Solche in Besitzstücke aufgeteilte Fluren oder Gewanne reihten sich mit dem Wachsen der Gemeinde immer zahlreicher aneinander und sezen die heutige Gemarkung zusammen. Es ist nur natürlich, daß mit ihrer Vermehrung sich auch das Bedürfnis einstellte, sie voneinander leicht und sicher zu unterscheiden, da jedes Besitztum aus lauter einzelnen Anteilen in jeder der vielen Fluren bestand. Dies geschah am einfachsten durch einen Namen, der von ihrer Form, ihrer Bodenbeschaffenheit, Lage oder Benutzungsart hergenommen wurde. Eine eingehende und umfassende Erforschung dieser Quelle zur Landesgeschichte steht für Schlesien leider noch aus. Sie verspricht noch reichere Ergebnisse als die Deutung der Ortsnamen; denn diese, von einem großen Kreise Fernstehender gebraucht, sind gegenüber ihrer ursprünglichen Form ungleich viel abgeschliffener und verkümmelter, als die Flurnamen, die nur innerhalb der Dorfgemeinde benutzt wurden. Hoffentlich erfolgt ihre Sammlung und Bearbeitung, ehe die hier ganz unangebrachte Bestrebung, die polnischen Namen durch meist recht wenig treffende deutsche zu ersetzen, größeren Schaden angerichtet hat.

Neben diesen eben geschilderten Zeugen slawischer Siedelungen finden sich nun in Schlesien andere, die sofort als wesensfremd auffallen. An den Hängen unseres südlichen Grenzgebirges, in den Vorbergen dieser Landschaft und ihren Ausläufern sind große zusammenhängende Gebiete mit weiträumigen Gemarkungen bedeckt. Sie ziehen sich von einer sie durchschneidenden Wasserader an beiden Hängen hinauf bis zur Wasserscheide. Dort oben verläuft gewöhnlich die Grenze zwischen den benachbarten Gemarkungen, besonders in stark bewegtem Gelände. Im Tale am Wasser entlang läuft eine Straße, an der in weiten Abständen,

aufgereiht, wie Perlen auf einer Schnur, die behäbigen, nach außen hin abgeschlossenen Gehöfte liegen. Zwischen ihnen ziehen sich von der Straße an bis hinauf zur Gemarkungsgrenze die Raine, die den Besitz jedes einzelnen von dem Nachbar scheiden. Die räumliche Verbreitung dieser Ansiedlungen zeigt die Karte (Taf. LXI), auf der die zusammenhängend mit Reihendorfern besetzte Fläche gelb angelegt ist. Die roten Punkte bezeichnen die Lage von Dörfern, deren Namen, mit -wald, -harte, -rode oder -hain zusammengesetzt, auf Neusiedlungen im Waldlande deuten. Die Grenze der gelben Fläche verläuft im südlichen Hauptteil ungefähr gleich mit der 200 m-Höhenlinie. Hier liegen die deutschen Reihendorfer jener Ansiedler, die von Fürsten, Standesherren und Klösterlern gerufen, im dreizehnten Jahrhundert nach Schlesien kamen, um durch deutsche Sitte und deutsche Arbeit dem Lande den Aufschwung zu geben, den die Herren des Landes von den inzwischen fast zu Hörigen herabgesunkenen slawischen Bauern nicht mehr fordern und erwarten konnten.

Es ist ein unerhört großzügiges Unternehmen gewesen, das damals begonnen und im Laufe weniger Jahrzehnte zum Abschluß gebracht worden ist. Und großzügig wurde auch im Einzelnen vorgegangen. Den Ansiedlern wurden Freiheiten gewährt, die dem durch ungemeine Dienste in Anspruch genommenen und von unzähligen Lasten und Abgaben an seine Fürsten und Herren gedrückten Slawen schier unglaublich vorkommen mußten. Meizens in seinem letzten Werk „Der Boden des preußischen Staates“ (Bd. 6, S. 93) zählt nicht weniger als 22 öffentliche und 6 Gemeinde-Lasten auf, die das polnische Recht kannte. Demgegenüber hatten die deutschen Ansiedler nur wenige gemessene Steuern zu zahlen. Die deutsche Hufe, die den Siedlern angewiesen wurde, war annähernd doppelt so groß als das entsprechende polnische Maß. Die deutschen Ansiedler bekamen ihre eigene Gerichtsbarkeit, einen Scholzen, der gewöhnlich auch die Siedlung in die Wege geleitet und dafür ein größeres Maß an Acker, zwei, drei oder mehr Hufen, erhalten hatte, sowie Mühlen-, Fleischbank-, Schank- oder andere Rechtigkeiten und ein Drittel der Erträge der niederen Gerichte.

Dieses deutsche Recht hat auch das nur kurze Zeit in Teilen von Oberschlesien (Ratibor und Neiße), herrschend gewesene flämische Recht bald ersetzt. Nach Meizens — jetzt wohl kaum noch geteilter — Annahme in seinem bereits erwähnten letzten Werk (ebenda S. 91) waren vor den von den Landesfürsten herbeigerufenen Ansiedlern aus Mitteldeutschland schon Niederdeutsche nach Schlesien gekommen, die die sogenannte flämische Hufe und eine der neuen Heimat angepaßte Siedlungsform, sowie das erwähnte flämische Recht mitbrachten. Das Dorf ähnelt in dem etwas engeren Zusammenschluß der Gehöfte den slawischen Straßendorfern; die Höfe standen auf den zugeteilten Hufen, die über die besten Felder der Gemarkung von Grenze zu Grenze ließen. (Meizens, Boden des preußischen Staates, Bd. 6, S. 95). Doch nimmt auch Meizens an, daß ihr Einfluß nur gering gewesen ist, da sie entweder nach Siebenbürgen weitergezogen oder in der nachdrängenden Masse der fränkischen Siedler restlos aufgegangen seien.

Wie hierbei großzügig vorgegangen wurde nach der rechtlichen Seite, so geschah das auch nach der landwirtschaftlichen. Im Gegensatz zu der slawischen Art der Urbarmachung, die ängstlich die Gewanne nach Lage und gleicher Bodenqualität abgrenzte und auch wohl im Gegensatz zur Sitte der alten fränkischen Heimat, die auch die Gewannenwirtschaft, in anderer Art freilich, kannte, wurde hier den

Ansiedlern das jedem zukommende Maß als breiter Streifen von der Dorfstraße bis zur Gemarkungsgrenze, eins neben das andere, die ganze Gemarkung ausfüllend, zugeteilt. Man fragte weder nach Bodengüte, noch nach Bewirtschaftungsart und Geländeschwierigkeiten. Nur soviel wurde nachgegeben durch Krümmung der Linienführung bei durchschnittlich gleicher Breite, daß jeder seine Hufe der Länge nach durch einen Weg auffschließen konnte. Wie er sich aber mit den Formen der Ackerstücke und den mehr oder weniger günstigen Abgrenzungen der eingesprengten Wiesen und Waldstücke abfand, war allein seine Sache. Das war möglich, weil die Neuankommenden über ungleich bessere Kenntnisse im Landbau und stärkere Geräte, vor allem den eisernen deutschen Pflug, verfügten, als die slawischen Bauern.

Der Umstand, daß in diesen Reihendorfern jeder Bauer all sein Land beisammen hatte und nirgends mit den anderen Dorfgenossen im Gemenge lag, hatte auch noch eine andere, heute noch erkennbare und auffällige Folge: Die Zahl der Flurnamen ist sehr gering, auch geringer als in der angestammten Heimat. Die vorhandenen Bezeichnungen sind hergenommen von der Benutzungsart (der Vorderbusch, die Harte, die Kälberwiese) oder von zufälligen Ereignissen, (der Brand, der Mordbusch.) Eine Unterscheidung, wie sie der Slawe brauchte, der eine große Zahl Acker- und Wiesenstücke an den verschiedensten Stellen der Feldmark besaß und nach Form und Beschaffenheit auseinanderhalten mußte, war dem Deutschen nicht Bedürfnis, da ja all sein Besitz auf dem eigenen Hufestreifen zusammenlag.

Noch mehr als der bewirtschaftete Boden geben dem Begriff „Dorf“ Form und Farbe die Gebäude, die das Dorf im engeren Sinne bilden. Während man dort genauer hinschauen und hören muß, fallen hier die Unterschiede allen auf, die auf größeren Wanderungen und Reisen Schlesien durchstreifen. Das ist nicht zum Wenigsten zu verdanken dem innigen, feinfühligen Zusammenflingen von ländlichem Hausbau und Landschaft. Dieses Einpassen und Aufgehen in der Landschaft berührt um so angenehmer bei den ländlichen Bauwerken, als es unbewußt, sicher aber ungewollt sich entwickelt hat aus der Ausbildung des zweckmäßigen und der Verwendung bodenständiger Baustoffe. Das Flachland setzt der Anlage des Gehöftes und dem Aufbau der Gebäude keine Schranken, wie engbegrenzte Täler im Hügel- und Berglande. Wir empfinden daher im ersten Falle offene Hofanlagen und ebenerdige Häuser als ebenso zweckmäßig und der Natur angepaßt, wie im anderen Falle eng umbaute Gehöfte und mehrstöckige Bauten. Auch die Witterungsverhältnisse zwingen im Berglande zur Rücksichtnahme auf die größeren Schneemassen und die strenge Kälte durch möglichst geschlossenen Bau.

Dieser Zusammenhang mit der Landesnatur leitet daher folgerichtig dazu an, die Fülle der Bauformen des ländlichen schlesischen Hauses zu gliedern in die Gruppen des Tieflandshauses und des Mittelgebirgshauses — da unsere Gebirge nach allgemein erdkundlichen Begriffen zu den Mittelgebirgen gehören.

Innerhalb dieser Gruppen, die sich in der oben gezeigten grundlegenden Weise unterscheiden, gibt es aber noch eine Anzahl von Ausbildungsformen, deren Unterschiede mehr äußerlicher Natur sind, und die mit einzelnen Landschaften zusammenfallen. Nach ihnen sind sie am besten zu benennen, und es ergibt sich danach folgende Einteilung:

A. Tieflandshaus.

- a) Giebelvorhallenhaus des brandenburgisch-posenschen Grenzgebietes,
- b) niederschlesisches Tieflandhaus,
- c) mittelschlesisches "
- d) oberschlesisches "

B. Mittelgebirgshaus.

- a) Lausitzer Haus,
- b) Haus des Bober-, Ratzbach- und Weistritz-Gebietes,
- c) Glatzer Haus.

Vorauszuschicken ist einer Besprechung der Unterscheidungsmerkmale, daß für sie nur die Häuser größerer Wirtschaften, also der von Bauern, in Frage kommen. Die für kleine und kleinste Betriebe notwendigen Vereinfachungen führen selbstverständlich zur Annäherung der verschiedenen Ausbildungsformen, deren Wurzel ja in jedem Falle ein Raum mit vier Wänden und einem Dach ist.

Entwickelungsgeschichtlich am meisten beschäftigt hat die Forscher bisher das Giebelvorhallenhaus. Meißen in „Siedelung und Agrarwesen“ Bd. 3, S. 511—514, beschreibt derartige Häuser aus der Provinz Posen in den Kreisen Krotoschin, Aldeinau und Pleschen und nach Haxthausen aus Schneidemühl, sowie nach Osc. Kolberg aus Kujawien. Henning, „Das deutsche Haus“ S. 79 ff. bezieht sich auf Meißen, dessen Abbildungen er wiederholt, und behauptet, daß sich diese Bauart von Hinterpommern bis an die Karpaten und östlich bis an die Weichsel erstreckt. Auch Georg Haupt, „Aus dem Posener Lande“, 6. Jahrg. Heft 1, hat dieselben Bilder, sagt aber, daß „heute ... weder in Kujawien noch an anderen Stellen ein Bau dieser Art vorhanden“ zu sein scheint, und hält es nach älteren Quellen für „zweifellos, daß noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die sogenannte polnische Bauweise nicht nur im Osten, sondern auch im Zentrum und in den westlichen Kreisen der Provinz bekannt gewesen ist“. Er macht nur die Einschränkung, daß „das Wesentliche dieser Bauart ... aber neben dem Blockverbande und der Laube in dem Fehlen einer Trennung von Küche und Wohnraum“ bestand.

Für unsere Giebelvorhallenhäuser — die Bezeichnung „polnisch“, die von Henning geradezu bestritten wird, ist absichtlich vermieden — ist diese Trennung nun allerdings vorhanden. Das entspricht genau der Tatsache, daß für ganz Schlesien ausnahmslos die deutsche Hauseinteilung die Regel bildet, selbst da, wo man sonst an slawische Formen denken würde.

Die äußere Form ist jedoch unzweifelhaft die der von Meißen gebrachten Häuser. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß die vordere Giebelecke von einem hölzernen Pfeiler getragen wird und daß hier ein von Wänden nicht umgebener Vorraum, in den Hausgrundriss einspringend, liegt. Er soll der Rest der offenen Vorhalle sein, von der ein größerer Teil im Laufe der Zeit mit Wänden umbaut worden ist und zur Kammer oder Wohnung des Auszüglers wurde. Der Haupteingang zum Hause, der nach slawischer Bauart durch diese Vorhalle geschützt in das Hausinnere führte, ist aber bei den Häusern dieser Art in Schlesien mit der Einführung der deutschen Einteilung nach der Langseite verlegt worden. Ein

Haus mit vollständig offener, von drei Holzpfeilern auf Steinunterlage getragener Giebelvorhalle steht noch in Kontopp, Kreis Grünberg. Der Eingang liegt hier noch in der der Straße zugekehrten Giebelseite. Das ist aber wohl mehr Folge der städtischen Lage zwischen Nachbargrundstücken, als Beibehaltung der uralten Anlage. Der Giebelpfeiler und die schon verkleinerte Vorhalle im vorderen Hauswinkel findet sich noch an einem Hause in Schertendorf dicht nordwestlich bei Grünberg (s. Taf. LXII, Abb. 1). Andere Häuser haben den Pfeiler schon nicht mehr; die vorspringende Ecke des Daches wird nur von den vorgekragten Balken getragen. Ein solches Haus ist vor einigen Jahren in Nittritz, Kreis Grünberg, niedergeissen worden, ein anderes steht, schon weit versprengt, in Täschau bei Glogau. Noch weiter zurückgebildet, nur noch im Grundriss vorhanden, ist die Vorhalle eines Hauses in Pirnig, Kreis Grünberg, die hier gar nicht mehr überdacht ist. Das Haus hat zwar noch einige kleinere Reste älterer Bauweise, wie z. B. Fensterräden, die in Nuten vor den gekuppelten Fenstern verschiebbar sind, oder in zierliche Muster ausgeschnittene Balken des Erdgeschoßrahmenwerks am Giebel; doch ist im übrigen die äußere Ausstattung die gleiche wie bei dem folgenden, dem niederschlesischen Tieflandshause.

Es zeigt den langgestreckten einstöckigen Bau des Tieflandshauses, ist in seinem Wohnteil Schrotholz- oder Fachwerkbau, während der anschließende Kuhstall mit Nebenräumen, wie Futterkammer und Schuppen, in Fachwerk erbaut ist oder statt des Lehmfachwerks Ausklopfung mit Bohlen zeigt. Das Giebelfeld wird entweder in Fachwerk ausgeführt und verputzt oder der Dachraum ist durch eine Wand von Brettern in senkrechter Stellung abgeschlossen. Das Dach ist bei ursprünglichen Häusern mit Strohschoben gedeckt. Der First wird — ein besonderes Kennzeichen des niederschlesischen Hauses — durch Dachreiter gesichert, die, aus zwei gekreuzten Stäben gebildet, ziemlich dicht beieinander sitzen, aber nicht miteinander verbunden sind (s. Taf. LXII, Abb. 2). Vor der Hausschwelle ist ein kleiner Platz mit Feldsteinen gepflastert. Ein nach außen schlagendes Gatter lässt das Tageslicht bei geöffneter Haustür in das „Haus“. Hier befindet sich auch an der Wand gegen die Stube der Herd, die sogenannte „schwarze“ oder „Sommerküche“. Das einfache Aussehen dieser Bauten stimmt aber mit seinem Mangel an äußerem Aufwand trefflich zu der schlichten Stimmung der niederschlesischen Heidelandsschaft.

Between these, etwas abseits vom neuzeitlichen Verkehr noch ziemlich zahlreichen alten Formen und die des mittelschlesischen Tieflandshauses schiebt sich heute eine weite Strecke von Glogau odaerwärts bis etwa nach Ohlau, auf der nur noch wenig Ursprüngliches zu finden ist. Schroller, Schlesien, Bd. 2 S. 397, verzeichnet noch in Woischwitz bei Breslau ein Haus dieser Art. Das besondere Kennzeichen dieser Gruppe ist ein falscher Krüppelwalm. Der Giebel ist durch zwei, meistens aber durch drei Riegelhölzer geteilt und die unteren Flächen sind mit Lehmstaken ausgezettet; das oberste Feld aber bleibt frei und ist durch ein Dreieck wagerecht liegender Bretter, die an den Rändern und in der Mitte durch aufgenagelte Latten zusammengehalten werden, abgedeckt. Dieses Dreieck lehnt sich schräg ansteigend an die Dachsparren und den Firstbalken, so daß zwischen seinem unteren Rande und dem obersten Riegel eine schlitzartige Öffnung frei bleibt. Sie diente dem Luftdurchzug und wird in neuerer Zeit meist durch ein wagerecht liegendes Brett verschlossen. Der Dachstuhl hat keine den Walm vor-

bereitende Anlage, sondern reicht bis in die Ebene der Giebelseite, so daß man wohl von einem falschen Walm sprechen kann. Die Mittelleiste des Bretterdreiecks ist über die Spitze hinaus verlängert und in verschiedenartigen Formen ausgeschnitten, wie sonst die Giebelpfähle auch (s. Taf. LXIII, Abb. 3).

Diese Formen finden sich jetzt noch besonders zahlreich in den Kreisen Ohlau, Brieg und auch wohl in Namslau.

In den Grenzkreisen gegen den Bezirk Oppeln treffen sie sich mit einer anderen Form, die dem oberschlesischen Tieflandshause eigen ist. Bei ihm tritt bei sonst gleicher Bauart an Stelle des Fachwerksgiebels mit der eben beschriebenen Zierform fast durchweg der mit Brettern verschalte Giebel. Als besonderes Kennzeichen ist auch zu bemerken, daß die Bretter fast regelmäßig in dem großen unteren Teile des Giebeldreiecks mit den Dachsparren gleichlaufen und in der Mittellinie von beiden Seiten her schräg zusammentreffen. Die darüberliegende dreieckige Fläche hebt sich davon entweder durch andere Lage der Bretter ab oder wird von einer krüppelwalmartigen Verzierung in Form eines vorstehenden halben Kreisels bedeckt, der mit Schindeln belegt ist (s. Taf. LXIII, Abb. 4). Seine Spitze wird gekrönt durch eine vollrund gedrehte Puppe, oft auch ein Kreuz. Die mittelschlesische flächenhafte Verzierung ist also in Oberschlesien zu einem Raumgebilde geworden.

Auf die Nebengebäude des Gehöftes ist bisher nicht eingegangen worden. Oberschlesien besitzt aber in einem von ihnen einen Bau von so besonderer Art, daß seine Erwähnung nicht übergangen werden kann.

Die Speichergebäude, die sich noch ziemlich häufig finden, haben so urtümliche Merkmale, daß wohl hier am ersten eine vergleichende Untersuchung für die Herkunft der Bauweise wertvolle Feststellungen verspricht. Es sind einzeln stehende, auf kleinem Grundriss vollständig in Schrotbau errichtete, bis zu drei niedrigen Stockwerken enthaltende Bauten. Das oberste Geschoß ist bei einzelnen durch ein Tonnengewölbe aus Balken abgedeckt. Den ganzen Holzbau umhüllt eine Außenhaut von etwa 10 cm starkem Lehm bewurf. Darüber hängt ein nach den Giebelseiten zu durch Krüppelwalme abgeschlossenes Schindeldach. Das Gebäude dient im Erdgeschoß als Vorrats- und Gerätekammer, die Obergeschoße als Schüttboden für Getreide und von der Decke hängen die Rauchfleischvorräte. Die Wände sind nur durch lukenartige Öffnungen ohne festen Verschluß durchbrochen. Hin und wieder wird der Auszugler darin untergebracht; in diesem Falle werden Fenster durchgebrochen. Den Eingang vermittelt eine sehr niedrige Tür, die vielfach durch ein Schindelschleppdach geschützt wird und von einem um ein bis zwei Stufen über den Erdboden erhöhten, laubenartigen Vorplatz zugänglich ist. Den Speichern wird besonders nachgerühmt, daß die Vorräte sich sehr gut halten und daß sie feuersicher sind.

Von der Besprechung anderer besonderer baulicher Eigentümlichkeiten der besprochenen Gebiete, von denen besonders die verschiedenartige Ausbildung der Einfahrten in die Gehöfte Gegenstand der Erörterung sein könnte, wird abgesehen.

Das gemeinsame Merkmal der Mittelgebirgshäuser ist, wie gesagt, der Aufbau in mehreren Stockwerken.

Hier sondert sich zunächst das Lausitzer Haus aus durch die eigentümlichen Schmuckformen seiner Holzrüstung. Die Stützfeiler des Rahmenwerks reichen nur bis zur Balkendecke des Erdgeschoßes und sind hier durch korbbogenförmig

ausgeschnittene Kopfbänder miteinander verbunden. Darüber liegt der Rahmenbalken. Diese ganze Holzrüstung steht vor der Wand, ohne Zusammenhang mit ihr, und trägt durch die Schlagschatten auf der Fläche ganz außerordentlich zur malerischen Wirkung bei. Es kommt hinzu, daß diese Säulen vielfach ziemlich reich ausgeschnitten sind, so daß das Aussehen noch zierlicher wird. Ist ein Oberstock, wie bei größeren Höfen die Regel, vorhanden, so ist er in einfachem Fachwerk ohne besondere Zierverstrebungen ausgeführt. Das Giebeldreieck ist mit senkrechten Brettern verschlagen, vielfach in übereinander greifenden Lagen oder mit Deckleisten auf den Fugen, so daß auch hier ein lebhaftes Licht- und Schattenspiel entsteht. Der untere Saum hängt vielfach herab und ist ausgesägt. Ist der Giebel wagerecht geteilt, so gibt das kleinere obere Dreieck noch Gelegenheit zu einem besonderen Putz durch fächerartige Füllung. Auf der Giebelspitze wird oft noch ein Giebelpfahl angebracht (s. Taf. LXIV, Abb. 5 u. 6 und Taf. LXV, Abb. 7).

Die Wände des Wohnsteils sind meist in Schrotholz gebaut, die Ställe mit Fachwerkswänden. Das Gehöft wird nach der Dorfstraße durch einen Staketenzaun mit Doppeltor aus Bohlen für Fußgänger und Wagen abgeschlossen. Nach dem Felde führt eine überbaute Durchfahrt.

In der Fachwerksrüstung zeigt das Mittelgebirgshaus des Bober-, Käsbach- und Weistritzgebietes viele Anklänge an das eben beschriebene (s. Taf. LXVI, Abb. 8). Auch bei ihm stehen die Pfeiler mit ihrem Rahmenwerk vor den Wänden des Erdgeschosses. Die Pfeiler greifen aber vielfach in das Obergeschöß über und sind dort als Fachwerksstiele benutzt. Die Korbbogen sind durch gerade Kopfbänder und Eckverstrebungen ersetzt oder durch Gitterträger. Die Giebel bis an die Sparren füllt Fachwerk aus, das eine wesentlich reichere Ausgestaltung durch Zierverstrebungen in Form von Andreaskreuzen und Gitterwerk aufweist. Der Wohnbau besteht im Erdgeschöß ursprünglich aus Schrotholz, der Stall wird hier meist aus Feld- oder Bruchsteinen gemauert. Als besonders belebend treten bei dieser Gruppe die Bühnen hinzu. Das sind entweder vor- oder eingebaute überdeckte Holzgänge, die dem Obergeschöß über dem Stallraum vorgelagert sind. In gebirgigen Gegenden finden sie sich auch vielfach vor dem Erdgeschöß einfacherer, an den Hang gelehnter Bauten an deren Talseite angebracht, um dort einen Vorplatz vor dem Hause zu schaffen. Oft wird die Dachfläche über der Haustür auch von einem giebelartigen Vorbau, der Frankspitze, durchbrochen, deren Borderwand entweder in der Fläche der Hauswand liegt oder vorgekragt ist und dann durch zwei hölzerne Stützsäulen getragen wird. Auf diese Weise entsteht vor der Tür ein gegen Regen geschützter Vorplatz, der sich vor Schmieden und Gasthäusern oft zu einer Wagendurchfahrt erweitert. Die Haustür wird im Gegensatz zum Lausitzer Hause durch die von dem Tieflandshause her bekannte Halbtür, „das Gatter“, vor der eigentlichen Haustür geschlossen. Das Dach ist mit Schoben gedeckt, die am Giebel durch Windlatten geschützt sind. Oft wird die Schobendeckung an den Rändern ringsum durch Schindelfreisen eingefasst, von denen Latten zur Befestigung auf die Schobenreihen übergreifen. Auf die Dachsparren sind Aufschieblinge gesetzt, die die Dachtraufe weit vor die Hauswand vorschieben und dadurch den Gang vor dem Hause und die Bühne gegen Regen schützen. Der Gang selbst ist gepflastert und führt von der Straßenpforte nach der Langseite des Hauses und bis zur Haustür, sowie weiter nach der Stall-

tür. Die Gehöfte machen einen sehr gefälligen Eindruck, wozu nicht unwesentlich das Überragen des Wohnhausfirstes über die Dächer der Wirtschaftsgebäude und das lebhafte und doch gebundene Gitterwerk der Fachwerkswände beträgt mit dem leuchtend hellen Verputz der Füllungsflächen, die sich von dem schwarz oder blau gestrichenen Rahmenwerk wirkungsvoll abheben.

In der Ausbildung schmückender Bauteile nimmt aber die höchste Stelle das Gläzer Haus ein. Hier wird mit Frankspitzen, Bühnen, Vorlauben und den verschiedenen Dachformen, zu denen noch das Mansardendach über Wohn- und Wirtschaftsgebäuden tritt, verschwenderisch gewirtschaftet. Die weit vorragende Frankspitze allein genügt dem Gläzer nicht mehr. Im Oberstock umzieht er sie mit einer Bühne auf den drei freien Seiten. Der Platz unter ihr wird zur offenen Laube durch Halbwände zwischen den Pfeilern und der Hauswand. Dieser Platz wird gegen Schlagregen noch durch ein umlaufendes Flugdach geschützt. Die Unterseite der vor den Giebel vorspringenden Dachflächen wird verschalt und die so gewonnenen Flächen mit bunten Ranken bemalt. Auch die Giebelquerteilung geschieht durch ein schräg gestelltes Brett, das die Namen des Erbauers und seiner Eheliebsten, sowie die Jahreszahl des Baues trägt. Oft wird das Dach über beiden Giebeln voll abgewalmt und eine Bühne umgibt den Oberstock an drei Seiten (s. Taf. LXVI, Abb. 9).

Wo Fenster die Giebelflächen durchbrechen, wird über ihnen ein steiles Erkerdächlein angebracht, das mit Schindeln gefällig in der Rundung gedeckt wird. Die Aufschieblinge wachsen zu sonst nicht bekannter Größe. Sie reichen bis zur Mitte der Sparren und verleihen dem Dache, namentlich von der Giebelseite her gesehen, eine überaus keck wirkende Linie. Oder plötzlich ins Gegenteil verfallend, knickt das Dach nach außen um. Die Mansarde öffnet ihre Fenster über dem Erdgeschoß und gibt dem Ganzen das bekannte, behaglich wirkende Äußere, so daß wir uns hundert Jahre zurückversetzt glauben. So spielen bis in die Gegenwart die Gläzer Bauherren mit hundert lustigen Einfällen und setzen sie in reizvolle Wirklichkeit um.

In alten Höfen der geschlossen gebauten, deutschen Art findet man hin und wieder die Bühnen auch noch im oberen, offenen Teil durch enge Holzgitter nach alter Art verschlossen, um die dort untergebrachten Vorräte gegen Bögel und andere Schädlinge zu schützen oder um als Taubensöller zu dienen.

Die Baustoffe finden hier die gleiche Verwendung, wie bei dem räumlich benachbarten Hause des Bobergebietes. Nur ist die Verwendung von gebrochenen Steinen für Ställe fast ausnahmslos die Regel, während für die sonstigen Wirtschaftsräume bei dem Holzreichtum der Gegend Bohlwände häufiger sind als Fachwerk.

Neben diesen in Schlesien heimischen Hausformen finden sich nun noch andere, fremdartige, die hierher eingewandert sind, wie z. B. das Haus, das mit den vertriebenen und hier 1837 angesiedelten Zillertalern gekommen ist. Ähnlich unvermittelt fallen die um die gleiche Zeit mit den vertriebenen Eschechen eingewanderten Höfe und Häuser der Dörfer Hussenitz und Podiebrad bei Strehlen fremdartig in ihrer Umgebung auf. Es kommt auch vor, daß sich Anklänge an weit entfernte Formen finden. So steht z. B. in Herrndorf, Kreis Glogau ein Haus, dessen Fachwerkfüllungen aus Ziegeln bestehen. Die Muster, in denen sie gesetzt sind, gehoben durch den hellen Fugenverstrich, erinnern an das Haus der Bier-

lande. Die Ähnlichkeit kann auf Verpfanzung durch einen weit herumgekommenen Maurer beruhen. Doch mag auch der Zufall eine Rolle gespielt haben.

Überblickt man nun den ganzen Formenreichtum, so ergibt sich, daß den Glanzpunkt darin das Mittelgebirgshaus und hier wieder das Gläzer Haus bildet, durch das sichtbare Bestreben, Zweckmäßigkeit und Schmuck zu verbinden.

Tracht.

Die Tracht müssen wir weniger als Ausdruck des Wesens ihrer Träger, mehr als Ergebnis geschichtlicher Entwicklung ansehen. Ursprünglich war im Lande bei den Volksteilen gleichen Stammes wahrscheinlich die Tracht ziemlich gleich; sicher hat erst mit der Vermischung aus einander fremden Bestandteilen und mit der Entwicklung einer bevorzugten Minderheit, des Adels und des Bürgertums, eine besondere Ausbildung Platz gegriffen. Während wir über die ritterliche und die Bürgertracht bis weit zurück aus den verschiedensten Quellen recht gut unterrichtet sind, hat die bäuerliche Kleidung die darstellenden Künste sehr wenig beschäftigt. An dem, was davon vorhanden ist, läßt sich auch nicht erkennen, ob damit die besonderen Kennzeichen der Tracht einer bestimmten Gegend gemeint sind.

Raum länger als ein Jahrhundert erst finden in Schlesien diese Merkmale Beachtung bei einzelnen, ihrer Zeit vorausgeilten Beobachtern. E. Hinze hat die Quellen im Jahrgang 3 der Zeitschrift „Schlesien“, S. 193 ff., soweit bekannt, aufgeführt und durch Wiedergabe alter Abbildungen aus dem „Breslauer Erzähler“ und aus Hofer, „Das Riesengebirge“ erläutert. Auch die „Schlesischen Provinzialblätter“ unter Th. Olsners Leitung haben mehrere Proben aus der Sammlung von Rudolf Drescher nach seinem Tode gebracht.

Hinze stimmt diesen älteren Forschern bei, die immer wieder auf die Entwicklung der Bestandteile ländlicher Tracht aus der bürgerlichen hinweisen. Derselbe Vorgang vollzieht sich auch unter unseren Augen. Nur ist die Geschwindigkeit, mit der die städtische Tracht sich das Land erobert, mit den sich immer mehr jagen- den und überstürzenden Fortschritten der heutigen Zeit ebenso in steigendem Maße gewachsen, so daß in dem größten Teile des Landes der Unterschied fast verschwunden ist. Dazu trägt auch noch der weitere Umstand bei, daß die neuzeitliche Tracht einen bedauerlichen Tiefstand erreicht hat, da sie bei der männlichen auf so etwas wie eine möglichst geschmacklose Uniform zusteuert, während die weibliche Tracht sich in der Unterstreichung von äußersten Gegensätzen und wunderlichen Formen nicht genugtun kann. Diesen Vorlagen kann der Landbewohner nichts Ansprechendes und zugleich Praktisches mehr entnehmen. Wo aber noch etwas von alter Tracht erhalten ist, da muß es sich verstecken. Es wird von dem weitgereisten und vielerfahrenen jungen Geschlecht veracht und stirbt ab. So kann es kommen, daß ein neues Trachtenbüchlein nur noch die ober-schlesischen Trachten kennt, die auch zum Teil schon ein sorgfältig gehegtes, künstliches Dasein fristen, während hie und da doch noch letzte Reste einer ländlichen Tracht vorhanden sind.

Es soll auch hier wie bei Land und Haus dieselbe Richtung der Wanderung eingeschlagen und im Nordwestzipfel von Schlesien, im Kreise Grünberg, begonnen werden. In den Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volks-

kunde Bd. 11 S. 203 ff. habe ich eine Beschreibung der Tracht von Böadel und Umgegend gegeben. Ich mußte leider feststellen, daß Männertracht nicht mehr vorhanden ist und auch alte Stücke sich kaum mehr finden. Sie bestand nach Auskünften älterer Leute vor etwa 50 Jahren aus langer, dunkler Hose, hochgeschlossener, meist schwarz- und rotgestreifter Weste und langem blauem Tuchrock. Im Winter trug man darauf noch einen Mantel aus blauem Tuch mit mehreren, sich überdeckenden Kragen, den sog. „Koller“. Die schwarzen Knöpfe daran waren groß und wiesen oft aus Messingdraht eingelegte Blumen auf. Als Kopfbedeckung benutzte man einen hohen steifen Hut von grobem Filz mit schmaler Krempe, um den ein schmales schwarzes Band lief. In der Arbeit wird jetzt noch von alten Männern eine kurze gestrickte oder gewirkte und dann gewalkte Jacke getragen. Dazu gehören als Fußbekleidung die sog. halbschäftigen Stiefeln, in die auch, wenn nötig, die Beinkleider gesteckt werden, oder Holzpantinen.

Die weibliche Tracht wird noch häufig getragen. Sie ist aber zur reinen Arbeitstracht abgesunken. Feiertags trägt man allgemein städtische Kleidungsstücke. Die Frauen haben zur Arbeit einen fältigen Rock an, dessen verbreitetste Grundfarbe ein saftiges Grün ist. Als Eigengewebe hergestellt, kennt es nur Streifenmuster, die der Schuhrichtung entsprechen. Sie sind für Röcke meist schwarz. Jüngere Frauen setzen „aus Eitelkeit“, wie mein ländlicher Gewährsmann behauptete, den Rock aus mehreren Bahnen zusammen, so daß die Streifen mit dem Saum gleichlaufend um den Rock sich ziehen. Ältere dagegen nähen ein Stück von passender Länge nur mit den Enden zusammen, so daß die Streifen von oben nach unten verlaufen. Den Oberkörper umgibt ein ärmelloses, enges, nur wenig ausgeschnittenes Leibchen und darüber eine lose dunkle ein- oder zweireihige Jacke, deren Oberärmel etwas eingeriegen sind und an die „Schöpsenkeul“-Ärmel der Spenser älterer Tracht erinnern. Eine meist dunkelblaue Schürze deckt den vorderen Teil des Rockes. Sie wird in der Arbeit über der Jacke, sonst darunter, gebunden. Dazu werden dunkle gestrickte Strümpfe und Niederschuhe getragen, bei schmutzigen Arbeiten Holzpantinen (s. Taf. LXVIII, Abb. 12 u. 13).

Im Winter gehört dazu noch die „Einhüll“, ein kragenartiges Kleidungsstück, in einfachster Art durch Einreigen einer langen Bahn meist dreifarbig (in den Farben rot, gelb, schwarz oder grün) gestreiften Eigengewebes an einem Bündchen hergestellt. Dieses Bündchen wird bei gutem Wetter um den Hals, bei Kälte und Regen aber um das Gesicht gelegt und dort durch eine Schleife aus schmalem schwarzem Bande festgehalten. Die Haube, die gemeinschleifische Kopfbedeckung, ist hier nicht besonders prächtig. Eine den Kopf eng umschließende weiße Stickereihäube mit besonderer Stirnbinde wurde überdeckt durch eine Binde aus einem dreizipfelig zusammengelegten Tafttuch, das zweimal um den Kopf gelegt und mit festem Knoten gebunden wurde. Die „Maschen“, die Schleifenenden der Taftbinde, wurden sorgfältig auseinandergezogen und mußten ganz steif astehen.

An Festtagen wurde die „Purrhaube“ getragen. Sie wurde aus einem an der Stirnseite eingeriegenen Spizentuch hergestellt, dessen Spitze hinten frei über das Haar herunterfiel. An den Seiten befestigte Seidenbänder wurden im Nacken durch einen Knoten gebunden, der mit künstlichen Blumen verziert wurde. Eben solche Blumen wurden über der Stirn aufgesteckt. Auch Tressenkappen aus Brokatstoff sollen früher getragen worden sein.

Ziemlich lange, noch bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts hinein hatte sich in der Gegend um Bunzlau und Löwenberg die dortige ländliche Tracht mit all ihrem Aufwand an Röcken und Spensern, Schürzen, Tüchern und Hauben gehalten. Heute ist auch dort nichts mehr davon zu sehen; dagegen findet sich hier, und zwar in Hösel bei Löwenberg, im Besitz des Gutsbesitzers Vogt, ein einzigartiges Denkmal alter Tracht von ehrwürdigem Alter. Das sind seine Bienenwohnungen, die sich als vollrund geschnitten menschliche Figuren etwa von Lebensgröße darstellen (s. Taf. LXIX). Von den zwanzig menschlichen Bildnissen stellen neun biblische Personen oder Träger geistlicher Würden und Ämter vor, während elf, das Doppelstandbild eines Brautpaars als zwei gerechnet, offenbar gleichzeitige Darstellungen von Landbewohnern in alter Tracht sind. Einzelne von diesen reichen gewiß, wie z. B. die der beiden nebeneinander stehenden Frauen mit den losen, am Halse tief ausgeschnittenen Jacken bis in das Ende des 17. Jahrhunderts zurück, während das Arme in Arme stehende Brautpaar nach dem Zuschnitt des Mannesrockes und dem Hute zu schließen, wohl 100 Jahre jünger sein dürfte. Man hat es hier bei den bäuerlichen Bildnissen offenbar mit Arbeiten nach der Natur und aus der Umwelt des Künstlers zu tun, wie man nach der Steifheit und der ungeliebten Haltung der Arme vermuten kann. Dagegen sind die anderen Bilder sicher nach bildlichen Darstellungen entstanden.

Die Betrachtung dieser eigenartigen Bilder lehrt uns für die Tracht nicht viel Neues. Der Rock der Männer scheint früher kürzer gewesen zu sein und ist hier in der Entwicklung auf den „G'speissam“ oder Gottesstischrock der lebtbekannten Tracht zu, immer länger werdend, zu beobachten. Beim Hut erkennen wir den Übergang vom Zwei- oder Dreispitz zum steifen, hohen Hut und sehen daneben die Pelzmütze, weiter als Fußbekleidung Niederschuhe und lange Stiefeln. Die Hauptbekleidungsstücke der Frauen, weiter Rock und Schürze, Mieder, Jacke und Haube sind die gleichen, nur in Form und Auspuß abweichend von denen der jüngsten Vergangenheit. Die eng anliegenden Hauben, sowie ein wohl als Brauthaube zu deutender, höherer Auspuß lassen es zweifelhaft, ob andere Formen zu jener Zeit noch daneben bestanden.

Man sieht also, daß die Tracht eine ruhige und stetige Entwicklung unter gelegentlicher Beeinflussung von außen her bis auf die Zeit durchgemacht hat, daß sie aber in den letzten 40 Jahren in dieser Gegend fast spurlos verschwunden ist.

Nicht besser ergangen ist es der Volkstracht in der Gegend von Jauer. Der eifigen Sammertätigkeit von Oskar Scholz sind die Abbildungen Taf. LXX zu danken, mit der Darstellung der Tracht von Herzogswaldau, Kr. Jauer, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. In den „Mitteil. der Schles. Ges. f. Volkskunde“, Heft 2, S. 77 beschreibt er sie eingehend. Die Werktagstracht des Bauern bestand danach aus schwarzer oder gelber Lederhose, die bis ans Knie oder zum Knöchel reichte, wo sie festgebunden wurde. Darauf wurden lange Schafftstiefeln gezogen. Um das schmale Hemdbündchen wurde ein buntes Kattuntuch gebunden, dessen Enden auf die hochgeschlossene, mit Umlegekragen versehene dunkle Tuch- oder Samtweste fiel. Diese wurde mit halbkugligen weißen Metallknöpfen geschlossen. Die Jacke aus blauem Tuch reichte nur bis zur Hüfte und hatte hinten ein kurzes Schößchen und darüber zwei Messingknöpfe. Eben solche Knöpfe dienten zum Zuknöpfen. Eine mit Pelz oder Krimmer besetzte, blaue oder schwarze Tuch-

mütze vervollständigte den Anzug. Für den Feiertag diente statt der Jacke ein langer, mit Faltenschößen und großen silbernen Knöpfen versehener dunkelfarbiger Tuchrock. Zur Weste verwandte man gemusterten Samt oder geblümten und bestickten Atlas mit echten, goldenen oder silbernen Knöpfen. Das lange Beinkleid war von schwarzem Leder. Die Mütze ersetzte ein hoher Filzhut, dessen Haare nicht glatt anlagen, sondern unten rundum, im oberen Teil aber nach oben gestrichen waren. Für den Winter gehörte noch dazu der schon oben beschriebene Mantel mit mehrfachem Kollerkragen.

Die gleichzeitige Tracht der Bauersfrau bestand nach Scholz aus einem roten oder grünen Friesrock am Wochentag und am Festtag aus einem Kattunrock oder einem mit einem Samtstreifen in Kniehöhe besetzten Tuchrock, schwarzem Samtmieder oder Leibchen, aus dem das Hemd mit weiten hauschigen Ärmeln hervortrat, einem bunten Tuch darüber und einer Jacke, dem Spenser, der aus Tuch, Seide oder Kattun gefertigt, den Oberkörper eng umschloß, während die Ärmel namentlich am Oberarm weitgebauscht und vielfach wattiert waren. Dazu gehörte eine buntgestreifte, weitherumreichende Schürze aus mehr oder weniger kostbarem Stoff mit einem prächtigen bunten Seidenbande, unter dessen Schleife das eigentliche Schürzenband gebunden oder gehakt wurde, ferner blaue Strümpfe und halbhöhe Lederschuhe oder, an Festtagen, weiße Strümpfe und Samtniederschuhe. In der Woche wurde eine enganliegende Kattunhaube mit einer über die Stirn bis auf die Nase reichenden Spize, „Schnappe“ genannt, getragen, nach der sie „schnappige Haube“ oder „Schnappklamode“ hieß. An Sonntagen trat an deren Stelle die „Barthaube“. Bei dieser fehlte die Schnappe; dagegen umgaben das Gesicht zwei breite, steifgestärkte Spizen, die „Bärte“, strahlenkranzartig. Sie wurden unten durch ein bis auf die Brust lose herabhängendes Seidenband verbunden. Waren die Spizen einer Haube rings um den Gesichtssaum, steif davon abstehend, gesetzt, so nannte man die Haube „Schnurrgucke“. Auch sie wurde an Feiertagen aufgesetzt. Während aber der Stoff dieser Hauben aus Kattun oder gestickter Leinwand bestand, waren die prächtigen Festhauben, die „Kappen“, auch „Tressenkappen“ genannt, aus schwerem buntem Seidenstoff, gewöhnlich auf dunkelblauem Grunde, oder aus Brokatstoff gefertigt und reich mit Stickerei, Metallflittern und Metallspitze, den „Tressen“, geschmückt. Da hierzu noch mehrere Schleifen von breitem geblümtem Seidenbande gehörten, so erscheint der Preis von 50 Tälern, der für sie angegeben wird, nicht übertrieben. In der Trauer trug man natürlich schwarze Hauben, die sogenannten „Schmelzkappen“, aus schwarzem Samt, mit Schmelzperlen bestickt, und mit schwarzen Bändern und Spizen, wie man auch bei Barthauben für die Trauer die Bärte aus schwarzen Spizen herstellte (s. Taf. LXXI, Abb. 21—23 und Taf. LXXII, Abb. 24—29).

Die Formen und der Auspuß der Hauben weisen überhaupt in Schlesien eine außerordentliche Mannigfaltigkeit auf. Innerhalb größerer Bezirke, in denen eine gewisse Übereinstimmung nach Machart, Stoff oder Auspuß besteht, lassen sich doch noch wieder kleinere Verbreitungsgebiete von Sonderformen abgrenzen, die oft nur wenige Dörfer umfassen. Leider sind sie heute nur noch selten an ihrem Ursprungsort zu finden und es war hohe Zeit, daß im Kunstmuseum- und Altertumsmuseum die schöne Sammlung zusammengebracht wurde, aus der ich durch besonderes Entgegenkommen einige Proben, die in ihrer Pracht für sich selbst sprechen, bringen kann.

In die Gegend von Breslau gehörig sind die Hauben Taf. LXXII Abb. 26 u. 29. Sie sind die einzigen greifbaren Reste der hier vollständig verschwundenen Volkstracht. Aus dem „Breslauer Erzähler“ dagegen ist uns eine Abbildung (s. Schlesien, 3. S. 196) erhalten, die uns die Tracht von vor 150 Jahren vorführt. Die Männer sind mit einem Hemd mit Faltenkragen, darüber mit einem einreihigen hochgeschlossenen Wams bekleidet, über das die Träger für die dunklen weiten, bis zum Knie reichenden Faltenhosen gelegt sind; ein bis ans Knie reichender einreihiger Rock ohne Kragen, Strümpfe und Knöchelschuhe sowie ein breitkrämpiger Hut mit niedrigem, rundem Kopf, um den ein Band sich schlingt, vervollständigen den Anzug. Die Bäuerin trägt einen weiten, fältigen, längsgestreiften Rock, Samtmieder, darunter ein Hemd mit langen Ärmeln, ein Tuch um Schulter und Nacken, dessen Enden in das Mieder gesteckt sind, eine gestreifte Schürze, über die der „Watschlergürtel“ hängt und einen breiten Strohhut mit spitzem Kopf und Quastenbüschel. Dieser Hut hat sich vielleicht noch in dem Schuhhut aus gelbem Stroh weiter erhalten, den auch Scholz noch erwähnt.

Man wird nicht fehlgreifen, wenn man für die spätere Zeit die Tracht um Breslau sich ähnlich so vorstellt, wie sie uns die schlesischen Provinzialblätter aus den sechziger Jahren für die Gegend um Waldenburg, im besonderen für Salzbrunn, erhalten haben (Taf. LXXIII Abb. 30 u. 31). Für dieselbe Gegend und Zeit bringt auch Kretschmer in seinen „Deutschen Volkstrachten“ eingehende bunte Darstellungen der Tracht aus Tannhausen und Fischbach.

Auch für die Gegend von Neiße bringt der Breslauer Erzähler eine Zeichnung alter Trachten (s. Schlesien, 3. S. 197). Sie weicht in den meisten Kleidungsstücken nicht sonderlich ab von der vorhin erwähnten Darstellung der Breslauer Kräutertracht. Nur ist der Rock des Mannes pelzgefüttert und die Frau trägt ein diesem Stück ganz ähnliches, schaabenartiges Überkleid, sowie, statt des Hutes, ein vierseitig zusammengelegtes und im Nacken gebundenes weißes Kopftuch. Ganz besonders zu erwähnen ist aber bei ihr der vor das Mieder gesteckte gesteifte Brustkasten, von dem ich aus den Schäzten des bereits erwähnten schlesischen Museums zwei aus der Neiße Gegend stammende Stücke zu veröffentlichen in der Lage bin (Taf. LXXI, Abb. 20). Die reiche Flachstickerei macht sie zu besonders kostbaren Prunkstücken.

Von der jüngsten, als Volkstracht zu bezeichnenden Gewandung dieser Gegend haben sich nur hier und da die kostbaren pelzbesetzten Hauben erhalten (Taf. LXXII, Abb. 28). Durch diesen besonderen Schmuck, der wohl aus Oberschlesien übernommen worden ist, wo wir ihm vielfach begegnen, steigt die Kostbarkeit, besonders bei Verwendung seltener Pelzarten, ganz bedeutend. Vor 25 Jahren sind dem Verfasser für einzelne Stücke Preise von 200 bis 250 Mark genannt worden.

Noch ein drittes Trachtenbild aus der Zeit des 18. Jahrhunderts gibt der Breslauer Erzähler (Schlesien, 3. S. 204). Es stellt Landleute aus der Gegend von Oppeln dar. Von der Bekleidung des Mannes kann man nur die hohen Stiefeln, die darin steckenden, im Knie ziemlich engen Hosen, eine als Mantel umgeschlagene Friesdecke und den Hut mit gradem Kopf und nicht sehr breiter Krämpe erkennen. An den Frauen sieht man einen fältigen, gestreiften Rock, darüber eine Schürze; ferner ein verschnürtes Mieder oder ein enganliegendes Wams, ein Schultertuch mit langen, fransenbesetzten Enden und ein Kopftuch, über das ein dem Männerhut ähnlicher Hut gesetzt wird. Eine Frau trägt auch

eine ziemlich hohe topfartige Haube, glatt bis auf einen Pelzbesatz um den Rand und eine kurze Schleife im Nacken.

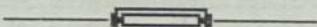
Vergleicht man damit die heute getragene oberschlesisch-polnische Tracht, so scheinen hier die Wandlungen geringer gewesen zu sein, als wir sie bei den deutschen Trachten beobachten konnten. Auch scheint sie in ihrer Weiterbildung erheblich unter deutschem Einfluß gestanden zu haben, da nur einzelne Stücke, wie der Hut oder der Auspusz slawisch erscheinen. Von Männern wird neben einer Stiefel- oder langen Hose eine dunkle, dem Waffenrock der Soldaten etwas ähnliche Tuchjacke getragen, die namentlich über den Hüften nach dem Körper gearbeitet ist. Sie ist besetzt mit dicht beieinanderstehenden Knöpfen, deren unterster — in Gürtelhöhe — gewöhnlich allein zugeknöpft wird und das Hemd sehen läßt, um dessen hohes Bündchen ein buntes Tuch geschlungen wird. Den Kopf bedeckt eine Pelzmütze — gewöhnlich aus Iltisfell — oder der auch auf dem alten Bilde in seiner eigenartigen Form gezeichnete Hut. Dazu gehört ein blauer Mantel mit sehr engstehenden Knöpfen ohne Überkragen.

Bei der Tracht der Frauen hat sich auch wenig geändert. Kretschmer gibt aus dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts eine treffliche farbige Darstellung der weiblichen Tracht um Czarnowanz. Ins Auge fallend ist die Vorliebe der polnischen Oberschlesierinnen für Umschlagetücher und bei den Mädchen für Kopftücher. Sie scheinen, mindestens für den Sommer und mit geringen Ausnahmen um Beuthen und Lipine, die vielleicht auf deutschen Einfluß zurückzuführen sind, die Hauben beinahe auszuschließen. Im Winter allerdings werden Hauben mit Pelzbesatz und langen Seidenbändern im Nacken und vorn auch von der polnisch redenden Bevölkerung getragen. In der Gegend um Beuthen gehört allerdings eine Rattun- oder Spizenhaube mit breiter vorstehender Spizenumrahmung des Gesichts und langen Bändern zur Volkstracht. Ein verhältnismäßig junges Kleidungsstück ist die bunte lose Jacke der polnischen Frauen und Mädchen, die am unteren Saum mit herabhängenden Spitzen besetzt ist. Bilder dieser Trachten bringt Hinze in seinem oben erwähnten Aufsatz in der Zeitschrift Schlesien.

In diese wahrscheinlich aus polnischen Elementen abgeleiteten Trachten inselartig eingesprengt finden sich andere, die sofort deutsch anmuten. Das sind die der deutschen Kolonien Roßberg und Schönwald. Sie sind von E. Grabowski in der Zeitschrift Oberschlesien Bd. 7 und von Konrad Gusinde im Heft 10 von Wort und Brauch über Schönwald eingehend beschrieben worden. Die Bilder (Taf. LXXIII, Abb. 32 n. 33) sind dieser Arbeit entnommen und zeigen einen Mann in Werktagstracht und eine Frau im Festgewand, als frauadruške', die der Braut als Kränzelfrau beigegeben wird. Zum vollständigen Anzuge gehört noch eine Faltenjacke, im Winter eine mit Pelz gefütterte, während zur Arbeit eine vorn offene, kurze und leichte Jacke, die flente getragen wird. Die Tracht in Schönwald ist überhaupt reich ausgebildet und je nach Zweck und Jahreszeit sehr verschieden. Die von der polnisch sprechenden, oberschlesischen Bevölkerung rings umgebene deutsche Siedlung hat auch in dieser Beziehung eine reichere und eigenartigere Entwicklung genommen und beibehalten, als die übrige deutsche Bevölkerung Schlesiens, die, mehr in Berührung mit der Außenwelt, weltläufiger geworden ist und damit in Sitte und Brauch, Sprache und Tracht, sowie im Hausbau bald aufgehört haben wird ein Sonderdasein zu führen.

Litteratur.

- Gerdes, Heinrich, Geschichte des deutschen Bauernstandes. Leipzig 1910.
- Gusinde, Konrad, Schönwald; 10. Heft von „Wort und Brauch“, herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, Breslau, M. u. H. Marcus. 1912.
- Haupt, Georg, Das Bauernhaus in der Provinz Posen in „Aus dem Posener Lande“. Jahrg. 6. Heft 1. Lissa 1911.
- Heller, Wilhelm, Die historischen Merkmale der thüringischen und slawischen Holz-Hennig, Rudolf, Das deutsche Haus. Straßburg 1882.
- architektur beim deutschen Bauernhaus. Breslau 1903.
- Lutsch, Hans, Wanderungen durch Ostdeutschland. Berlin 1888.
- Meißen, August, Siedlung und Agrarwesen. 3 Bände und Atlas. Berlin 1895
- Derselbe und Friedrich Großmann, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Preußischen Staates. 6. Band. Berlin 1901.
- Meringer, Rudolf, Das deutsche Haus und sein Hausrat. Leipzig 1906.
- Mielke, Robert, Das deutsche Dorf. Leipzig 1907.
- Derselbe, Das Dorf. Leipzig 1910.
- Pfennigwerth, O., Lausitzer Bauernhäuser. Dresden o. J.
- Rand, Chr., Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Leipzig 1907.



Register.

- Abendburg des Úrgebirges in der Sage 357.
Abendmahlssbilder in Breslau und Cöthen 335.
Aberglaube und Sage 352.
Abfallgruben zur Steinzeit 5; — zur Bronzezeit 13.
Ablösungsordnung von 1821 187.
Absatzgebiet der schlesischen Industrie, Beschränkung des — 201.
Abzählverse 387.
Ackerbau zur Steinzeit 5; — zur slawischen Zeit in Schlesien 33.
Ackerflächen, Verteilung der — in den slawischen Dörfern 396; Vergrößerung der — im 18. Jahrhundert 182.
Ackerland, Ausdehnung des — in Schlesien und Preußen 194.
Adalbert von Prag, Bischof — 30, 31, 109, 266.
Adalbertkirche in Breslau 292, 293, 294, 295, 324, 334.
Adamczewski 164.
Adametz, Johann Franz 238.
Adel, schlesischer — 177, 179, 181, 182, 183.
Adolf von Nassau, König — 60.
Adventsspiele 387.
Agidienkirche in Breslau 290.
Agrargesetzgebung 186, 187.
Agrarische Entwicklung des Wirtschaftslebens im Mittelalter 174, 175, 176.
Agrarunruhen von 1848 84, 185.
„Ahnen, die —“ von G. Freytag 265, 289.
„Ahnung und Gegenwart“ v. Eichendorff 284.
Aktiengesellschaften, Vermögensabwanderung durch — 199.
Alabasterreliefs 327, 329, 332.
À la mode-Wesen, Gefahr des — für die Sprache 274.
Alb 354, 355.
Alberti, Maschinengarnspinnerei von — 189.
Albgebete 355.
Albsegen 355.
Albrecht I. von Habsburg 60; Judenverfolgung unter — in Schlesien 135.
Albrecht II. von Habsburg 60.
Albrecht von Preußen 125.
Albrecht von Westfalen, Schüler des — in Schlesien 298.
Alexandinertragödien des Gryphius 278.
Alexis, Willibald 285.
Algier, Einfuhr von Eisenerzen aus — 209.
Alkalien, Herstellung von — 217.
Alkohol, Kampf gegen den — 221; Einfluss des — auf die Bevölkerung und ihren Gesundheitszustand 196.
Allegorisch-politischer Roman, Einführung des — durch Opitz 276.
Allgemeine Gerichtsordnung 143.
Allgemeines Landrecht 143, 149.
„Alphabeticisches Verzeichnis aller in Schlesien lebenden Schriftsteller“ v. Conrad Streit 282.
Altäre, künstlerische — in Schlesien 325, 326, 327, 328, 331, 333, 334.
Altbedern, Mundartengrenze bei — 374.
Altikatholiten in Schlesien 129, 131.
Alt-Lommis bei Glatz, Sprachproben aus — 377, 378, 380.
Altlutheraner in Schlesien 129.
Altlutherische Freikirche in Schlesien 130; Seminar der — 130.
Altranstädter Konvention 118, 128, 316.
Altstadt bei Namslau, Sprachgrenze bei — 371.
Altsteinzeitliche Kultur 1.
Altwasser, Porzellansfabrikation in — 219.
Aluminiumfabrikation in der Schweiz 218.
Amberg, Georg von — 307.
Amerika, Ausfuhr von Webereierzeugnissen nach — 215; Ausfuhr von Porzellan nach — 219; Ausfuhr von Rohzucker nach — 204; Ausfuhr von Tüchern nach — 217.
Amtsche Sammlung von Volksliedern der Grafschaft Glatz 386.
Ammonialsalze, Gewinnung von — 217.
Ammoniumsulfat als Nebenprodukt der niederschlesischen Kohlenindustrie 208, 209.
Amsterdam, Gryphius in — 279, Willmann in — 337.
Amsterdam, Gerhard Heinrich von — 308, 328.
Amtsgericht 145; Zahl der — in Schlesien 146; Wohnungsverhältnisse der schlesischen — 150.
Andechs, Geschlecht der Grafen von — 266.
Angelus Silesius 120, 277, 278.
Angerdörfer der Slawen 395, 396.

- Anhalt bei Pleß 129; Sprache in — 371.
 Anhalt-Pleß, Prinz von — 91.
 „Anleitung zur deutschen Poeterey“ von Buchner 276.
 „An mein Kriegsheer!“ Aufruf des Königs von Preußen 82, 92, 239.
 „An mein Volk!“ Aufruf des Königs von Preußen 92, 239, 284.
 Anna, die heilige — als Schutzpatronin des Bergmanns 357; Statue der heiligen — 324; Bild der heiligen — selbdritt 333.
 Anna von Schweidnitz 55.
 Annentapelle in Breslau 323; — in Görlitz 324, 325.
 Annaburg, Ausgabe des — von Opitz 285.
 Anorganisch-chemische Industrie 217, 218.
 Ansbach 280.
 Ansiedelungen zur Steinzeit 4, 5; — zur Bronzezeit 13.
 Ansiedelungen, deutsche — in Schlesien, Anfänge der — 36, 39, 40, 45; Neugründungen durch die — 40—45; Bedeutung der — 45—47.
 Ansiedlungskommission 158, 159.
 „Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Litteratur“ von Klemenz 269.
 Antwerpen 338.
 Appellationsgerichte 150.
 Aquileja, Berthold V. von — 229.
 Arbeiter, Abwanderung der — aus dem nieder-schlesischen Kohlenrevier 208; Erziehung der oberschlesischen — zur Hygiene 220.
 Arbeiterfrage in der Landwirtschaft 203.
 Arbeiterfürsorge 220, 221.
 Archidiakonatseinteilung 112.
 „Armenis“, Übersehung der — durch Opitz 276.
 „Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae“ 272.
 „Arkadia“, Bearbeitung der — durch Opitz 276.
 Arletius 281.
 „Arminius und Thusnelda“ von Lohenstein 280.
 Arndt, Ernst Moritz 284.
 Arnestusgrab in Glatz 298.
 Arnim 184.
 Arnoldi, Simon —, Abt in Sagan 240.
 Arnsdorf, Mundartengrenze bei — 374.
 Arrouaix, Kongregation von 111.
 Arroaïse, Abtei — 291.
 Arsen, Produktion von — 212.
 Artois, Augustiner-Chorherren aus der Grafschaft — 291.
 Arzneimittel, Erzeugung von — 218.
 Asam, Cosmas Damian — 315, 340.
 Aschengehalt der oberschlesischen Kohle 195.
 Aschenurnen der Bronzezeit 10; — der Eisenzeit 16; — der slavischen Kulturzeit 23.
 Asdinge, Königshaus der — 265.
 Aßig, Hans von — 280.
 Ahmann von Abschätz, Hans — 280.
 „Athenäum“, Schlegelsches — 284.
 Auersberge in Münsterberg, Münzprägung der — 104.
 Auersperg, Fürst von — 72.
 Auferstehungsbild in Breslau 336.
 Aufklärungszeitalter 119.
 Augenklinik der Universität Breslau, Errichtung der — 257.
 Augsburger Bibliothek 241.
 Augsburger Religionsfriede 118.
 Augsburgische Konfession 125.
 Augustiner-Chorherren, Einwanderung der — in Schlesien 36, 111, 291, 335; Bibliothek der — 240; Kloster der — in Breslau 295, 313; Pflege der Musik bei den — in Breslau 343, 344.
 Augustinermönche, Chroniken der — 227.
 Aula Leopoldina der Universität Breslau 314, 330, 339, 340, 348.
 Auschwitz 33; Erwerbung von — durch Polen 64.
 „Aus einer kleinen Stadt“ von Freytag 289.
 Ausgrabungen, Resultate der — in Schlesien über früheste Dorfanlagen 394.
 „Aus meiner Jugend“ von R. von Gottschall 288.
 „Ausschließliche Gesetzbücher“ 143.
 Auswärtige Strafkammern 147.
 Australien, Einfuhr von Zinkerzen aus — 211; Ausfuhr von Webereierzeugnissen nach — 215.
 Axt der jüngeren Steinzeit 2; — der Bronzezeit 8, 11, 14; — der Eisenzeit 15.
 Axter, Ignaz 340.
 Baar, Jakob 306, 307.
 Bachler, Karl Leopold 238.
 Bader, Joh. Franz de — 338.
 Backhöhlen 195.
 Backsteinbauten 293.
 Bahntarife, Wichtigkeit billiger — 201, 204, 206, 208, 210.
 Bahntransport der Kohle aus Oberschlesien 206.
 Bahrrecht 353.
 Balkanstaaten, Ausfuhr von Webereierzeugnissen nach den — 215, 216.
 Balzer, Professor der kath. Theologie 256.
 Bamberg 314.
 Banér, Opitz im Gefolge von — 274.
 Bankwesen, Konzentration des — 220.
 Bannen von Geistern 354, 355.
 Bannmeilenrecht 43.
 Baptisten 131.
 v. Bar, Professor der Rechte 258.

- Barbara, Statue der heiligen — 324.
 Barbaraaltar in Breslau 334.
 Barbarakirche in Breslau 297, 324, 327, 332, 334; — in Kutteneberg 298.
 Barde, Rastellanei — 35.
 Barclay 276.
 Barod, Baukunst des — 309, 318; Bildnerei des — 329, 330, 331, 332; Breslauer Meister des — 313, 314, 315; Stalienische Meister des — 311, 312; Malerei des — 337, 338, 339, 340, 341; Prager Meister des — 311, 315, 316.
 Barschau, Gut — 95.
 Barth, Johann August, Druckerei von — 237, 239.
 Bartning, Sprachgrenze bei — 371.
 Bartschneidung 45.
 Basaltindustrie 219.
 Basiliken, Kirchenbauten im Stil der — 294, 296, 297.
 Bauerngarten, Blumen des — 389.
 Bauernhof, Anlage eines schlesischen — 390; Äußeres des Wohnhauses des — 390, 391; Inneres des Wohnhauses des — 392, 393.
 Bauernkrieg 124.
 Bauernmenüett 386.
 Bauernreigen 386.
 Bauernstand, schlesischer — im Mittelalter 175, Rechtslage des — 174, 175, 176; Lasten des — im 18. Jahrhundert 185; Befreiung des — 186, 187.
 Bauerwih, Sprache in — 371.
 Baugenossenschaft, polnische — 166.
 Baufunst, — im frühen Mittelalter 49, 290, 291, 292, 293, 294; — im späteren Mittelalter 295, 296, 297, 298, 299, 300; — der Renaissance in Breslau 300, 301, 302, 303; — der Renaissance in Görlitz 303, 304; — des Barock 309, 318; — des Rokoko 318; — des Neuklassizismus 318, 319, 320, 321, 322.
 Baumann, Georg — der Ältere, Druckerei von — 237.
 Baumann, Georg — der Jüngere, Druckerei von — 238.
 Baumgart, Expedit — 350.
 Baumgarten, Konrad, Druckerei des — 266.
 Baumwollenindustrie, Lage der — 216.
 Baumwollspinnereien, Zahl der Betriebe und der Arbeiter in den — 213, 214; Zahl der Spindeln der — 216.
 Baumwollwebereien, Zahl der Betriebe und der Arbeiter in den — 213, 214; Zahl der Webstühle der — 216.
 Bauzen, geistliche Spiele in — 269, Schlacht bei — 93.
 Bavariabrauerei 166.
 Bayerischer Erbfolgekrieg 90.
- Befreiungskriege, religiöse Tendenzen in den — 120; Sänger der — in Breslau 283, 284, 285, 286; Soldatenlieder aus der Zeit der — 386; Schlesische Truppen in den — 92, 93; Schlachten der — in Schlesien 92, 93. Begräbnisbräuche 369; — der Vorzeit 6, 10, 16, 17, 18, 23.
 Beile aus der jüngeren Steinzeit 2, 7; — aus der Bronzezeit 8, 10.
 Beinlich, Collegium musicum unter — 348. Beingeräte des älteren Steinalters 1. Bekleidungsgewerbe 217.
 Belfort, Belagerung von — 95.
 Belgien, Ausfuhr von Tuchen nach — 217. Benediktinermönche 111, 290, 293.
 Beneschau, Sprachgrenzen bei — 371.
 Bentum, Chr. de — 338, 340.
 Benzinger, Volksliedsammlung von — 385. Benzol als Nebenprodukt der niederschlesischen Kohlenindustrie 208.
 Berg- und Hüttenwesen 187.
 Bergbau, Anfänge des — 43, 172.
 Bergelkirche in Sagan 298.
 Berger, Caspar 308; Grabmäler von — 327; Kanzel von — 328.
 Berger, Gottfried 341.
 Berggeister 358, 359.
 Bergius, Bibliothekar der Dombibliothek 240.
 Bergkristall 21.
 Bergmannssagen 357.
 Berlin, Alexis in — 285; Eichendorff in — 284; Anna Luise Karst in — 281; Rupach in — 285; Steffens in — 285; Kaiser-Friedrich-Museum in — 298, 333; Frachtzähe nach — 201; Konkurrenz für Schlesien von — aus 206, 220, 221; Vermögensabwanderung nach — 199, 200; Versorgung von — mit Kohle 207.
 Berner, Friedrich Wilhelm 349, 350.
 Bernhardinkirche in Breslau 242, 297, 299; Bild in der — 336; Musiker an der — 345, 349.
 Bernini, Büste von — 330.
 Bernstadt, Maschinengarnspinnerei in — 189; Mundartengrenze bei — 374.
 Bernsteinschmud 7, 8, 9, 21, 24.
 Berufsgenossenschaft, land- und forstwirtschaftliche — 155.
 Berun 191.
 Bertermann, Karl Ehrenfried, Dialektdichtungen von — 385, 388.
 Beschlusstammer 147.
 Besiedelung, deutsche — Schlesiens; Anfänge der — 36, 39, 40; Neugründungen der — 40—45; kulturelle Bedeutung der — 45, 46, 47.
 Besler, Samuel 345.
 Besler, Simon 345.

- Besprechen von Krankheiten 361, 362.
 Bestattungsgebräuche; — zur Steinzeit 6; — zur Bronzezeit 10; — zur Eisenzeit 16; — im letzten Jahrhundert vor Chr. 18; — zur Zeit der La Tène-Kultur 17; — zur slavischen Kulturzeit 23; — zur Zeitzeit 369.
 Bethanien, Diakonissenmutterhaus; — in Breslau 131; — in Kreuzburg 131.
 Bethesda, Diakonissenmutterhaus — in Grünberg 131.
 Bethlen Gábor, Opitz bei — 273.
 Betriebsleiter, selbständige, landwirtschaftliche — 204.
 Beuchel, Malerfamilie der — in Schweidnitz 333.
 Beuthen (in Oberschlesien) 33, Bergbau bei — 172; Sage über den Silberbergbau bei — 357; Seminar in — 246; Sprache in — 371; Tracht um — 409; Handelskammer in — 148; Gefängnis in — 149; Landgericht in — 146, 150; Münzprägung im Bistum — 100, 101; Übernahme der Herrschaft — durch die Hohenzollern 69; polnische Volksbank in — 166.
 Beuthen (in Niederschlesien), Grabmal in — 327.
 Bevern, Herzog von — im dritten schlesischen Kriege 88.
 Bevölkerung von Schlesien 196, 197; Bewegung der — 200; Abnahme der — des platten Landes in Schlesien 157.
 „Beweinung Christi“ von Olsnitzer 325.
 Beyhardt, Jakob — der Ältere 333.
 Beyhardt, Hieronymus 333.
 Beza, Theodor 126.
 Bezirksinstanz 155.
 Bibliothekswesen 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245.
 Bieberstein, Wappenbild der Familie — 99.
 Bielbog 359.
 Bienenstöcke 390; — in Hösel 406; Zahl der — 203.
 Bierbrauerei 172; — auf dem Lande 177.
 Bieren, Gottlob, Benedikt 347, 349.
 Biergele, erste Erhebung des — 67, 69.
 Bilderhandschrift, älteste schlesische — 228.
 Bildnerei, — der Gotik 322, 323, 324, 325, 326; — der Renaissance 326, 327, 328, 329; — des Barock 329, 330, 331; — des Neuklassizismus 332.
 Bildungswesen 225—262.
 Billardfabrikation 206.
 Bindfadenspindeln, Zahl der — 215.
 Bioni, Antonio, Operntruppe des — 347.
 Bischöfe, Rechte und Machtbefugnisse der — im Mittelalter in Schlesien 52, 53.
 Bischofliche Druckerei in Breslau 237.
 Bischofsvierdung 112.
 Biskupitz, Gefecht bei — 94.
 Bismarck 161, 164.
 Bischin, Grab Paul von Werners in — 96.
 Bitumen, Mangel der oberschlesischen Kohle an — 195.
 „Blätter für litterarische Unterhaltung“ unter R. von Gottschall 288.
 Blankenburg, Heinrich von — 239.
 „Blauer Grotte“ auf Kapri 286.
 „Blauer Hirsch“ in Breslau 347, 348.
 Blei, Produktion von — 212; Gewinnung von — 172.
 Bleierzvorkommen in Oberschlesien 196.
 Blei-Scharleygrube 211.
 Bloch, Philipp 139.
 Blücher, Gut von — in Schlesien 96; Schlesische Truppen unter — 92, 93.
 Blumenthal, Sprache in — 371.
 Blutbann im Neiher Weichbild (1230) 53.
 Bober 154; Mittelgebirgshaus im Gebiet des — 402, 403; Mundartengrenze am — 376.
 Boberfeldt, Martin Opitz von — 272.
 Bobertöhrsdorf, Wandmalereien in — 334.
 Boborane, slawischer Gau — 28, 43.
 Bodenbeschaffenheit von Schlesien 194, 195.
 Bodmer 281.
 Bödel, Schilderung polnischer Lieder durch — 387.
 „Böhme“ 100.
 Böhme, Jakob 127, 273, 278.
 Böhmen, Schlesien unter den Königen von — 29, 31, 60, 61, 62, 64, 65; Einfluß von — auf die Kultur in Schlesien 373; auf die Baukunst 298; auf die Malerei 333; Bildhauerarbeiten aus — 325; geistliche Spiele in — 269; Import von Holz aus — 206; Opitz in — 274.
 Böhmisches Kanzlei 70, 71.
 Böhmisches Groschen 100, 106.
 Böhmischesdorf, Wandmalereien in — 334.
 Börer, Blasius 299.
 Bogedain, Schulrat — 164.
 Bogischütz, Glödensage in — 360.
 Bogufals II., Bischof — 46.
 Bohn, Emil 350.
 Bohse, August (Talander) 280.
 Boisalzmonopol 67.
 Boleslaw II. 49, 50.
 — III. 31, 109, 290; Teilung des Polenreiches unter — 32.
 — IV. 32.
 — der Lange 33; Schlesien unter — 35, 37, 98, 291.
 — Chabri 30, 34, 97; Münzzeichen unter — 98.
 —, Herzog von Liegnitz und Brieg 35, 229.
 —, Herzog von Oppeln 54.
 Bolkenhain 283; Lauben am Markte von — 309; Münzprägung in — 101.

- Bolkenhain, Martin von — 227.
 Bolko I. von Schweidnitz, Münzprägung unter — 100.
 Bolko II. von Schweidnitz 55, 267; Juden-gemeinde unter — 134.
 Bolko II. von Münsterberg und Glatz 373.
 Bolko V. von Oppeln 121.
 Bolzen, Grabmäler der — 324.
 Bomst, Münzstätte in — 100.
 Boriwoi, Herzog von Böhmen 29.
 Borne bei Leuthen 88; Mundartengrenze bei — 376.
 Vorstell 91.
 Botenzimmer des Breslauer Rathauses, Portal am — 302.
 Bothe, Breslauer Theater unter Kammer-rat — 347.
 Braband, Porträtmaler 339.
 Brattheaten 98, 99, 101.
 Brand, Sprachgrenze bei — 371.
 Brandel, Peter Johann 338.
 Brandeis, Joh. 339.
 Brandenburg, Porträt der Barbara von — 328.
 —, Graf — 84.
 —, Erbvertrag der Kurfürsten von — mit den Herzögen von Liegnitz 68; Erwerbungen der Kurfürsten von — in Schlesien 64.
 —, Ausfuhr von Zucker nach der Provinz — 204.
 —, Militärtauglichkeit in der Provinz — 196.
 —, Markgraf Otto von — 267.
 Brandenburg-preußisches Grenzgebiet von Schlesien, Giebelvorhallenhaus des — 399, 400.
 Branisz, Professor der Philosophie 350; — als Rektor beim 50jährigen Universitätsjubiläum 256.
 Branntweinbrennerei, Aufführung der — 187.
 Brauereien, Zahl der — 205.
 Brauindustrie 205, 218.
 Braun, Schlesische Artillerie unter — 1813 93.
 Braune Husaren, Bildung der — in Breslau 87.
 Braunkohlenfelder in Niederschlesien 195.
 Brausteuer, Ertrag der — 205.
 „Braufärt oder Kunz von Rosen“ von Freytag 289.
 Brautkauf, Leichte Spuren des — 368.
 Brautlauf 368.
 Brecher, Grabmal des Kommerzienrates — 319.
 Breitinger 281.
 Brentano, Professor der Nationalökonomie 258.
 Brentano, Clemens 272.
 Breslau, Adalbertkirche in — 292, 293, 294, 295, 324, 325; Amtsgerichte in — 155, 158; Annenkapelle in — 323; Augustiner-Chor-herren in — 240; Ende der Autonomie von — 76; Baptisten in — 131; Barbarakirche in — 297, 324, 327, 332, 334; Bauten des frühen Mittelalters in — 290, 291, 292, 293, 294; Bauten des späteren Mittelalters in — 295, 296, 297, 298; Bauten der Renaissance in — 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308; Bauten des Barock in — 312, 313, 314, 315; Bauten des Neuklassizismus in — 319, 320, 321, 322; Bernhardinkirche in — 297, 299, 306, 345, 349; Bildhauerarbeiten in — 322—332; Bodenbeschaffenheit um — 194; Buchdruckkunst in — 233, 234, 235, 236, 237; Christophorikirche in — 334, 345; Corpus Christi Kirche in — 295, 297; Diakonissenanstalt in — 130; Diözesanmuseum in — 333, 334; Dissidenten in — 130; Dom in — 293, 294, 296, 299, 302, 303, 312, 313, 323, 324, 329, 332, 334, 336, 338, 339, 344, 348; Dorotheenkirche in — 123, 295, 330; Dombibliothek in — 240, 241; Einkommensteuer in — 198; Eisenbahn-direktion in — 154; Elisabethgymnasium in 237, 246; Elisabethkirche in — 122, 241, 270, 292, 296, 297, 301, 302, 319, 323, 325, 326, 327, 330, 331, 332, 334, 336, 345, 348, 349; Festung — 88, 91; — in den Freiheitskriegen 92; Friede zu — 143; Fürstbischof von — als Oberlandeshauptmann von Schlesien 67; Gefängnis in — 149; Gesundheitszustand der Bevölkerung in — 196; Grabdenkmäler in — 303, 304, 319, 323, 324, 330, 331; Gründung von — 43, 44; Handelskammer in — 148; — als Handelsplatz 173, 220, 221, 222; Handschriften in — 228, 229, 230, 231, 232, 233, 241, 242; Handwerkerdramen in — 269; Hofkirche in — 129; Irvingianer in — 131; Jesuiten in — 310; — unter Karl IV. 56; Juden-ge-meinde in — 134, 135, 136, 138; Juden-verfolgungen in — 134, 135; Zahl der Juden in — 138; Königliche und Universi-tätsbibliothek in — 228, 230, 232, 236, 242, 243, Konfektionsindustrie in — 217; Konzertweisen in — 347, 348, 349, 350; Kräuter-mundart um — 377; Kreuzkirche in — 233, 267, 295, 302, 322, 323, 333; kirchliche Selb-ständigkeit von — 127; Kriegs- und Domänenkammer in — 76; Landgericht in — 146, 150; — in der Litteraturgeschichte 267, 268, 276—289; Malerei in — 300, 301, 332—340; Maria-Magdalenen-gym-nasium in — 276, 282, 283; Maria-Magdalenenkirche in — 124, 242, 290, 292, 295, 297, 308, 317, 322, 324, 327, 328, 331, 336, 345, 348; Matthiasgym-nasium in — 339; Matthiaskirche in — 312, 330, 331, 332, 340; Matthiasstift der Kreuz-

- herrn in — 240, 313; Meistersinger in — 268, 269; Münzwesen in — 99, 101, 103, 104; Museen in — 262, 325, 407; Musikwesen in — bis zum 17. Jahrhundert 343, 344, 345, 346; Neptunbrunnen in — 330; Niederlagsrecht von — 173; Oberlandesgericht in — 149, 150, 151, 313, 329; Oberpräsidium in — 319; Oberlausitorium in — 129; Opitz in — 273, 274; Portale in — 326, 327, 328; Prämonstratenerkloster zum heiligen Vincenz in — 240; Rathaus in — 56, 299, 300, 302, 326, 355; Rehdigersche Bibliothek in — 241, 242; Ring in — 171; Säuglingssterblichkeit in — 196; Sandkirche in — 322, 325, 330, 332, 334; Sandkloster in — 111, 243, 343, 344; Schlacht bei — 88; Schulen des Mittelalters in — 47; Schulkomödien in — 270, 271; Seminar in — 247; Stadtbibliothek in — 232, 242, 269, 345, 350; Stapel- und Niederlagsrecht für — 43, 50; Steinmetzhinnung in — 325; Straßentänze 1848, 1849 in — 93, 94; Synagogen in — 137; Tauenzindenmal in — 321, 332; Technische Hochschule in — 197, 244; Theaterwesen in — 347; Tönerdeerzeugung in — 218; Tracht um — 408; Universität — 83, 122, 236, 254, 255, 256, 257, 258, 284, 285, 288, 314, 316, 317, 330, 339, 340, 348; Vincenzkirche in — 290, 291, 297, 313, 323, 340; Volksschulwesen in — 247; Willmann in — 337; Zeitungswesen in — 238, 239; Gebäude der Zwingergesellschaft in — 319.
- Breslau, Bistum 30, 31, 32, 62, 70, 109, 110, 114, 115, 116.
- Breslau, Regierungsbezirk 155, 158; Evangelische im — 130; Polen im — 163; Tuberkulose im — 196; Volksschulwesen im — 247.
- Breslau, Herzogtum 61.
- „Breslauer Almanach für den Anfang des 19. Jahrhunderts“ von Schummel 283.
- „Breslauer Beiträge zur Litteraturgeschichte“ 283.
- Breslauer Bildhauerschule 326.
- Breslauer Bischofskataloge 109.
- Breslauer Domkapitel 234.
- „Breslauer Erzähler“ 404, 408.
- Breslauer Gesangbuch, ältestes — 279, 345.
- Breslauer Kirche, Schuhurkunde der — 34, 43, 110.
- Breslauer Mark, älteste — 100; Gewicht und Wert der — 106.
- Breslauer Maß 98.
- Breslauer Missale 234, 237.
- Breslauer Oberamt 63, 71, 72, 77.
- Breslauer Orchesterverein 349.
- Breslauer Ratsherrenbild von 1667 339.
- Breslauer Ratsordnung von 1475 63.
- Breslauer Rentkammer 67, 68, 69, 70, 77.
- „Breslauer Schule“ der modernen jüdischen Theologie 138.
- Breslauer Stadtrecht 56.
- „Breslauer Zeitung“ 239.
- Bretislav von Böhmen 31.
- Brieg 127, 194, 231, 271, 282; Amtsgericht in — 146, 147, 150; Bauten des Barock in — 312; Bauten der Renaissance in — 306, 307; Befestigung von — 88; Einkommensteuer in — 198; Einwanderung von Romanen in die Gegend von — 291; Grabdenkmal des Generals v. Gehler in — 95, 332; Handelsverkehr in — im Mittelalter 173; Herzöge von — 72, 73, 227, 229; Kirche in — 296, 297, 312; Münzwesen im Fürstentum — 100, 103, 104; Musik am Hofe zu — 345; Mundartengrenze bei — 371; Kanzel in — 328; Logau in — 277; Porträts am Schlosse in — 328; Rathaus in — 307; Schloß in — 306, 307; Schwenfelder in — 125; Seminar in — 247; Gymnasium in — 230; Kollegiatstift zur heiligen Hedwig in — 230.
- Brettnar, Schulrat — 164.
- Brikettsfabriken, Arbeiterzahl und Löhne in den — 208; Produktion der — 209.
- Brodhof, Ferdinand 316, 329, 330.
- Bronze, Alter der — 8.
- Bronzealter, — in Schlesien 1; älteres — 8, 10; Bestattungsgebräuche im — 10, Schmuck im — 10, Funde aus dem — 11, 14, Tongefäße des — 12; jüngeres — 12, Tongefäße des — 13, Wohnungsanlagen des — 15; Kultur des — 13, Handel des — 8, 9; Gräber des — 9.
- Bronze-Altertümern 8, 9, 13.
- Bronzegefäße 13, 16, 20, 22.
- Bronzenadeln 9, 10, 11, 14.
- Brotstau bei Glogau, Sprachproben aus — 377, 379, 381.
- Bruch, Max 349.
- Brückenbaumaterialien 212.
- Brüdergemeinden 129; Seminare der — 130, 247.
- Bschanz, Vase von — 6.
- „Buch der Lieder aus der Minnezeit“ von Stord 267.
- „Buch von der deutschen Poeterey“ von Opitz 272, 274, 276.
- Buchbinderei, klösterliche — 232, 233.
- Buchdruck 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239.
- Buchheim, Johann 105.
- Buchih, Wandmalereien in — 334.
- Buchmalerei 229, 230, 232.
- Buchner, August 276.

- Buchwälder, Johann 230.
 Buchwald, Sigmund (Fagilucus) 236.
 Buchwald, Schloß — des Grafen Reden 184.
 Buchwesen 227—245.
 Buddenbrod, Angriff von — bei Hohenfriedeberg 87.
 „Bund polnisch-katholischer Arbeiter“ 165.
 Bürde, Gottlob 283.
 Bürger, Gottfried August 275.
 Bürgerhäuser des Barock 313, 314, 315, 317; — des Neuklassizismus 320, 321, 322; — der Renaissance 301, 304, 305, 309.
 Bürgerschulen, höhere — 247, 250.
 Bürgertum, Förderung der Baukunst durch das — 301, 309; — zur Reformzeit 188, 189; neuzeitliche Entwidlung des — 82, 83.
 „Bürgerverein alttestamentarischer Glaubensgenossen“ 137.
 Bürstenfabriken 221.
 Büsching, Johann Georg 239, 243, 260, 268, 285.
 Buntwaren der Baumwollspinnerei 216.
 Bunzelwitz, Lager bei — 90.
 Bunzlau (Boleslawiec), 170; Gründung von — 45; Rastellanei — 35; Kirche in — 298; als Heimat von Opitz 272; Rathaus in — 304; Sandstein aus dem Kreise — 219; Tonwaren aus — 218; Tracht des Kreises — 406.
 Burandt 52.
 Burdach 56.
 Burg, Friedrich 129.
 Burgund, Anton von — 232.
 Burgunder 18, 22.
 Burgwälle aus der slawischen Zeit 25.
 Burkardsdorf, Schlacht bei — 90.
 Buschmutter, Sage von der — 356.
 Buschrümpfen 355.
 Byzantiner 19.
- Cäsar 19.
 Calagius, Andreas 271.
 Calvinismus in Schlesien 126.
 Calvinus 346.
 Camenz, Hochaltar in — 331; Bisterzienser-Kloster in — 114.
 Camöse 340.
 Capistrano 135.
 Cardenes benedictus 389.
 Carl, Mineraloge — 255.
 Carlo, „Schlesisches Tonkünstler-Lexikon von Kosmaly und — 342.
 Karlsruhe (O. Schl.), Grabdenkmäler in — 332.
 Carmer, Graf von — 143.
 Carnuntum an der Donau 20.
 Carolath, Musikpflege durch Fürst — 346.
 —, Schlosskapelle des Schlosses — 309; Portale des Schlosses — 327.
- Casimir 31.
 Celamantia an der Donau 20.
 Ceslauskapelle in Breslau 330, 338.
 Chamottefabrikation, Material für die — in Niederschlesien 195.
 „Charakter der teutschen Geschichte“ von Bodmer 281.
 Chaskel, Herr des Falknerdorfs — 133.
 Chausseebau in Schlesien 157.
 Chechau, Deckenmalerei in der Kirche zu — 336, 337.
 Chelidonium 389.
 Chemische Industrie in Schlesien 217, 222.
 „Cherubinscher Wandersmann (Sinnspüche)“ 278.
 Chevilly, Kämpfe bei — 1870 95.
 Choisy, Kämpfe bei — 1870 95.
 Christentum in Schlesien, Anfänge des — 29, 108; Einfluß Böhmens auf das — 109; Einfluß des — auf die Baukunst 290.
 „Christian Lammfell“ von Holtei 286.
 Christindellieder 386.
 Christophorikirche in Breslau 334, 345.
 Chromate, Gewinnung von —n 217.
 Chroniken aus Klöstern 227.
 Cicero, Druck der „Epistulae ad familiares“ des — 236.
 Citeaux, Orden von — 37.
 Cividale 229.
 Clairvaux, Bernhard von — 37, 110, 111.
 Claudius 284.
 — Gothicus, Münzen mit dem Bild des Kaisers — 22.
 Clausewitz, Tod des Generals — 93.
 Codex diplomaticus Silesiae 98, 261.
 Cohn, Ferdinand, Orientalist 139.
 —, Ferdinand, Botaniker 257.
 —, Hermann, Naturwissenschaftler 139.
 „Comedie von den Patriarchen Jakob, Joseph und seinen Brüdern“ von Buschmann 270, 347.
 „Comödia von dem ungeratenen Sohne Abišalom“ von Heinrich Räthel 271.
 „Compendium musicæ pro incipientibus“ 345.
 Coldin, Anton 311.
 Colerus (Christof Köler) aus Bunzlau 276, 277.
 Collegium musicum in Breslau 347, 348.
 Concerts spirituels 348.
 Conrad, Herzog — von Oels und Bischof in Breslau 115, 344.
 —, Herzog — von Oels 55.
 Conradswaldau 87.
 Contessa, Lustspieldichter Karl Wilhelm Salice — 284.
 Corpus-Christikirche in Breslau 295, 297.
 Corvey, Kloster — 312.

- Corvinus, Laurentius 123.
 —, Matthias — 60, 62, 63, 64, vgl. a. Corvinus.
 Cosel 194, vgl. a. Kosel; Befestigung von — durch Friedrich den Großen 88; Frachtfähe auf der Oder nach — 201; Umschlagsverkehr in — 201; Verteidigung von — 1806 91; Sprache in — 371.
 Cöthen, Bild von Lukas Cranach in — 335.
 Crato von Craftheim 126; Grabmal des — 327.
 Cranach, Lukas 335, 336.
 Crecy, Schlacht von — 56.
 Cudowa 96.
 Cyrill, Slawenapostel — 108.
 Czarnowanz, Tracht in der Gegend von — 409.
 Czeplko, Daniel — von Reigersfeld 277.
 Dach, Simon 276.
 Dacia antiqua 273.
 „Dafne“, Übersetzung des Operntextes — durch Opiz 276.
 Dahn, Felix 258, 265, 285.
 Damast 215.
 Dampfmühlen 205.
 Damrosch, Leopold 349.
 Dänemark, Ausfuhr von Tuchen nach — 217.
 Dante, illustrierte Handschrift von — in Breslau 241.
 Danzig 170, 269; Dichterschule in — 276; Frachtverhältnisse nach — 210; Tod von Opiz in — 274.
 Danziger Bauernbank 161.
 Daradidridatumtarides 279.
 Dauban, Sprache in — 371.
 David, R. — von Schweidnitz 134.
 De Vries 337; Christusstatue von Adrian — 329.
 De Wyl, Rübezahlforschungen von — 358.
 Demagogenverfolgung 255, 256.
 Deichsä, Mundartengrenze an der — 376.
 Deichverbände 153.
 Deichwesen in Schlesien 153.
 Denar 25, 104; — von Boleslav I. 27; Wert des — 106.
 denarii quartenses 99.
 „Denkwürdigkeiten“ von Menzel 287.
 Depotfunde aus der Bronzezeit 8, 13.
 Descriptio tocius Silesie 123.
 Dereyer, katholischer Theologe 255.
 Deutsch, Montagskonzerte des Musikdirektors — 348.
 Deutsch-Kessel, Mundartengrenze bei — 376.
 Deutsch-Lissa, Malerei in der katholischen Kirche von — 340.
 Deutsch-Ossig, Kanzelaltar der Kirche in — 331.
 Deutsch-Rasselwitz, Sprachgrenze bei — 371.
 Deutsche Gesellschaft in Leipzig, Gottscheds — 281.
 Deutsche Kanzlei in Prag 70.
 „Deutsche Litteraturgeschichte“ von Menzel 287.
 Deutsche Sprache, Gebiete der — in Schlesien 370, 371.
 Deutschland, das junge — in der Litteraturgeschichte 287, 288.
 „Deutscher Sinngedichte Dreitausend“ von Salomon von Golau 277.
 Deutsches Recht, Einführung des — in Schlesien 46, 397.
 Diadesijane, slawischer Gau — 28.
 Diaconissenanstalten in Schlesien 131.
 Dialektschriftsteller 384, 385.
 Dichterschulen, schlesische — 271, 275, 278.
 „Dichtung und Wahrheit“, Charakteristik Christian Günthers in — 280.
 Diebs- und Einbruchsversicherung 155.
 Dienzenhofer, Ignaz Kilian 315.
 Diluvialgeschiebe als Material zu Steinwerkzeugen 4.
 Diphtongierungsmundarten 376, 377.
 Dirhems 26.
 Dissidenten in Schlesien 129, 131.
 Ditters, Karl — von Dittersdorf 346, 347.
 Dittrich, Steinsechmeister Joseph — 313.
 Dlugosz, Kanonikus Johann — (polnische Geschichte von —) 46, 108, 227.
 Dobchino, Andreas von — 121.
 Dohna, Karl Hannibal von — 273.
 Dohrn, Georg 349, 350.
 Dölffs, Reservekavallerie unter — 1813 92.
 Dom in Breslau, Bauart des — 293, 294, 296; Bilder im — 334, 336, 338, 339; Bronzerelief im — 329; Crucifixus im — 326; Elisabethkapelle am — 312, 329; Grabmäler im — 303, 324; Statue Johannes des Täufers im — 324; Kanzel im — 332; Kurfürstenkapelle am — 313; Marienkapelle des — 324; Marter des heiligen Vinzenz im — 329; Messinggußplatten im — 323; Musizpflege im — 344, 348; Sakristeitür des — 302; Vorhalle des — 299.
 Dombibliothek in Breslau 240, 241.
 Dominikanermönche in Schlesien 114.
 Dominikus, der heilige — 232.
 Dominsel als slawischer Wohnsitz 25.
 Domkapitel in Breslau 234.
 Domkirche, erste — in Breslau 290.
 Donauländische Kultur zur Steinzeit 4, 5, 6; Funde der — 7.
 Dörfer, äuherer Zuschnitt schlesischer — 198; früheste Spuren von — 394; — der Slawen 394, 395, 396; deutsche — 388, 389, 396, 397.
 Dorfanlagen, Namen deutscher — in Schlesien 44; Namen polnischer — 44.

- Dorfgründungen, deutsche — in Schlesien 40, 41, 44, 169.
- „Dornrose, der geliebten“ von Gryphius 279.
- Dorotheenkirche in Breslau 123, 295, 330.
- Dorst, Leonhard 99.
- Doubrawa 29.
- Drehscheibentechnik; Anfänge der — 22; — bei den Slawen 23.
- Dreifaltigkeitskirche in Görlitz 298.
- Dreifelderwirtschaft 40; Einführung der veredelten — 182, 183.
- „Dreigräben“; — in der niederschlesischen Heide 26, 28; — am Boberlauf 28.
- Dreikreuzerstück 103.
- Dreißigjähriger Krieg 127, 136; Entstehung des — 71; Folgen des — für Schlesien 73, 74, 175, 179, für die Dombibliothek 240, für die Poesie 275, für die Rehbiger'sche Bibliothek; Judenverfolgungen seit dem — 137.
- „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg“ von Holtei 286.
- Dresden, Baumeister und Bildhauer der —er Schule 308; Schlacht bei — 93.
- Dresdener Akkord von 1621 71, 103.
- Drescher, Trachtensammlung von Rudolf — 404.
- Driesen, General — 88.
- Dukaten, Prägung von — 101, 102, 104; Wert der — 106.
- ducatus Opoliensis 33.
- ducatus Zlesie 33.
- Dürer, Albrecht 105, 336.
- Dyhernfurth, Judenfriedhof in — 136; Schloß — 184.
- Dynamitsfabrikation 218.
- Dyon, Adam; Druck des ersten Gesangbuches durch — 344; Druckerei von — 237.
- Dziąkło, Bibliothekar in Breslau 243, 244. „Dziennik Slazki“ 165.
- Ebell, H. F. 347.
- Heinrich Karl 350.
- Ebirisch, Prager Maler Franzle — 333.
- Echler, Bildhauer Peter — 319, 332.
- Edersdorf, Anfänge der Rübenzucker gewinnung in — 187.
- Edelmetallarbeiten der spätromischen Zeit 22.
- Edwardianer in Schlesien 131.
- Effektenbörse in Breslau 220.
- Ehrlich, Paul 139.
- Eibelwieser 339, 340, 341.
- Eichendorff 200, 284, 285.
- Eiglau, Sprache um — 371.
- Eigenkirchen zur slawischen Zeit in Schlesien 111.
- Einbände, mittelalterliche — 232, 233.
- Einfuhrcheine für Getreide 205.
- Einkommensteuer 198.
- Einkommensteuerveranlagung 156.
- Einkommensverhältnisse 221, 222; — in der Landwirtschaft 203, 204.
- Eisen, Auftreten und Verwendung des — zur Urzeit 15.
- Eisenbahnbau, Bedeutung des — für die Volkswirtschaft der Gegenwart 190, 191, 192.
- Eisenbahndirektionen in Schlesien 154.
- Eisen- und Stahlgießerei, Zahl der Betriebe der — 209, 211; Arbeiterverhältnisse in den — 211.
- Eisen- und Stahlindustrie, Arbeiterverhältnisse in der — 209; Zahl der Betriebe der — 209; Produktionsverteuerung in der — 210; Vertrustung der — 210, vgl. auch Eisenindustrie.
- Eiserner, Förderung und Bedarf an — 209; Verjüngung von Oberschlesien mit — 210; Vorkommen von — in Oberschlesien 195, in Schmiedeberg 195.
- Eisengewinnung 172.
- Eisenindustrie, Aussichten der oberschlesischen — 195, 200; Verwendbarkeit oberschlesischer Kohlen in der — 195; Transportkosten in der — 200.
- Eisenwalzwerke 209.
- Eisenzeitalter in Schlesien 1, 10, 13, 15; Funde aus dem jüngeren — 14; Gräber des — 16; Grabgefäße aus dem — 16; Kultur des — 16; Menschentypen im — 16.
- Eisernes Kreuz, Stiftung des — 92; Urkunde der Stiftung des — 239.
- Einwanderungen zur jüngeren Steinzeit 8.
- Einzel-Lehrer, Gehaltzulage der — 248.
- Elbing, Fracht für Walzfabrikate nach — 210. —, Kloster auf dem — in Breslau 111, 290.
- Elektrizitätsindustrie, Artikel für die — 219.
- „Elemental- oder Lesebüchlein usw.“ erster Druck des — 238.
- Elisabeth von Russland 90.
- , heilige — von Thüringen 48, 229; Statue der — 329.
- Elisabethgymnasium in Breslau 237, 271, 276; Schülerchor des — im 17. Jahrhundert 346.
- Elisabethkapelle am Breslauer Dom 312, 329, 330, 339.
- Elisabethkirche in Breslau 122, 241, 292, 296, 297; Bilder in der — 334, 336; Werke der Bildhauerkunst in der — 323, 325, 326, 332; Grabmäler in der — 301, 302, 319, 327, 330, 331; Musikpflege in der — 345, 348, 349; Pfarramt der — gegen die Handwerkerdramen 270.
- Ellguth 46.
- Einer, Malerfamilie — in Breslau 333.
- Elsäß-Lothringen, Baumwollindustrie und Wollindustrie in — 216, 217.

- Elyan Kasper, erster schlesischer Buchdrucker 233, 234, 235.
 Emmerich, G. 298.
 Endler, F. G. 341.
 England 170, 171; Ausfuhr von Zuder nach — 204; Einfuhr von Kohle aus — 207; Tuche aus — 217.
 Entwicklungsepochen in der Urzeit 1.
 Ephraim, Münzpächter — 105.
 „Ephraimiten“ 105.
 Epigramm in der schlesischen Dichtung 277.
 „Epistolae ad familiares“ Druck der — 236.
 Epitaphien 334, 336, 337.
 Epos, höfisches — 267, 268.
 Erasmus 123.
 „Erbsebär“, Fastnachtsbrauch 364, 365.
 Erbuntertänigkeit, Entwicklung der — der Bauern 175, 176.
 „Erdmännlein“, Glaube an die — 359.
 Erdmannsdorf 96, Maschinengarnspinnerei in — 189.
 Erdmannsdorf-Billertal, Sprache in — 371.
 Erl, Ludwig, Volksliedersammlung von — 385.
 Erlach, Fischer von — 313, 330.
 „Erinnerungen“ von W. Alexis 285.
 „Erinnerungen“ von Laube 287.
 „Erinnerungen aus meinem Leben“ von G. Freytag 288, 289.
 Erntebraüche 364.
 Eschenbach, Wolfram, Nachahmer des — 268.
 Eschenloer, Peter 122, 227.
 „Eselsfresser“ von Holtei 286.
 Ehler, Professor 350.
 Eulengebirge, Volkslieder aus dem — 385.
 „Das junge Europa“ von Laube 287.
 Evangelien, altlateinische Übersetzung der — in Breslau 241.
 Evangelisch-theologische Fakultät in Breslau 129, 254, 255, 256, 258.
 Evangelische, Zahl der — in Schlesien 129, 131.
 Evangelische Kirche in Schlesien 120 ff.; Entwicklungstadien der — 121; die — zur Zeit der Gegenreformation 126, 127; die — im 18. Jahrhundert 129; heutige Zustände in der — 129, 130; Litteratur über die — 132.
 Evangelischer Bund 130.
 — Pfarrverein 131.
 Ezzelintragödie von Eichendorff 285.
 Faber, Heinrich, „Compendium musicae pro incipientibus,“ von — 345.
 —, Nikolaus 123.
 Fachwerbauten 317, 390, 391, 400, 401, 402.
 „Fahrten und Leiden eines fröhlichen Gesellen“ von J. Gesellhofen 268.
 Falkenberg, Mundartengrenze bei — 376.
 Falknerdorf 133.
 Familiengrüfte, Errichtung von — 317.
 „Fänsledinger“ (Zwerge) 359.
 Farbstofferzeugung (Ultramarin) 218.
 Fastnachtsbräuche 365.
 Fastnachtsspiele 369.
 Faustteile der Steinzeit 1.
 Febele (Daniel Gottlieb Treu), Opernkomponist 347.
 Federvieh, Bestand an — in Preußen 203; in Schlesien 203.
 Feier- und Heiligtage 364, 365, 366.
 „Feldlager in Schlesien“ von Goethe 282.
 Feldner, Franz Anton 339.
 —, Johann Franz 339.
 Fello, Markt für — in Breslau 220.
 Fellhammer, Sage vom Werwolf in — 355.
 Fénelon, deutsche Übersetzung des „Télémaque“ von — 280.
 „Fenixmännla“ (Zwerge) 357.
 „Fenixweibla“ (Zwerge) 357.
 Ferdinand I. 60, 65, 66, 67, 68, 69, 71, 73, 74, 101, 124, 177.
 — II. 71, 73.
 — III. 237, 277.
 Fernhandel, Rückgang des schlesischen — am Ende des 17. Jahrhunderts 179, 180.
 Fernverkehr, Notwendigkeit des — für Schlesiens Industrie 201.
 Fett- und Ölindustrie in Schlesien 218.
 „Feuermann“ (Zwerge) 353.
 Feuerstein als Werkzeugmaterial 1, 2.
 Fideikomisse 144, 149; Nachteile der — 204.
 Fidler, Michel, Steinsehmeister 302, 303, 326.
 Filigranarbeiten der spätromischen Zeit 22; — der slawischen Zeit 26.
 Filzhutfabrikation 217.
 Finali, Stukkateur 315.
 „Fingsleute“ 359.
 Fischart, Johannes 271, 275.
 Fischbach 385.
 Fischer, Hermann, Altar in Schedlau von — 328.
 —, Peter, Grabdenkmäler von — in Nürnberg 324, vgl. Fischer.
 Fischer von Erlach, Steinsehmeister — 313.
 Fixkristalle 137.
 Flachs, Einfuhr an — aus Russland 216; — Markt in Breslau 220; Rückgang des Anbaues von — 202.
 Flachsspinnereien, Zahl der Betriebe und Arbeiterverhältnisse 213, 124.
 Flämisches Recht in Oberschlesien 397.
 Fleming, Paul 274, 276.
 „Fleieburgen“ 26.
 Flintgeräte 4.

- Flödt, Oswald; „Ranzone in der deutschen Dichtung“ von — 286.
 Floing, Kampf um — 1870 95.
 Florenz, Buchdruckerei in — 234.
 Floretti, Hercules, Statue der heiligen Elisabeth von — 329.
 Flottwell 164.
 Flöze, Mächtigkeit der Kohlen — in Oberschlesien 195.
 Flurnamen, Ableitung von — 396, 398.
 Fluß- und Schweißseifenerzeugung 211.
 Formelbuch Arnolds von Brokhan 115.
 Forsten in Oberschlesien 194; — in Preußen 194; — in Schlesien 194.
 Förster, Friedrich 284.
 —, Professor der Rechte an der Universität Breslau 256.
 —, Professor für Augenheilkunde an der Universität Breslau 257.
 —, Musikdirektor — 350.
 Forstgerichtstage 146.
 Forstwirtschaft 205.
 Fortbildungsschulen in Schlesien 157; ländliche — 158; Gesetz betreffend ländliche — von 1910 158; gewerbliche — 158; Zahl der — 158.
 Fouqué, Friedrich de la Motte — 184, 283.
 Frachthäfe, — auf der Oder 201, 204; — auf der Eisenbahn 208, 210; Bedeutung der — für die Industrie 200, 208, 209, 218.
 „Franciade“ von Ronsard 271.
 Fränkel, Jonas 138.
 —, Siegm. 139.
 —, Zacharias 138.
 Franken, Kolonisten aus — 227, 371.
 Frankenbergs, Abraham von — 278.
 Frankenberg 41; Münzstätte in — 99.
 Frankenstein, Diaconissenmutterhaus in — 131; Gründung von — 41; Judenverfolgung in — 135; Kanzel in der Kirche zu — 308, 328; Nadelgewinnung in — 212; Seminar in — 247; Verleihung von — an Fürst von Auersperg 72.
 Frankfurt a. M. 170, 289; Opitz in — 274.
 Frankfurt a. O. 345; Universität — 129, 237, 242, 243; Verlegung der Universität — 129, 254.
 Frankfurter Jubiläumsstipendium 129.
 Frankreich, Ausfuhr von Baumwollenwaren nach — 216, von Uhren nach — 206; Sänger aus — in Schlesien 343; Tonerde aus — 218.
 Franze Martin, Baumeister — 316.
 Franziskanermönche 114.
 Frauengräber, steinzeitliche — der nordischen Kultur 8; — der frührömischen Kultur 20.
 Frauenkirche in Görlitz 298.
 Fraustadt, Münzstätte in — 100.
 Freiberger, Abt von Leubus 338; Bild des — 339.
 Freiburg i. Sch., Handel im Mittelalter in — 171; Uhrenfabrikation in — 191, 206.
 Freiburg im Meißnischen 336.
 Freiburger Bahn 191.
 Freigüter in Schlesien 46.
 Freiheitskriege, Beginn der — 82; Aufruf des Königs 238; 239, 240, 284; Aufruf Steffens 255; materielle Leistungen Schlesiens für die — 92; schlesische Truppen in den — 92, 93.
 Freikonservative Partei, Zeitung der — 239.
 Freimaurer im Aberglauben 357.
 Freitagskonzerte, Einrichtung der — in Breslau 348.
 Freiwillige Jäger, Aufruf zur Bildung der — 92.
 Fremdenverkehr, Vermögenszuwachs durch — 199.
 „Freh, Sauff- und Venuslieder des berühmten Schäffers Dafnis“ 280.
 Freund, Wilhelm 139.
 Freystadt, Baptisten in — 131; Gnadenkirche in — 128, 317; Münzstätte in — 101; Polen im Kreise — 163.
 Freytag, Gustav 120, 220, 265, 283, 288, 289; — Urteil über die Schlesier 197.
 Freytag, Peter, Breslauer Virdungsschreiber 231, 232, 236.
 Friedeberg, Mundartengrenze bei — 374; Schloß — 115.
 Friedenskirchen in Schlesien 127; — in Glogau 310; — in Jauer 310; — in Schweidnitz 310.
 Friedland (Bez. Breslau), Amtsgericht in — 146.
 — (O.S.), Amtsgericht in — 146; Sprachgrenze bei — 371.
 Friedrich Barbarossa, Polenzug von — 32.
 Friedrich Eugen, Prinz — von Württemberg 88.
 Friedrich der Große; Beiträge von — in der Schlesischen Zeitung 238; Besitzergreifung Schlesiens durch — 76; Beziehungen — zur schlesischen Litteratur 281, 282; Bilder von — 339; Kanzel der Magdalenenkirche, ein Geschenk von — 328; Juden unter — 136; Münzprägung unter — 104, 120, 128; Operntruppe von — in Breslau 347; — über schlesische Mundarten 384; — als Vorbereiter der Reformzeit 80; Schlesische Kriege unter — 85, 86, 87, 88, 89, 90; Soldatenlieder aus der Zeit — 386; Staatsverwaltung unter — in Schlesien 76, 77, 78.
 —, Herzog von Braunschweig-Öls 347.

- Friedrich II., Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau 68, 117, 125, 304.
 — Wilhelm II., Münzprägungen unter — 105.
 — Wilhelm IV. 84.
 — Wilhelm, Prinz von Preußen 156.
 — V. von der Pfalz 71; Einzug von — in Breslau 345.
 Friesen 92.
 Friedrichsdor 104, 105.
 Friedrichsgräb, Sprache in — 371.
 Friedrichsgrube 190.
 Friedrichshütte 190.
 Friedrichstabor, Sprache in — 371.
 Fröhlich, Hans 313.
 Froissart, Chronik des — 232, 242.
 „Gromme Brüderlichkeit“ 136.
 Frondienst, Entwicklung des bäuerlichen — 174, 175, 176, 185.
 „Fruchtbringende Gesellschaft“ 272, 276.
 Fruchtwirtschaft, Einführung der — 187.
 Fuchs, Bartholomäus, Grabmal des Abt — 330.
 Fueled, Augustinerbruder Paul von — 334.
 Fugger, Johann Jakob 241.
 Fünfzehnkreuzerstüd 104.
 Fürstenau, Mundartengrenze bei — 374.
 Fürstenkapelle in Grüssau 316.
 Fürstenstein 184, Bibliothek in Schloß — 244; Umbau des Schlosses — 311.
 „Fürstliche Maulschelle“ von Ernst v. Wölzogen 268.
 Futterkräuter, Anbau von — 183.
 „Gabeljürge“ 330.
 „Gaden“ 390.
 Galante Poesie, Führer der — in Schlesien 279, 280.
 Galizien, Einfuhr von Eiern und Geflügel aus — 203; Einfuhr von Holz aus — 206.
 Galliergräber in Schlesien 17.
 Galmei, verarbeitete Menge von — 211; Vorkommen von — in Oberschlesien 195.
 Garbenzehnt 40.
 Garn 216; Einfuhr von — aus Sachsen, Hannover und Rheinland 216; Herstellung von — aus Papier 206; — Spinnereien 216; Austausch von schlesischem und rheinisch-westfälischem — 215.
 Gartenland, Ausdehnung des — in Schlesien und Preußen 194.
 Garve, Christian 282.
 Gaudy, Franz von — 184, 287.
 Gaupp, Professor der Rechte 256.
 „Gazeta katolicka“ 165.
 „Gazeta robotnica“ 165, 167.
 Gebel, Georg 345.
 Gebelzig, Sprache in — 371.
 Gebirgsmundarten 377, 378, 380, 381.
 Gedächtnismünzen 102.
 „Gedichte“ von G. Freytag 288.
 Geflügelzucht 203.
 „Gegengeschenke an die Sudetensche in Jena und Weimar“ von Manso 282, 283.
 Gegenreformation 73, 117, 126, 127, 273, 274.
 Geiersberg 18.
 Geiger, Abraham 138.
 Geisberg bei Weizenburg, Eroberung des — 94.
 „Geistliche Aktion vom goldenen Kalbe Arons“ von Heinrich Räthel 271.
 Geistlichkeit in Breslau als Gegner der Handwerkerkomödien 270.
 Geiselbrüder 134.
 Gelatine, Herstellung von — 217.
 Gelegenheitsdichtung, Herabwürdigung der — in Schlesien 275.
 Gelimer, der letzte König der Vandalen 265.
 Gemeindeverfassung, evangelische — 130.
 Gemeinheitsteilungsordnung von 1821 187.
 Generalkommission 154.
 Generalsuperintendentur 130.
 Genesungsheime 220.
 Georg, Markgraf von Brandenburg, Ansbach und Kulmbach 125.
 Georg II. von Brieg 105; Porträt des — 328.
 Georg IX., Papst 52.
 Geraer Hoftheater 266.
 Gerätschaften der jüngeren Steinzeit 2; — der Urzeit 1; Erhaltungsmöglichkeit der — der Vorzeit 2.
 Gerbereiindustrie 217.
 Gerichtstage 146.
 Gerichtsverfassungsgesetz 145, 147.
 Gerichtsweisen in Schlesien 143—152.
 Germanischer Menschenstamm 16; Ausbreitung des — 17.
 Germanisierung, — Schlesiens 37—47, 169; — der Slawenländer 38; Wirtschaftsgeschichte der Zeit der — Schlesiens 169.
 Germanistik, Anfänge der — 285.
 Gero, Markgraf — 29.
 Gersdorf, Familie von — 129.
 Gerste, Anbau, Ertrag, Bedarf von — 202.
 Gersmann, Bischof Martin — 117, 123, 126; Reliefbildnis des — 330.
 „Gesangbüchlein geistlicher Gesänge und Psalmen, einem yzlichen Christen fast nutzlich bey sich zu haben“, ältestes Breslauer Gesangbuch 279, 345.
 „Geschichte der Hohenstaufen“ von F. v. Raumer 285.
 Geschichte Schlesiens im Mittelalter 27—56; neuere — 57; Ur- 1—27.
 Geschichtsmedaillen 105.
 Geschichtsmünzen 97.
 Geschichtsvereine 260, 261.

- Geschirr, Herstellung von — 219.
 Gesellhofen, Julius 268.
 „Gesellschaft der Brüder“ 137.
 „Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz“ 262.
 „Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie“ 259.
 „Gesundbrunnen, die —“ von Neubek 283.
 Gehler, General von — bei Hohenfriedeberg 87; Denkmal des Generals von — 95, 332.
 Getreide, Frachtfäße für den Export von — 201; Markt für — in Breslau 220.
 Getreidebau 202; — in der jüngeren Steinzeit 2.
 Getreidepreise, Sinken der — Ende des 19. Jahrhunderts 188.
 Gewerbe, städtische — im Mittelalter 171.
 Gewichte in Schlesien 97.
 Geyerswalde, Sprache in — 371.
 Giebelvorhallenhaus 399, 400.
 Giersdorf bei Brieg, Sprachproben aus — 377, 378, 380.
 Giesches Erben 211.
 Gieschewald, Arbeiterkolonie — 221.
 Gießereien, Preise für — 210.
 Gießmannsdorf, Kirche in — 293.
 Gilly 321.
 Glätte, Produktion an Blei — 212.
 Glasindustrie 177, 219; Material für die — in Niederschlesien 195.
 Glatz, Grafschaft 143, 187, 195; Anfall der — an Böhmen 54; Anfall der — an Preußen 76; Anteil der — an der deutschen Litteraturgeschichte 269; Bauernhöfe in der — 390; Gegenreformation in der — 127; Giebelfelder der Bauernhäuser in der — 391; Handweber in der — 177, 215, 216; Mundart der — 375; Sagen der — 352; Sandstein der — 219; Sitte und Brauch in der — 366; tschechische Sprache in der — 371; Volkslieder der — 385.
 — (Stadt) 162, 358; Befestigung von — 88; Belagerungen der Festung — 90, 91; Landgericht in — 146, 150; Münzprägung in — 105; Jesuiten in — 310; Jesuitenkollegium in — 311; Judenfriedhof in — 134; Judenverfolgungen in — 135; Pfarrkirche in — 298.
 Glazier Haus 403, 404.
 „Glazier Madonna“ 298, 333.
 Glazier Neiße, Stauweiher der — 153, 154.
 Glaubersalz, Gewinnung von — 217.
 Gleiwitz, Altar in — 331; Handelskammer in — 148; Kohlengruben bei — 195; Landgericht in — 146; Sprache in — 371.
 Glogau 32, 33, 47, 50, 173, 233; Befestigung von — 88; evangelische Kirche in — 297, 319; evangelische Schule in — 321; Friedenskirche in — 127, 128, 309, 310; Gryphius in — 279; Jesuiten in — 310; Jesuitenkirche in — 314; Juden in — 136, 138; Judenfriedhof in — 134; Kapitulation von — im Jahre 1806/91; Klarenstift in — 334; Kriegs- und Domänenkammer in — 76; Landgericht in — 146, 150; Münzstätte in — 100, 103, 104; Mundartengrenze bei — 376; Madonnenbild in — 336; Oberkonsistorium in — 129; Polen im Kreise — 163; Schwedensfeldertum in — 125; Theatergebäude in — 321, 322; Grabmal in — 323.
 Glogow, Kastellanei — 35.
 Gnadenfeld, Amtsgericht in — 146; Seminar in — 130; Sprache in — 371.
 Gnadenfrei 129.
 Gnadenkirchen 316, 317.
 Gnadenpfennig 105.
 „Gnadenstuhl“, Malerische Darstellung des — 333.
 Gneisenau, Reformen von — 81; Tod von — 96.
 Gnesen 171, Eroberung von — durch Bretislav von Böhmen 31; Grabplatte des Bischofs Jakob von — 323; Gründung des Erzbistums — 30; Krönung von Wenzel II. in — 54; — als Wallfahrtsort 109.
 Gnichtitz, Simon von — 334.
 Göbel, Georg, Mundart in den Werken von — 384.
 Göppert 258.
 Görlich 170, 194, 270, 271, 278, 344; Baudenkmäler der Renaissance in — 303, 304, 305, 306, 309; Bildhauerarbeiten in — 324, 325, 330; Dreifaltigkeitskirche in — 298; Frauenkirche in — 298; Familiengräber des Barock in — 317; Handelskammer in — 148; heiliges Grab in — 298; Irvingianer in — 131; Judenfriedhof in — 134; Landgericht in — 146; Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in — 262; Oberkirche in — 295; Peter-Paulskirche in — 293, 298, 299; Rathaus in — 305, 306; Schönhof in — 304, 305; Reformation in — 124; Volksbücherei in — 245.
 „Görlicher Nachrichten“ 239.
 Goethe 284, 285; — über Denkwürdigkeiten des Hans von Schwinichen 268; — über Gelegenheitsdichtung in Schlesien 275; — und die Gesellschaft für vaterländische Kultur 260; — und Günther 280; — und Garve und Hermes 282; — und Menzel 287; — über Nationaldichtung 266; — in Schlesien 282.
 Göhren, Graf Friedrich von — 91; Tod des — 96.
 Golau, Salomon von — 277.
 Gold, Produktion von — in Schlesien 172, 212; — zur Bronzezeit 8, 9.

- Goldberg 291; Bergbau bei — 172; Gründung von — 43; Kirchenbücherei in — 239; Münzstätte in — 103; Mundartengrenze bei — 374; Pfarrkirche in — 294; Sage über den Goldbergbau bei — 357.
- Goldberg-Haynau, Bauernhöfe im Kreise — 390; Kräutermundart im Kreise — 377.
- Goldene Bulle 56.
- „Goldene Krone“ in Breslau, Portal der — 302, 305.
- Goldmünzen des Herzogs Wenzel v. Liegnitz 101.
- Goldprägungen in Schlesien 101, 102.
- Goldschmiedealtar in Breslau 334.
- Golensicezke, Kastellanei — 35.
- Golensici, slawischer Gau — 28.
- Gontard, Karl von — 321.
- Gorlau, Wandmalereien im Schloß in — 335; Kloster in — 111.
- „Górnóslazak“ 165.
- Goten 18, 19.
- Gotit, Baukunst der — 290; Bildnerei der — 322—326; Malerei der — 300, 332—335.
- Gottesberg 195.
- Gottesmutter, Statue der — mit dem Kinde 324.
- Gottschall, Rudolf von — 256, 282, 288.
- Gottschee 281.
- Grabmalbildnerei des Barock 317 330, 331; — der Gotit 323, 324; — des Neuklassizismus 319, 332; — der Renaissance 301, 302, 303, 327.
- Grabschriften, jüdische — 134.
- Gradbeile der jüngeren Steinzeit 2.
- Graduale des Klosters Leubus 228.
- Gräber der Bronzezeit 9; — der Eisenzeit 16; — der frührömischen Kulturzeit 20; — der La Tène-Kultur 17; — der slawischen Zeit 24, 25; — der Steinzeit 6, 7.
- Gräbschen, Funde aus der slawischen Zeit bei — 25.
- Grätz, Münzstätte in — 100.
- Grafenort, Holtei auf Schloß — 285.
- Gramolin, Kastellanei — 35.
- Gramisch bei Glogau, Sprachproben aus — 382.
- Granitindustrie 219.
- Granitsteinbrüche in den Kreisen Jauer und Striegau, Beginn der Ausbeutung der — 191.
- Graphische Kunst 341.
- Grätz, Druckerei von — 237.
- „Graumännel“ 359.
- Graumannsche Münzordnung 105.
- Gravert, Inspekteur der oberschlesischen Infanterie 91, 92; Tod des Generals — 96.
- „Gredel“ 390, 392.
- Gregor VII., Papst — 111.
- Greiffenberg, Altar in — 328; Mundartengrenze bei — 374; neuklassische Bauten in — 321.
- „Grenzboten“, S. Freytag als Leiter der — 288.
- Grenzwälder 28.
- Grimm, Jakob 268.
- Gröditzburg, Arbeiten von Wenzel Roskopf auf der — 304; Kastellanei — (Grodec) 35.
- Gröningen, Heinrich Muntig von — 308.
- Größel, Prägung des — 104, 105; Wert des — 106.
- Großmann 93.
- Groschen, Prägung von — 100, 101, 102, 104; Wert und Gewicht der verschiedenen — 106.
- Groß, Friedrich 308, 329.
- Groß-Baudis, Mundartengrenze bei — 374.
- Groß-Dubensko, Kirche in — 318.
- Großglogau 326.
- Großgörtschen, Schlacht bei — 93.
- Großgrundbesitz, Verbreitung und Bedeutung des — 198, 199; Einfluß des — auf Einkommensverhältnisse 204; Entstehung und Förderung des — 179, 187; — und Schweinezucht 203.
- Groß-Hochhüll, katholische Kirche in — 315, 341.
- Großkapital in Oberschlesien 199.
- Groß-Kreidel, Deckenmalerei in — 337.
- Groß-Peterwitz, Sprache in — 371.
- Groß-Rosen, Irvingianer in — 131.
- Groß-Strehlitz, Sprache in — 371.
- Groß-Tinz, Mundartengrenze bei — 374.
- Großwardein 346.
- Groß-Wartenberg, Kirche in — 320; Sprache in — 371; polnischer Besitz im Kreise — 163; Polen im Kreise — 164.
- Grottkau, Fürstentum — 66; Mundartengrenze bei — 376; Sagen in der Gegend von — 352.
- Grünberg, Mundartengrenze bei — 374, 376; Tracht im Kreise — 404, 405; Weinbau bei — 203; Polen im Kreise — 163.
- Gründungsbücher 47.
- Grünfeld, Grabmal des Freiherrn Fr. E. von — 332.
- Grünhagen 55, 56, 261.
- Grüningen, Wandmalerei in — 334.
- Grünwald Mathias, Madonna von — 336.
- Grüssau, Grabmal des Boleslaus von Schweidnitz in — 324; Josephskirche in — 339; Klosterkirche in — 315, 316, 240; Marienkirche in — 329; Werke von Brandel in — 338; Werke von Scheffler in — 338, 339.
- Grubenholtz, Bedarf an — 205, 206.
- Grunberger, J., Kanzel von — 328.
- Gryphius, Andreas 256, 270, 273, 274, 278, 279, 280, 347, 384.
- , Christian 280.
- Guarini 278.
- Günther, Christian 274, 275, 280, 281.

- Günther, Oberpräsident Dr. von — 153.
 Güterhandel 184.
 Güterpreise 181, 183.
 Guhrau, Gegenreformation in — 127; Kirche in — 295, 298; Münzstätte in — 100; Polen im Kreise — 163.
 Guidi Domenico 329.
 Gulden 101.
 Gummi- und Haarflechterei und Weberei 215.
 Gustau, Burgberg von — 26.
 Gustav Adolf 128.
 Gustav-Adolf-Verein 130.
 Gußwaren, Produktion und Wert der — 211.
 Gutenberg, Erfindung des Buchdruckes durch — 233.
 Gutmann, Rudolf Ritter von — 230.
 „Gutmütiger Kläger“ von Herzog Heinrich IV. 267.
 Gutsherr im Mittelalter in Schlesien 174; Ausnützung des Landvolkes durch den — 174, 175.
 Gutswirtschaft, rationelle Ausgestaltung der — 184.
 Guttmann, Jakob 139.
 Gymnasien 249, 252.
- Haase, Professor der Philologie 255, 256, 258.
 Habelschwerdt, Bauernhöfe im Kreise — 390; Kirche in — 294; Mariensäule in — 330.
 Habsburg, Schlesien unter dem Hause — 60, 61, 62, 65—76.
 Hafifrüchte 202.
 Hädner, Christoph 313.
 Hadzilber der slawischen Zeit 27.
 Hadrian IV., Papst — 34, 43, 110.
 Häfling 99.
 Häring, Wilhelm 285.
 Häute, Markt für — in Breslau 220.
 Hafer, Anbau, Ertrag, Bedarf an — 202.
 Hagen, Friedrich Heinrich von der — 260, 285.
 Hager, Georg 268.
 Hahn, August, Professor der evangelischen Theologie 256.
 —, Georg 329.
 Halbgroschen, polnischer — 101.
 Halbkreuzer, kupferner — 105.
 Halbwollfabrikation 216.
 Halbzeug der Eisenindustrie 211.
 Halle a. S. 284.
 Hallentkirchen, erste Erbauung von — 294; schönste — Schlesiens 299.
 Hallmann, Johann Christian 279.
 Hallstattkultur 16, 17.
 Hamburg 170; Beginn der Handelsbeziehungen Schlesiens mit — 76; Leinenhandel nach — 178.
 Hamilton 273.
 Han, Denkmal des Bonaventura — 327.
- Handel, fremde Initiative im schlesischen — 197; Zukunft des schlesischen — 221, 222, 223; schlesischer — im Mittelalter 171; Rückgang des schlesischen — seit Ende des 17. Jahrhunderts 179, 180.
 Handelskammer 159, 160; gerichtliche — 148.
 Handelsstrafen des Mittelalters in Schlesien 170, 171, 173.
 Handke, Johann Christoph 314, 340.
 Handl 346.
 Handmühlsteine 5.
 „Handschrift, die verlorene —“ 289.
 Handschriften 228—233.
 Handweber 213, 215, 216, 217.
 Handwerkerdramen in Breslau 269, 270.
 Handwerkerkammer 159, 160.
 Hansschelelei 214.
 Hanspindeln 215.
 Hanke, Lothar 387.
 Hanniwald, Epitaph für Simon — 337.
 Hannos, Berthold 299.
 Hans, Markgraf zu Crotzen 102.
 Hansa, Anschluß Breslaus an die — 297.
 Hardenberg 81, 92, 284.
 Harpersdorf, Schwendfelder in — 126.
 Hartmannsdorf, Altar in — 328.
 Harzer Stempelschneider 98.
 Hasdingen, Stamm der — 22.
 Hase als Jagdtier zur Steinzeit 5.
 Hasler 346.
 Hahfeldt, Grabmal des Melchior von — 327; Haus des Grafen — in Breslau 313; Palais des Grafen — in Breslau 319, 332.
 Hauben der Bauersfrauen 405, 406, 407, 408.
 Hauenschild, Richard, Georg von — 286.
 Haugwitz, Paul, Abt — in Sagan 343.
 Haunold, Valentin 122.
 Haupt, Georg 399.
 Hauptfleisch, D. M. 336.
 Hauptkäularisationskommission 239, 243.
 Hausbau, fremder — in Schlesien 403; — im schlesischen Mittelgebirge 390, 391, 392, 393, 401, 402, 403, 404; — im schlesischen Tiefland 390, 391, 392, 393, 399, 400, 401.
 Hausgeister in der Sage 359.
 Hausteinbauten 293.
 Haustiere zur Steinzeit 5.
 Havelberg 345.
 Haynau 170, Kirche in — 297; Mundartengrenze — bei 374; Überfall bei — 93.
 Hedwig, die heilige — 48, 114, 227, 229, 230, 266; Bilder aus dem Leben der — 334; Grabmal der — 323; Kollegiatstift zur — in Brieg 230.
 Hedwigskirche in Trebnitz 292, 293.
 Hedwigslegende, älteste illustrierte Handschrift der — 229, 230, 231; erste deutsche Über-

- sezung der — 231, 232; Druck der — durch Baumgarten in Breslau 236.
- Heermann, Johannes 120, 127, 279.
- Heerwesen 85.
- Heidelberg 272, 273, 284, 285.
- Heidelberger „Engerer“ 272.
- Katechismus 126.
- Liederhandschrift 267, 343.
- Heidenmission in Schlesien 130.
- Heidenreich, David 336.
- Heidenschänzen 25.
- „Heilige Allianz“ 137.
- „Heiliges Grab“ in Görlitz 298, 325.
- „Heilige Seelenlust“ von Angelus Silesius 278.
- Heiligkeitage 364, 365, 366.
- Heilkräuter des Bauerngartens 389.
- Heilmittel der Fauberei 361, 362.
- Heilsarmee 131.
- Heine, Heinrich 287.
- Heinrich, Graf von Tirol 60.
- I., Herzog —, der Bärtige 36, 37, 39, 44, 48, 51, 53, 266, 291; Klostergründung durch — 114; Kolonisation von Schlesien unter — 227, 228, 229; Münzprägung unter — 99.
- II., Herzog —, 48, 49, 266, 291, 299.
- IV., Herzog —, 50, 54, 171, 229, 322; Grabmal des — in der Kreuzkirche zu Breslau 323; Gründung der Kreuzkirche in Breslau durch — 295; — als Minnesänger 50, 267, 343; Testament des — 50, 54.
- V., Herzog — 54.
- VI., Herzog — 55; Juden unter — 133.
- IX., Herzog — 268.
- II., Kaiser — 31, 98.
- III., Kaiser — 31.
- V., Kaiser — 32.
- VII., Kaiser — 54.
- , Herzog von Sagan 55.
- von Würben, Bischof — 114, 115.
- Heinrichau, Cisterzienserklöster in — 114, 291; Klosterkirche in — 49, 293, 294, 311; Willmann in — 338.
- Heinrichauer Gründungsbuch 33, 47, 109.
- Heinsius, Daniel 273.
- Heinzel, Max 385.
- Heliß, Paul, Druckerei von — 238.
- „Heller“ 100, 102; Wert und Gewicht des — 106.
- Hellwig, Friedrich von — 92.
- Helmich, Collegium musicum unter — 348.
- Henning, „Das deutsche Haus“ von — 399.
- Henschel, Professor — 350.
- Heraldik 99.
- „Hercinie“ von Opitz 276.
- Herdstelle zur Steinzeit 5.
- Hermann I., Landgraf von Thüringen 228, 229.
- Hermes, Johann Thimoteus, Professor der katholischen Theologie 255, 282, 285.
- Hermsdorf bei Görlitz, Kirche in — 293.
- Herodesepen des Gryphius 279.
- „Heroniden“ von Hoffmannswaldau 279, 280.
- Herolt, Wolf 268.
- „Herrla“ als Namen für Zwerge — 359.
- Herrndorf, Kreis Glogau, Haus in — 403.
- Herrnstadt, Baptisten in — 131.
- Hertwigswaldau, Kreis Sagan; Sprachproben aus — 377, 378, 380.
- „Herzog Heinrich IV. von Breslau“ von Karl Jänicke 267.
- „Herzog Heinrich von Preßlau Liebeslieder“ 267.
- Heß, Johann, Bild des — 336; Epitaph des — in Breslau 336; — als Reformator Breslaus 123, 125, 126; Schuhrede des — 125.
- Heuscheuerwirt, Sage vom — 358.
- Hexenglauben 335, 356.
- Hexenprozesse 356.
- „Hexenschuß“ 356.
- Heyden, Friedrich von — 285, 287.
- Hiernle, Karl, Fr. — 315, 329.
- Hieronymus, Bischof — von Breslau 110, 290.
- Hildebrandt, Lucas von — 313.
- Hildesheimer Schatz 20.
- Hiller, Johann Adam 348.
- „Hiltpritschen“ 354.
- „Himmelsbriefe“ als Zaubermittel 361.
- „Himmelsziege“ am Lichtenabend 388.
- Himmelwitz, Kloster — 344.
- Hinze, E. in „Schlesien“ über Trachten 404, 409.
- Hippe, Max 276.
- Hippel in Breslau 1813 92.
- Hirsch 5.
- Hirschberg 177, 281, 344; Bürgerhaus in — 317; Familiengräber in — 317; Gnadenkirche in — 128, 298, 316, 332; Landgericht in — 146, 150; Lauben an den Häusern in — 309.
- Hirse, Anbau von — zur Slavenzeit 33.
- Hirtenrufe 363.
- „Historia de transfiguratione domini“, Druck der — 233.
- Hoberg, Grabmal des Lassel von — 324.
- Hod, Theobald 271.
- Hochbergsche Kapelle in Breslau 313, 329, 340.
- Majoratsbibliothek in Fürstenstein 244, 245.
- Hochöfen, Abmessungen der — in Schlesien und Rheinland-Westfalen 195.
- Hochöfenbetrieb, Arbeiterzahl und Löhne im — in Oberschlesien 211.
- Hochöfenprozeß, Deduction des Materialbedarfs für den — in Oberschlesien 195; Verwendung der schlesischen Kohle im — 195.
- Hochöfen- und Hüttenindustrie in Oberschlesien 210.

- Hochwässer 154.
 Hochzeitsgebräuche 367, 368, 369.
 Hödricht bei Ohlau, Grabfunde von — 23.
 Hösel bei Löwenberg 406.
 Hoffmann, C. J. A. 342.
 —, E. Th. A. 284.
 —, Johann, Franz 340.
 —, Johann, Georg 345.
 Hoffmannswaldau, Christian Hofmann von — 278, 279, 280, 281, 285.
 Hoffmann von Fallersleben, Heinrich 288, 385.
 Hofmann, Baumeister — 318.
 Hohberg, Musikapelle des Barons — 346.
 Hohelied, Williram's Paraphrase des — in Breslau 241.
 Hohenfriedeberg, Schlacht bei — 87.
 Hohenfurt, Stiftskirche in — 333.
 Hohenlohe, Fürst — 90; — als Inspekteur der niederschlesischen Infanterie; Ruhesitz des — 95.
 Hohenstaufendramen von Raupach 285.
 „Hohe Straße“ 70, 178.
 Hoinka (Sebastiani) 340.
 von Holbein 350.
 Holländische Dichter, Einfluß der — auf schlesische 273.
 Holland 171, Ausfuhr von Tuchen nach — 217.
 „Holle, Frau“ — 352.
 Holstein bei Löwenberg 346.
 Holstei, Karl von — 184, 285, 286, 384, 385.
 Holz, Haus des van — in Breslau 302.
 Holz, Arno 280.
 — Einfuhr von — 206; Einfuhrzoll für — 206; Markt für — in Breslau 220.
 Holzhandel, Abhängigkeit des — von den verbrauchenden Industrien 206, 207.
 Holzsleifereien, Zahl der Arbeiter und der Betriebe der — 206.
 Holzschrotbau 49.
 Homer, Handschrift des — in Breslau 241.
 Homologen als Nebenprodukt der niederschlesischen Kohlenindustrie 208.
 Honorius III., Papst — 51.
 Horen, Garve als Mitarbeiter der — 282.
 Horngeräte des älteren Steinalters 1; — des jüngeren Steinalters 2.
 Hornig, Anton 230.
 Horribilicribra 279.
 Hortulus elegantiarum 123.
 Hoschütz, Sprachgrenze bei — 371.
 Hoser, „Das Riesengebirge“ von — 404.
 Hosius 126.
 Hohenplotz 154.
 Hoyerswerda, Präparandenkurse in — 247; Sprache im Kreise — 371.
 Hoym, Minister von — 185; Bild des — 339; Begünstigung der Juden durch — 137; Münzen zu Ehren des — 105.
 Hradjschin 303.
 Huse (mansus) 40, 51; flämische — 40; fränkische — 40.
 Hultschin, Sprachgrenze bei — 371.
 Humanismus in Schlesien 122, 241, 300, 301; Einfluß des — auf die Literatur 271.
 Humboldt, Wilhelm von — 259.
 Humboldt, Brüder — 184.
 Humboldtverein in Breslau 260.
 Hunderassen zur Steinzeit 5.
 Hundsfeld, Druckerei in — 238.
 Huschke, Professor der Rechte 256.
 Hussinek, Sprache in — 371; Häuser in — 403.
 Hussitenkriege in Schlesien 58, 62, 116, 122, 173, 175; Judenverfolgungen zur Zeit der — 135.
 Illustrationen in Handschriften, erste — 230.
 Illyrischer Menschenstamm 16.
 „Im Banne des schwarzen Adlers“ von R. v. Gottschall 282.
 Imkerpflanzen 390.
 Industrie, fremde Initiative in der schlesischen — 197; Schwierigkeiten für die schlesische — 201; Zukunft der schlesischen — 222, 223.
 Industriebezirk, oberschlesischer —; soziales Milieu im — 199.
 „Industrieschule für israelitische Mädchen“ 137.
 „In einem tiefen Grunde“ von Eichendorff 284.
 Ingo 265, 289.
 Ingramsdorf 191.
 Innsbruder Öster Spiel 269.
 „Instruktionen für die alphabetischen Kataloge der Preußischen Bibliotheken“ 243.
 Invaliditäts- und Hinterbliebenenversicherung 155.
 Irrlichter 353.
 Irvingianer 131.
 Isaak, Judenbischof — 134.
 Italien, Ausfuhr von Tuchen nach — 217; Einfluß von — auf die Baukunst des Barock in Schlesien 309, 310, der Renaissance 301, 303, 305, 306 307, 308, 309; Bronzegefäße aus — 13, 20; Kultur der Eisenzeit in — 16.
 Italiener, Sagen von goldsuchenden — im Riesengebirge 357.
 Italienische Operntruppe in Breslau 347.
 Jablunkapaz 170.
 Jachmann, Fr. 339.
 Jacob, Fr. A. L., Volksliedersammlung von — 385.
 Jäger, Konrad 340.
 —, der wilde — in der Sage 352.
 „Jägerlied“ von Thiel 283.

- Jägerndorf, Fürstentum — 143; Herrschaft — unter den Fürsten von Lichtenstein 72, unter den Hohenzollern 69, unter Preußen 76; Judenvertreibung aus — 135; — als Münzstätte 101, 102.
 Jänike, Karl 267.
 Jäschke, Er. 387.
 Jätschau bei Glogau, Vorhallenhaus in — 400.
 Jahn in Breslau 92, 284.
 Jahrbuch des Schlesischen Museums der bildenden Künste 262.
 Jakob, Bischof — von Salza 123, 125.
 Janišek, Johann 347.
 Janny, Mundartengrenze bei — 376; Sprachproben aus — 377, 379, 381.
 Jarotschin 170.
 Jauer, Bodenbeschaffenheit um — 194; Erwerbung des Fürstentums — durch Karl IV. 61; Friedenskirche in — 127, 128, 298, 309; Granitsteinbrüche im Kreise — 191; Lauben am Markt in — 309; Münzprägung in — 101; Portal in — 327; Tracht im Kreise — 406, 407.
 Jaug, Dorfanlage von — 389.
 Jekil, Jodokus, Abt — in Sagan 343.
 Jena 283, 284.
 Jenkwitz, Peter 105; Grabmal des — 301.
 Jerin, Bischof Andreas von — 117.
 Jérôme Bonaparte 91, 96.
 Jesuiten, Eindringen der — in Breslau 126; Schilderung der Beklehrungsversuche der — in „Die Schwenfelder“ 282; Eindringen der — in Schlesien nach dem westfälischen Frieden 310; Gründung einer Druckerei in Breslau auf Veranlassung der — 237; Gründung der Universität Breslau durch die — 254.
 Jesuitentollegium in Breslau 240; — in Liegnitz 313.
 Jesuitentheater 270.
 Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg 69.
 — —, Herzog von Liegnitz-Brieg 102.
 Johann, König von Böhmen 54, 55, 56; Juden unter — 134; Münzwesen unter — 100.
 —, Herzog von Öls 307.
 — von Luxemburg 60.
 — Christian, Herzog von Brieg und Liegnitz 230.
 — Georg von Jägerndorf 69, 72.
 — Georg I. von Sachsen 71.
 — IV. Roth, Bischof von Breslau 234, 240.
 — V. Turzo, Bischof von Breslau 105, 117, 303, 336, 344.
 Johannes, erster Bischof von Breslau 109, 110.
 — der Läufer, Kopf des — am Breslauer Rathause; Statue des — 324.
 Johanneskirche in Liegnitz 313.
 Johanneum, Graf von Sedlnitschkes — in Breslau 131.
 Johannisberg in Österreich 286, 346.
 Johannisfeuer 366.
 Johanniterritter 127.
 Johnsdorf bei Römerstadt 314; Wandmaleien in — 334.
 Jonisch, Gottfried 238.
 Jordansmühl, steinzeitliches Grab bei — 6.
 Joseph I. 75; — und Breslauer Buchdruck 238. — II. 78.
 Journale, Einführung von — in Breslau 238.
 „Journalisten, Die“ von Freytag 289.
 „Judas Makkabäus“, erste Aufführung des — in Breslau 348.
 Juden in Schlesien 133; — unter den Habsburgern und unter Friedrich dem Großen 136; — seit 1812 137; Privilegien der — unter den schlesischen Herzögen 133; Verfolgung der — 134, 135; Verfolgung der im 15. und 16. Jahrhundert 135, 136; Zahl der — 138; Literatur über die — 139.
 Judenbischof 134.
 Judenordnung von 1702 136.
 Jüdische Vereine 138.
 Jüdisch-theologisches Seminar in Breslau 138.
 Jütland, Opitz in — 273.
 Jugendfürsorge 221; Notwendigkeit der — 196.
 „Jugendpflege“ 158.
 Juratal, Höhlengebiet des — bei Krakau 1.
 Juristische Fakultät der Universität Breslau 254, 256, 258.
 Jus ducale 52.
 Jus Polonicum 34, 46, 51, 52.
 Justizreform Friedrich des Großen 143, 144.
 Juteindustrie 206, 214.
 Jutespindeln, Zahl der — 215.
 „Juvenes Bolkones“ 100.
 Kadmium, Produktion von — 212.
 Kadlubek, Vincentius 32.
 Kahler, August 287.
 Kahn, Professor der Theologie 256.
 Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin 298.
 Kaldenstein, Schloss — 115.
 Kalisch 170; Niederlagsrecht für — 173; Woiwodenschaft — 160.
 Kaltau, Kirche in — 293.
 „Kaltische Asche“ in Breslau 347.
 Kammergericht 149.
 Kammgarnspinnerei und -weberei 216.
 Kanonisches Recht 143.
 Kanth, Mundartengrenze bei — 374.
 Kantonreglement, Einführung des — 88.
 Kanzeln, künstlerische — 308, 328, 331, 332.
 „Kanzone in der deutschen Dichtung“ von O. Flöß 286.

- „Kanzen“ von Waldbau 286.
 Kapitelhaus, Portal des — in Breslau 302.
 Kapri, Entdeckung der blauen Grotte auf — 286.
 Karbischau, Sprachgrenze bei — 371.
 „Kardenio und Celinde“ von J. Heermann 279.
 Karl I., der Große, römisch-deutscher Kaiser 271, 335.
 — II., römisch-deutscher Kaiser 271.
 — IV., römisch-deutscher Kaiser 47, 55, 60, 61, 128, 333; Stiftung der Dorotheenkirche in Breslau durch — 295; Juden unter — 134; Förderung der geistigen Kultur in Schlesien durch — 56.
 — VI., römisch-deutscher Kaiser 71, 75; Förderung des Breslauer Buchdrucks durch — 72.
 — von Lothringen, Niederlagen des Herzogs — bei Leuthen und Hohenfriedberg 87, 88, 89.
 — I., Herzog von Münsterberg und Ols 125.
 — II., Herzog von Ols 307.
 — von Steiermark 70, 126, 127.
 — XII., König von Schweden 118, 120, 128.
 Karlsmarck, Sprachgrenze bei — 371.
 Karlstadt 125.
 Karneol, Perlen aus — 21.
 „Karolus Stuardus“ von J. Heermann 279.
 Karsch, Anna Luise 281.
 Kartoffel, Anbaufläche der — 202; Einführung des Anbaues der — 182; Bedarf und Ertrag an — 202.
 Kartoffeltrodnung 205.
 Kasimir von Oppeln und Beuthen 54.
 Kastellaneiverfassung in Schlesien zur Slawenzeit 34, 35.
 Kataster, Anfertigung eines — in Schlesien 67, 74, 77.
 „Katharina von Georgien“ von J. Heermann 279.
 Katholische Kirche in Schlesien 108; Anfänge der — 109; — zur slawischen Zeit 110, 111; — zur Zeit der deutschen Kolonisation 112, 113; — zur Zeit der Reformation 117; — zur Zeit der Gegenreformation 118; — seit 1742 118; Literatur über — 119.
 Katholisch-theologische Fakultät der Universität Breslau 254, 255, 256, 258.
 „Katolik“ (G. m. b. H.) 164, 165.
 Katscher, Lichtschnurfeier in der Gegend von — 367; Sagen in der Gegend von — 352; Sprachproben aus der Gegend von — 377, 378, 380, 382.
 Kattern, Mundartgrenze bei — 374.
 Kattowitz 195; Eisenbahndirektion in — 154; Judengemeinde in — 138; Sprache in — 371.
 Kattowitzer bank ludowy 166.
 Kärbach 154; Mittelgebirgshaus im Gebiet der — 402, 403; Schlacht an der — 93.
 Keller, Gottfried 267.
 Kelten in Schlesien 7; Kultureinfluß der — 17.
 Keltische Kunst 21.
 „Keltische“ Münzen 98.
 Keramik der älteren Bronzezeit 12; — der römischen Kaiserzeit 21; — der spätromischen Kaiserzeit 22.
 Keramische Industrie 218, 219.
 Kerzenfabrikation 218.
 „Kewesmännel“ als Name für Zwerge 359.
 Kharinger, Kanzel von — 332.
 Khune, Caspar 307.
 Kiew 170.
 Kinderlieder 385, 387.
 „Kipper und Wipper“ 103.
 Kippermünzung 103.
 Kirchbach, General — als Kommandeur schlesischer Truppen 94.
 Kirche, Förderung der deutschen Kolonisation in Schlesien durch die — 227; schlesische — im Mittelalter 52, 113.
 Kirchenbauten, romanische und frühgotische — 290, 292, 293, 294; gotische — 295, 296, 297, 298; — des Barock 309—318; — des Neuhafifismus 320; — der slawischen Zeit 111.
 Kirchengeschichte, schlesische — 108—133.
 Kirchenmusik 349; katholische — 342, 343; evangelische — 344, 345.
 Kirchenordnung, fränkisch-nürnbergische — 125.
 Kirchplätze schlesischer Städte, Lage der — 42, 112.
 Kirchenstreit, großer — des Mittelalters in Schlesien 51, 53, 113.
 Kirms 364.
 Kittel 105.
 Klarenstift in Glogau 334.
 Klein, Professor Dr., Volksliedersammlung des — 385.
 Kleineisenindustrie 212.
 Klein-Strehli, Sprache in — 371.
 Klein-Tabor, Sprache in — 371.
 Klein-Tinz 133.
 Kleij 184.
 Klemenz, Paul 269.
 Kleriker als erster schlesischer Buchdrucker 233.
 Klerus, Bereicherung der Dombibliothek durch den Breslauer — 240; schlesischer — zur slawischen Zeit 111.
 Klinggräf, Konrad von — 266.
 Kliniken der Universität Breslau, Erbauung der — 257.
 Kłodniczkanal 190.
 Klöster, erste Erbauung von — in Schlesien 290; Bibliothek der — 239, 240, 243; Auflösung der — 228, 239; Pflege des geistigen Lebens in den — 227, 228.
 Kloß, Samuel, Benjamin 281, 342.

- Klosterbücher, mittelalterliche — 232, 233.
 Klär, Brigade von — 1813 92, 93.
 Kemeten 34.
 Knabenmittelschulen in Breslau 247, 248.
 Knochengeräte der jüngeren Steinzeit 2.
 Knochenverarbeitung 217.
 Knötel, H. 387.
 Knoll, Hans, Georg 313.
 Kober, Tobias; Dialekt in den Werken des — 384.
 Koboldsagen 359.
 Koch, Anton, Albrecht; Collegium musicum unter — 347.
 Kochlowitz, Kirche in — 318.
 Koch- und Haushaltungsschulen in Breslau 247.
 Kölner, Christof (Colerus) 276.
 Kölner Kirchenstreit 119.
 Kölner Zinnenhaus 302.
 Königliche Bibliothek in Berlin; Baumaterial der — 219.
 — und Universitätsbibliothek in Breslau 228, 230, 232, 236; Geschichte der — 242, 243, 244.
 Königliches akademisches Institut für Kirchenmusik bei der Universität Breslau 349.
 Königsberg 271, 337, 349; Einkommensteuer in — 198; Frachtfäße von Schlesien nach — 210.
 Königsberger Dichterkreis 276.
 Königshütte, Frachtfäße von — 210; Judengemeinde in — 138; Sprache in — 371.
 „Königskantone“ in Schlesien 88.
 Königslutter, Kirche in — 293.
 Königrichter, Einsetzung der — 72.
 Königszelt 191.
 Körner, Theodor 283.
 Körnerbau, Leistungen des — s 202.
 Kognakfabrikation 203.
 Kohlenbergbau in Oberschlesien 207; — im Waldenburger Revier 208.
 Kohlenindustrie in Niederschlesien; Nebenprodukte der — 208; Fördermenge der — 209.
 Kohlenmarkt in Berlin 220.
 Kohlenpreise, Bedeutung der — für die Papierindustrie 206.
 Kohlenversand 207, 208.
 Kohlfurt 194.
 Koischwitz, Mundartengrenze bei — 374.
 Koks, Förderungsmenge an — und ihr Wert 208, 209; Tragfähigkeit des oberschlesischen — 195.
 Koksanstalten, Arbeiterzahl und Arbeitslöhne in den — 208.
 Kokschofenwerke, Zahl der — 209.
 Koksöfen, Zahl und Kohlenbesitz der — in Niederschlesien 208.
 Kolbenheyer, E. G. 273.
 Kolberg, Oskar 399.
 —, Bistum — 30.
 Kolín, Schlacht bei — 88.
 Kollegiatkirche in Neiße 298.
 Kolonisation, erste Periode der deutschen — in Schlesien 39, 40, 41, 42, 43, 44; zweite Periode der — 44; dritte Periode der — 45; kirchliche Bedeutung der — 111, 112, 113; Wirtschaftsgeschichte zur Zeit der — 169; innere — in Schlesien 157.
 Kolonisten, deutsche — in Schlesien, Abgaben und soziale Stellung der — 40; Gemeindewesen der — 41.
 Kolonialratscher Vertrag 116, 117, 118, 126.
 Kommerzkolleg für Schlesien 75.
 Kommissionstermine 151.
 Kommunallandtag 154.
 Kommunalständischer Verband der Oberlausitz 155.
 Kommunalsteuern in Oberschlesien 199.
 „Komödiant, der lezte —“ von Holtei 286.
 Komponisten, schlesische — 344, 347, 348, 349.
 Koneczny 167.
 Konfektionsindustrie 217.
 Konrad, Bischof von Breslau 58.
 — III., Zug des — nach Polen 32.
 Konradsdorf bei Haynau 385.
 Konservenfabrikation 221.
 Konstadt, Sprache in — 371.
 Konterfettmedaillen 105.
 Kontopp, Kreis Grünberg, Amtsgericht in — 146; Giebelvorhallenhaus in — 400.
 Kontrafaktoren 336.
 Konzertwesen in Breslau 347, 348, 349, 350.
 Kopisch, August 286.
 Kopp, Georg, Fürstbischof — 119, 241.
 Korfanty, Adalbert 165.
 Korn, Gottlieb, Verlag von — 282.
 — Johann Jakob 238.
 Korvinus, Matthias 58, 101, 121; s. a. Corvinus.
 Koschialowitz, Sprachgrenze bei — 371.
 Koschwig bei Liegnitz 277.
 Kosel, Münzstätte in — 100, 101; s. a. Cosel.
 Kostenblut 291.
 Kostenthal, Sprache in — 371.
 Kóhalmay und Carlo, Tonkünstlerlexikon von — 342.
 Kräuter des Bauerngartens 389.
 Kräutermundart 337; Proben der — 378, 380, 382.
 Krafft, Johann 126.
 Kraľau, Bistum — 30; Buchdruck in — 237, 238; Einverleibung der Republik — in Österreich 84; Eroberung von — durch Heinrich IV. 267; Verstörung von — 48; Niedergangsrecht in — 173; Königsgräber in — 164.

- Krankenhäuser 220.
 Krapp, Hans 102.
 Krappitz, Sprache in — 371.
 Kraschnitz, Diaconissenmutterhaus in — 131.
 Krautwald, Valentin 125.
 Krawsche, Hans 299.
 Kreditwesen in Schlesien 200; Folgen des — 220.
 Kreisau, Moltke in — 96.
 Kreisausschuß 158.
 Kreise, Zahl der — in Schlesien 156.
 Kreisinstanzen 156.
 Kreiskommunen, Aufgaben der — 157.
 Kreisschulinspektionen, Zahl der hauptamtlichen und nebenamtlichen — 246, 247.
 Kreuzburg 128, 288; auswärtige Strafkammer in — 148; Sprache in — 371; Kreis — 198, 199; Polen im Kreise — 163.
 Kreuzer, Prägung von — 102, 104, 105.
 „Kreuzfahrt“ Ludwig des Frommen von Thüringen 267.
 Kreuzherrn, Kloster der — in Breslau 339.
 Kreuzkirche in Breslau 233, 267; Grabmäler in der — 302, 323; Tympanon der — 322, 333. — in Reihe 312, 315, 316.
 Kriebowitz bei Ranth, Blücher in — 96.
 Krieger, Konzertverein des Direktors — 348.
 Kriegs- und Domänenkammer, Einführung der — 76.
 Krippel- und Christkindlleder 386.
 Kromer, Michel, Kanzel von — 328.
 „Kronprinz und deutsche Kaiserkrone“ von G. Freytag 289.
 Krossen, Erwerbung von — durch die Hohenzollern 64, 373; Münzstätte in — 100.
 Krummholz, Gebrauch des — bei öffentlichen Bekanntmachungen in Leobschütz 370.
 Krypta, einzige eigentliche — in Schlesien 292.
 Kühnaßt, Johann 339.
 Küster, Oberregierungsrat 245.
 Kuh, Ephraim Moses 281.
 Kulm, Schlacht bei — 93.
 Kulmiz, Karl 191.
 Kulturbedürfnis Schlesiens 198, 199, 200.
 Kulturgeschichte, Pflege der — in Schlesien 262.
 Kulturverhältnisse zur Urzeit 1.
 Kundmann, J. O. 105.
 Kunersdorf, Schlacht bei — 89.
 Kunigunde, die heilige — 228.
 Kunstdruckfabriken 221.
 Kunstdüngerfabrikation 217.
 Kunstgeschichte, Pflege der — 262.
 Kunstgewerbe 221.
 Kunstmuseum in Breslau, Münzsammlung des — 98.
 Kunststeinfabrikation 218.
 Kunstwollfabrikation 214, 217.
 Kupfer, Verwendung des — zur Bronzezeit 8.
 Kupfermünzen 103.
 Kupp, Amtsgericht in — 146.
 Kurfürstenkapelle am Breslauer Dom 313, 338.
 Kurz, Hans 270.
 Kuttenberg, Barbarakirche in — 298.
 Kynsburg 327.
 Lähn, Gründung von — 45.
 Lätere, Sonntag — als Sommer- oder Totensonntag 365.
 „Laienewangelium“ von F. v. Sallet 287.
 Lampersdorf, Altar in — 326.
 Lamprecht 38.
 Landarbeiter, Entstehung des Standes der — 186.
 Landbuch für das Fürstentum Breslau 56, 115.
 Landeck, Gut des Generals Grawert bei — 96; General Steinmetz in — 96; Mariensäule in 330.
 Landeshauptleute in Schlesien 63, 72, 73, 154.
 Landeshut 195, 319; Gnadenkirche in — 128, 317; Maschinengarnspinnerei in — 188.
 Landeshuter Senke 45.
 „Landesprivileg, das große — von 1498“ 65.
 Landesversicherungsanstalt 155.
 Landfriedensbündnis schlesischer Herzöge und Städte 57.
 Landgerichte 146, 147; Wohnungsverhältnisse der — 150.
 Landkirche, Typus der schlesischen — in der Rokokozeit 318.
 Landrabbiner, „Königlich geordnete —“ 137.
 Landratsamt, Einrichtung des — in Schlesien 77.
 Landrecht, allgemeines — 143, 149.
 Landschaft, schlesische — 181.
 Landschule, jüdische — 136.
 Landwehr; Eichendorff in der schlesischen — 184; schlesische — in den Kriegen von 1813 bis 1815 92, 93, vor Belfort 1870/71 95.
 Landwirtschaft in Schlesien; Übergläuben in der — 363; Anteil der Bevölkerung an der — 201; Arbeiterfrage und Maschinenbetrieb in der — 203; Aufschwung der — Ende des 18. Jahrhunderts 182, 183, 184; Einfluss hoher Frachtsäße auf die — 201; Einkommensverhältnisse in der — 203, 204; Forderungen der — an den Staat 223; Getreidebau in der — 202; Größe des von der — gebrauchten Gebietes 201; Viehzucht in der — 203; Verschuldung der Güter in der — 204; Nebenbetriebe der — 204, 205, 218.
 Landwirtschaftskammer 159, 160.
 Lange, Gregor 345.
 Langenbielau; Sagen in — 359.
 Langhans, Karl Gotthard 318, 332.
 Langobarden 19.

- Lansitz, Kreis Grünberg, Sprachproben aus 377, 379, 381.
 „Laokoon“ von Lessing 281.
 Laon, Schlacht bei — 93.
 Laserwitz, Kreis Wohlau 88.
 Lassalle, Ferdinand 139.
 La Tène-Kultur 17, 21.
 Latifundien, Bildung von — 179, 187.
 Lauban 353.
 Laubanisch, Urban 298.
 Laube, Heinrich 82, 275, 287, 288.
 Lauben an Bürgerhäusern 309.
 Laubholzbestände 205.
 Laudon; Verstörung des Habsfeldtschen Hauses in Breslau durch — 313; Wegnahme von Schweidnitz durch — 90.
 Laun, Benedikt von — 303, 304, 305.
 Laurencic, Prämonstratenserkloster in — 290.
 Laurentii, Nikolaus; Buchdruckerei von — aus Breslau in Florenz 234.
 Lausitz; Herrschaft der Luxemburger in der — 373; Riesen sagen in der — 356.
 Lausitzer Haus 401, 402.
 — Kirche 128.
 — Neiße 154.
 Lausitzisch-schlesische Mundarten 374, 375, 377, 378, 380.
 Lausnitz, Bild des — auf Medaillen 105.
 Lebensmittelpreise; Einfluß der — auf Arbeiterlöhne 207.
 Lebus; Land — 64.
 Lechfeld; Schlacht auf dem — 29, 266.
 Lehmboden; Verbreitung des — in Schlesien und Preußen 194.
 Lehmgrubener Diakonissenmutterhaus 131.
 Lehnhaus, Grabmal auf der Burg — 332.
 Lehrer an Volkschulen 247, 248.
 Lehrerinnen an Volkschulen 247, 248.
 Lehrerinnenseminare 246, 247, 248.
 Lehrerseminare 246, 247, 248.
 Leibeigene zur slawischen Zeit 34.
 Leibniz 129.
 Leim, Gewinnung von — 217.
 Leinenhandel 178.
 Leinenweberei 177, 178, 188, Zahl der Arbeiter und der Betriebe in der — 213, 214, 215, 216.
 „Leinlau“ 369.
 Leinwandhaus in Breslau 302.
 Leipzig 170, 173, 281; Einführung der Buchdruckerkunst in — 233; Freitag in — 288; Gottschall in — 288; Schlacht bei — 93.
 „Leiske-Tod“, Austragen des — am Sonntag Läitate 365.
 Leisnitz bei Leobschütz, Sprachgrenze bei — 371.
 „Leitkau“ 369.
 Lemberg 170.
 Lemberger Betstube, jüdische — 136.
 Lentner, Karl Friedrich 283.
 Lenz, Professor der Geschichte 258.
 „Leo Armenius“ von T. Heermann 279.
 Leobschütz; Ackerboden im Kreise — 194; Gebrauch des Krummholz im Kreise — 370; Sagen in — 359; Mundartengrenze bei — 374; Österfeuer im Kreise — 366; Weihnachtsbrauch im Kreise — 365; Seminar in — 246; Marienjäule in — 330.
 Leonurus cardiaca 389.
 Leopold I., Kaiser — 75, 254.
 Leopoldina, Bibliothek der — 242, 243; Druckerei der — 237; Gründung der — 254.
 Leschwitz, Mundartengrenze bei — 377.
 Lesko, Herzog — der Schwarze 50.
 Lessing, Gotthold Ephraim 275, 276, 277, 281.
 Lessing, Karl 281.
 Leubus, Kloster — 33; Abtei des — 240; Bilder im — 338, 339, 340; Grabplatte im — 323; Graduale aus dem — 228; Kirche des — 293, 294, 311, 312, 331; Fürstensaal des — 315, 330; Stiftsbrief des — 36; Willmann in — 338; Bisterzienser von — 36, 37, 291.
 „Leubuser Haus“ in Liegnitz 314.
 „Leuchter, der große“ im Riesengebirge 352.
 Leuthen, Schlacht bei — 88, 89.
 Leyden 338, Angelus Silesius in — 277; Gryphius in — 273, 278; Opiz in — 273.
 Liber agendarum ecclesiae Wratislaviensis 115.
 Liberale Partei in Schlesien, Zeitung der — 239.
 Liber fundationis episcopatus Vratislaviensis 115.
 Lynchis chalcedonica 389.
 Lichtenabende 337, 338.
 Lichtenstein, Fürst von —, Herzog von Tropau 70, 72, 102; Münzprägung des — 104.
 Lichtensteiner Dragoner 118, 127.
 Lichtensteiner 362, 367.
 Liebau 195; Lauben der Häuser in — 309.
 Liebenau, Kreis Münsterberg, Kirche in — 318, 339.
 „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts“, Autobiographie des H. v. Schweinichen 268.
 Liebenthal, Malereien in der Kirche in — 340.
 Liebeszauber 362, 367.
 „Lieder der Gegenwart“ von R. von Gottschall 288.
 Liederdichtung, religiöse — 279.
 „Lieder eines Erwachenden“ von M. v. Strachwitz 287.
 Liederpiel, Einfluß Holteis auf das — 286.
 „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und sein Traum auf der Brücke“ von Kl. Brentano 272.

- Liegnitz, Fürstentum 50, 72, 73; Evangelismus im — 123; Münzstätten im — 100, 101; Verein für die Geschichte des — 261.
- Liegnitz, Herzöge von — 227; Erbvertrag der — mit den Hohenzollern 68; Gruft und Grabmäler der — 317, 324, 327; Pflege der Kunst durch die — 346; Opitz am Hofe der — 273, 274; Übertritt der — zur Reformation 69; Schloß der — 307, 308.
- Liegnitz, Kastellanei — (Legnica) 35.
- Liegnitz, Regierungsbezirk — 155, 158, 276; Bodenbeschaffenheit im — 194; Evangelische im — 130; Polen im — 163; Volkschulwesen im — 247.
- Liegnitz, Stadt — 127, 170, 308; Altarbild in — 333; Baptisten in — 131; Grabmäler in — 317, 324, 327; Brüderianer in — 131; Jesuiten in — 310; Jesuitentollegium in — 313; Jüdenfriedhof in — 134; Kanzel in — 328; Kirche im Barockstil in — 312, 313, 315; Kräutermundart um — 377; Leubuser Haus in — 314; Landgericht in — 146; Münzstätte in — 90, 103; Mundartengrenze bei — 374; Sagen in der Gegend von — 352; Schlacht bei — 90; Statue der Maria mit dem Kinde in — 324.
- Ligny, Schlacht bei — 93.
- Lindau, Hans Schneide von — 308, 336.
- Lindner, Kaspar Gottlieb 281.
- Lischka, Johann Chr. 338.
- Lissa, Hermann in — 279.
- Lissa bei Görlitz 127, 129.
- Lipotone, Gewinnung von — 217.
- „Literaturblatt“ von W. Menzel 287.
- Litteraturgeschichte Schlesiens 265, 289.
- Lobendau, Mundartengrenze bei — 374.
- Lobkowitz, Wenzel Eusebius von — 72.
- Lößboden in Oberschlesien; Bedeutung des — zur Steinzeit 4.
- Łowen, Baptisten in — 131; Münzstätte in — 99.
- Łowenberg 291; Bauernhöfe im Kreise — 390; Grabmäler in — 324; Gründung von — 43; Judenverfolgung in — 135; Lehrerinnenseminar in — 247; Münzstätte in — 99; Mundartengrenze bei — 374; Musikleben in der Gegend von — 346; Rathaus in — 304, 335; Sandstein im Kreise — 219; Tracht im Kreise — 406.
- Łowenfeld, 9. Division unter — 1866 94.
- Łowenstein 41.
- Łogau, Friedrich von — 277, 278.
- Łohenstein, Daniel Casper von — 279, 280, 281.
- Łořešeldzug 95.
- Łokator 39, 41; Rechte des — 40, 41.
- „Łorbeerbaum und Bettelstab“ von Holtei 286.
- Łorenz, Bischof — 44, 51, 53, 112.
- Łoržendorf, Mundartengrenze bei — 374.
- Łoslau, Sprache in — 371.
- Łořing, Selbstkosten des Roheisens in — 210.
- Łoxan, Bild von — auf Medaillen 105.
- Łublin 170.
- Łublini, polnische Kammgarnspinnerei in — 166; Sprache in — 371.
- Łublini-Lost-Gleiwitz, Wahlkreis — 166.
- Łubowit, Eichendorff auf Schloß — 184, 284.
- Łucae, Fr., „Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten“ von — 342.
- Łuchese in der Schlacht bei Leuthen 88.
- Łudolf I., Abt in Sagan 240.
- Łudwig I., Herzog von Brieg 229.
- Łudwig II., König — von Ungarn 101, 125.
- Łudwig, König von Ungarn 60.
- Łudwigsdorf bei Görlitz, Kirche in — 293.
- Łubin, evangelische Kirche in — 326; Hedwigs-Kapelle in — 229; Kräutermundart im Kreise — 377.
- Łubowsches Freikorps 92, 283.
- Ługier 18.
- Łuise, Königin von Preußen 283.
- Łuragho, Carlo 311.
- Łuther, Martin 123, 126, 270; Druck der Schriften des — in Breslau und Krakau 237, 238.
- Łutkis, „Wegweiser zum Bildwert schlesischer Kunstdenkämler“ 323.
- Łuxemburg, Schlesien unter dem Haus — 54, 373; Bedeutung des Hauses — für die Kirche in Schlesien 114.
- Łuxusindustrien 221.
- Łybiś, Kaspar, Druckerei von — 237.
- Łyrik 283, 284, 286, 288; höfische — 267; politische — 286, 288.
- Łyzeen 248.
- Ładonnaenbilder 333, 334; — von Ł. Cranach 336.
- Ładonnaenmittelshulen in Breslau 248.
- Ładonnaen Schulwesen, höheres — 248.
- Łahren, paläolithische Kultur in — 1.
- Łahrische Pforte 20.
- Łanergräber; steinzeitliche — der nordischen Kultur 8; — der frührömischen Kultur; — des letzten Jahrhunderts v. Chr. 18. — „Märchen“ von Uhland 275.
- Łagdalena, Statue der heiligen — 324.
- Łagdalenum in Breslau 272, 276, 282, 283.
- Łagdeburg 170, 173.
- Łagdeburger Recht 42, 56, 143.
- Łagneteisenerze bei Schmiedeberg 195.
- Łagnis, Graf — auf Ekersdorff 187.
- Łagnus, Nikolaus — von Jauer 362.
- Łahlschätz, Kauf der Braut durch den — 368.

- Mainz, Buchdruckerei in — 234; Erzbistum — 109.
 Majestätsbrief von 1608 70, 118, 126, 127.
 Majestas Karolina 56.
 „Majuma“, Singspiel von Gryphius 347.
 Malapane, Sprache in — 371.
 Malerei des Barock 337—341; — der Gotik 300, 332, 333, 334, 335; — der Renaissance 301, 307, 335, 336.
 Malerinnung in Breslau 333, 337.
 „Malkom“ von Steffens 285.
 Malmieter Heide, Dreigräben in der — 26.
 Malmaison, Ausfall der Pariser Truppen bei — 95.
 Malterzehnt 40, 112.
 Maltisch; Mundartengrenze bei — 374.
 Mammut 1.
 Mammutzeit 1.
 Manessische Liederhandschrift 267, 343.
 Mangold, Bildhauer — in Breslau 314, 329, 330.
 Manso, Johann Kaspar Friedrich 282, 283, 285.
 Marchfeld, Schlacht auf dem — 50, 54, 267.
 Marchtal 20.
 Marcinkowskiverein 164.
 „Maria, die goldene —“ in Görlitz 325.
 Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau 272, 276, 282, 283.
 Maria-Magdalenenkirche in Breslau 124, 292, 295, 297; Bilder in der — 336; Bildhauerarbeiten in der — 324, 327, 328; Münzpflege in der — 345, 348; Kanzel der — 308, 328; Orgel der — 317; Sandsteinportal der — 290, 322.
 Maria-Theresia 76, 78.
 Marienburg 284.
 Marienkapelle in Breslau 298, 324, 333.
 Marienjäulen 330.
 Marino 278.
 Marinus, Karte des — 20.
 „Marl“ 100.
 Markgraf, Hermann 241, 261.
 Marklissa, Talsperre bei — 154.
 Markomannenkrieg 22.
 Marktflecken, schlesische — zur slawischen Zeit 33, 34.
 Marktplätze schlesischer Städte 41.
 Marmorindustrie 219.
 Martinstag 367.
 Marzana, Sage von der — 359, 365.
 Maschinen, Verwendung von — in der Landwirtschaft 203.
 Maschinengarnspinnerei, erste — 189.
 Maschinenindustrie 212; Zukunft der — 222.
 v. Massow, Oberpräsident von Schlesien 80.
 Maße, schlesische — 97.
 Maß- und Gewichtssystem, Einführung eines einheitlichen — in Schlesien 75.
 Maszkowsky, Raphael 349.
 „Matthäus-Passion“, erste Aufführung der — in Breslau 349.
 Matthias, Kaiser 69, 70.
 — König 117.
 Matthiasgymnasium in Breslau 339.
 Matthiaskirche in Breslau 312, 330, 331, 332, 340.
 Matthiaskloster der Kreuzherren vom Roten Stern in Breslau 313.
 Mählich, Kreis Cösl; Kirche in — 318, 341.
 Mauer, Talsperre bei — 154.
 Mauritiuskirche in Breslau 291.
 Maximilian I. 60, 61.
 Maximilian II. 69.
 Max und Komp., Verlag von — in Breslau 286.
 Mechnitz, Sprache in — 371.
 Mechtildis, Gemahlin Heinrich IV. von Liegnitz 322.
 Medaillen, Blütezeit fürstlicher — 105.
 Medizinische Fakultät der Universität Breslau 254, 256, 257, 258.
 Meffersdorf, Grenzkirche in — 128.
 Mehltheuer, Sprache in — 371.
 „Meier Helmbrecht“ 268.
 Meilenrecht 170, 172, 176, 177.
 „Mein Leben“ von Hoffmann von Fallersleben 288.
 „Meister Joachim Pausewang“ von E. G. Kolbenheyer 273.
 Meistersinger in Breslau 268, 345.
 Meichel aus der jüngeren Steinzeit 2.
 Meissen 170; spätgotischer Bau in — 305.
 Meitzen, „der Boden des preußischen Staates“. von — 397, 399.
 Melanchthon 122, 123, 270.
 Melchior, Kardinal — von Diepenbroeck 119.
 „Melusine“ 352.
 Mendelssohn, Moses 137.
 Menschentrasse der Steinzeit 7, 8.
 Mensuralmusik, Einführung der mehrstimmigen — 343.
 Menzel, Wolfgang 287, 288.
 Merboth, Nikolaus 122.
 Merkantilismus 75, 80.
 „Merkant“ 103.
 Mertschütz, Grabmal des Joh. v. Schweinitz in — 330.
 Mesko von Oppeln 98.
 Mesko von Teichen 54.
 „Messias“, erste Aufführung des — in Breslau 348.
 Meßgewänder 124.
 Metallkultur 8, 13.

- Methodius, Slawenapostel 108.
 Metropolitenverband von Magdeburg 30.
 Meyner, Paul 308, 328.
 „Midadrulle“, die Waldfrau — 355.
 Mihulicz, Professor der Chirurgie 258.
 Milkau, Bibliotheksdirektor 230, 242.
 Millefiorischalen 22.
 Millionäre in Preußen und Schlesien 198.
 Milice, Rastellanei — 35.
 Militärtauglichkeit der Schlesier 196.
 Milites medii 34.
 Militisch 183, Gnadenkirche in — 128, 317;
 Rastellanei — 34; Mundart im Kreise — 376; Polen im Kreise — 163.
 Miloslaw, Gefecht bei — 93.
 Mineralogisches Institut der Universität Breslau 257.
 Mineralsäuren, Herstellung von — 217.
 Miniaturmalerei 232, 240, 339.
 Minkowsky bei Namslau; Seydlitz in — 95.
 „Minna von Barnhelm“ 281.
 „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ 267.
 Minoritenkirche zu St. Jakob in Breslau 49.
 Minoritenkonvente 114, 118.
 Minoritenorden, Eintritt von Angelus Silesius in den — 277.
 Miseko II., Herzog von Polen 29, 31, 108, 109.
 Miseko von Ratibor 33, 35.
 Mission, „Schlesischer Provinzialverein für innere“ 131.
 Mittagsgespenst 364.
 Mittelalter, Geschichte des — in Schlesien 27 — 57; Geld des — 106.
 Mittelgebirgshaus 392, 401, 402, 403, 404.
 Mittelschlesien, Bodenbeschaffenheit in — 194; Grundbesitzverteilung in — 199; Tieflands haus in — 400, 401.
 Mittelschulen 247, 248.
 Möbelindustrie 206.
 Möllendorf, schlesische Truppen unter — in Südpreußen 90.
 Mönchswald bei Jauer, Funde aus der Bronzezeit im — 15.
 Mohácz, Schlacht bei — 60, 67, 173.
 Mois, Mundartengrenze bei — 374.
 Molliwitz, Schlacht bei — 85, 86, 87.
 Moltke, Ruhesitz des Grafen — 96.
 Mommsen, Theodor 256.
 Mond, Bedeutung des — in der Bauberei 362.
 Mondschüh, Kreis Wohlau, Funde aus der älteren Steinzeit bei — 2; Grabmäler in — 327; Portal in — 326.
 Mongolen, Vordringen der — nach Westen 44, 47, 48, 227, 291.
 Mongolenschlacht 226.
 „Monodisticha Sapientum“ 277.
 Mons Gelenz 27.
 Montanindustrie, Durchschnittslöhne in der — 207.
 „Monumentum pacis“, Druck des — durch J. August Barth 237.
 Moorböden, Ausdehnung des — in Schlesien und Preußen 194.
 „Moraleische Wochenschriften“ 283.
 Morenberg, Gregorius 236.
 Moret, Entwurf einer Haube für die Sandkirche durch — 311.
 Mosenius, Johann Theodor 349, 350.
 Moys bei Görlitz, Tod Winterfelds bei — 95.
 Mozart, erste Aufführung der Opern von — in Breslau 347.
 Mudrach, Veit Ferdinand von — 242.
 Müda, Sprache in — 371.
 Mühlenindustrie 205.
 Mühlpforth, Heinrich 280.
 Müller, Artur 282.
 Müller, Professor der katholischen Theologie 255.
 Müller, Wenzel, Singspiele von — 347.
 München 340; Frauenkirche in — 298.
 Münsterberg, Bolko II. von — 373; Grabmal des — 324.
 Münsterberg, Johann von —; Porträt des — 328.
 Münsterberg, Jutta von —; Grabmal der — 324.
 Münsterberg, Kirche in — 293, 294, 320; Münzstätte in — 99, 101; Mundartengrenze bei — 374; Tonwarenfabrikation in — 218; Verleihung von — an den Fürsten von Auersberg 72.
 Münzen, keltische — 98; römische — 98; schlesische — 97 ff.; — der spätromischen Zeit 21, 12; — der slawischen Zeit 26, 27. Münzprägung der schlesischen Herzöge 104; — in der slawischen Zeit 27; — unter Friedrich dem Großen in Breslau 104.
 Münzprivilegien 103.
 Münzwesen in Schlesien 97; Ende des — 105; fremde Einflüsse auf das — 97; — unter Friedrich dem Großen 104; — unter den Habsburgern 103; — unter den schlesischen Herzögen 104; — im späteren Mittelalter 101; — zur napoleonischen Zeit 105; — unter den Vladislawiden 98; — zur Urzeit 98.
 Mundarten, Begriff und Bedeutung der — 372, 383, 384; Bekämpfung der — in der Poesie durch Opiz 274; Einführung der — in die Litteratur 279, 384, 385; Eigentümlichkeiten aller schlesischen — 373, 374; Periode gemeinsamer Entwicklung der schlesischen — 373; lausitzisch-schlesische — 374, 375, 376, 377; — des „Niederlandes“ 376, 377; — in den Städten 383, 384. Mundartengrenzen 374.

- Mundartenproben 378, 379, 380, 381, 382, 383.
 Mundschätz, Kauf der Braut durch den — 368.
 Munk, Eduard 139.
 Munk, Salomon 139.
 Murner 271.
 Muschelkalkformation, Zinkerze der — 195.
 Musenalmanach, Weimarer — 282; Göttinger — 283; schlesischer — 283.
 Musik in Schlesien; — an den Höfen 343, 345, 346; kirchliche — 342, 343, 344, 345; Pflege der — im Konzert 347, 348, 349, 350; — im Theater 347.
 Musiksaal der Universität Breslau 314, 340.
 Muskau, Sprachgrenze bei — 371.
 v. Mutius, schlesische Truppen unter General — 1866 94.
 Myslowitz 195; Seminar in — 246.
 Nachod, Gefecht bei — 94.
 Nadelholz in der schlesischen Forstwirtschaft 205.
 Nadelspitzen, Herstellung von — 216.
 „Nächtliche Heerschau“ von Joseph Christian v. Beblitz 286.
 „Näppelheller“ 101.
 Naharnavalen 18.
 Namslau, Münzstätte in — 100; Polen im Kreise — 163.
 Nanker, Bischof 115.
 Napieralski 164, 165.
 Napoleonkultus in der Dichtung 286, 287.
 Nassiedel, tschechische Sprache in der Gegend um — 371.
 Nationalitätenkampf, deutsch-polnischer — 160; drei Epochen des — 160, 161.
 Naturwissenschaften an der Universität Breslau 256, 257.
 Naumburg am Queis, Mundartengrenze bei — 374; Predigerseminar in — 131.
 Neander, Karl, Franz, Weihbischof in Breslau 241.
 Neefe, Singspiele von — 347.
 „Niederland“, Mundarten des schlesischen — 376, 377.
 Neidhardt, Johann 104, 105.
 Neipperg, Feldmarschall Graf; — Niederlage des — bei Nossen 85, 86.
 Neiße, Gläser — als projektierte Grenze zwischen Preußisch-Niederschlesien und Sächsisch-Oberschlesien 76.
 Neiße 162, 194, 287, 328, 330; Einkommenssteuer in — 198; Fabrik- und Werkstättenbau in — nach 1806 91; Gründung von — 44, 113; Jesuiten in — 310; Jüdenfriedhof in — 134; Judentum in — 135; Kollegiatkirche in — 298; Kreuzkirche in — 312; Landgericht in — 146; Kirchenmale- reien in — 340; Münzstätte in — 99, 102, 104; Mundartengrenze bei — 374; Orgelprospekt in — 332; Peter- und Paulskirche in — 340; Portale in — 327; Sagen in der Gegend von — 352; Tracht in der Gegend von — 408; Verteidigung von — 1806 91; Wagenhaus in — 309.
 Neiße, Fürstentum — 66, 123; Gegenreformation im — 127.
 — Kreis — 198, 199.
 Nemechi, Kastellanei — 35.
 Neolithischer Mensch 2, 8.
 Nepomuk, Johann von; — Statuen des — 330.
 Neptunbrunnen in Breslau 330.
 Neßelgrunder Forst; Sage vom Vogelhannes im — 358.
 Neubed, Valerius Wilhelm 283.
 „Neue apostolische Gemeinde“ 131.
 „Neues Lausitzisches Magazin“ 262.
 Neues Testament, jüdisch-deutsche Ausgabe des — 238.
 Neuhausen in der Schweiz, Ausfuhr von Tonern den nach — 218.
 Neukirch, Benjamin 280, 281.
 Neukirch an der Katzbach; Kirchenruine in — 293.
 Neuklassizismus in der Baukunst 318—322.
 Neumann, Verteidigung von Cöslin 1806 durch Oberst — 91.
 Neumann, Stabskapitän von — bei Dauchamps 93.
 Neumann, Balthasar 332.
 Neumann, Caspar 120, 128; Andachtsbuch des — 129.
 Neumarkt 282, 291; Gründung von — 43, 44; katholische Kirche in — 294.
 Neumarkter Recht 42.
 Neumittelwalde; Amtsgericht in — 146; Mundartengrenze bei — 374; Sprachgrenze bei — 371.
 Neunherz, Georg Wilhelm 316, 338, 340.
 Neurode 195.
 Neurode bei Lüben, Dorfanlage von — 389.
 Neustadt; auswärtige Strafammer in — 148; Gründung von — 171; Mundartengrenze bei — 374; Schuhfabrikation in der Gegend von — 217.
 Nickel, Gewinnung von — bei Frankenstein 212.
 Niebusch, Dreigräben bei — 26.
 Niederdeutschland, Einwanderung aus — nach Schlesien 372; Lehnworte aus — im Schlesischen 372.
 „Niedere Straße,“ Handelsweg im Mittelalter 170, 173.
 Niederländische Taler 104.
 Niederlagsrecht 43, 171, 173.
 Niederlande 170, 171; Ausfuhr von Webereierzeugnissen nach den — 215; Bedeutung

- der — in der Litteraturgeschichte 273; Einfluß der — auf die Baukunst in Schlesien 307, 308, 309, 310; Einfluß der — auf die Malerei in Schlesien 334, 337, 338.
 Niedersachsen 171.
 Niederschlesien, Bodenbeschaffenheit in — 194; Braunkohlenfelder in — 195; Grundbesitzverteilung in — 199; Fachwerkbauten im Tieflande von — 390; Steinkohlenindustrie und Bergbau in — 190, 191, 208, 209; Tieflandshaus in — 400; — als Ursprungsgebiet der Kunstssteinfabrikation 218.
 Niederschlesisch-lausitzische Heide 170, 194, 195; Bevölkerung der — 196.
 Niederschlesisch-märkische Bahn 191.
 Nieder-Wieja bei Greiffenberg 129.
 Nieder-Wüsteversdorf, Amtsgericht in — 146.
 Niesty, Pädagogium in — 130; Sprachproben aus — 377, 378, 380.
 Nillasdorf, Bergwerk in — 101.
 Nikolaikirche in Brieg 296, 297.
 Nikolaus V., Papst — 112.
 Nikolaustag 364.
 Nikoline bei Schurgast, Sprachgrenze bei — 371.
 Nikolsstadt Bergbau in — 172.
 Nimptsch, Daniel Casper von Lohenstein aus — 279; Gnadenkirche in — 128.
 Nittrij, Kreis Grünberg; Giebelvorhallenhaus in — 400.
 Niuron, Bernhard; Bau des Brieger Schlosses durch — 307.
 Noblik, Steinzeichmeister — 313.
 Norbert von Xanten 110.
 Norddeutschland, wirtschaftliche Beziehungen Schlesiens zu — 178, 192.
 Nordische Grabform 16.
 Nordische Kultur zur Steinzeit; Funde aus der — 7; Frauen- und Männergräber der — 8.
 Norwegen, Ausfuhr von Tuchen nach — 217; Ausfuhr von Zuder nach — 204; Einfuhr von Eisenenzen aus — 210.
 „Norweger, die vier“ von H. Steffens 285.
 Nosseni, Altäre von — 328.
 „Notizbuch von der schlesischen Reise“, Goethes — 283.
 Nowak, Peter; Bischof — 135.
 Nucius, Johannes 344.
 Nürnberg 70; Import von Bildern und plastischen Kunstwerken aus — 325, 334; Druderei von Lyon in — 237; Einführung der Buchdruckkunst in — 233.
 Numismatische Studien in Schlesien 98.
 Nymwegen, Hans Greuter von — 308.
 Oberbergamt 154.
 Oberdörfische Sprachproben aus der Grafschaft Glatz 377, 378, 380.
 Oberglogau 340, 341; Kirche in — 311; Mundartengrenze bei — 374; Sprache in — 371.
 Oberkirche in Görlitz 295, 325.
 Oberkirchenkollegium der evangelisch-lutherischen Kirche 130.
 Oberkonsistorien, Errichtung von — 129.
 Oberlandesgericht in Breslau 149; Gebäude des — 313; Portal des — 329.
 Oberlandeshauptmann von Schlesien 62, 63, 71.
 Oberlausitz, Baukunst in der — 298, 299; Judenvertriebung aus der — 134; Pietismus in der — 129; Protestantismus in der — 128.
 Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften 262.
 Oberlehrer; Zahl der — 249; Entwicklung des Standes der — 252.
 Oberlyzeen 248.
 Ober-Mois, Mundartengrenze bei — 374.
 Ober-Peylau, Ernst v. Gedlik auf — 129.
 Oberpräsident von Schlesien 153.
 Oberpräsidialinstanz 153.
 Oberpräsidium in Breslau; Gebäude des — 319.
 Oberrealschulen 249, 252.
 Obersachsen 291, 298; Kolonisten aus — 227.
 Oberschlesien, Holzbauten in — 290; Besiedelung von — durch Deutsche 44; Bevölkerung von — 196; — als böhmisches Lehen 55, 56; Bodenbeschaffenheit von — 194; Eisenerzläger in — 195; Eisenindustrie in — 195, 209, 210, 211; Entwicklung der Industrie in — 190, 191; Goethe in — 282; Grundbesitzverteilung in — 198, 199; Holzhandel in — 206; Sagen in — 352, 355, 357, 359; Sitte und Brauch in — 365, 366, 368; soziale Verhältnisse in — und ihr Einfluß auf die Vermögensverhältnisse 199; Steinkohlenlager in — 195; Steinkohlenbergbau in — 207, 208; Tieflandshaus in — 401; Tracht im polnischen — 386; Typhusepidemie in — 84; Verein für die Geschichte von — 261; Volkslieder im polnischen — 386; Zinkindustrie in — 195, 196. „Oberschlesischer Anzeiger“ 239.
 „Oberschlesischer christlicher Arbeiterverein zu gegenseitiger Hilfe“ 165.
 Ober-Struse, Mundartengrenze bei — 374.
 „Ober- und Fürstenrecht“ 65, 71.
 Oberzolldirektion 154.
 Obsidian, Geräte aus — 4, 6.
 Obstkultur 202, 203.
 Obulus 99.
 Oder als Transportweg 200, 201, 204, 207, 208.
 Oderberg 194; Übernahme der Herrschaft — durch die Hohenzollern 69.
 Odergesetz von 1905 153.
 Oderlähne, Ladefähigkeit der — 201.

- Oderniederungen, Forstwirtschaft in den — 205.
 Oderstrombauverwaltung 153.
 Oderufer, rechtes —; Bodenbeschaffenheit des — 194.
 Öle, Gewinnung von fetten — 218.
 Öls 127, 170; Buchdruckerei in — 237; Ende des Fürstentums — 72, 73; Judenvertreibung aus — 135; Landgericht in — 146; Münzstätte in — 101, 102, 104; Mundartengrenze bei — 376; Portal in — 328; Probstkirche in — 293; Schloß in — 307; Theater in — 347.
 Öler Münzreihe 104.
 Öler Pentateuch 136, 237.
 Ölsner, Th., als Redakteur der „Schlesischen Provinzialblätter“ 404.
 „Österliche Triumphphosaune“ von Andreas Scultetus 277.
 Österreich, Abnahme des Exportes nach — 201; Holzexport aus — 206; Kohlenexport nach — 208; Schlesien unter dem Hause — 60, 61, 62, 65—75; Tarifpolitik der Eisenbahnen in — 220; Zementexport nach — 219.
 Österreich-Schlesien, — in der Litteratur 286; Abergläube in — 356.
 Ohlau 128; Gründung von — 43; Mundartengrenze bei — 376; General Seydlitz in — 95.
 „Olivetum“ 279.
 Olmütz 340.
 Olmützer, Hans; Werke des — in Görlitz 325, 326, 333.
 Opera seria, Bedeutung von Opitz für die — 276.
 Opernaufführungen, erste — in Breslau 347.
 Opitz, Martin 271—279, 281, 285; Bild des — 336; Bedeutung des — für die deutsche Dichtung 274, 275, 276.
 „Opitz, der gemischt handelte —“ von Bodmer und Breitinger 281.
 „Opitzens Gedichte“ von Bodmer und Breitinger 281.
 Opol, Martinus de —; Orgel von — in Breslau 343.
 Opole zur Slawenzeit 28.
 Opolebauern 34, 35, 38.
 Opolini, slawischer Gau — 28.
 Oppeln 33, 48, 170; Einkommensteuer in — 198; Form der „Heller“ in — 101; Gegenreformation im Fürstentum — 127; Grabmäler der Bolkonen in — 324; Handelskammerbezirk — 220; Erhebung der Herzöge von — zu Herzögen von Schlesien 61; Landgericht in — 146, 150; Münzstätte in — 104; Oberkonsistorium in — 129; Sprache in — 371; Tracht in der Gegend von — 408, 409; Zementindustrie bei — 219.
 Oppeln, Regierungsbezirk — 155, 158; Bodenbeschaffenheit im — 194; Evangelische im — 130; Polen im — 163; Volkschulwesen im — 246, 247.
 „Oppeln-Fehde“ 57.
 Oppeln-Ratibor, Verleihung von — an den österreichischen Thronfolger 72.
 Orakel, abergläubische — 364.
 Organisch-chemische Industrie 218.
 Orgelproprette, künstlerische — 332, 341.
 Orient, Zementexport nach dem — 219.
 Otsbehörden auf dem Lande 159.
 Ortsnamen, Ableitung von — 395, 396, 397.
 Öser, Judenbischöf — 134.
 Ossig bei Lieben 125.
 Östergesbräuche 365, 366.
 Österriepiele 269.
 Österreich, Sprache in — 371.
 Ostfranken, Einwanderung aus — nach Schlesien 291.
 Ostgermanen 18.
 „Ostpreußische Landgesellschaft“ 158.
 Ostseehäfen, Vermögensabwanderung aus Schlesien nach den — 200.
 Otemochov (Ottmachau), Kastellanei — 35, 43, 44, 53, 110, 111, 113; Pfarreien in der — 112.
 Ottiū, Funde aus der Steinzeit bei — 4.
 Ottmachau, Mundartengrenze bei — 374.
 Ottmachau-Neiße; Größe des Bistums — 115; Städtegründungen im Bistum — 45.
 Otto der Große 29, 109.
 — III., Kaiser — 29, 30, 109.
 — Bischof von Bamberg 32.
 Ottokar I., König von Böhmen 48.
 — II., König von Böhmen 54, 60, 267.
 Oxenstjerna; Opitz bei — 274.
 Oyas, Mundartengrenze bei — 374.
 Padua 309.
 Pachaly, Gideon von —; Haus des — in Breslau 320.
 Pacher, Michael; Crucifixus von — 326.
 „Pagamentieren“ im Münzwesen 103.
 Pagus Silensis 18.
 Paläolithische Kultur 1, 2.
 Paldo, Anton 339.
 — Franz Karl 339.
 Pandektenrecht 144.
 Papierfabrikation 205; Zahl der Arbeiter und der Betriebe in der — 206.
 „Papinian, der sterbende —“ von Gryphius 279.

- Pappensfabrikaten, Zahl der Arbeiter und der Betriebe in der — 206.
 Parchwitz 173; Mundartengrenze bei — 377; Portal am Schloß in — 327.
 Parfüms, Erzeugung von — 218.
 Paris 343, Belagerung von — 95.
 Parler von Gmünd, Peter — 298.
 Parochialeinteilung der Schlesiens 112.
 Partikularrechte 144.
 Patsch 28, 35, 43, 126, 192, 258, 202, 203.
 Parzellierungsgenossenschaft, polnische — 166.
 Passow, Professor der Philologie 255.
 Patrimonialgericht 172.
 Patschkau, Burg — 115; Gründung von — 42; Kirche in — 298; Schuhfabrikation in der Gegend von — 217.
 Paulinzelle 291.
 Pech, Nebenprodukt der niederschlesischen Kohlenindustrie 209.
 Pecherer, A.; Epitaph für — 334.
 Pega, Andreas Franz; bischöfliche Buchdruckerei des — 237.
 Peisern 171.
 Peiskretscham, Amtsgericht in — 146; Sprache in — 371.
 Pentateuch, Druck des — 237.
 Peruzzi, Operntruppe des — 347.
 Pesne, A. 339.
 Peter-Paulskirche in Liegnitz 297, 324; Altarbild in der — 333; Kanzel in der — 328.
 „Peter Sequenz“ von Gryphius 279.
 Petersgräh, Sprache in — 371.
 Peterskirche in Görlitz, Erbauung der — 298, 299; Portal der — 293; Unterkirche der — 296.
 Peterspfennig 30.
 Peterwitz bei Schweidnitz, Portal des Schlosses — 327.
 Pfälzischer Dichterkreis 272.
 Pfahlbauten 2, slawische — 25.
 Pfalz, Ausfuhr von Rohzucker nach der — 204.
 Pfalzburg 94.
 Pfandbriefe, Einführung der — 181, 182.
 Pfennig, Malermeister 334.
 Pfennig, ältester schlesischer — 98; mittelalterlicher — 106; ungarischer — 106.
 Pferde, Zahl der — in Schlesien 203.
 Pfingstbräuche 366.
 Pflüger, Konrad 298.
 Pförtner, Orgelbauer Jakob 343.
 Pforta an der Saale 291.
 Pfortenhauer 99.
 Pharmazeutische Artikel; Herstellung von — 218.
 Philosophische Fakultät der Universität Breslau 254, 257, 258.
 „Philomusische Gesellschaft“ 350.
 Philo vom Walde 385.
 „Phönizmännchen“ 360.
 Photographische Artikel, Herstellung von — 218.
 Physikalisches Institut der Universität Breslau 257.
 Pianofortefabriken 206.
 Piaristen zu Schläkenwerth 230.
 Piasten 38, 50, 125, 174; Bildnisse der in Oppeln 329; deutsche Besiedelung von Schlesien unter den — 291; Gräber der — in Liegnitz 317, 324, 327; oberschlesische — als böhmische Lehnslieute 54, 55.
 „Piastus“, Lust- und Gesangsspiel von Gryphius 265.
 Piccolomini, Ottavio 230.
 — Maria, Benigna 230.
 Pieta in Görlitz 325.
 Pietismus 129.
 Pilchowitz, Kirche in — 318.
 Piltz, Sprachgrenze bei — 371.
 Piranese, Einfluß des — auf Langhans 319.
 Pirnig, Vorhalle eines Hauses in — 400.
 Piskorzen, Kreis Wohlau; Sprachproben aus — 377, 379, 381.
 Pitschen 128; Amtsgericht in — 146; Sprachgrenze bei — 371.
 Plagwitz bei Löwenberg; Musikapelle des Barons von Hohberg in — 346; Portal in — 327.
 Plastische Kunstwerke der Eisenzeit 13; — der Steinzeit 6.
 Platen, Graf — 286, 287.
 Plejade 271.
 Pleß, auswärtige Straftammer in — 148; Polen im Kreise — 163; Protestantismus in der Standesherrschaft — 123; Sprache in — 371.
 Pleß-Rybníkier Steinkohlenrevier 195.
 Pleydenwurz, Hans; Altar von — in der Elisabethkirche in Breslau 325.
 Plinius 18, 19.
 Plothow, Mundartengrenze bei — 376.
 Pniow, Deckenmalerei in der Kirche von — 337.
 Podiebrad, Sprache in — 371; Häuser in — 403.
 Podiebrad Georg, König von Böhmen 58, 64, 116, 122.
 „Pöhlchen“ 101; Gewicht und Wert des — 106.
 „Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins“ von Heinrich Hoffmann v. Fallersleben 288.
 Poeta laureatus, Ernennung von Opitz zum — 273.
 „Poetik“ des Martin Opitz 275, 276.
 Pogarell, Przeslaus von — 114, 115, 298, 334; Tumba des — 323.

- Pöhl, Georg, Abt in Breslau 343.
 Pöhl, Johann; Portal von — 326.
 „Polak“ 165.
 Polen in Schlesien 162; Aufstand der — von 1793 90; Aufstände der — in den Jahren 1831, 1846, 1848 93; Bräuche der — am Totensonntag 365; evangelische — 163; Propaganda der — 163, 165; Presse der — 165; — bei Reichstagswahlen 165, 166; Zahl der evangelischen — in verschiedenen Jahren 163, 167; Sagen der — 355, 359.
 Polen Königreich; Anfall von schlesischen Gebieten an das — 64; Loslösung schlesischer Gebiete vom — 62; Opitz als Hofhistoriograph des — 274; Zugehörigkeit Schlesiens zum — 29, 30, 31, 32.
 Polenfrage 160.
 Poley, Barbara; Epitaph der — 332.
 „Polnische Berufsvereinigung“ 165.
 Polnische Dorfanlagen; Namen der — in Schlesien 44.
 Polnische Juden 135.
 Polnische Kirche; Loslösung der — von der deutschen 109; Organisation der — 30.
 Polnische Landesteile Schlesiens; Einfluß der — auf die hygienische Statistik der Provinz 196.
 Polnische (Breslauer) Markt 106.
 Polnische Soldaten 162.
 „Polnische Sozialistenpartei“ 165.
 „Polnischer Bau“ des Wohnhauses auf dem Lande 390, 399.
 Polnisches Recht 40, 44, 46, 112.
 Polnisches Sprachgebiet in Schlesien 162, 371.
 Polnisches Volksschulwesen 164.
 Polnisch-Wasser, Sprachgrenze am — 371.
 Polnitz bei Freiburg; Sprachproben aus — 377, 378, 380.
 „Polturen“ 104.
 Pomerellen 16.
 Pommern, Ausfuhr von Zucker nach — 204; Christianisierung von — 109; Eroberung von — durch Polen 32.
 Pompejanische Geräte 20.
 „Popelhülle“ der Lichtenabende 388.
 „Popelmänner“ 359.
 Portale, künstlerische — 290, 292, 293, 296, 302, 305, 306, 308, 319, 326, 327, 328, 329.
 Porträtbilder als Schmuck von Bauwerken 328.
 Porträtmalerei 335, 336, 339.
 Portugal, Einfuhr von Eisenerzen aus — 209.
 Porzellanindustrie 219.
 Posamentenfabrikation 215.
 Posen 170; Ausfuhr von Zucker nach — 204; Bistum — 30; Fastnachtsspiele in — 269; Münzstätte in — 100; Rathaus in — 302.
 Posener Mittelstandskasse 161.
 Posener Schlachta 161.
 Posener Verbandsbank 166.
 Postelwitz, Mundartengrenze bei — 374.
 Pottasche, Gewinnung von — 217.
 Pradel, Volksliedersammlung von — 385.
 Prämonstratenster 36, 150, 290; Berufung der — nach Schlesien 110, 111; Bibliotheken der — 240; Chroniken der — 227.
 Präparandenanstalten 246, 247.
 Präventionsmünzen 104.
 Prätorius, Hieronymus 346.
 Prätorius, Johannes; Gefälschte Rübezahlsagen des — 358.
 Prag 170, 298, 303, 309, 311, 313, 333, 337, 338, 340; Bistum — 29; Gründung der Universität — 47, 57; Erbauung der Hofkirche in — 108.
 Prager Appellationskammer 67, 68, 70, 71.
 Prager Groschen 100.
 Prager, Johannes; Grabplatte des Augustinerabtes — 323.
 Prandauer, Josef 315.
 Prauñnih, Grabmal in — 327.
 Predigerseminar 131.
 „Predigtstühle“ 328.
 Presekla, slawischer Grenzwald der — 28, 33, 45.
 Pressela, Herzog Heinrich von — (Preßlau) 267, 343.
 Preuß, Georg 85.
 Preußen, Bodenbeschaffenheit in — 194; Einkommensteuer in — 198; Geburten und Todesfälle in — 196; Schlesiens Stellung als Provinz von — 76—84.
 „Preußen, die — vor Breslau“ von Artur Müller 282.
 Preußische Hypothekenordnung 143.
 Preußisches Edikt vom 12. Dez. 1751 98.
 Preußisches Landrecht 143, 144.
 Preußisch-österreichischer Krieg 94.
 Primkenauer Heide, Dreitgräben in der — 26.
 Primko, Herzog von Glogau 55.
 Pringsheim, Nathanael 139.
 Prinsnig, Mundartengrenze bei — 374.
 Pripolniza 360.
 Prittag, Mundartengrenze bei — 376.
 Privilegierung der schlesischen Städte 53.
 Prittweiz, Joachim Bernhard von —; Rittmeister — in der Schlacht bei Kodersdorf 88.
 Probsthain, Abergläube in — 354.
 Probsthainer Spitzberg; Schwenkfelder in der Gegend des — 125.
 Profe, Ambrosius 345.
 Progymnasien 249, 252.
 Prokopius 19, 265.
 Proletariat in Oberösterreich 199.

- Promnitz, Balthasar von — 123.
 Proskau, Sprache in — 371.
 Protestantismus in Schlesien 120 ff., 129;
 Eigenart des — 121.
 Proshau, Arnold von — 115.
 Provinzbanken, Zusammenbruch von — als
 Folgen des Kreditwesens 220.
 Provinzialfeuerversicherung 155.
 Provinzialkonsistorium 130.
 Provinziallebensversicherung 155.
 Provinzialverband der schlesischen freireli-
 giösen Gemeinden 130.
 Pruzie, Nikolaus 229.
 Przemysliden, Herzogsgelehrte der — 29.
 Przeslaus von Pogarell, Bischof von Breslau
 114, 115, 298, 323, 334.
 Przypoludnica 360.
 Psalter, älteste schlesische Handschrift des —
 228.
 Ptolemäus 19.
 Püddler, Graf — 91.
 Pulverfabrikation 218.
 Burklinje, Professor der Physiologie 256.
 Puschmann, Adam 268, 269, 270, 345.
 Puttkammer, Oberst von — in Cösel 1806 91.
 „Quargmännel“ (Zwerge) 359.
 „Quarze“ (Zwerge) 359.
 Quedlinburg, Vertrag von — 31.
 Quois, Ausbau des — 154.
 Quetsch, Kirchenmalereien in — 335.
 Querbeile der jüngeren Steinzeit 2.
 Quitschreiber, Georg 346.
 Rabbinerbildungsanstalt 138.
 Rabe, Lorenz (Laurentius Corvinus) 123, 236.
 Rachfahl 61.
 Radusch, Kreis Neumarkt, Sprachproben
 aus — 382.
 Radmeritz, Zieglersche Grabplatte in — 330.
 Räbiger, Professor der Theologie 256.
 Räthel, Heinrich 271.
 Rätselfragen 387.
 Räuscher, Urban 313.
 Ramler 277.
 Ramsauer Sattel 45.
 Ransern, Goldring von — aus der Völker-
 wanderungszeit 23.
 Raos, König der Hasdinge 22.
 Rapsölerzeugung 218.
 Raptos, König der Hasdinge 22.
 Raßtatt, Schlesische Artillerie vor — 94.
 Ratibor 33; Altar in — 331; Einkommen-
 steuer in — 198; Gegenreformation im
 Fürstentum — 127; Herzog von — 154;
 Judenverfolgung in — 135; Landgericht
 in — 146, 150; Mariensäule in — 330;
 Münzstätte in — 104; Seminar in — 246;
 Sprache in — 371.
 Rationalismus in der Theologie 255.
 Rattwitz, Dorfanlage von — 389.
 Raubmünzungen 101.
 Raubritter- und Fehdwesen in Schlesien 57,
 63, 65.
 Rauchmüller, Matthias 317, 329, 331.
 Rauden 340; Bibliothek des Klosters — 240;
 Buchbinderarbeiten aus dem Kloster — 232;
 Klosterkirche in — 293, 294.
 Raumer, Friedrich von — 255, 260, 285.
 Raupach, Ernst Benjamin Salomon 285.
 Rawitsch, evangelische Kirche in — 320.
 Realgymnasien 249.
 Realprogymnasien 249.
 Realschulen 249, 252.
 „Rebecka“, Schultromödie von Andreas Cala-
 gius 271.
 Rechtsbräuche 369, 370.
 Redon, Freiherr Friedrich Wilhelm von — 190.
 Reepschlägereien 215.
 Reformation in Schlesien 68, 69, 117, 120 bis
 126.
 Reformzeit in Schlesien 80, 81, 82.
 Regell 358.
 Regensburg 170.
 Regierungsbezirke von Schlesien 155.
 Regierungsinstantz 156.
 Reh 5.
 Rehdinge, Denkmal des Niels von — 327.
 Rehdiger, Thomas von — 232, 241.
 Rehdigersche Bibliothek 241, 242.
 Reiche, Direktor des Breslauer Elisabeth-
 gymnasiums 259.
 Reichenbach, Bürgerhäuser im neuklassischen
 Stil in — 320; Kirche in — 298, 320;
 Schlacht bei — 90; Anfänge der Weberei
 im Kreise — 177.
 Reichenberg, Martin 343.
 Reichenstein 128; Amtsgericht in — 146;
 Bergwerksbetrieb in — 101, 102, 172.
 Reichsmünzordnung von 1559 102.
 Reichstagsgebäude, Baumaterial des — 219.
 Reichstaler 106.
 Reichtal, Sprachgrenze bei — 371.
 Reihendorfer 389, 396, 397, 398.
 Reihwiesen, Sage vom Seehirten bei — 358.
 Reinecke, Karl 349.
 Reiner, Wenzel 340.
 Reintens, Kirchenhistoriker 256.
 „Reise durch Schlesien“ v. J. G. Schummel 283.
 „Reisenovellen“ von Heinrich Laube 287.
 Reisicht, Mundartengrenze bei — 377.
 „Relationen eines vornehmen preußischen
 Offiziers“ in der Schlesischen Zeitung von
 Friedrich dem Großen 238.

- Religion zur Bronzezeit 10; — zur Steinzeit 6.
 Renaissance, Baukunst der — 300—309; Bildnerei der — 326, 327, 328, 329; Dichtung der — 271, 275, 336, 337.
 Malerei der — 335.
 Renntier 1.
 Renntierzeit 1.
 Reuter, Fritz 83.
 Reval 316.
 Revolutionskriege; Schlesische Truppen in den — 92.
 Rhein, Frachtfähe auf dem — 201.
 Rheinischer Gulden 101; Wert des — 106.
 Rheinland, Baumwollspinnerei im — als Konkurrenz der schlesischen 216; Vermögensabwanderung nach dem — 200.
 Rheinland-Westfalen, Hochöfen in — 195; Jahresleistung eines Knappen in einer Steinkohlengrube in — 195; Selbstkosten der Tonne Roheisen in — 210.
 Ribisch, Heinrich 105; Bildnis des — 336; Grabdenkmal des — 302, 327; Portal am Hause des — 302.
 Richter, Donnerstagkonzerte unter Professor — in Breslau 348.
 — Ernst; Sammlung von Volksliedermelodien von — 385.
 Richthofen, Freiherr von — 154.
 Riezen bei Brieg 110.
 Rieger 105.
 Riemann 145.
 Riesengebirge 18; Abergläubische Bräuche im — 361, 362, 363, 366, 368, 369; Goethe im — 282; Haus des — 402, 430; Namenserklärung des — 356; Sagen des — 353, 358, 359; Sprache im — 375, 377, 378, 380, 382; Tracht im — 404.
 Riesenfagen 356.
 Riga, Holtei in — 285.
 Kinder als Haustiere zur Steinzeit 5; Zahl der — in Schlesien 203.
 „Ring“ in schlesischen Städten 291.
 Rinkenberg, Martin 240.
 Rinuccini 276.
 Ritscheberg bei Linden 25.
 Ritschl, Fr., Professor der Philologie 255.
 Ritter, Domherr in Breslau 241.
 Ritterrecht (jus militiale) 111.
 Rockengänge 387.
 Röder, Musikkapelle des Grafen — 346.
 — Orgelbauanstalt von — 316.
 Röders, Schlesische Reservekavallerie unter — 93.
 Römische Kaiserzeit; Geräte aus der — 20; germanische Funde aus der — 20; Kultur der — 20.
 Römische Kulturzeit, frühe — 18; Funde aus der — 19; Geräte der — 20; Gräber der — 20; Handelsweg der — 20.
 — Kulturzeit, späte — 21, 22.
 — Münzen 98.
 — Weltherrschaft 19.
 Römisches Recht 143, 144.
 Röppel, Professor der Geschichte 256, 258.
 Rösnitz, Sprachgrenze bei — 371.
 Rößler, Robert 385.
 Rogau, Einsegnung des Lüdzow'schen Freikorps in — 92.
 Roger, Julius; Sammlung oberschlesischer Volkslieder von — 386.
 Roggen, Anbau, Bedarf, Ertrag an — 202; Ausfuhr von — nach Russisch-Polen 205.
 Rohantracen als Nebenprodukt der niederschlesischen Kohlenindustrie 209.
 Rohbronze 9.
 Rohde, Breslauer Theater unter Professor — 347.
 Roheisen, Produktion von — und sein Wert 211.
 Rohnaphthalin als Nebenprodukt der niederschlesischen Kohlenindustrie 209.
 Rohinstock, Grabmal in — 327; Portal in — 327.
 Rohzink, Produktion von — 211.
 Rohzinkhütten, Zahl der — und der Arbeiter in den — 211.
 Rohzuckerindustrie 204.
 Rokoko, Baukunst in der Zeit des — 318.
 Roll, Georg 271.
 Röllenhagen 271.
 Rom, Gryphius in — 279.
 Roman, heroisch-galanter — 280.
 Romantik, Schlesiens Anteil an der — 284, 285.
 Romberg an der Weisstrich; Herrenhaus in — 320.
 Romnitz, Mundartengrenze bei — 374.
 Ronard 271, 274.
 Rosenberg, Polen im Kreise — 163; Sprache in — 371.
 Rosenkrantztafel in Breslau 334.
 Rosin, David 139.
 —, Heinrich 139.
 Roskopf, Wendel 303, 304, 306.
 Rossi, Dominico di — 311.
 Rostock 276; Bischof Sebastian von — 117, 240.
 Rosberg, Tracht in — 409.
 Roth, Johann, Bischof von Breslau 105, 117, 234, 240; Grabplatte des — 324.
 Rothe, Johann Andreas 129.
 Rothbart, Prediger — 124.

- Rothenburg, Hochzeitsbrauch in der Gegend von — 369; Mundartengrenze bei — 374; Sprache im Kreise — 371.
 Rothenburg a. d. Tauber 235.
 Rotsürben, Bilder in — 336, 339; Christusstatue in — 328; Deckenmalerei in — 337; Kanzel in — 328.
 Rottmayer von Rosenbrunn, J. M. 312, 340.
 Rudelsdorf, Altar in — 328.
 Rudolf von Habsburg 50, 54, 60.
 Rudolf II., Kaiser — 68, 69, 337.
 Rudolfsnischer Vergleich von 1590 177.
 Rübezahlf, Einführung des — in die Dichtung 276.
 Rübezahlsagen 358, 359.
 Rüderts, Gut — bei Reinerz 126.
 Rüpellomödie 279.
 Rüstern, Mundartengrenze bei — 374.
 „Rüttelweiber“ 355.
 Ruhl, Andreas 336.
 Ruhland 194.
 Ruhort, Frachthäfe von — aus 210.
 „Rummelabend“ 388.
 Rundlinge, Dorfanlage der Slawen 395, 396.
 Ruprecht, Herzog von Liegnitz 231.
 Russen in Schlesien im dritten schlesischen Kriege 89, 90.
 Russischer Feldzug Napoleons; Schlesische Truppen im — 92.
 Russisch-Polen, Holzefuhr aus — 206; Mühlenindustrie in — 205; Revolution von 1830 in — 82.
 Russland 201, 220; Ausfuhr von Kohlen nach — 208, von Webereierzeugnissen nach — 216, von Zement nach — 219; Einfuhr von Eisenerzen aus — 209, von Geflügel, Eiern und Schweinen aus — 203, von Holz aus — 206; Verlegung von Zweigfabriken nach — 210.
 Rybnik 318; Amtsgericht in — 146; Polen im Kreise — 163; Sprache in — 371.
 Saalkirche, Ausbildung des Typs der — durch Langhans 320.
 Saarau 191.
 Sabath, Mundartengrenze bei — 374.
 Sabotage bei Leobschütz, Hochzeitsbräuche in — 368.
 Sachs, Hans; Schüler des — in Breslau 268, 269, 270, 345.
 Sachsen, Ausfuhr von Kohle nach — 208; Ausfuhr von Zucker nach — 204; Ehrung von Opitz durch — 276; Einfluß von — auf die Baukunst in Schlesien 300, 301, 302, 305, 317; Erwerbungen der Kurfürsten von — in Schlesien 64, 76; Übergang der litterarischen Vorherrschaft von Schlesien an — 281.
 Sachsen-Lauenburg, Haus — 230.
 Sachsenrecht, gemeines — (jus Saxonicum commune) 143, 144.
 Sachsen-Spiegel 56, 143.
 Sacrau, Gräber aus der spätromischen Zeit bei — 21, 22.
 Säbisch, Valentin von — 308, 309.
 —, Albrecht von — 310.
 Säde, Herstellung von — 215.
 Säkularisation der Klöster 1810 119, 239, 240.
 Säuglingssterblichkeit 196.
 Sagan 173, 194, 271; Anfall des Herzogtums — an das Haus Wettin 64; auswärtige Strafklammer in — 148; Bergkirche in — 298; Erwerbung von — durch Ferdinand I. 68; Gnadenkirche in — 128, 317; Münzstätte in — 100, 104; Mundartengrenze bei — 374; Musikpflege in — im 14. Jahrhundert 343; Verleihung von — an Wallenstein 72; Augustiner-Chorherrenstift in — 240.
 Sagen 352–360.
 Sagschütz bei Leuthen 88.
 Salesianerkloster bei Oświno 164.
 Sallet, Friedrich von — 287.
 Salpetersäure, Herstellung von — 217.
 Salzbrunn, Tracht in der Gegend von — 408.
 Salze, Gewinnung von — 218.
 Salzsäure, Herstellung von — 217.
 Samo, Slawenreich des — 28.
 „Samson“, erste Aufführung des — in Breslau 349.
 Sandboden, Verteilung des — in Preußen und Schlesien 194.
 Sandinsel in Breslau 291.
 Sandkirche in Breslau 295, 297, 311; Bilder in der — 394; Bildhauerarbeiten in der — 325, 330, 332; Tympanon in der — 322.
 Sandsteinindustrie 219.
 Sandstift in Breslau 243; Pflege der Musik im — 343, 344.
 Sanicula 389.
 Sankt Marienberg in Meißen 308.
 „Sara Sampson“ 275.
 Sauer, Stanislaus, Grabsfel des Kanonikus — 302.
 Sauerland, Philipp 339.
 Sauermann, Konrad 102.
 v. Saurma 99.
 Scanzi, Giacomo 339.
 Schadow, Gottfried 232.
 Schäfer, Dietrich, Professor der Geschichte 258.
 „Schäfer, der getreue“ von Guarini 278.
 Schäfferroman, Förderung des — durch Opitz 276.
 Schäffer, Julius 350.
 „Schäfferey von der Nimsen Hercinie“ von Opitz 276.

- Schafe, Zahl der — in Schlesien 203; — als Haustiere in der Steinzeit 5; Aufschwung der — Zucht 188.
- Schaffgotisch, Dichtungen auf das Haus — 276, 283; Majoratsbibliothek der Grafen — 244, 245; Musikkapelle des Grafen —, Bischof von Breslau 346; Schloß des Grafen — 184.
- Schaffgotisch, Hans, Ulrich von — 72, 127, 276.
- Schall, Joseph 339.
- Schall, Karl 239, 286, 350.
- Scharffenberg, Druckerei von — 237.
- v. Scharnhorst 92, 255; Reformen des Generals — in Schlesien 81.
- Schahel, Baumeister — 315.
- Schahagen 357.
- Schaubenstrohdach 391.
- Schaumünzen 102, 104.
- Schedlau, Kreis Falkenberg, Altar in — 328.
- Scheffler, Felix, Anton 314, 316, 338, 340.
- Scheffler, Johann 277, 278, 279.
- Scheffler, Thomas 340.
- Scheidelwitz, Kreis Brieg; Christuskopf in — 336.
- Scheiga, Aberglaube an die — in Oberschlesien 355.
- Schenkendorf, Max von — 184, 284.
- Scherf 99.
- Scherffenstein, Wenzel Scherffer von — 279.
- Schertendorf bei Grünberg, Giebelvorhallenhaus in — 400.
- Schertendorf, Mundartengrenze bei — 376.
- Schieferbeliebung der Hauswände 391.
- Schiffahrtsperiode der Oder 201.
- Schiffbau 212.
- Schill, Ferdinand von — 91.
- Schiller, Friedrich von — 282.
- Schillersdorf, Sprachgrenze — 371.
- Schilling, Grabmal des Daniel — 327.
- Schimmelreiter 352, 365, 388.
- Schindeldach 391.
- Schinkel, Karl, Friedrich 321.
- Schlachta 34, 35, 111.
- Schlädenwerth 230, 266; Kodek von — 230, 231.
- Schlaftringe der slawischen Kulturzeit 23.
- Schlanci, Sprache in — 371.
- Schlangen, Bedeutung der — im Aberglauben 360.
- Schlegel, A. W. 283, 284.
- Schleiermacher, Gottlieb 129, 284.
- „Schlesien“ von Schroller 400.
- „Schlesien, das befreite“ von Chr. Gottlob Stödel 282.
- Schlesien, Besiedlung von — durch deutsche Kolonisten 291, 371, 372; Bevölkerung von — 196, 197; Bodenbeschaffenheit in — 194, 195, 196; — unter Matthias Corvinus 62, 63, 64; — als deutsches Lehen 50, 54; — im Dreißigjährigen Kriege 71, 72; — nach dem Dreißigjährigen Kriege 71, 72, 73, 74, 75; — unter Ferdinand I. 65, 66, 67, 68; Forderungen von — an den Staat für die Zukunft 222, 223; — unter Friedrich dem Großen 76, 77, 78; geographisch-politische Lage von — 200, 201; Kriege Friedrichs des Großen um — 85, 86, 87, 88, 89, 90; — als Kriegsschauplatz des Befreiungskrieges 91, 92, 93; Kulturbedürfnis von — 198, 199; — unter den Luxemburgern 55; politisches Leben in — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 82, 83, 84; Reformation in — 68, 69; Reformzeit in — 80, 81, 82; — unter Rudolf II. 69, 70; Slawen in — 23, 27, 265, 370, 371, 394, 395; Sprachgebiete in — 370, 371, 372, 373; Ursprung des Namens von — 265; — als Vorposten des Deutschtums 197; — unter Vladyslaw 64, 65.
- „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie“ von A. Kahlert 287.
- „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ von Vogt 387.
- „Schlesiens Vorzeit“, Zeitschrift — 262.
- Schlesier, die — und der altpreußische Staat 78, 79, 80; körperliche und geistige Eigenschaften der — 196, 197, 198; Ende des Partikularismus der — 81, 82; Mundartliche Eigentümlichkeiten der gebildeten — 383, 384; Zug der — nach außerschlesischen Großstädten 221, 222.
- Schlesiertal, Talsperre im — 154.
- „Schlesische Anthologie“ von R. F. Leutner 283.
- Dichterschulen 121, 271, 275, 278, 279.
- Friedrich-Wilhelms-Universität 284, vergl. Universität.
- gelehrte Gesellschaften und Vereine 259 bis 262.
- Gesamtstände 62, 63, 65, 73, 76.
- Gesellschaft für vaterländische Kultur 259, 260, 350; Bibliothek der — 244.
- Gesellschaft für Volkskunde 261, 351, 385.
- Kunst 290 ff.
- „Landschaft“ 155 ff.
- Missionstonferenz 130.
- „Provinzialblätter“ 80, 283.
- „Schlesische Truppen in den Freiheitskriegen 92, 93; — von 1815—1866 93, 94; — im Kriege 1866 94; — im Deutsch-französischen Kriege 94, 95.
- Schlesische Volkskunde 351 ff.
- „Zeitung“ 238, 239.
- Schlesischer Altertumsverein 26.
- Geschichtsverein 260, 261.
- Krieg; erster, zweiter, dritter — 85, 86, 87, 88, 89, 90; Rechtsverhältnisse nach dem ersten und dritten — 143.

- „Schlesischer Nouvelles-Courier“ 238.
 — Taler 102, Wert des — 106.
 Schlesisches Auenrecht 144.
 — Dorf und schlesische Tracht 394ff.
 „Schlesisches Himmelreich“ 388.
 Schlesisches Landrecht 56.
 — Museum der bildenden Künste 262.
 — Museum für Kunstgewerbe und Altertümern 262, 290, 325, 333, 334, 339, 407.
 — Provinzialrecht 144.
 — Tonkünstlerlexikon von Kožmalý und Carlo 342.
 — Tracht 404—409.
 „Schmagostern“ 365, 366.
 Schmalkalder Krieg 177; Folgen des — für Schlesien 67, 68.
 Schmeidler, Karl, Gottlieb 339.
 Schmidt, Julian 288.
 Schmidt, Niels 333.
 Schmidt, Pet. 336.
 Schmiedeberg 172, Magneteisenerze bei — 195; Sage vom Eisenerbergwerk bei — 357; Teppichfabrik in — 217; Wandmalereien in der Kirche von — 334; evangelische Kirche in — 320.
 Schmiegrode bei Trachenberg, Sprachproben aus — 377, 379, 381.
 Schmogau 110.
 Schmold, Benjamin 120, 121, 129.
 Schmuckfächern der Bronzezeit 10; — der Eisenzeit 15; — der slawischen Zeit 23, 24, 26; — der spätromischen Zeit 21; — der Steinzeit 6, 8.
 Schnabel, Joseph, Ignaz 344, 348, 349, 350.
 Schneeloppe, Körner auf der — 283.
 Schneider, Hans — von Lindau 336.
 Schnitzarbeiten des älteren Steinalters 1.
 Schöffengerichte an Amtsgerichten 145.
 Schöffer, Peter, Buchdruckerei des — 234.
 Schönberg, Lauben vor Häusern in — 309.
 Schönau 333, Grabmal in — 324; Altar in — 326; Wandmalerei in — 334.
 Schönberg, Hans von — 240.
 Schönborn, „Das Pronomen in der schlesischen Mundart“ von — 384.
 Schönborn, Nikolaus, Abt in Breslau 343.
 Schönemann, Operntruppe von — 347.
 Schönhof in Görlitz 304, 305.
 Schönig, 10. Grenadiere unter Oberst — 95.
 Schönwald, Sprache in — 371, 372, 373; Tracht in — 409.
 Schokoladenfabrikation 221.
 Scholz, Bernhard 349.
 Scholz, Oskar 386, 387; Trachtensammlung von — 406; Volksliedersammlung von — 385.
 Schoppinič, Zinzerze bei — 195.
 „Schoßad“ 105.
 Schremmer, W.; Volksliedersammlung aus dem Eulengebirge von — 385.
 Schreyvogelsches Haus in Breslau 313.
 Schriftsprache, Förderung der — durch Opitz 274, 275.
 Schriftwesen 227—233.
 Schrollert 400.
 Schrottholzbau 390, 399, 400, 402.
 Schrottholzkirchen 337.
 Schubert, Julianne 283.
 Schuch, Operntruppe von — 347.
 Schüler an höheren Schulen, Zahl und Verteilung der — 250; Konfession der — 251, 252; Verhältnis der Zahl der — in den 3 oberen Klassen zur Gesamtfrequenz 252.
 Schüli, Heinrich 276.
 Schuhfabrikation 217.
 Schulaufsichtsgesetz 161.
 Schulenburg, Kavallerie unter — in der Schlacht bei Mollwitz 86.
 Schulgründungen im Mittelalter 47.
 Schulhausbau auf dem Lande 248.
 Schulkinder, Zahl der — der Volkschulen 246, 247, 248; Ausgaben der Stadt Breslau für ein — 247.
 Schulkomödien 270, 271.
 Schulpolitik in Oberschlesien 165.
 Schulte, Wilhelm 36, 45.
 Schulz, A. 99.
 Schulz, Georg, der Jüngere 339.
 Schulunterricht, erster — in Klöstern 227.
 Schulwesen Schlesiens 246—253; höheres — 249, 250, 252; Gefahren für das höhere — 253.
 Schulz, David, Professor der evangelischen Theologie 255.
 Schulzenhufe 51.
 Schummel, Johann, Gottlieb 283, 350.
 Schwarz, Buchdrucker — 135.
 „Schwarze Erde“ in Mittelschlesien 171, Bedeutung der — zur Steinzeit 4.
 Schwarzkollm, Sprache in — 371.
 Schwarzkünstler in der Volksfrage 357.
 Schwarzwasser, Mundartengrenze am — 374.
 Schweden, Ausfuhr von Tuchen nach — 217; Einfuhr von Eisenerzen aus — 209.
 Schwedler, Pfarrer — 129.
 Schwedenschanzen 25.
 Schwefelammoniak, Produktion von — und ihr Wert 209.
 Schwefelsäure 211, 212, 217.
 Schweidnitz 177, 319; Altar in — 326; Befestigung von — durch Friedrich den Großen 88; Bildhauerarbeiten in — 325; Bronzefunde bei — 13; Einfommensteuer in — 198; Einnahme von — durch Laudon 90; Epitaph in — 337;

- Ereignisse vom 31. Juli 1848 in — 84; Erwerbung des Fürstentums — durch Karl IV. 61; Friedenskirche in — 121, 127, 128, 129, 309, 310; Grabmal des Boleslaus von — 324; Handel im Mittelalter in — 171; Jesuiten in — 310; Judenfriedhof in — 134; Judenprivilegien in — 133; Judenverfolgung in — 135; Kapitulation von — im 3. schlesischen Kriege 88, 89; — im Kriege von 1806 91; Landgericht in — 146; Maler in — 333; Münzprägung in — 100, 104; Münzstätte in — 99; Rathaus in — 314; Seminar in — 247; Schwendfelder in — 125.
 Schweidnitzer Anger in Breslau 136.
 Schweidnitz-Jauer, Verleihung des Fürstentums — an den österreichischen Thronfolger 72.
 Schweine als Haustiere in der Steinzeit 5; Zahl der — in Schlesien 203; Einführung der Zucht von — 182.
 Schweinichen, Hans von —, Tagebuch des — 267.
 —, Johann von, Grabmal des — 330.
 Schweinschädel, Gefecht bei — 94.
 Schweiz 301; Ausfuhr von Tonerdern nach der — 218; Ausfuhr von Webereierzeugnissen nach der — 215, 217.
 Schweizer Richtung in der Dichtkunst gegen die Leipziger 281.
 Schwendfeld, Caspar 125, 126; Druck der Schriften des — in Breslau 237.
 „Schwendfelder, die —“ von Fedor Sommer 282.
 Schwendfeldertum 125, 126.
 Schwerin, Regierungspräsident von — in Oppeln 155; General — bei Mollwitz 86; — im 3. schlesischen Kriege 88.
 Schwerter der Bronzezeit 10, 11, 13, 14; — der Eisenzeit 15.
 Schwiebus unter dem Hause Luxemburg 373.
 Schwurgerichte 148, 149.
 Scriptores Rerum Silesiacarum 261.
 Scultetus, Andreas 276, 277.
 Sebastiani 318, 340, 341.
 Sechskreuzerstücke 104.
 Sechsstädtebund der Oberlausitz 128.
 Sedlnitzky, Graf von — 131.
 Seehirt, Sage vom — 358.
 Seelenglaube 353, 354, 355.
 Seelenwanderung 354.
 Segel, Anfertigung von — 215.
 Segen, geschriebene und gesprochene — als Zaubermittel 361, 362, 363.
 Seger, E. 105.
 Scherr-Thoß, Freiherr von — 155.
 Sehring 158.
 Seidenpinnerei, Zahl der Arbeiter und der Betriebe in der — 214.
 Seidenweberei 213, 214.
 Seidorf, Kreis Hirschberg, Glöckensage in — 360; Hochzeitsbräuche in — 368; Sommersonntagsbrauch in — 365; Sprachproben aus — 377, 378, 380, 382, 386, 388.
 Seifensfabrikation 218.
 Seifersdorf bei Falkenberg; Sprachgrenze bei — 371.
 Seifersholz, Mundartengrenze bei — 376.
 Seilerei 215.
 Seitsch, Kirchenmalerei in — 340.
 Seltfabrikation 203.
 Seminare für Volkschullehrer 246, 247, 248; wissenschaftliche — für Mädchen 248.
 Senate, gerichtliche — 149.
 Serapionsbrüder 284.
 Serpentin als Material zu Steinwerkzeugen 4.
 Severin, Anfall von — an Polen 64.
 Seyda 164, 165.
 Seydlitz, Friedrich, Wilhelm von —; General — als Inspekteur der Kavallerie in Schlesien 90; Grab des Generals — in Schlesien 95.
 Seydlitz, Julius, Ernst von — 129.
 Segezko, Rastellanei — 35.
 Sgraffiti 301, 307, 335.
 Sibirien, schlesische Schiffe in — 212.
 Sibyllenort 184.
 Sicherheitsnadeln zur Bronzezeit 10.
 Sidney, Philipp 276.
 Siebigt, Professor — 350.
 Siegendorf, Mundartengrenze bei — 374.
 Siegert, Gottlieb 349.
 Siegwiß, Joh. Alb. 314, 315, 318, 329, 331, 332.
 Sigismund, König von Ungarn 57, 60.
 Signaturen, erster Versuch von — im Buchdruck 233.
 Signo, Baumeister — 315.
 Silber 172, Schalt der Bleierze in Oberschlesien an — 196; Produktion an — 212.
 Silberberg 128, Verteidigung von — 1806 91.
 Silbergefäß der spätromischen Zeit 22.
 Silbergroschen 103, 104, 105; Wert des — 106.
 Silenzane, Gau — zur Slawenzeit 28.
 Silenzi 27.
 Silesius, Angelus 277, 278.
 Silinger 18, 22, 27, 265.
 Sinapius 99.
 Singakademie in Breslau 349, 350.
 „Singe Buch“ in der Stadtbibliothek zu Breslau 269.
 Singschulen 268, 269.
 Singschwan 265.
 Sitte und Brauch 360—370.
 Staliz, Gefecht bei — 94.

- Skandinavien, Urbewohner von — 19; Ausfuhr von Webereierzeugnissen nach — 215, 217.
 „Skarbnik“ 359.
 Skeyde, Konsistorialrat — 350.
 Slawen, Eindringen der — in Schlesien 23, 27, 394; Verdrängung der — aus Schlesien 265; Sprachgebiet der — in Schlesien 370, 371.
 Slawenzeit Schlesiens, Ackerbau zur — 33; Befestigungen der — 25, 26, 28; Bestattungsgebräuche zur — 23; Dorfanlagen der — 25, 28; Funde aus der — 24; Gefäße der — 23; Geschichte der — 27—36; Handel zur — 26, 33; kirchliche Verhältnisse zur — 111; Kultur der — 23, 24, 25, 33; politische Verhältnisse der — 28; Schmuck in der — 24; Silberfunde aus der — 26, soziale Verhältnisse in der — 34.
 Slawenzeit, Tod des Fürsten Hohenlohe in — 96.
 „Slez“ 18.
 „Smierć“ 359.
 „Smiertniza“ 359.
 Smigrod 45.
 „Smyrnateppiche“ aus Schmiedeberg 217.
 Soda 217.
 „Sofiens Reise von Memel nach Sachsen“ von J. C. Hermes 282.
 Sohrau, Sprache in — 371.
 Soldatenlieder 385, 386.
 Soliman der Prächtige 290.
 „Soll und Haben“ von Freytag 222, 288, 289.
 Sommer, Fedor 281.
 Sommerfeld, Erwerbung von — durch die Hohenzollern 64.
 „Sommernachtstraum“ 279.
 Sommersonntag, Bräuche am — 365.
 Sonnenberg bei Grottkau; Sprachgrenze bei — 371.
 Sonnenverehrung zur Bronzezeit 75.
 Sorben, Sprachgebiet der — in Schlesien 371.
 Sozialdemokratie in Oberschlesien 167.
 Soziale Fürsorge 220.
 v. Spätgen, Grabmal des Geheimsekretärs — 330.
 Spanien, Einfuhr von Eisenerzen aus — 209.
 Spanwerkzeuge der Steinzeit 4.
 Sparkassenwesen 157.
 Speerspitzen der Bronzezeit 11.
 Speichergebäude des Bauernhofes im schlesischen Tieflande 401.
 Spenserstanze, Einführung der — in die Poesie 286.
 „Spilladrulle“ 355, 388.
 Spindeln, Zahl der — in der Leinenindustrie 215.
 Spindler, Karl 286.
 Spinnabende 387, 388.
 Spinnereien 213, 214.
 Spinnstoffe, Zubereitung von — 214; Bleichelei, Färberei, Druckerei, Appretur der — 215.
 Spinnwirtel aus der jüngeren Steinzeit 5.
 Spiritusbrennereien 204, 205, 218.
 Spitigniew, Herzog von Böhmen 29.
 Spülensfabrikation 215, 216.
 Sprache und Dichtung 370—388.
 Sprachgebiete in Schlesien 370, 371.
 Sprachgesellschaften 272.
 Spranger, Bartholomäus 337.
 Sprottau 173, 287, 288; Hochzeitsbräuche in — 368; Kirche in — 298; Münzstätte in — 100; Mundartengrenze bei — 374.
 Sprottauer Heide, Dreigräben in der — 26.
 Spruchbänder mittelalterlicher Bucheinbände 232.
 Spülgeschichten 352, 353.
 Staatsanwaltschaft 149.
 Staatsarchiv, Portal des — in Breslau 302.
 Staatskirchentum, vorreformatorisches — 116.
 „Staatschule“ 156.
 Stadtbibliothek in Breslau 232, 242, 269, 345, 350.
 Stadtpfeiferei in Breslau 345.
 Städte, schlesische — 178, 179, 180, 188; älteres Bild der — 198; Befestigung der — 42; Gründung der — 41, 45, 169, 291, 292; Grundplan der — 41, 42; Lage der neugegründeten — 42; Mundart in den — 383; soziale Stellung der Bewohner der — zur Gründungszeit 42; Verwaltung der — zur Gründungszeit 43; Verwaltungsgebiet der — 159; Vorrechte der — zur Gründungszeit 43; Wirtschaftlicher Gegenzug der zum Lande 176, 177; Wirtschaftsleben der — im Mittelalter 170, 171, 172, 173.
 Städteordnung von 1808 159, 161; friderizianische — 161.
 Städtewappen, Vorläufer der — 99.
 Stägemann, Fr. August von — 284.
 Stärkefabrikation 218.
 Stahlformguß, Produktion von — 211.
 Stammundarten, schlesische — 374, 375, 376, 377.
 Standesgericht, adliges — 172.
 Stanniolfabrikation 221.
 Stapelrecht 43.
 Staphylea pinata 389.
 Statua synodalia episcoporum Vratislavien-sium 233.
 Staub, Hermann 139.
 Steffens, Henrik 255, 284.

- Stein, erster Präsident der Gesellschaft für vaterländische Kultur 260.
 —, Barthel 123, 301.
 —, Charlotte von — 260.
 —, Freiherr von — 92, 284; Reformen des — in Schlesien 81, 187.
 —, Georg von — 63.
 Steinalter in Schlesien 1; Aussicht auf Funde aus dem älteren — 2.
 Steinau 240, 283, 291; Bildhauerarbeiten in — 326; Münzstätte in — 100.
 —, Herzog von — als böhmischer Lehnsmann 55.
 Steinbauten, erste — in Schlesien 290.
 Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung; die Juden und die — 137.
 Steinkirche 49.
 Steinkohle, Beschaffenheit der schlesischen — 195; Destillationsprodukte der — 208, 218.
 Steinkohlenbriketts 209.
 Steinkohlenlager, schlesische —; Ausdehnung und Erschöpfungszeit der — 195; Möglichkeit steigender Ausbeute der — 200.
 Steinmeß, General von — 94, 96.
 —, Heinrich 236.
 Stein- und Zementindustrie 219.
 Steinwerkzeuge 2.
 Steinzeit, jüngere — 2; Ansiedlungen der — 4, 5; Funde aus der — 3, 7; Gefäße und Gerätschaften der — 2, 4, 6, 8; Gräber der — 6, 8; Haustiere der — 5; Kultur der — 2; Menschenrassen der — 7, 8.
 Stenzel, Gustav Adolf H. 33, 260, 261.
 Stephan, Gottlob 282.
 Sterblichkeit in Schlesien 196.
 Sternwarte der Universität Breslau 314, 329.
 Sterzendorf, Sprache in — 371.
 „Stetewalt“ 359.
 Stettin, Frachtfäße nach — 210.
 Steuern, Einrichtung von — in Schlesien 67, 74.
 Stidereien 215.
 Stille, Reiterangriff von — in der Schlacht von Hohenfriedeberg 87.
 Stislaw, Heinrich 240.
 Stockholm, Katharinenkirche in — 316.
 Stödel, Christian Gottlieb 282.
 Stolzmüh, Sprachgrenze bei — 371.
 Stoppe, Daniel 281.
 Stord, Wilhelm 267.
 Stosch, Graf von — 154; Grabdenkmäler der Familie — 327.
 Stosz, Veit; Altar von — in Schweidnitz 326.
 Strachwitz, Graf Moritz von — 287.
 —, Mundartengrenze bei — 377.
 Strahowski, Bartholomäus 341.
 Strans, Mundartengrenze bei — 374.
 Straßburg, Angelus Silesius in — 277; erste Ausgabe der Gedichte des M. Opiz in — 272.
 Straßendorfer der Slawen 395, 396.
 Straupitz bei Liegnitz 285.
 Straußenei, Sprache in — 371.
 Strehlen 171; Friedrich der Große auf der Revue bei — 90; Lager Friedrichs des Großen bei — 88; Orgelprospekt in — 332.
 Strehlitz, Wandmalereien in — 335.
 Streichgarnspinnereien 216.
 Streit, Karl, Konrad 282; das Breslauer Theater unter — 347.
 Strelno, Prämonstratenerkloster in — 290.
 Striegau 191, 280, 281; Karmeliterkloster in — 333; Kirche in — 296, 320, 322, 323; Münzstätte in — 103; Sagen in der Gegend von — 352.
 Striegauer Wasser 87.
 Stridereien 215.
 Strobel, Bartholomäus 336.
 Strohutfabrikation 217.
 Strohstofffabriken, Zahl der — und Zahl der Arbeiter in den — 206.
 Strompaß von Militz 170.
 Strumpfwirkereien 215.
 Struse, Mundartengrenze bei — 374.
 „Strzyga“ 355.
 Studienanstalten für Mädchen 248.
 Stoffolusttechnik 314.
 Stuttgart, Wedherlin am Hofe zu — 271.
 Subella 352.
 Subsidiäres Recht 143.
 Süddeutschland 301; Ausfuhr von Kohle nach — 208.
 Summa Pisani 233.
 „Suzanna“ von A. Calagius 271.
 Svarez, Johann Gottlieb 151.
 Swatopluk, mährisches Reich des — 28.
 Syndikat der Eisenindustrie 210; — der Zementindustrie 219.
 Synodale Verfassung der evangelischen Kirche 130.
 Szafranek, Pfarrer 164.
 „Szarlin“ 359.
 Szobolezje, Kastellanei — 35.
 Tacitus 18.
 Tafelfichte, Mundartengrenze an der — 374.
 Tafelmalerei des Barock 337, 338, 339; — der Gotik 332, 333, 334; — der Renaissance 335, 336, 337.
 Tagwahl, abergläubische — 362, 363.
 Talande (August Bohse) 280.
 Taler 102; schlesischer — 102, 104.
 Falkenstein, Grabmal des Christoph von — 324.

- Talmudstudium 138.
 Talsperren 154.
 Tanzlieder, schleifische — 386.
 Tarife 200, 201, 206, 208, 211, 218, 220, 223.
 Tarkau, Sprachgebiet um — 371.
 Tarnowitz, Aberglauben in — 352; Bergbau in — 172; Sprache in — 371.
 Tartaren schanzen 25.
 Tartarenschlacht bei Liegnitz 266, 291.
 Taschentücher, Fabrikation von — 215.
 Tauchen, Fisch — 323.
 Tauenhien; Denkmal von — in Breslau 321, 332; — als Inspekteur der Infanterie in Schlesien 90; sein Tod 95; Verteidigung Breslaus durch — 90.
 Tausch, Jesuitenlaienbruder Christoph — 312, 331.
 Tauschhandel in slawischer Zeit 26.
 Technik und wirtschaftliche Kultur 193.
 Technische Hochschule in Breslau, Bibliothek der — 244; Aufgaben und Ziele der — für Schlesien 197.
 Teer, Produktion von — in der niederschlesischen Kohlenindustrie 208, 209.
 „Telemaque“, Übersetzung des — durch Benjamin Neulitz 280.
 Tendenzmünzen 98.
 Tentschel, Mundartengrenze bei — 374.
 Teppichfabrikation 214, 217.
 Teschen 33, 35; Abtrennung des Herzogtums — von Schlesien 76, 143; Gnadenkirche in — 135; Herzog von — 70, 102; Judengemeinde in — 135; Münzstätte in — 99, 102.
 Tescin, Kastellanei — 35.
 Testamentslied Friedrich des Großen 386.
 Teufel und Aberglaube 356, 357.
 Teufelssteine 358.
 Textilberufsgenossenschaften 213.
 Textilindustrie 203, 212; Anzahl, Art und Umfang der Betriebe in der — 213, 214, 215; Arbeiter- und Lohnverhältnisse in der — 213, 214, 215; Entstehung der modernen — 190; Hausindustrielle in der — 213; Maschinen für die — 212; Transportkosten in der — 200.
 Textilkunst zur Steinzeit 5.
 Textilsexfabrikation 206.
 Thaer, Lehre von der Fruchtwechselwirtschaft von — 187.
 Theater in Breslau 347.
 Theiner, Professor der kath. Theologie 255.
 Theologische Fakultät der Universität Breslau 255, 256, 258.
 Thiels „Jägerlied“ 283.
 Thiemendorf, Altar in — 326.
 Thietmar, Chronist — 18, 30.
 Thilo, Maler G. A. — 339.
 Thomas I., Bischof — 52, 53, 113.
 — II., Bischof — 51, 52, 114.
 Thomaschlaide, Verwendung der — 217.
 Thorn 171; Martin Opitz in — 274.
 Thraukischer Volksstamm 16.
 Thüringen, schleifische Einwanderer aus — 227, 291, 371.
 Thüringisch-sächsische Malerschule 228.
 Tieck, Ludwig 261.
 Tieflandhaus 399; mittelschlesisches — 400; niederschlesisches — 400; oberschlesisches — 401.
 Tierdämone, Glaube an — in Schlesien 360.
 Tiktin, R. Abraham — 137.
 — Salomon 138.
 Tilsiter Friede 80, 91.
 Tischlicher, Fabrikation von — 215.
 Titz, Johann Peter — 276.
 Tobitschau, Gefecht bei — 94.
 Tokay Hegyalja, Trachytkette des — 4.
 Tonboden, Verbreitung des — in Preußen und Schlesien 194.
 Tonerde, Herstellung und Ausfuhr reiner — 218.
 Tonfiguren, steinzeitliche — 6.
 Tongefäße; — der älteren Bronzezeit 9, 12; — der jüngeren Bronzezeit 13; — der Eisenzeit 13; — der Steinzeit 5, 6.
 „Tonkünstler Schlesiens“ von C. J. A. Hoffmann 342.
 Tonwarenfabrikation 218; Material für die niederschlesische — 195.
 Torfmoore, steinzeitliche Funde in dänischen — 2.
 Torgau 276.
 Totenbräuche, schleifische — 369; — zur Steinzeit 6; — zur Bronzezeit 10; — zur Eisenzeit 17, 18; — zur slawischen Zeit 23, 24.
 „Totenkränze“ von Christian von Gedlik 286.
 Totensonntag, Bräuche am — 365.
 Trachenberg, Gründung von — 45; Münzstätte in — 100; Verleihung der Herrschaft — an den Grafen Hatzfeldt 72.
 Trachten; Entwicklung der bäuerlichen — 404; oberschlesisch-polnische — 409; — um Breslau 408; — im Kreise Buna 406; — im Kreise Grünberg 405; — im Kreise Jauer 406, 407; — im Kreise Löwenberg 406; — um Neiße 408; — um Oppeln 408.
 Transportverhältnisse in der Eisenindustrie 210; — im Holzhandel 206; — für Kohlenversand 207; — für Rohmaterialien und Fertigprodukte 200; — für Schwefelsäure 211.
 Transaktionsystem, militärisches — 93.
 Traube, Ludwig 139.
 Trebnitz 133; Bodenqualität im Kreise — 194; Grabmal der heiligen Hedwig in — 323;

- Kanzel der Stiftskirche in — 332; Kirchenbilder in — 338; Klosterkirche in — 292, 294, 297, ihr Umbau im Barockstil 311; Münzstätte in — 100; Polen im Kreise — 163; Bisterzienserinnenkloster in — 48, 114, 228, 229, 266, 267, 291.
- Trebowane, slawischer Gau — 28.
- Treiber, Martin, Orgel von — 343.
- Trentzhiner Vertrag 55.
- Treu, Daniel Gottlieb — 347.
- Triebusch, Altar in — 328.
- Trienter Konzil 117.
- Triller, Opithausgabe v. Daniel Wilhelm — 281.
- Trinkspiritus, Verbrauch an — 205.
- Troilo, Bibliothek des Franz Gottfried von — auf Lessot 230.
- Troppau 313; Abtrennung des Fürstentum — von Schlesien 76, 143; Belehnung des Fürsten von Lichtenstein mit — 70; Jüdenfriedhof in — 134; Jüdenverfolgung in — 135; Münzstätte in — 102.
- „Trostgedichte im Widerwertigkeit des Krieges“ von Opitz 273.
- Trohendorf, Valentin 123, 126.
- Tzebiatowski 165.
- v. Tschammer und Quaritz 155; Wappenschild der Familie — 99.
- Tschampel, Dialettdichter Heinrich — 385.
- Tschäferslieder 386.
- Tschechen, Sprachgebiet der — in Schlesien 371.
- Tschechisches Haus 403.
- Tscherbenei, Sprache in — 371.
- Tschermine, Tschechenansiedlung in — 371.
- „Tschernebog“ 359.
- Tscherning, Andreas — 276.
- Tschingischam 48.
- Tschirnau, Grabmal in — 327.
- Tuberkulose in Schlesien 196.
- Tuchmanufaktur 189.
- Tuchweberei in Schlesien 171, 179, 217.
- Tuczel, Kapellmeister Franz — 347.
- v. Tümpeling, 6. Korps unter General — 187094.
- Türkenkriege 173.
- Turn- (Sokol) Verein, polnischer — 165.
- Turzo, Johann — Bischof von Breslau 105, 117, 336; Grabmal des — 303.
- Twenger, Johann 336.
- „Tygodnik katolicki“ 165.
- „Tympfe“ 105.
- Typhusepidemie in Oberschlesien 187.
- Überlandzentralen, ihre Bedeutung für die Landwirtschaft 154, 203.
- Ahland, Ludwig 275.
- Ahrenfabriken, Freiburger — 206.
- Ujest, Amtsgericht in — 146; Gründung von — 44; Sprache in — 371.
- Ullersdorf, Kirchenmalerei in — 340.
- Ultramarinfarbenerzeugung 218.
- Unfallversicherung 155.
- Ungarn 6, 13; Handelsstraßen nach — 170; Holzeinfuhr aus — 206; Schlesien unter den Königen von — 60, 62, 63, 64.
- Ungarische Münzstätte 101.
- Ungarischer Pfennig 101.
- Universität in Breslau 254ff.; Anteil der — an den Freiheitskriegen 255; Anteil der — an den politischen Bewegungen 1848 256; Anteil der — an der Litteratur 284, 285, 288; Aula Leopoldina der — 314, 330, 339, 340, 348; Bau des Gebäudes der — 314; Entwicklung der — nach 1871 257; Entwicklung der Fakultäten an der — 255, 256, 257, 258; Frequenz der — 257; Gründung der — 236, 254; Malereien in der — 316, 317, 339, 340; Musiksaal der — 314, 340; Portal der — 329; Treppenhaus der — 340.
- Universitätsbibliothek in Breslau 242—244, 295; Hoffmann von Fallersleben als Kustos der — 288; Unterholzner als Bibliothekar an der — 241, 256.
- „Unpolitische Lieder“ von Hoffmann von Fallersleben 288.
- Unproduktives Land in Preußen und Schlesien 194.
- „Unterrichtshilfe“, polnischer Verein — 165.
- Untersuchungsrichter 147.
- Ur 5.
- Urban IV. 48.
- Arbansky, Alabasterreliefs von — 332; Statue des heiligen Nepomuk von — 330.
- Argeschichte Schlesiens 1—27.
- Urkundenwesen in Schlesien 47.
- Urkundlich beglaubigte Geschichte Schlesiens 1.
- Ursinus, Zacharias 126.
- Urnenfriedhöfe 10, 12.
- Ursulinerinnenkloster in Breslau 313.
- „Utopliec“, 359.
- „Wagabunden“ von Holtei 286.
- Valan, Kastellanei — 35.
- Valentin, Gabr. 139.
- Valerius Maximus, Handschrift des — in Breslau 242.
- „Vater der deutschen Poesie“ als Beiname von Opitz 274.
- Vauchamps, schlesische Schützen bei — 1813 93.
- van der Velde, Franz — 286.
- Venedig, Dogenpalast in — 302; Gryphius in — 279.
- Venediger im schlesischen Gebirge, Erzählung von den — 357.

- „Venusmännchen“ 359.
 „Verein für Geschichte der bildenden Künste“ 262.
 „Verein für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens“ 261.
 „Verein für Geschichte Schlesiens“ 260, 261.
 „Verein zur Pflege jüdischer Geschichte und Litteratur“ 138.
 „Verein junger polnischer Kaufleute“ 166.
 „Verein für klassische Kirchenmusik“ 349.
 „Verein für das Museum schlesischer Altertümer“ 261, 262.
 „Verein zur Pflege des deutschen evangelischen Lebens in den Schutzgebieten und im Auslande“ 130.
 Vereinigter Landtag, Berufung des — 1847 84.
 Verfassung 153 ff., Grundlagen der schlesischen — 57, 58.
 Verfeinerungsindustrie in Oberschlesien 212; Betriebe und Arbeiterverhältnisse in der — 211; Erzeugnisse der — und ihr Wert 211, 212; Aussichten für die — 212, 222.
 Verkehrswägen, — zur Steinzeit 4; — nach Ungarn 170.
 „Verknüpfen“ durch Hexen, Aberglaube an das — 356.
 Vermögensabwanderung aus Schlesien 199.
 Veronika, Schweißtuch der — in der Kirche zu Chełmno (O.S.) 336.
 „Verschwörung der Frauen“ von Artur Müller 282.
 Versus Lubenses 33, 34, 37, 112.
 Vertrautung der oberösterreichischen Eisenindustrie 210.
 Verwaltung in Schlesien 153—160.
 Vesperbilder 325.
 „Vesuvius“ von Opij 274.
 Viadrina, Bibliothek der 129.
 Vaticum Vratislavense, Druck des — 234.
 Viehzucht in Schlesien 203.
 Vierdung 40, 51, 112.
 „Vierundzwanziger“ (Münze) 103, 104.
 Vierzehnheiligen 332.
 „Vierzig Jahre“ von Holtei 285.
 Vinoy, Rückzug des General — nach Paris 95.
 Vinzentiner, Kloster der — in Breslau 150.
 Vinzenz Levita am Dom in Breslau 324. —, Relief der Marterung des heiligen — 329.
 Vinzenzkirche in Breslau 150, 290, 291, 297; Kapelle an der — 313, 340; Bildnis Heinrichs II. in der — 323.
 Vinzenzkloster, Bau des — in Breslau 313.
 Vinzenzstift, Portal des — 329.
 Vischer, Peter 105, 117.
 „Vita St. Hedwigis“ 266.
 Vogelhannes, Sage vom — 358.
 Vogt, Breslauer Goldschmied — 105.
- Vogt Friedrich, „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen“ von — 387.
 Vogteirecht der Städte 134.
 Völkerwanderungszeit 22, 23; Funde aus der — 22.
 Volksbank, polnische — in Beuthen 166.
 Volksbibliotheken 245.
 Volkstunde, schlesische — 351—409.
 Volkslieder 285, 288, 350; Sammlungen schlesischer — 385, 386, 387.
 Volks Schulwesen 246, 247, 248; polnisches — 164.
 Volkschulunterhaltungsgesetz von 1906 156.
 Volksüberlieferungen, Sammlung schlesischer — 261.
 Volksversicherung 155.
 Vondels, Jost van den — 279.
 Vorshover, Sigismund — 234.
 de Vries 337, Christusstatue von Adrian — 329.
 Vulturinus, Pancratius — 344.
- Wabnitz, Mundartengrenze bei — 374.
 Wachler, Professor der Theologie 255, 260.
 Wäschefabrik 216.
 Wäser, Johann Ernst Christian; Breslauer Theater unter — 347.
 Waffen der Urzeit 1.
 Waffensegen 361.
 Wagenhaus in Neisse 309.
 Wagenseil, Johann, Christof 269.
 Waggonbau 212.
 Wahlstatt, Klosterkirche in — 315, 329; Mälereien in — 338, 340; Mongolenschlacht bei — 49, 229, 266.
 Walchenbusch bei Böberstein 354.
 Wald, Ausdehnung des — in Schlesien 194.
 Waldau, Max 286.
 Waldau in der Oberlausitz; Grabmäler in — 332.
 Waldburg 195; Bürgerhäuser im Stile des Neuklassizismus in — 320; Dissidenten im Kreise — 130; evangelische Kirche in — 320; Kohleindustrie und Bergbau im Revier — 179, 191, 208, 209; Porzellanfabrikation in — 219; auswärtige Strafklammer in — 148; Tracht in der Gegend von — 408.
 Waldburger Porzellanmanufaktur 191.
 Walbeyer, Professor der pathologischen Anatomie 257.
 Waldfrauen 355.
 „Walen“, Erzählung von den — 357.
 Walenbücher 357.
 Wallendorf bei Lubończyk Kreis Ratibor 26.
 Wallenstein 276.
 Wallonen, Niederlassung der — in Breslau 291.
 „Walseth und Leith“ von H. Steffens 285.
 Walther, Bischof von Breslau 34, 110, 291, 342.

- Walther, Hans 308.
 Walter von der Vogelweide 268.
 Walzwerksbetriebe, Arbeiterzahl, Löhne und Produktion in den — 211.
 Wandalen 18, 22, 27; Wohnsitz der — 19.
 Wanderdrucker in Breslau 235.
 Wandilier 18.
 Wandmalerei des Barock 339, 340, 341; — der Gotik 334, 335; — der Renaissance 335, 336, 337.
 Warmbrunn, Bibliothek der Grafen Schaffgotsch in — 244; Schloß in — 184.
 Warschau 170; Blüte und Niedergang der Stadt — 173.
 Wartenberg 170; Münzstätte in — 100.
 Wartenberg, Peter; Klappaltar des — 334.
 Martha, Orgelprospekt in — 332; Paß von — 45.
 „Was ich erlebte“ von H. Steffens 284.
 Wassermann, Aberglaube vom — 359.
 Wasserpolnisch 162.
 Wassersteuer 154.
 Wasserversand, Bedeutung des — für die Industrie 201.
 Wasserweisen 154.
 Waterloo, Schlacht bei — 93.
 Wattefabrikation 214.
 Wattenbach 33, 115, 261.
 Webegewichte, aus der Steinzeit 5.
 Weber, in der mechanischen Leinenindustrie beschäftigte — 213.
 Weber, Karl Maria von — als Kapellmeister in Breslau 347.
 Weberaufstand im Eulengebirge 84, 93, 185, 188.
 Weberdörfer des Gebirgsrandes in Schlesien; Gesundheitszustand der Bevölkerung der — 196.
 Webercien 213, 214, 215.
 Weberei von gemischteten Stoffen 213, 214.
 Webstühle, Zahl der — 216.
 „Wechselbälge“ 355, 356.
 Wedherlin, Georg, Rudolf 271.
 Weicherau, Mundartengrenze bei — 374.
 „Weichselzopf“ der Pferde 355.
 Weide, Ausdehnung der als — gebrauchten Flächen in Preußen und Schlesien 194.
 Weigersdorf, Sprache in — 371.
 „Weihgebund“ als Schutz gegen Hexerei 389.
 Weihnachtsbräuche 364, 365.
 Weihnachtsspiele 269, 387.
 Weimar 282.
 Weimarer Bibliothek 268.
 Weinbau im Mittelalter 172; — bei Grünberg 203.
 Weinhold, Karl 354.
 Weintrud, Nikolaus 343.
 Weise, Christian 270.
 Weistrich 154; Mittelgebirgshaus im Gebiet der — 402, 403.
 Weiß, Albert 387.
 Weisse, Singspiele von — 347.
 Weihenbürg, Schlacht bei — 94.
 — in Siebenbürgen; Opitz in — 273.
 Weißer Berg bei Prag; Schlacht am — 71, 309.
 Weißes Vorwerk bei Breslau 318.
 Weißgroschen 102, 103; Wert des — 106.
 Weißwasser, Glasindustrie in — 219.
 Weizzuckerfabriken 204.
 Weizen, Bedarf und Ertrag an — 202; Anbaugebiet des — 194, 202; Mangel an baufähigem — 205.
 Wellersdorf, Kreis Sorau; Sprachproben aus — 377, 378, 380.
 „Welsche“ Juden 135.
 Weltmarkt, Lage Schlesiens in bezug auf den — 200.
 Wenden, Sagen der — 359, 360; Sprachgebiet der — in Schlesien 371.
 Wenkerscher Sprachatlas; Sähe aus dem — in schlesischen Mundarten 377, 378, 380.
 Wenzel, A. 144.
 Wenzel, Herzog von Liegnitz 101.
 Wenzel II., König von Böhmen 54, 60, 61, 135.
 Wenzel von Beheim 267.
 Wenzel, Ausmalung des Domes in Breslau durch den Laienbruder — 334.
 Werkzeuge der älteren Steinzeit 1.
 Werkzeugmaschinen, Fabrikation von — 212.
 Werner, Paul von —; Grab des — 96.
 Werner, F.; Beichner — 341.
 Werwolf 355.
 Westdeutschland, Unterschied zwischen — und Schlesien in bezug auf Vermögensverpflanzungen 200.
 Westfälischer Friede 74, 127, 309.
 „Wichtelzopf“ der Pferde 355.
 Wichulla, Grabsfund von — 19, 20.
 Widmut 51.
 „Wiedergänger“ 352, 353.
 Wieland 282.
 Wien 283; Einführung des Buchdruckes in — 233; Einkäufe der Schlesier in — 220; Handschrift der Hedwigslegende in — 230, 231, 232; Holstei in — 285; Opitz in — 272, 273.
 Wiener Geld 102.
 Wiener Kongreß 82.
 Wiesenflächen, Verbreitung der — in Preußen und Schlesien 194.
 Willestentum 121.
 Wilder, Professor der Rechte 256.
 „Wilder Jäger“ 352.
 Wildpferde 1.

- Wildrinder 1.
 Wildschuh, Mundartengrenze bei — 374.
 Wildschweine 5.
 Wilhelm von Modena, päpstlicher Legat 52.
 Wilhelmschule, Königliche — in Breslau 137.
 Willmann, Michael 312, 337, 338, 339, 341.
 „Windin, Frau —“ 352.
 Winkelmann, Einfluß von — auf die Baukunst 318.
 Winkler, Andreas; Druckerei des — 237.
 —, Oswald; Pfarrer — 124.
 —, Steinmeß Philipp 329.
 Winterfeld, Hans, Karl von —; Tod des Generals — 95.
 Winterfeld, Karl von — Oberlandesgerichtsrat 349.
 Winzig, Amtsgericht in — 146; Münzstätte in — 100.
 Wirkbach, Martin 348.
 Wirtschaftliche Kultur der Gegenwart 193 bis 223; Aufgaben und Forderungen der — 222, 223.
 Wirtschaftsgeschichte, schlesische — im Mittelalter 169, 170, 171, 172; — zu Beginn der Neuzeit 172, 173.
 Wirtschaftsleben, städtisches — im Mittelalter 170, 171; Niedergang des — zu Beginn der Neuzeit 173.
 Wissenschaft, erste Pflege der — in Klöstern 227.
 Wittelsbach, Niederlausitz unter dem Hause — 60.
 Wittenberg 123, 276.
 Vladislaien, Münzprägung unter den — 98; Schlesien unter den — 32; Teilung Schlesiens unter den — 33; wirtschaftliche und soziale Verhältnisse in Schlesien unter den — 34, 35, 36.
 Vladislau, Großherzog — von Polen 32.
 —, König von Böhmen 64, 65.
 —, I. Lokietek, König von Polen 54.
 —, II., König von Polen 125.
 —, IV., König von Polen 274.
 Vladislawscher Saal in Prag 303, 304.
 Wlast, Graf Peter — 111, 290, 322.
 Wochentage, abergläubische Bedeutung der — 362, 363.
 Wodan 352.
 „Wöchentliche Avisen“ des G. Baumann 238.
 Wörth, Schlacht bei — 94.
 Wohlau 127, Baptisten in — 131; Münzstätte in — 100; Polen im Kreise — 163.
 Wohlfahrtspflege in Schlesien 158.
 Wohnhaus eines schlesischen Bauernhauses 390, 391.
 Wohnung und Tracht 388—393.
- Wohnungsanlagen zur Bronzezeit 13; — zur Steinzeit 4.
 Wohnungsverhältnisse in Schlesien 221; Einfluß der — auf den Gesundheitszustand 196.
 Wojschwiß, Tieflandshaus in — 400.
 Wolf, Tobias 105.
 Wolff, Christian 281.
 Wolff, Johann, Georg von —; Büste des — 330.
 Wolfskron, Reproduktion der Hedwigslegende von — 230.
 Wolgemutische Schule in der Holzschnidekunst 236.
 Wollindustrie 216.
 Wollkonsum der Textilindustrie 203.
 Wollspinnerei, Zahl der Arbeiter und der Betriebe in der — 213, 214.
 Wollweberei, Zahl der Arbeiter und der Betriebe in der — 213, 214.
 Wolzogen, Ernst von — 268.
 „Wort der Frau, das —“ von Platen 287.
 „Wort und Brauch“; Rübezahlforschung in der Zeitschrift — 358.
 Würben, Heinrich von — 114, 115; Wappenbild der — 99.
 Württemberger Herzöge in Öls, Münzprägung der — 104.
 „Wunderhorn, des Knaben —“ 284.
 Wundersagen 360.
 Wurmser, Nikolaus 333.
 Wüstegiersdorf 190.
 Wyl, de — 358.
 Wyschehrad 29.
 Xenien von Schiller und Goethe 282.
 York von Wartenberg; Schlesische Truppen unter — 92, 93; Ruhesitz von — in Schlesien 96.
 Gabrje 162; fiskalische Gruben bei — 195; Jüdengemeinde in — 136, 138; Sprache in — 371.
 Gavor 33, Anfall von — an Polen 64.
 Gauherbräue 356, 357, 360, 361.
 Gaudig bei Ratscher, Sprachgrenze bei — 371.
 Gausig, Almand 339.
 Gebele 352.
 „Geber, der schlesische — und der Teufel“ 286.
 Gedlich, Joseph Christian von —, Freiherr 286, 287.
 Gehndukatenstüd 102.
 Gehntstreitigkeiten der schlesischen Herzöge 51, 112.
 Geitschriften, schlesische — 283.
 Zeitschriftenlesezimmer der Breslauer Universitätsbibliothek 244.
 Zeitungen, polnische — 165.

- Zeitungskrieg in Breslau 238.
 Zeitungswesen 238.
 Zeitz, Rathaus in — 300.
 Zellstofffabrikation 205, 218.
 Zellulosefabriken, Zahl der Arbeiter und Arbeitslöhne in den — 206.
 Zementindustrie 219.
 Zeitkatalog der Breslauer Universitätsbibliothek 243.
 Deutschner, Tobias 345.
 Ziegelbauten 391.
 Ziegen, Zahl der — in Schlesien 203.
 Ziegenhals, Gründung von — 44.
 Ziegenhals, Jodocus von — 343.
 Ziegler'sche Grabplatte in Radmeritz 330.
 Zierpflanzen des Bauerngartens 389.
 Zieten, Brigade von — 1813 92, 93.
 Zigarettenfabrikation 221.
 Zillertaler Haus 403.
 Zindel, Wandmalereien in — 334.
 Zinn, Produktion von raffiniertem — und Rohzink 211.
 Zinkblechwalzwerke, Arbeiterzahl in den — 211.
 Zinkblende, Vorkommen von — in Oberschlesien 195; verarbeitete Menge von — 211.
 Zinkblenderöstanstalten, Arbeiterzahl in den — 211.
 Zinkerz, Einfuhr von — 211.
 Zinkerzgruben, Lebensdauer der — in Oberschlesien 196; Zahl der — und Zahl der Arbeiter in den — 211.
 Zinkgref 272.
 Zinkindustrie 211, 212; Lage der oberschlesischen — 195, 196.
 Zinsbauern 37.
 Zips, Grafschaft — in Ungarn 373.
 Zirkumskriptionsbulle vom 16. Juli 1821 119.
 Zisterzienser 35, 291, 293; Bedeutung der — für die Kultur in Schlesien 114; Berufung der — nach Leubus 37, 111.
 Zittau, Aufführung von Schulkomödien in — 270.
 Zivilisation, erst Anfänge europäischer — 2.
 Zivilsenate 149.
 „Zlatna, oder von Rhue des Gemütes“ von Opiz 273.
 Zobten, Mundartengrenze bei — 374.
 Zobtenberg 4, 28, 291; — als Kulturstätte der Urbewohner Schlesiens 18.
 Zölle, Einführung von — in Schlesien 67, 75.
 Zollkrieg zwischen Österreich und Preußen nach dem Siebenjährigen Kriege 78.
 Zollpolitik 223; Nachteile der deutschen — für den schlesischen Export 201, 211, 212, 218; für den Import nach Schlesien 206.
 Zollverein 83, 190.
 „Zompeldroll“ am Lichtenabend 388.
 Zoologisches Institut der Universität Breslau 257.
 Strigom, Kastellanei — 35.
 Zucker, Frachtsätze für den Export von — 201.
 Zuckerrindustrie 204, 218.
 Zuckermann, Benedikt 139.
 Zuckerrübenbau, Gebiet des — in Schlesien 194; Steigerung des — 202.
 Zuckersiederei, Haus der — in Breslau 319.
 Zuckmantel, Bergbau in — 101, 172.
 Züllichau, Erwerbung von — durch die Hohenzollern 64; — unter dem Hause Luxemburg 373.
 Zülz, Judengemeinde in — 136, 138; Mundartengrenze bei — 374; Sprachgrenze bei — 371.
 Zündner, Produktion und Wert von — 209.
 Zündnerfabriken, Zahl der —, Zahl der Arbeiter in den —, Arbeitslöhne in den — 208.
 Zündholzfabrikation 218.
 Zünfte, Stellung der — unter staatliche Aufsicht 75.
 Zürich, Ausgabe von „Opizens Gedichten“ in — 281.
 Züini, Kastellanei — 35.
 Kunstverfassung 170.
 Supen zur Slavenzzeit 28.
 Zupanengeschlechter 34.
 Zwerge 359.
 Swingergesellschaft, Haus der — in Breslau 319.
 Zwingli, Ulrich; Druck der Schriften des — in Breslau 237.
 Zwirnspindeln, Zahl der — in Schlesien 215.
 Zwittau, Gefecht bei — 94.
 Zyraslaus, Bischof 342.
 Zywie 359.





9

1-8 Gefäße von Ton, Glas und Holz der spätromischen Zeit.
9 Slawischer Burgwall bei Köben a.O.



Prospekt von Breslau nach Merian (um 1650).



Prospekt von Neisse nach Hartmann Schedel, Liber chronicarum, Nürnberg 1493.





Ring Breslau nach Werner (um 1750).



Heinrich II.

Heinrich IV.

Mit Genehmigung des Schlesischen Altertumsvereins.



Wasserburg Wohnwitz.



Holzkirche in Goldmannsdorf.



Holzkirche in Pniow.

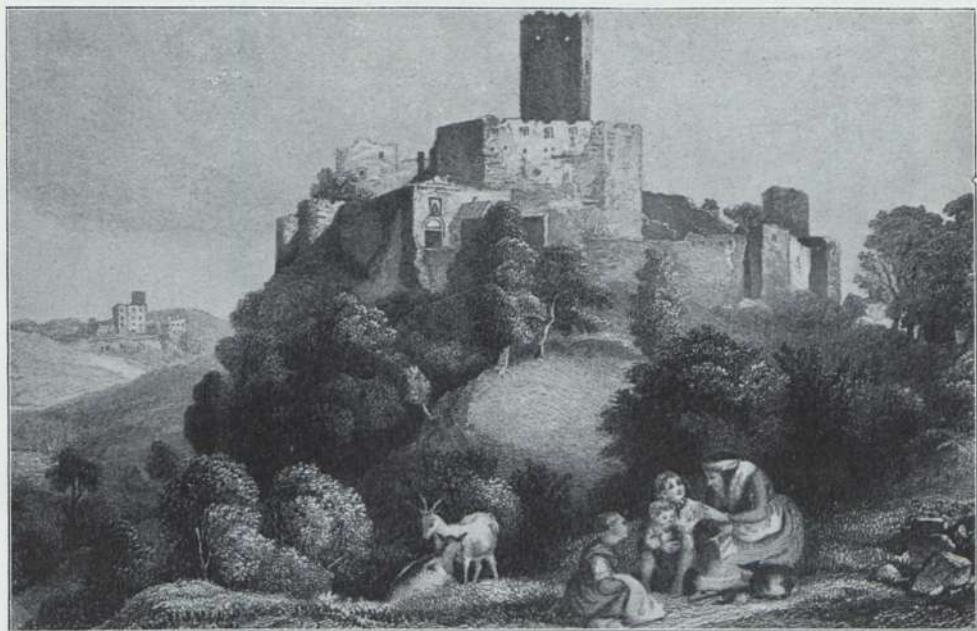


Markt in Schweidnitz.

WROCŁAW
BIBLIOTEKA
GŁÓWNA



Schloßtorbau in Brieg.



Die Volkburg.

Aus: Ludwig Richter, Ansichten aus Schlesien.
Mit Genehmigung des Verlegers Carl Ziegenhirt, Leipzig.

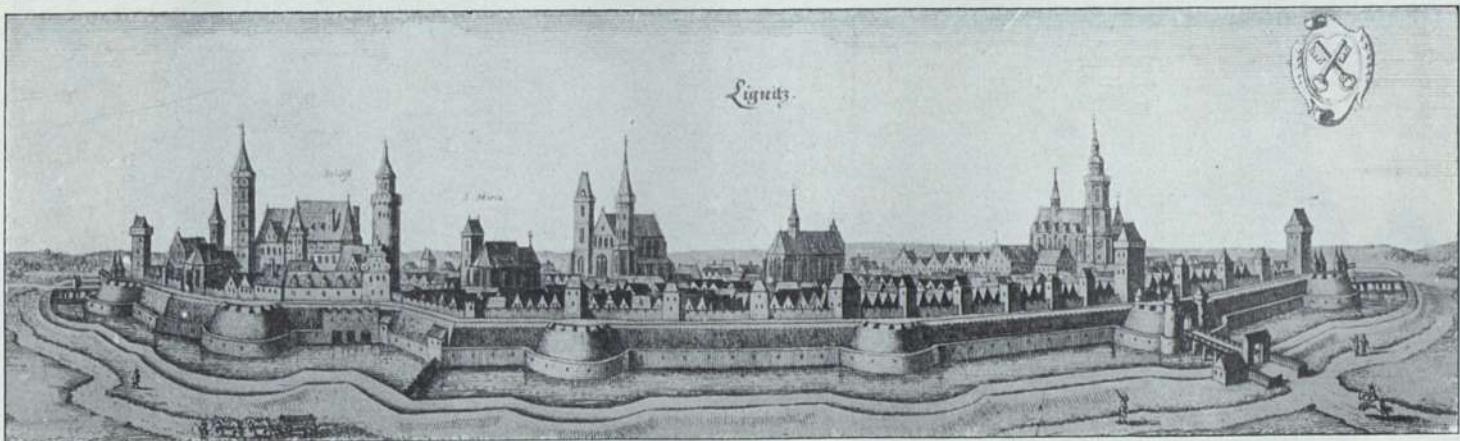


Schloßtor zu Liegnitz.

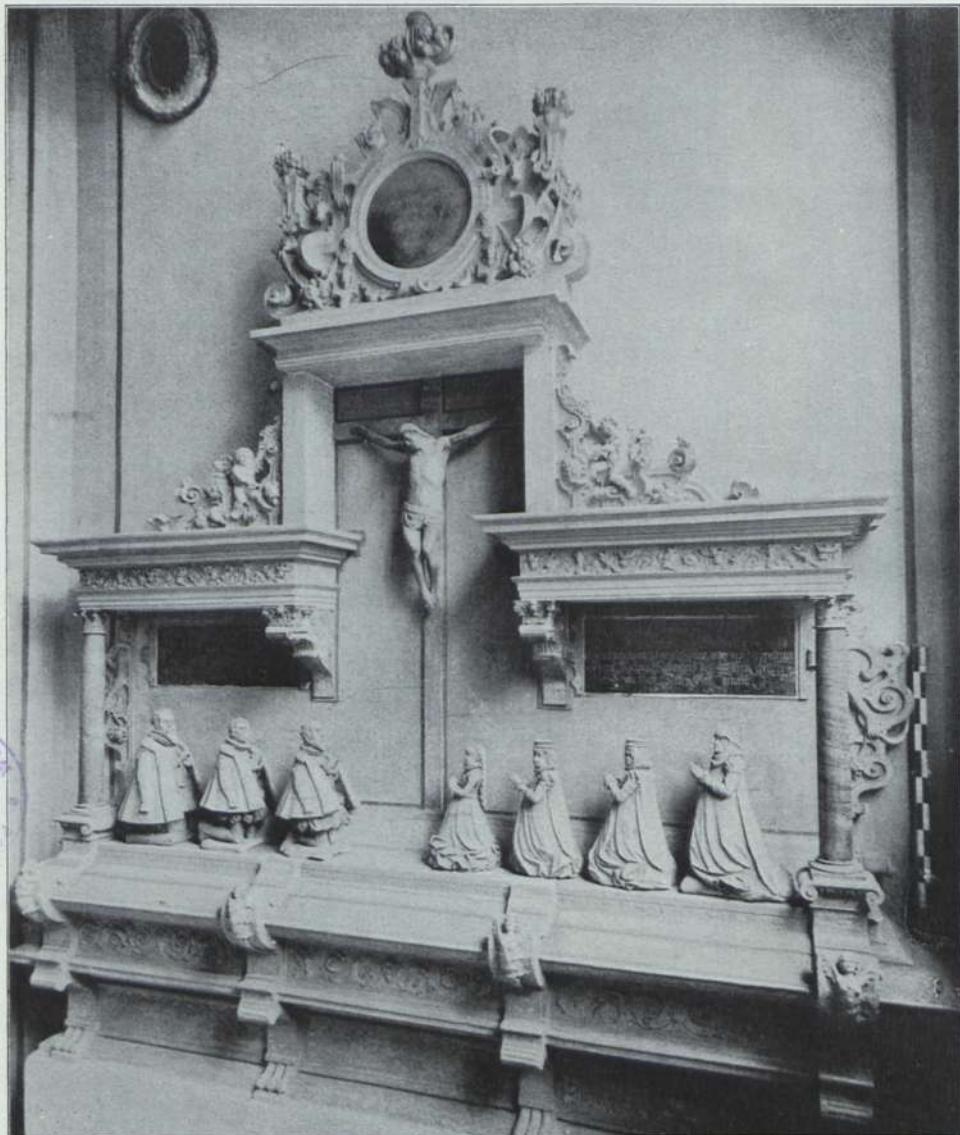


Prospekt von Schweidnitz nach Merian (um 1650).





Prospect von Lügnitz nach Merian (um 1650).



Familie Rehdiger.



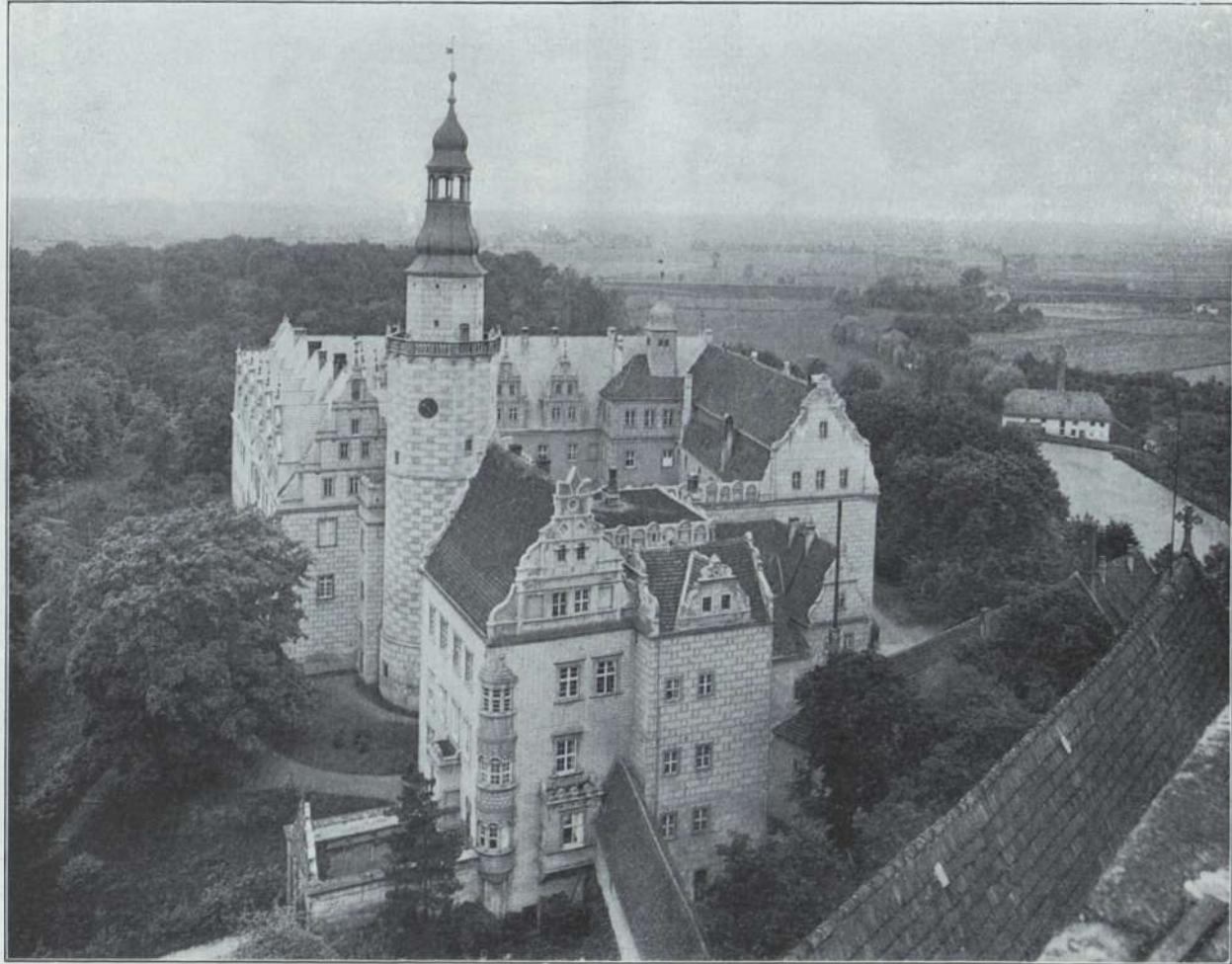
Kaiser Ferdinand II.

Aus: G. Winter, Geschichte des 30jährigen Krieges. Berlin 1893.



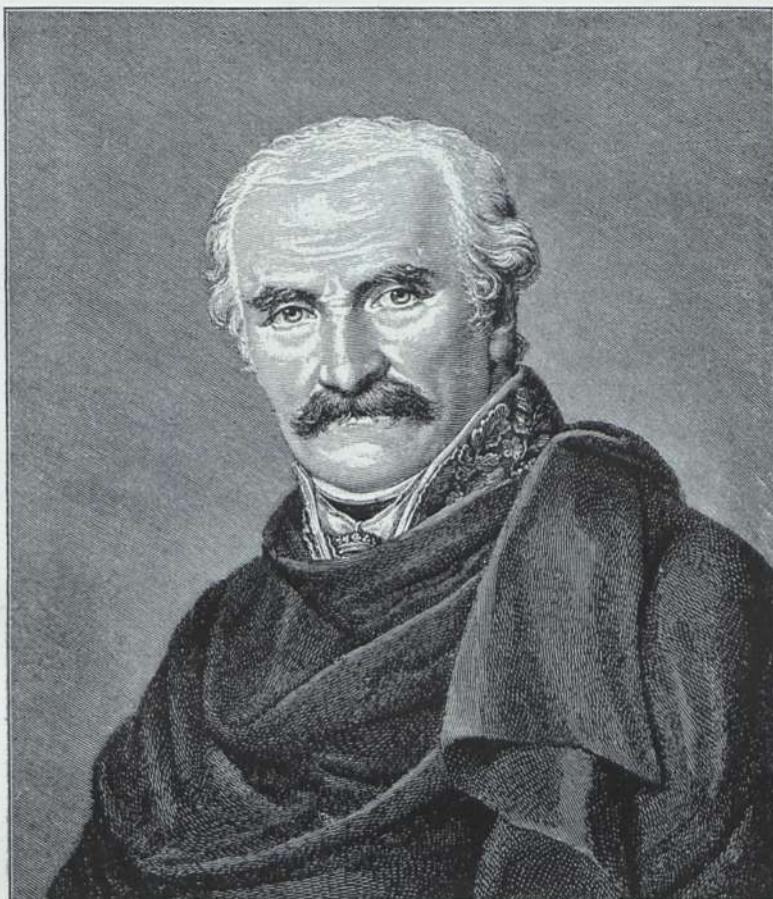
Kaiser Ferdinand I.

Aus: G. Winter, Geschichte des 30jährigen Krieges. Berlin 1893.



Schloß in Oels.





Generalfeldmarschall von Blücher.
Aus: E. Verner, Geschichte des preußischen Staates.



Ausmarsch der Landwehr. (Fries vom Blücherdenkmal.)
Aus: E. Verner, Geschichte des preußischen Staates.



Boguslaw Friedrich von Tauenzien.



Friedrich Wilhelm Graf von Goetzen.
Mit Genehmigung der
Königlichen Hofbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, Berlin.



Hans David Ludwig von Yorck.
Gemälde von Gebauer.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Feldmarschall Karl Friedrich von Steinmetz.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Grabdenkmal des Grafen Geßler
in der evangelischen Pfarrkirche zu Brieg.
Von Karl Gotthard Langhans.



phot. R. Jaensch, Breslau.
Blücher-Denkmal zu Kriebowitz bei Canth.

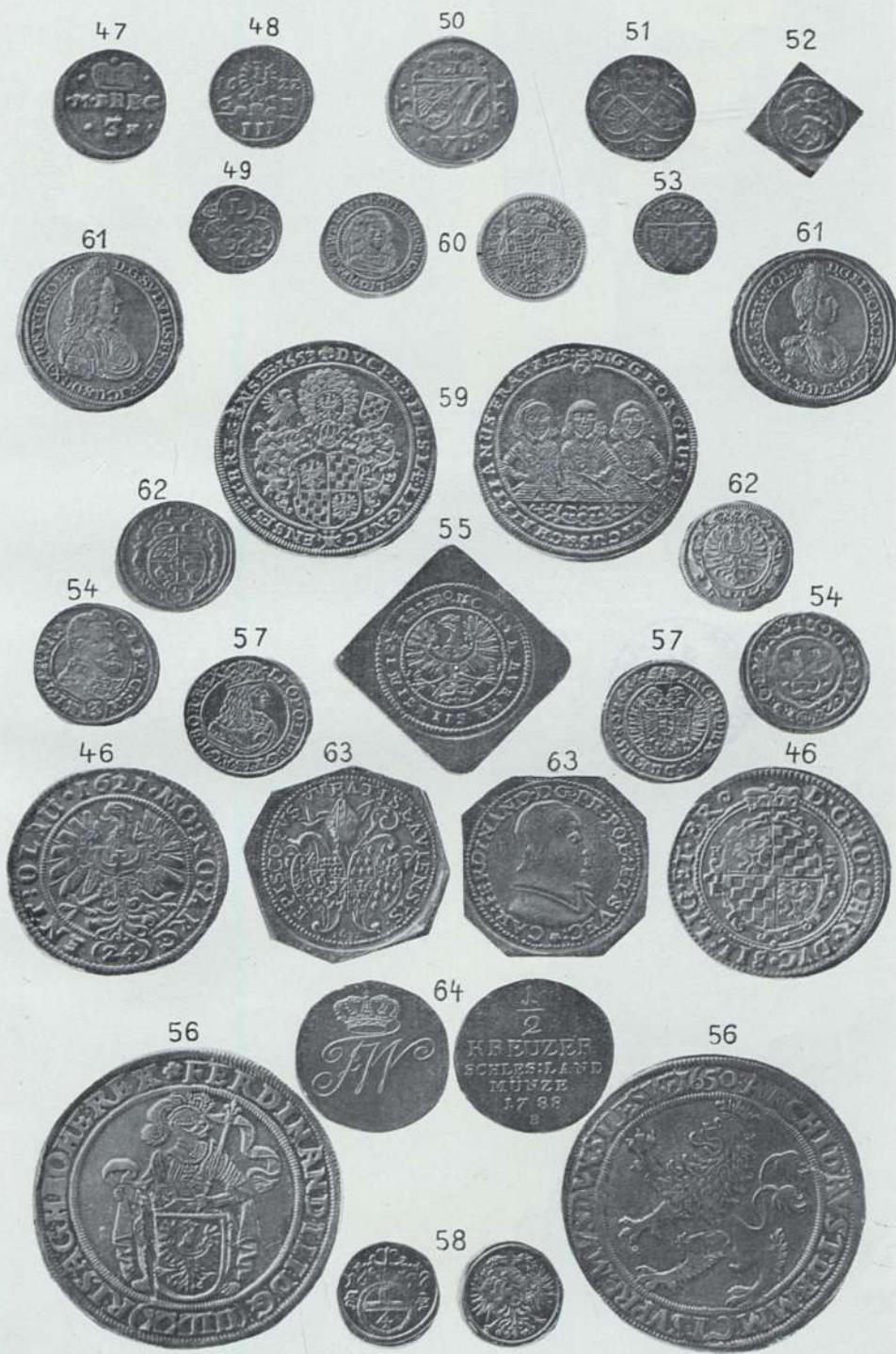


Schloß Kreisau.





POLITECHNIKA
Wrocławia
POLITECHNIKA
WROCŁAWIA





Der Dom zu Breslau um das Jahr 1750 (nach F. B. Werner).



Grabstätte für den Bischof Johannes Roth im Kleinchor des Domes zu Breslau.



Photographie H. Göß (Fa. van Delden), Breslau.
Kloster Leubus.







Älteste jüdische Grabschrift in Schlesien
(d. d. Breslau, 25. Dezember 1246).



Titelblatt des Oesler Pentateuchs
(beendigt am 29. Juli 1530).



Vom jüdischen Friedhof in Zülz.



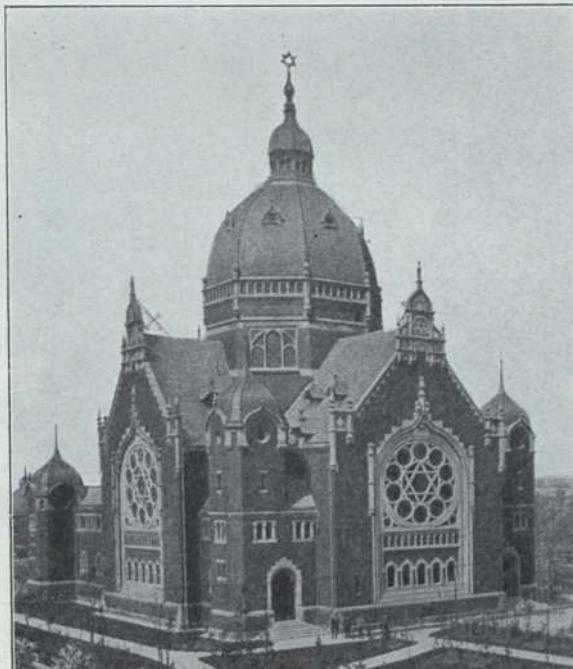
Von dem jüdischen Friedhof auf der Claassenstraße in Breslau.



Verwaltungsgebäude der Synagogen-Gemeinde in Breslau.



Neue Synagoge am Schweidnitzer Stadtgraben
in Breslau.



Synagoge in Katowic.



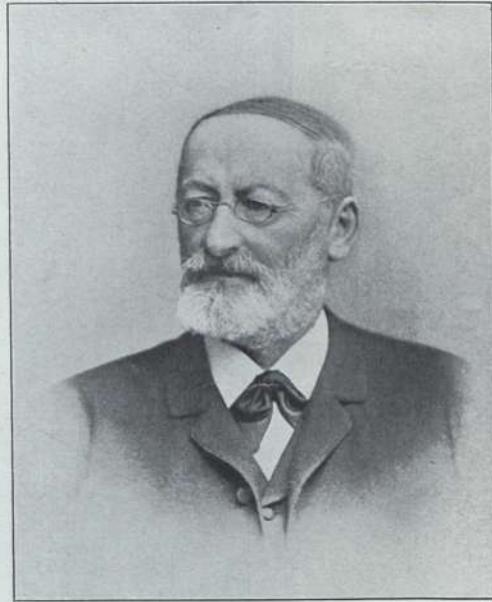
R. Abraham Tiktin,
Oberlandesrabbiner in Breslau
(st. 27. Dezember 1820).



Oberrabbiner Dr. Zacharias Frankel,
Direktor des jüdisch-theol. Seminars in Breslau
(30. September 1801 bis 13. Februar 1875).



Dr. Abraham Geiger,
Rabbiner in Breslau, Frankfurt a. M. und Berlin
(24. Mai 1810 bis 23. Oktober 1874).



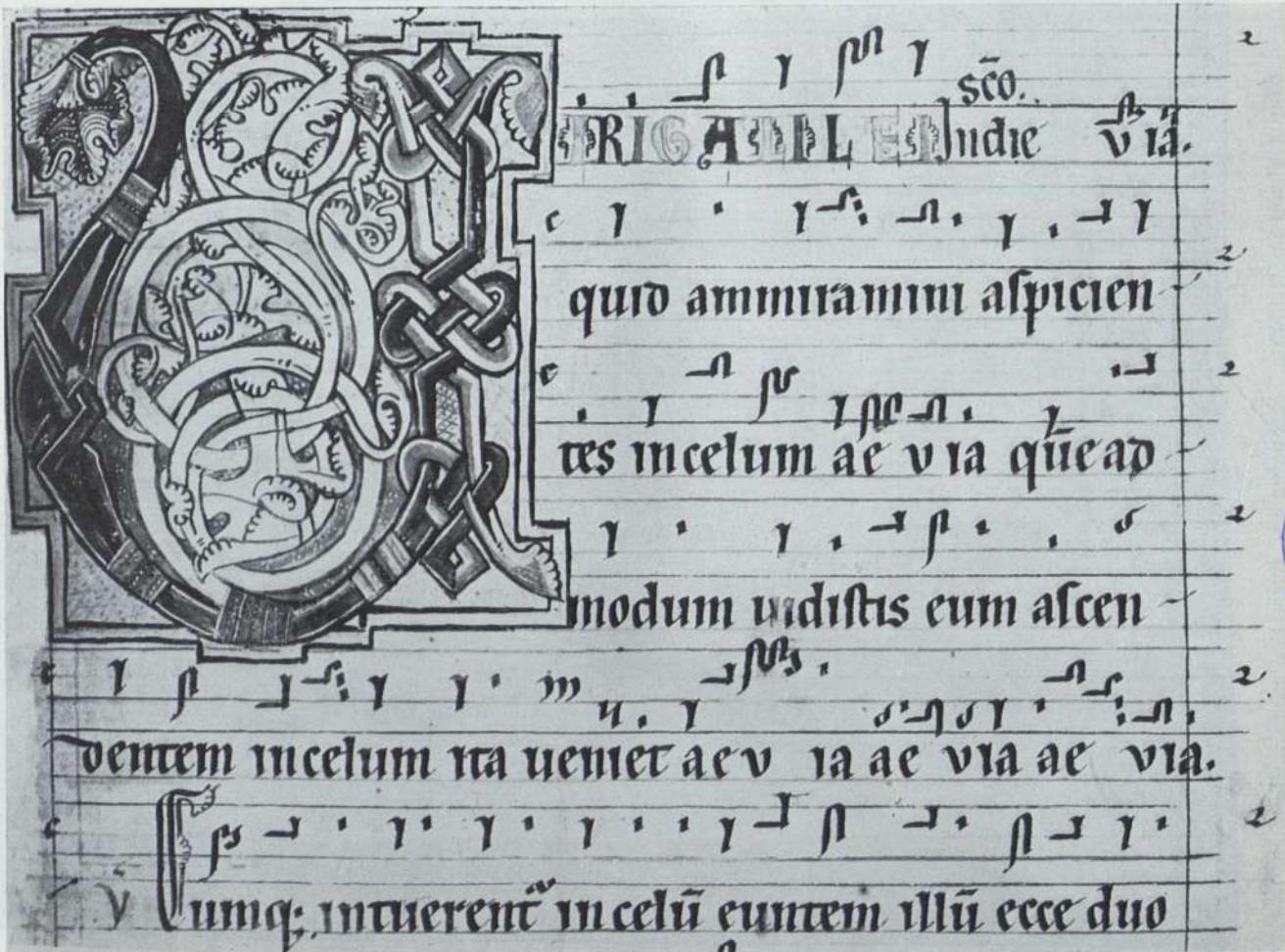
Geh. Reg.-R. Prof. Dr. Ferdinand Cohn,
(24. Januar 1828 bis 25. Juni 1898).



Standbild Johann Gottlieb Svarez in Breslau.



Einzug Christi in Jerusalem. Miniatur aus einem Psalterium nocturnum
der Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau (Anf. 13. Jahrh.).



Initiale und Schriftprobe aus einem Graduale der Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau (Anf. 13. Jahrh.).



Bau des Klosters zu Trebnitz. Miniatur aus der Hedwigslegende von 1353. (Bibliothek des Ritters von Gutmann-Wien.)



Bau des Klosters zu Trebniz. Federzeichnung aus der Hedwigslegende von 1451.
(Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau.)





Einzug der Königin Isabella von Sizilien in Paris.

Miniatür der Froissart-Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek (um 1468).



Leatherschnitt-Einband einer Handschrift von 1426 aus dem ehem. Kloster Rauden
in Oberschlesien.

(Königl. u. Univ.-Bibliothek Breslau).



Nec de Casibus per dñm Rudolphū Ep̄m
 irat reseruatis. Plures em̄ alij Casus i
 quibus Confiteentes ad Ep̄m. et in quibus
 de Jurecommuni ad papam remittuntur.
 In Synodalibus statutis dñi Conradi E
 piscopi irat viacū Canonicis pemten
 tialibus habentur. Quos quilibet sacer
 dos (iurta p̄fatorū statutorū tenorē) sci
 re. aliasq; in eo vix sacerdotis nomen con
 stabit. Ipaq; statuta in ecclia sua habere.
 publicare. districteq; obseruare. tenetur.
 Que viacū statutis dñorū Petri et Ru
 dolphi Ep̄orū irat. p̄ laude dei cōmumq;
 utilitate Cleri in alma vrbe irat p. C. E
 lyan Colligate. e. s. Crucis ibid Succi
 torem Impressa q; feliciter osumata sunt.
 Annodni Mccccclxxv. Nona vero die mē
 sis Octobris. **Sit Laus Deo .**

Schlußschrift aus Kaspar Elyans Druck der Statuta synodalia von 1475.
 (Königl. u. Universitäts-Bibliothek Breslau.)



Bruchstücke einer mittelalterlichen Bibliothek zu Goldberg i. Schl.



Martin Opitz.



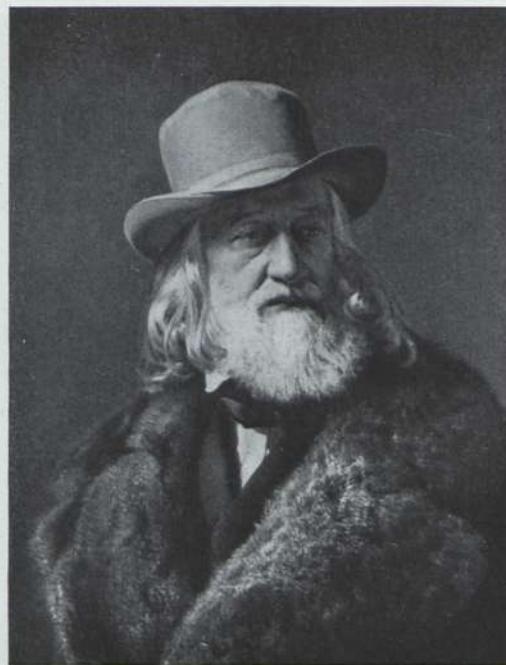
Andreas Gryphius.



Christian Günther.



Joseph von Eichendorff.



Karl von Holtei.

Mit Genehmigung des Schlesischen Museums für bildende Künste, Breslau.



Gustav Freytag.





Portal an der Maria-Magdalenenkirche in Breslau.



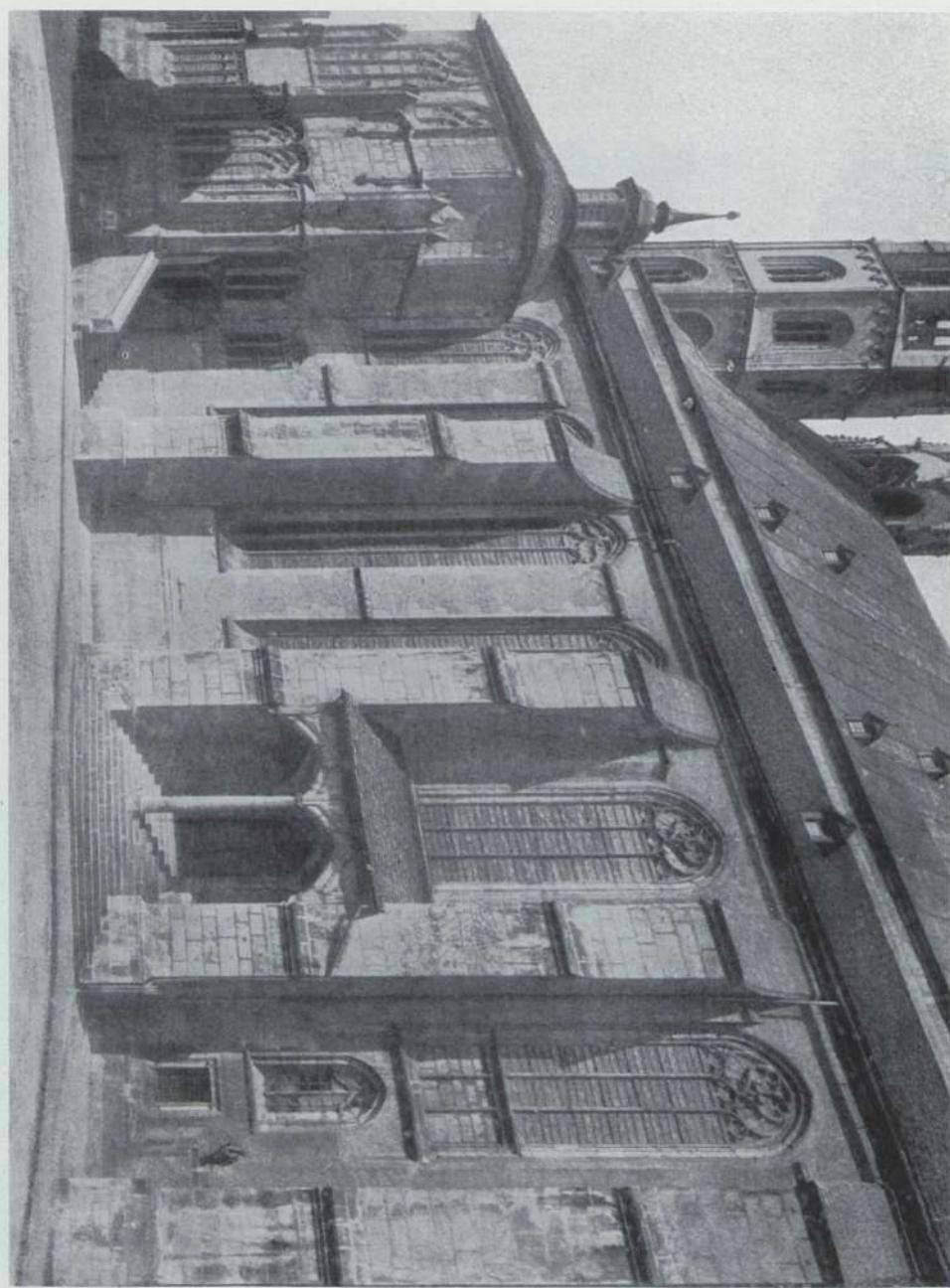
Chor des Domes in Breslau.

Mit Genehmigung der Kgl. Meßbildanstalt, Berlin.





Kreuzkirche in Breslau.



Peter- und Paulskirche in Zgorzelec.





Rathaus in Breslau.



Schönhof in Görlitz.





Rathaus in Görlitz.





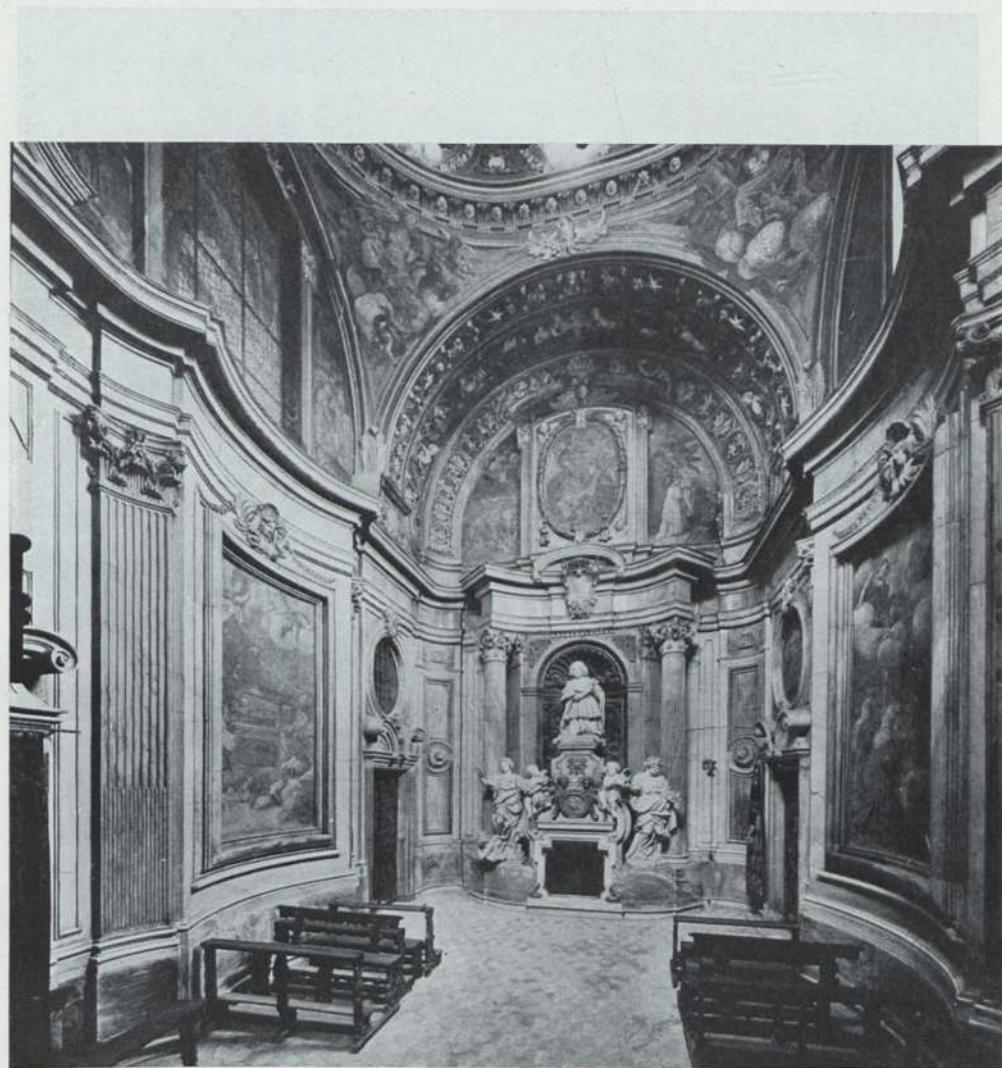
Nordwestecke des Rings in Breslau.
Mit Genehmigung der Königl. Meßbildanstalt, Berlin.



Kanzel der Maria-Magdalenenkirche in Breslau.



Kämmererhaus in Nürnberg.
Mit Genehmigung der Königl. Meßbildanstalt, Berlin.



Elisabethkapelle am Dome in Breslau.
Mit Genehmigung der Königl. Meßbildanstalt, Berlin.





Matthiaskirche in Breslau.





Universität in Breslau.
Mit Genehmigung der Königl. Meßbildanstalt, Berlin.

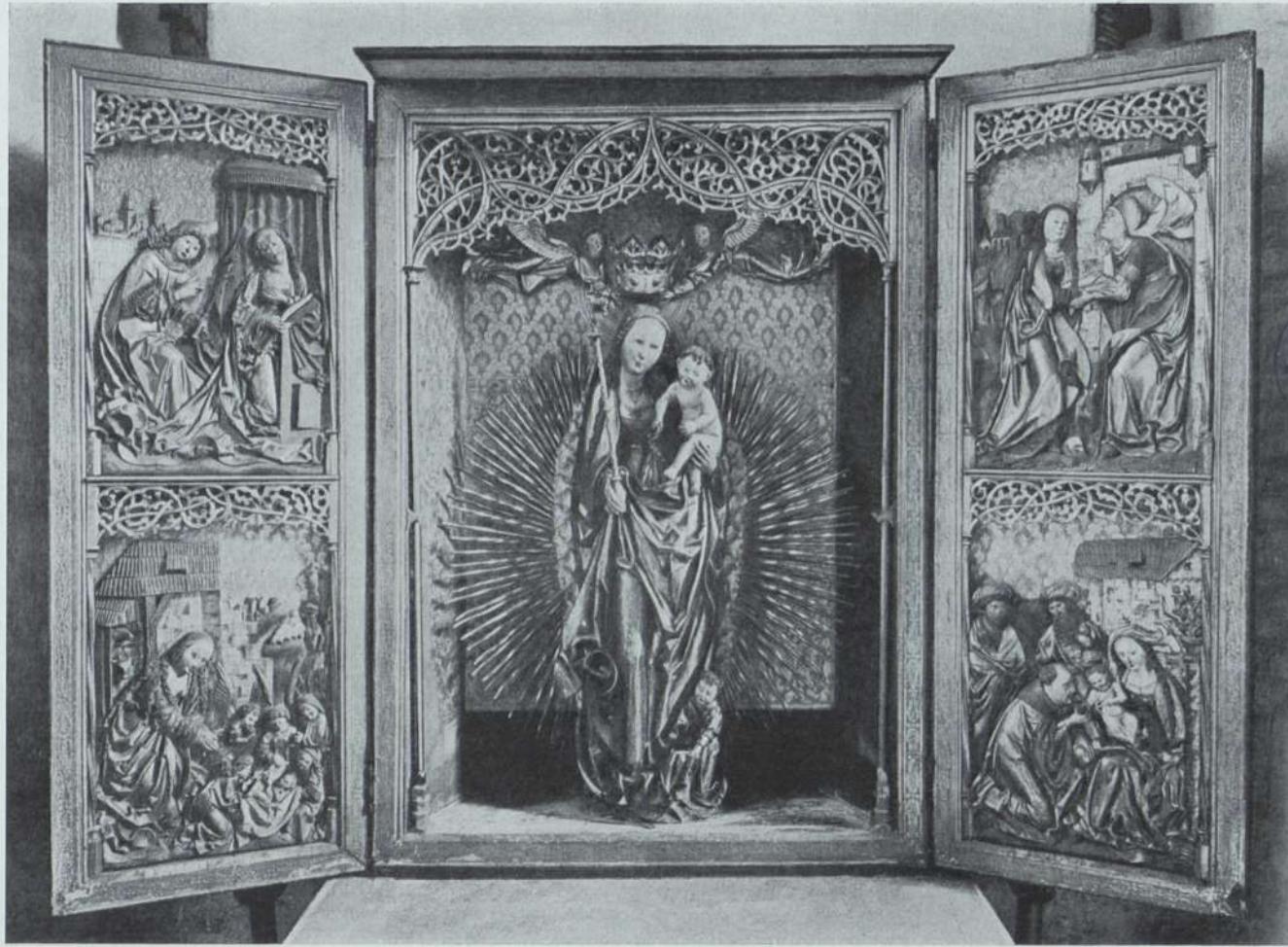


Aula Leopoldina der Universität in Breslau.

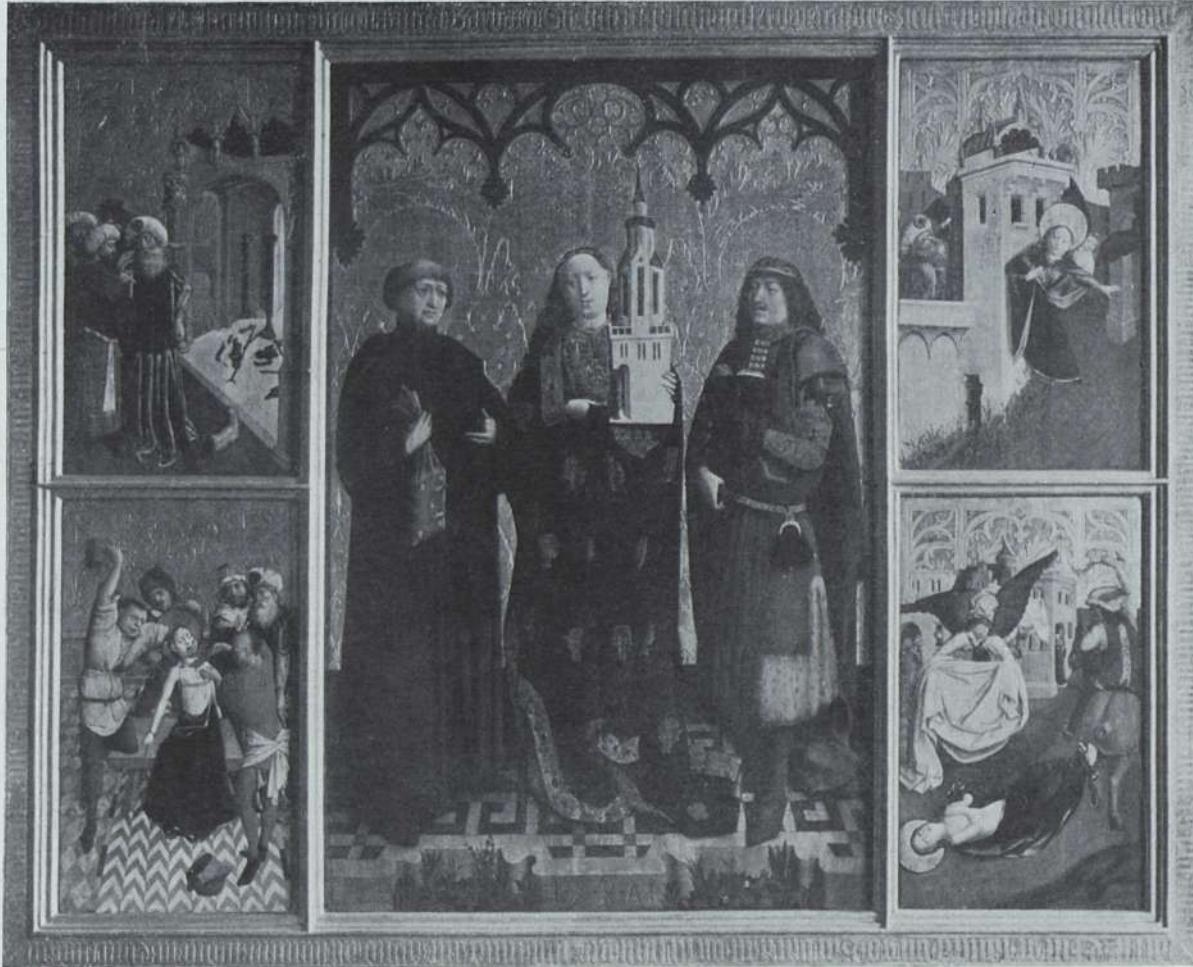


Marienkirche zu Grüssau.
Mit Genehmigung der Königl. Meßbildanstalt, Berlin.





Marienaltar in Görlitz.



Barbaraaltar in Breslau.



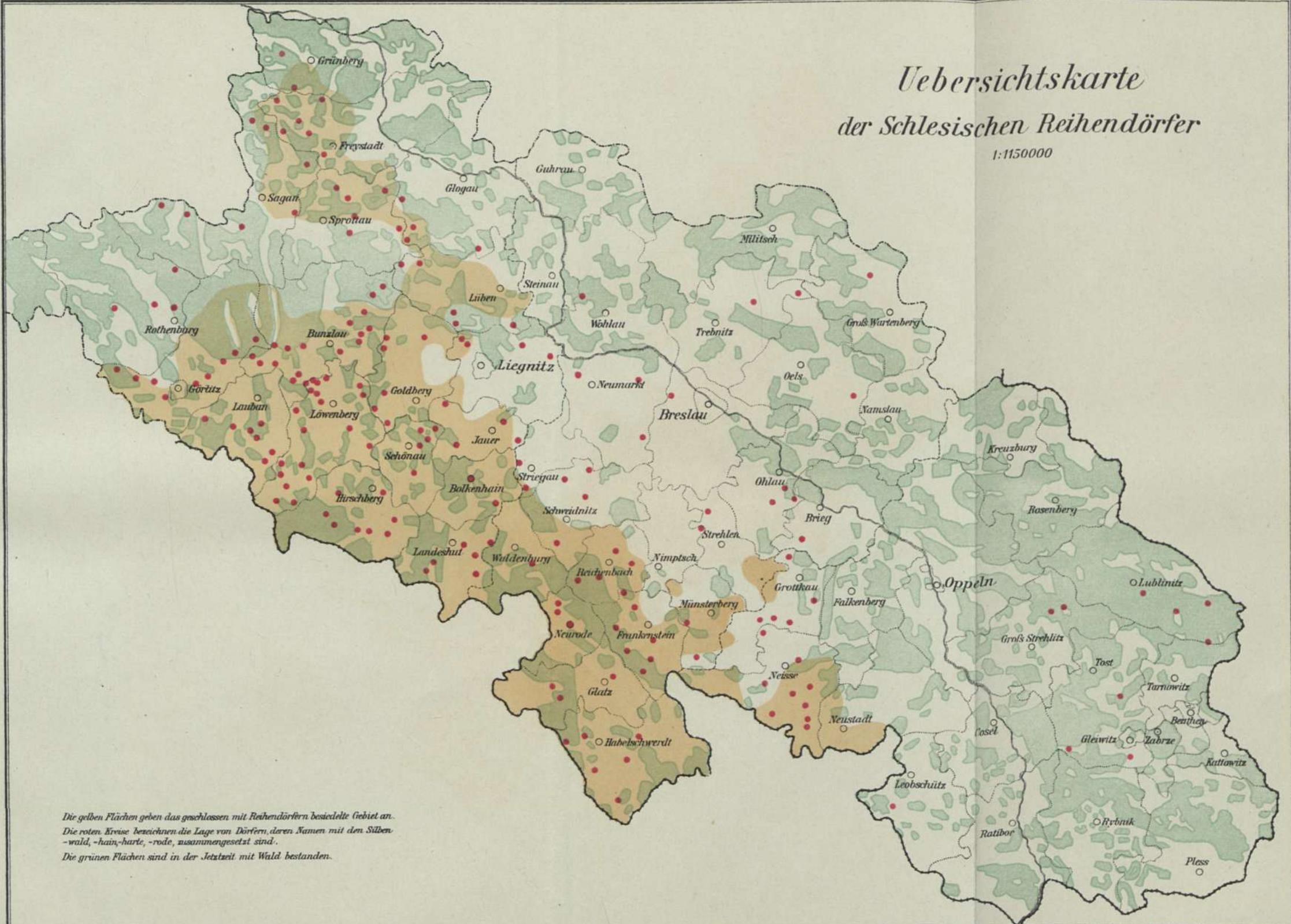
Deckengemälde der Marienkirche in Grüssau.
Mit Genehmigung der Königl. Meßbildanstalt, Berlin.





Uebersichtskarte der Schlesischen Reihendorfer

1:1150000



Die gelben Flächen geben das geschlossen mit Reihendorfern besiedelte Gebiet an.
Die roten Kreise bezeichnen die Lage von Dörfern, deren Namen mit den Silben
-wald, -hain, -härte, -rod, zusammengesetzt sind.

Die grünen Flächen sind in der Jetztritt mit Wald bestanden.



Abb. 1. Giebel-Vorhallenhaus. Schertendorf, Kr. Grünberg.
Sammlung des Verfassers.



Abb. 2. Niederschlesisches Tieflandshaus. Schosnofte, Kr. Grünberg.
Sammlung des Verfassers.



Abb. 3. Mittelschlesisches Tieflandshaus. Jägerndorf, Kr. Brieg (Bes. Gust.).
Sammlung des Verfassers.



Abb. 4. Oberschlesisches Tieflandshaus. Schönwald, Kr. Gleiwitz.
Aus Gustinde, Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes
im polnischen Oberschlesien. „Wort u. Brauch“, herausg. von Th. Siebs u. M. Hipp. Heft X.
Verlag von M. u. S. Marcus. Breslau 1912.



Abb. 5. Wohnhaus.

Mittelgebirgshaus der Ober-Lausitz. Neula, Kr. Rothenburg.
Aus der Studienmappe des Museumsdirektors Seyerabend, Görlitz.

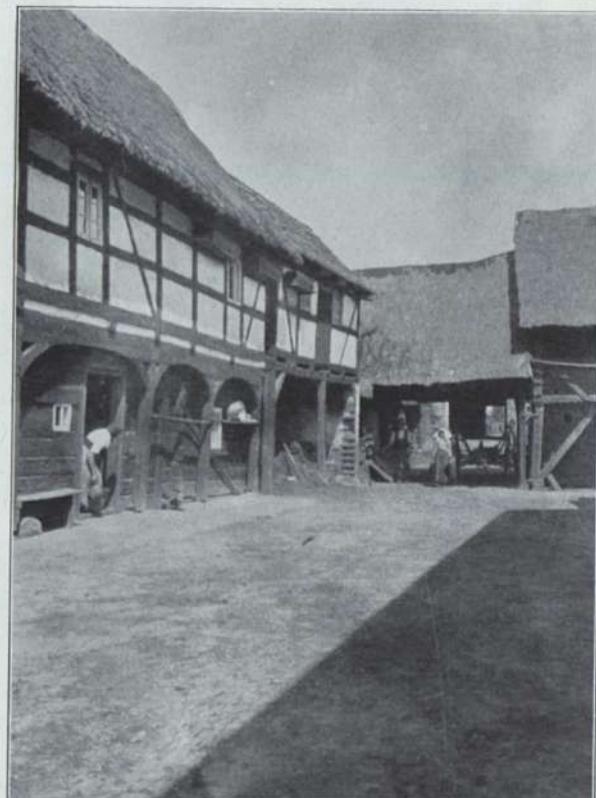


Abb. 6. Wirtschaftsgebäude.



Abb. 7. Städtische Laubenhäuser der Oberlausitzer Hausform vom Marktplatz in Schönberg, Kr. Lauban.



Abb. 8. Mittelgebirgshaus des Bober-, Katzbach- und Weistritz-Gebietes. Peterwitz, Kr. Jauer.
Sammlung des Verfassers.



Abb. 9. Mittelgebirgshaus der Grafschaft Glatz. Lewin, Kr. Glatz.



Abb. 10. Stube eines Mittelgebirgshauses aus dem Jahre 1612.
Ober-Langenau, Kr. Habelschwerdt.
Sammnung des Verfassers.



Abb. 11. Leuchtkamin eines mittelschlesischen Tieflandshauses.
Stoberau, Kr. Brieg.
Sammnung des Verfassers.



Abb. 13. Tracht aus Polnisch-Netzkow.

Sonntagstrachten im Kr. Grünberg.
Sammlung des Verfassers.



Abb. 12. Tracht aus Schosnosek.



Abb. 14.



Abb. 15.

Alte Bienenstöcke in Höfel, Kr. Löwenberg.

(Muster alter Bauerntrachten.)

Sammlung des Verfassers.





Abb. 16. Kirchentracht.



Abb. 17. Hochzeitsbitter.



Abb. 18. Werktagstracht.



Abb. 19. Kirchentracht.

Trachten aus Herzogswalda, Kr. Jauer.

Nach der Scholz'schen Sammlung im Museum zu Breslau.



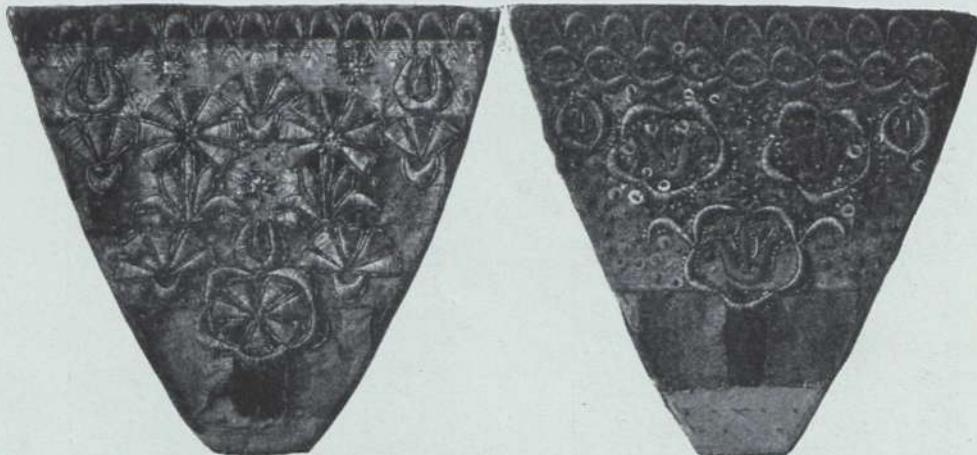


Abb. 20.

Gestifte Miederläze.

Kr. Neiße (um 1800).

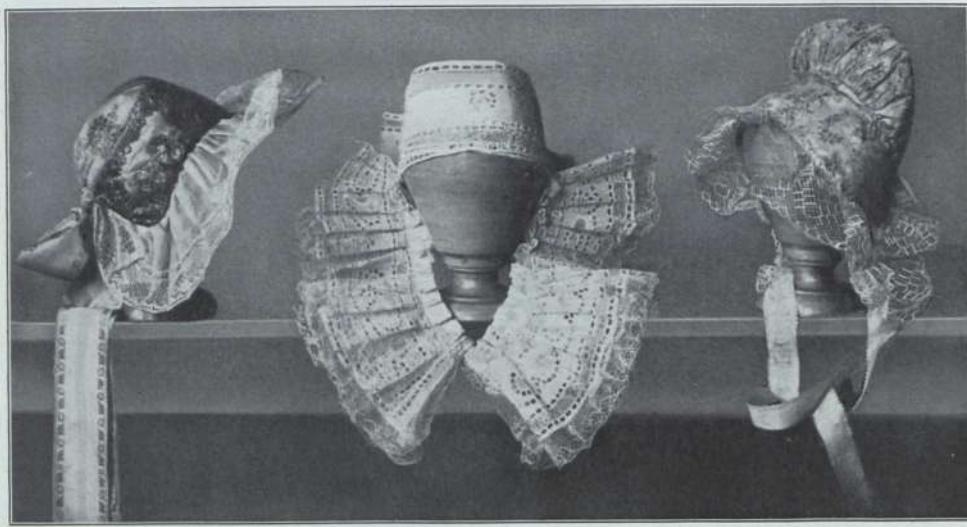


Abb. 21. Spangenhaube.
Kr. Frankenstein.

Abb. 22. Barthauben.
Kr. Bünzlau.

Abb. 23. Schnurrhaube.
Kr. Volkenhain.

Schlesische Hauben.

Aus dem Schlesischen Kunstgewerbe- und Altertums-Museum zu Breslau.



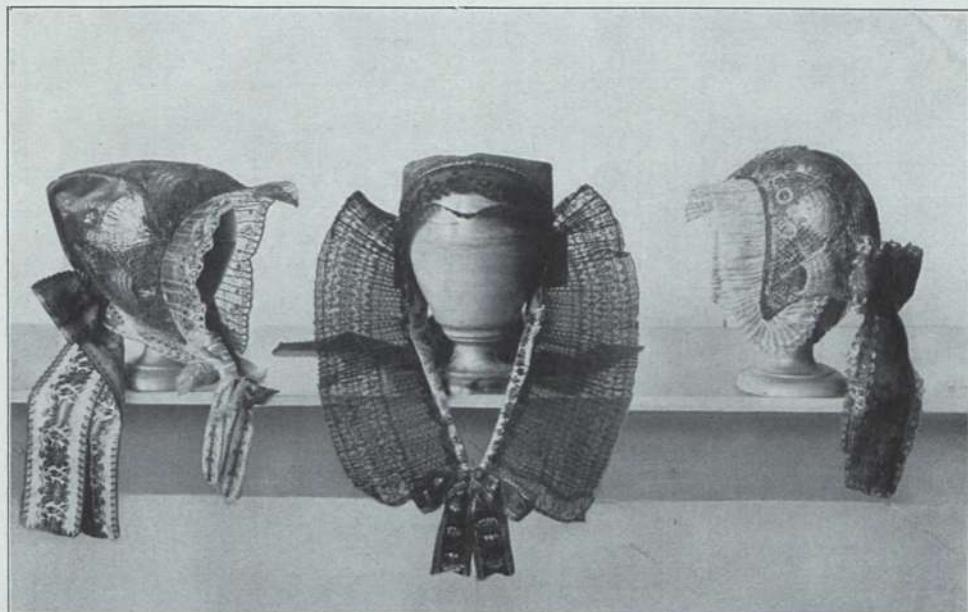


Abb. 24. Tressenkappe.
Kr. Schönau.

Abb. 25. Barthaube.
Kr. Schönau.

Abb. 26. Kräuterhaube.
Kr. Breslau.

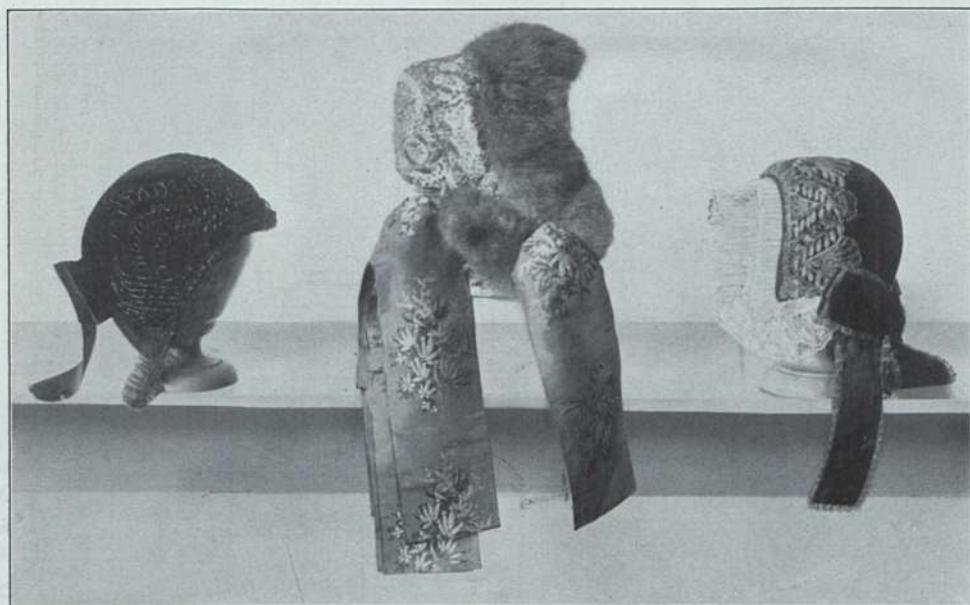


Abb. 27. Schmelzkappe.
Kr. Hirschberg.

Abb. 28. Pelzhaube.
Kr. Neiße.

Abb. 29. Kräuterhaube.
Kr. Breslau.

Schlesische Hauben.

Aus dem Schlesischen Kunstgewerbe- und Altertums-Museum zu Breslau.



Abb. 30.
Trachten aus Salzbrunn (um 1860.)



Abb. 31.



Abb. 32.
Trachten aus Schönwald, Kr. Gleiwitz.

Aus Gusinde, Schönwald. Beiträge zur Volkskunde und Geschichte eines deutschen Dorfes im polnischen Oberschlesien. „Wort und Brauch“, herausg. von Th. Siebs u. M. Sippe. Heft X. Verlag von M. u. S. Marcus. Breslau 1912.



Abb. 33.





BIBLIOTEKA GŁÓWNA

351256L/1